Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Inhalt.

I. Wallenstein und seine Katastrophe.

Wenige bedeutende geschichtliche Persönlichkeiten gehören so entschieden in die Kategorie der „räthselhaften Menschen" und sind so vielfach in die Geheimgeschichte ihrer Zeit verflochten, wie der Mann, dessen Namen die Ueberschrift dieses Aufsatzes nennt. Selbst in seiner Zeit, die des Abenteuerlichen, Wunderlichen und auch des Romantischen noch so viel sah, war die Erscheinung des Friedländers eine durch ihr Besonderes und Geheimnißvolles imponirende, entlehnte er einen guten Theil seiner Macht eben aus diesem mystischen Nimbus, den er, wenigstens in der spätern Zeit, geflissentlich um sich breitete, und obwol er keine populäre Sache verfocht und Volksgunst eher abstieß, als suchte, hat doch, nächst Gustav Adolph, kein Mann seiner Zeit einen so tiefen Eindruck in der Volksmeinung hinterlassen. Mancherlei Mythen, Sagen und Fabeln haben sich in der Geschichte seines Lebens eingebürgert, und es wird der Kritik gar schwer fallen, sie aus dem Volksglauben zu entfernen. Eine dichterische Geschichtschreibung und eine classische Dichtung haben sein Bild in festbestimmten Zügen den Gemüthern der Jugend eingeprägt und poetischen Zauber um seine Gestalt verbreitet. Die neueste Zeit hat aber

über wenige geschichtliche Charaktere so viel neue Aufschlüsse, so viel Beiträge zu ihrer genauern Erkenntniß aufgefunden und beigebracht, wie über Wallenstein. Mag man auch darüber in Zweifel sein, ob sie an dem, was geschichtlicher Blick in den wesentlichen Punkten auch früher erkannt hat, viel und Bedeutendes ändern, zahlreiche Einzelheiten werden doch durch sie näher bestimmt und in helleres, reineres Licht gebracht, auch zu frühern Annahmen die vorher mangelnden Belege geliefert. Manches bleibt auch jetzt noch dunkel und zweifelhaft. Sei es gestattet, eine gedrängte und kritische Zusammenstellung des jetzt in der Hauptsache Ermittelten zu versuchen und auf das, was auch jetzt noch zu weitern Nachforschungen einladet, aufmerksam zu machen.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, oder, welcher Name ihm seit Schiller unentreißbar beigelegt ist, Wallenstein, gehörte einem alten böhmischen Adelsgeschlechte an, dessen erste urkundlich nachweisbare Vorfahren, die im Jahre 1175 lebenden Brüder Hermann, Hawel und Zavica, 'als Söhne Markward's bezeichnet werden. Nachkommen dieser Brüder nannten sich von Löwenberg, Zwirietie, Michalavie, Wartenberg, Waldstein, Turau 2c.[1]); im 16. Jahrhunderte bestanden aber von diesen Linien nur noch die Wartenberg und die Waldstein; im 18. nur noch die Letztern. Der Name Waldstein tritt in Böhmen erst in Urkunden des 14. Jahrhunderts auf, und auch da noch in der böhmischen Form Valsteina, welcher Name dann in Waldstein germanisirt wurde, in dem spätern Wallenstein aber

1) Zur Zeit König Ottokar's soll Einer dieses Stammes sich dem König mit 24 streitbaren Söhnen zum Zuge gegen die Preußen vorgestellt haben.

fortlebt. Die Trümmer des Schlosses, das als Stammsitz der Waldstein betrachtet wird, liegen bei Skal, im jungbunzlauer Kreise. Wallenstein's Eltern, Wilhelm Wallenstein und Margaretha Freiin Smirczicka, waren Utraquisten, und er wurde ihnen am 14. oder 15. Sept. [1]) 1583 auf dem väterlichen Gute Hermannic an der Elbe, im königingrätzer Kreise, geboren, der Sage nach zwei Monate zu früh. Die Mutter verlor er bereits am 22. Juli 1593, den Vater am 24. Febr. 1595. Des verwaisten Knaben nahm sich zuerst der ihm nahe verwandte Slawata [2]) an, und ließ ihn auf seinem Gute Koschumberg, im chrudimer Kreise, in der Schule der böhmischen Brüdergemeinde unterrichten. Bald aber übernahm ein anderer Blutsfreund, Johann von Ricam, die Vormundschaft des Knaben, und dieser, ein eifriger Katholik, brachte ihn nach Olmütz zu den Jesuiten, wo ein Pater Pachta oder Puchta seine Bekehrung zum katholischen Glauben vermittelte. Sein späteres Verhältniß zu der Kirche scheinen mehr politische als religiöse

---

1) Allgemein ist zeither der 15. Sept. als sein Geburtstag angenommen worden. In der von Keppler schon 1609 entworfenen Nativität, von welcher sich eine Abschrift im Staatsarchive zu Dresden befindet, welche Helbig (Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633 — 1634, Dresden 1852) S. 60 ff. mittheilt, wird aber der 14. Sept. angegeben. Astronomen mögen ausmitteln, auf welchen von beiden Tagen der beigefügte situs planetarum paßt. Geschmeichelt ist Wallenstein in jener Nativität nicht worden und merkwürdig bleibt es, daß darin dem damals noch unbedeutenden jungen Manne wiederholt vorausgesagt wird, er könne ein Rädelsführer von Malcontenten werden, mit seiner Obrigkeit in Conflict kommen 2c. Dabei bemerkt Keppler, der natürlich der Astrologie keinen ernstern Werth beilegte, wiederholt: „seine Natur gilt mir mehr als kein Stern.“ Wallenstein hat übrigens die Nativität mit eigenhändigen Bemerkungen begleitet. Keppler ließ sich nur sehr selten zu Entwerfung dergleichen für Private herbei.

2) Wallenstein's Großmutter war eine Slawata.

F. Ričan

Gründe bestimmt zu haben. Ein Freund der Hierarchie ward er nie und den großen Kampf, in dem er seinen Glanz und seinen Untergang fand, hätte er gern auf das rein politische Feld versetzt. In seinen politischen Verbindungen machte er keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Auch im persönlichen Dienst hatte er Protestanten und war gegen seine protestantischen Unterthanen duldsam. Irgend eine Hinneigung zu dem Protestantismus hat er aber nie an den Tag gelegt. In dem Hausgesetze, das er am 26. Mai 1628 für seine Herzogthümer Friedland und Sagan errichtete, bestimmte er ausdrücklich, daß nur Katholische in denselben sollten succediren dürfen und daß Abtrünnigkeit mit Verwirkung derselben zu strafen sei. Auf seinen Gütern errichtete er Klöster und vertraute das Schulwesen den Jesuiten. Diese empfahl er auch dem Kaiser als die besten Werkzeuge zur Ausbreitung des Katholicismus. Seinem Bekehrer bewahrte er stete dankbare Erinnerung.

Lediglich Fabeln sind: daß er auf der Schule zu Goldberg gewesen, wo ihm geträumt habe, Lehrer, Schüler und Bäume sogar verneigten sich vor ihm, worüber ihn denn der Cantor Fechner verspottet hätte; daß er ferner zu Altorf studirt habe und was da von seinem lustigen Streiche mit dem Carcer und seinem Pudel erzählt wird[1]); endlich daß er als Page am Hofe des Markgrafen von Burgau von einem Fenster des Innsbrucker Schlosses drei Stock hoch herabgestürzt und durch seine wunderbare Rettung zu gänzlicher Wandelung seiner Richtungen gebracht worden sei. Er hat während seiner Jugend weder in Goldberg, noch in Altorf, noch in Inns-

1) Hier soll eine Verwechselung mit einem Vetter im Spiele sein.

druck gelebt. Ob die Jugendgeschichten, die man weiter von ihm erzählt, und die jedenfalls auch nicht auf urkundlichen Nachrichten beruhen, ebenfalls nur aus dem Eindrucke seines ganzen Wesens, wie es sich in späterer Zeit dem Volke darstellte, entsprungen sind, mag dahingestellt bleiben. Es wird nämlich erzählt: als siebenjähriger Knabe habe er, von seiner Mutter gezüchtigt, ausgerufen: „wäre ich doch ein Prinz, damit ich keine Schläge bekommen könnte!“ Bei Kinderspielen habe er immer den Anführer gemacht, und sich schon als Knabe gefreut, wenn er mit der dem vornehmen Stande gebührenden Etiquette bedient wurde; letzteres allerdings mehr ein Zeichen des Emporstrebens, als der wirklichen Vornehmheit, die das ihr Zukommende hinnimmt, ohne es auch nur zu merken. Als ihm sein Oheim Adam von Waldstein bei solcher Gelegenheit zugerufen: „Ei, ei, Herr Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wärt,“ habe ihm Wallenstein geantwortet: „Nun was nicht ist, kann noch werden.“ Aeußerungen und Züge, die allerdings nicht so originell und bedeutsam sind, daß man ihre Aufbewahrung sehr natürlich finden könnte, die aber jedenfalls bezeugen, daß das Hochfahrende und Hochstrebende als ein Grundzug in Wallenstein's späterem Wesen erschien.

Sein erstes Auftreten in der Welt bot nichts sehr Eigenthümliches und auch sein Aufsteigen erfolgte keineswegs früh und rasch. Nach Vollendung seiner Studien ging er, gemeinschaftlich mit einem mährischen jungen Edelmann, der mit ihm in gleichen Verhältnissen stand, Adam Leo Liczek von Riesenburg [1]), auf Reisen. Unter

---

1) Nicht schon damals, wie es nach Förster, Wallenstein's Proceß, S. 2, scheinen kann, Herr von Pernstein in Mähren. Dieses inter-

der Führung des damals berühmten Mathematikers und Astrologen, Peter Verdungus, eines Franken, besuchten sie das südliche Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Einen längern Aufenthalt machte Wallenstein zu Padua und Bologna, wo er Mathematik, Kriegswissenschaften und unter dem paduanischen Professor Andreas Argoli [1]) astrologische und kabbalistische Studien trieb, für die ihn wol schon Verdungus gewonnen hatte. Heimgekehrt trat er zuerst in kaiserlichen Kriegsdienst und kämpfte unter Georg Basta [2]) gegen die Türken in Ungarn. Während der Belagerung von Gran ward er Hauptmann. 1606 wieder nach Böhmen gekommen, suchte er, wie es scheint vergeblich, Hofdienste bei Erzherzog Mathias. In den Empfehlungsbriefen, die ihm sein Oheim, der Freiherr Karl von Zierotin, der mit einer Schwester von Wallenstein's Vater vermählt war, zu diesem Zwecke gab, wird er als „von angenehmem Aeußern, anstellig und für sein Alter

essante Besitzthum brachte er vielmehr erst 1609 als kaiserlicher Oberst an sich. Die Pernstein selbst hatten ihre Herrschaft 1596 veräußert und erloschen 1631. Sie kam durch Riesenburg's Witwe an die Liechtenstein, dann an die Stockhammer, dann an Freiherrn von Schröffl und von diesem an seinen Schwiegersohn, den Grafen Mittrowsky. S. Wolny, Mähren, II, 2, 284.

1) Bei Gelegenheit des venetianischen Feldzugs soll Wallenstein diesen seinen Lehrer in Friaul besucht haben, wo ihm derselbe den Tod des Kaisers Mathias in sieben M vorausgesagt habe: Magnus Monarcha Mundi Mathias Morietur Mense Martio. Nicht ohne Einfluß auf Wallenstein sei es geblieben, daß man in Argoli's Nachlaß die fünf F gefunden habe: Fidat Fortunae Friedlandus Fata Favebunt.

2) Sohn des Epiroten Nikol Basta, der sich unter Alba und Alexander Farnese auszeichnete. Er selbst kämpfte als spanischer Reiteroberst in den Niederlanden, ward dann kaiserlicher General, wo er sich in Siebenbürgen und gegen die Türken hervorthat und dafür in den Grafenstand erhoben ward. Er hat eine italienische Schrift über die leichte Reiterei verfaßt.

F. Žerotin

sehr klug dargestellt; er gehöre nicht zu denen, welche von sich eingenommen seien und sich überall vordrängten; seine Naturanlagen seien gut und sein Benehmen für sein Alter lobenswerth; das Waffenhandwerk liebe er leidenschaftlich" [1]). Da es jedoch damals am Hofe nicht gegangen zu sein scheint, suchte Wallenstein auf eine andere und zwar sehr prosaische Weise sein Glück zu machen, nämlich durch das Heirathen einer reichen Witwe, wodurch er auch in der That einen wichtigen Grundstein seiner spätern Höhe gelegt hat. Die Vermählung fand im Mai 1609 statt.

Die Glückliche, die übrigens, nach der Sage, mehr ihn gesucht haben soll, als er sie, sodaß man sogar von einem Liebestrank wissen will, den sie ihm beigebracht hätte und an dem er beinahe Todes verblichen wäre, war Lucretia Nekes von Landeck, verwitwete von Wickow. Sie war die Tochter Sigismunds Nekes von Landeck, kaiserlichen Truchsesses und seit 1548 Besitzers der Herrschaft Wsetin im nördlichsten Theile des hradischer Kreises. Ihre Mutter war Anna Kunowna von Kunstadt. Bei dem 1591 erfolgten Tode ihres Vaters hatte sie Wsetin geerbt. An Artleb von Wickow-Prusinowic vermählt, erbte sie 1604 durch letztwillige Verfügung ihres Oheims Wenzel Nekes von Landeck dessen im nordwestlichen Theile jenes mährischen Kreises belegene Herrschaft Lukow [2]), sammt den Gütern Rimnitz, Wsetul und Prilep.

---

1) Förster, Wallenstein's Proceß (Leipzig, 1844), S. 3—4.

2) Sie hatte früher lange Zeit einer Linie derer von Sternberg, dann der Kuna von Kunstadt gehört und war seit 1547 in den Händen der Nekes von Landeck. Wallenstein soll sie 1610 einem Freiherrn Minkwitz von Minkwitzburg verkauft haben. Von den Erben des Letztern erkaufte sie Freiherr von Rotal 1710 für 243,000 Fl., von diesem 1724 der Hofvicekanzler Freiherr von Seilern, der ein Fidei-

Der Erblasser hatte ihr ihren ersten Gemahl und diesem den Besitzer von Bistritz, Wilhelm von Wickow, substituirt. Sie nahm aber ihren zweiten Gemahl, Wallenstein, in Gemeinschaft, und als sie am 23. März 1614, als Letzte ihres Geschlechts, starb, hinterließ sie ihm ihre gesammten Besitzungen. Ihren Leichnam ließ er 1623 aus Stipa nach Giczin bringen und in der fürstlichen Gruft beisetzen. Die Güter verkaufte er später [1]), da er sich mehr in Böhmen zu concentriren suchte.

Das so erlangte Vermögen, das auch noch durch die Erbschaft eines Oheims vermehrt ward, welche 14 Güter umfaßt haben soll, setzte ihn in den Stand, als er 1616 an dem Kriege Erzherzog Ferdinand's von Steiermark und Krain gegen Venedig theilzunehmen wünschte, zwei Compagnien Dragoner auf eigene Kosten aufzustellen. Dieser Krieg, der Uzkochenkrieg genannt [2]), bewegte sich hauptsächlich um die durch die Venetianer, mit holländischer Hilfe, unternommene Belagerung von Gradisca und ward von Dampierre [3]) geleitet. Wallenstein zeich-

---

commiß darauf errichtete, in dessen Genuß die jetzigen Grafen von Seilern sind. S. Wolny, Mähren, IV, 269.

1) Wsetin verkaufte er 1623 für 130,000 Fl. an Zdenek Zampach von Pottenstein, worauf es an die Paßmann von Panaß, dann an die Grafen von Illieshazy kam. Graf Stephan schenkte 1827 die Herrschaft den vier Geschwistern Scharff, doch so, daß Theresie Gräfin Gatterburg den lebenslänglichen Genuß davon haben sollte. Der Gemahl der Sidonie Scharff, Joseph Edler von Wachtler, löste die Antheile der Geschwister ab und ward 1831 als Besitzer der Herrschaft eingetragen. S. Wolny, Mähren, IV, 490.

2) Uzkochen hießen die Piraten, die sich, aus albanischen, dalmatischen und croatischen Flüchtlingen bestehend, im Golf von Quarnero in Istrien angesiedelt hatten. Venedig verlangte von Oesterreich, daß es dem Unwesen derselben steuern solle, und griff endlich zur Selbsthilfe. Der madrider Vertrag vom 26. Sept. 1617 legte die Sache bei.

3) S. Th. IV, S. 327.

F Jičín
Uskoken

nete sich durch die Kühnheit und Geschicklichkeit aus, mit der er Proviant in die schwer bedrängte Festung zu werfen wußte. Bei Beendigung des Kriegs entwarf er noch, auf Befehl des Erzherzogs, ein Reglement für die schwarzen Reiter, und ward um 1617 vom Kaiser Mathias in den böhmischen Freiherrnstand erhoben und zum Oberst, Hofkriegsrath und Kämmerer ernannt.

Bei Ausbruch der böhmischen Unruhen soll ihm von den Aufständischen eine Befehlshaberstelle angeboten worden sein, die er aber abgelehnt habe. Jedenfalls bewies er damals nicht blos standhafte Treue für das Kaiserhaus, sondern auch entschiedene Abneigung gegen die Aufständischen, vielmehr Verachtung derselben. Er mochte seine Leute kennen. Die mährischen Stände wollten sich anfangs der böhmischen Union nicht anschließen, indem die katholische Partei unter der Führung des Cardinals Dietrichstein [1]) das Uebergewicht eine Zeitlang noch behauptete. Sie warben ein Regiment, dessen Führung sie Wallenstein vertrauten. Als aber Graf Thurn mit 16,000 Mann gegen Mähren zog und sich zu Znaim mit den protestantischen Ständen vereinigte, konnte Wallenstein die Besetzung von Brünn, Olmütz, Iglau durch die Böhmen nicht hindern und die protestantische Partei erhielt die Oberhand. Er legte jedoch den Böhmen so viel Hindernisse als möglich in den Weg, kümmerte sich nicht um die Beschlüsse des mähri-

---

1) Franz von Dietrichstein, der jüngste Sohn Adam's von Dietrichstein, des Erziehers Kaisers Rudolph's II., geb. 22. Aug. 1570 zu Madrid, 1599 Cardinal, 1600 Bischof von Olmütz, wurde bei jenem Aufstand seiner Güter verlustig erklärt und in Haft gestellt, 1621 aber Landesgubernator. Aus den reichen Gütern, die er in Mähren, Böhmen und Oesterreich erworben, bildete er ein Primogenitur-Fideicommiß und Fürstenthum, nachdem er 26. März 1624 seinem Hause die Reichsfürstenwürde erworben. Er † 19. Sept. 1636.

schen Landtags, ließ seinen Vettern, den Herren von Waldstein, die im böhmischen Heere dienten, sagen, er gedenke sie dafür mit Prügeln und Ruthen zu tractiren, und als er sich gegen die Uebermacht gar nicht mehr halten konnte, rettete er sich glücklich nach Wien und brachte auch noch die Kriegskasse, mit 90—100,000 Fl., mit. Die Stände entsetzten ihn seines Regiments und drohten, sich wegen des Geldes an Dietrichstein halten zu wollen, der in ihren Händen war, weshalb der Kaiser die Rückgabe des Geldes befahl. Wallenstein warb nun in den Niederlanden ein Kürassierregiment und diente als Generalquartiermeister unter Bucquoy [1]), dessen Zufriedenheit er in hohem Grade erwarb. Der Schlacht vom weißen Berge wohnte er nicht bei, da er, zur Deckung einer großen Fouragirung entsendet, erst nach Beendigung des Kampfes wieder eintraf. Dann wirkte er zur Unterwerfung der mährischen Opposition mit und ward noch 1620 in den Reichsgrafenstand erhoben. An dem Kampfe gegen Bethlen Gabor, der 1622 durch den Nikolsburger Frieden beendigt wurde, nahm er unter Caraffa rühmlichen Antheil und erhielt in letzterm Jahre, zum Ersatz für die in Böhmen, Mähren und Ungarn aufgewendeten Kriegskosten, die Herrschaft Friedland im nordöstlichen Böhmen, nach der er von da an zu seiner Zeit zumeist benannt wurde. Weitere Besitzungen noch verschaffte ihm kluge Benutzung seines Reichthums zu wohlfeiler Erwerbung confiscirter Güter der böhmischen Geächteten oder Geflüchteten, von denen er viele um Spottpreise erstand, sodaß er eine Masse von Herrschaften zusammenbrachte, deren Zahl über sechszig betrug und, nächst dem Kaiser, der größte Grundherr in dem

---

1) Th. IV, S. 318 ff.

nördlichen Böhmen wurde. Er hatte acht Millionen Gulden auf diese Ankäufe gewendet; der Werth der Güter war aber bedeutend höher. Am 7. Sept. 1623 wurde der Inhaber dieses fürstlichen Besitzes in den Reichsfürstenstand erhoben. Bereits war er auch am wiener Hofe in einflußreiche Familienverbindungen getreten, indem er sich (9. Juni 1623) in zweiter Ehe mit Isabella Gräfin von Harrach, einer Tochter des bei Kaiser Ferdinand II. in hoher Gunst stehenden Geheimen Raths und Kämmerers Grafen Karl Harrach, vermählt hatte. Der Cardinal Ernst Adalbert Harrach [1]), seit 1625 Erzbischof von Prag, und der Oberhofmarschall Graf Leonhard Karl von Harrach († 1695), ein Schwiegersohn des Fürsten Eggenberg [2]), waren Brüder seiner Gemahlin. Von ihren Schwestern war Katharina mit seinem Vetter Max Waldstein und Maximiliane mit

1) Geb. 1598, 1648 von den Schweden in seinem Palast zu Prag gefangen und nur auf Mazarin's Verwendung gegen Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt, † 1667. Er hat 600 katholische Kirchen und 10,000 Priester geweiht, nachdem er die protestantischen Prediger aus Böhmen vertrieben.

2) Hans Ulrich von Eggenberg stammte aus einem steiermärkischen Geschlecht, dessen Vorfahren dem Kaiser Friedrich III. nützliche Dienste in Finanzsachen geleistet hatten und das zum Lohne der Tapferkeit Ruprecht Eggenberg's († 1611) 1598 von Kaiser Rudolph II. in den niederösterreichischen Freiherrnstand erhoben worden war. Er war 1568 geboren, kämpfte, nachdem er seine Studien und Reisen absolvirt, in den Niederlanden, ging dann in den Hofdienst über, ward 1597 Mundschenk und Kämmerer, begleitete 1599 die Erzherzogin Margarethe nach Spanien, ward 1600 Obersthofmeister der Gemahlin Ferdinand's, 1609 Geh. Rath und Kammerpräsident, 1615 Obersthofmeister, 1621 Director des kaiserl. Geheimen Raths, erhielt 1622 die Herrschaft Krummau, ward 1623 Reichsfürst, 1628 Herzog von Krummau, zog sich 1634 auf seine Güter zurück und † 18. Oct. 1634. Sein Geschlecht erlosch 1717. Die Güter fielen an die Schwarzenberg.

Graf Adam Erdmann Terczke von Lippy (gewöhnlich Terzki, Terzky, auch Terzka genannt) vermählt.

Bis hierher hatte er sich nur als Unterbefehlshaber unter der Führung Höherer vorgethan. Jetzt sollte er aber als Schöpfer und Führer eines ihm allein vertrauten Kriegsheers auftreten. Der Kaiser hatte sich durch eigne Standhaftigkeit und Bucquoy's Feldherrntalente gegen die furchtbaren Gefahren, welche den Beginn seiner Regierung umdrängten, gehalten. Den eigentlichen Sieg verdankte er, neben den innern Gebrechen der gegnerischen Sache und ihrer Anhänger, der katholischen Ligue, ihrem Führer Maximilian von Baiern und dessen Feldherrn Tilly. Nach Unterdrückung des böhmischen Aufstands und Vertreibung des pfälzer Fürstenhauses aus seinem Erblande, welches Kurfürst Friedrich durch Annahme der böhmischen Königskrone und gewaffnetes Auftreten gegen seinen Kaiser verwirkt hatte, trat der Dreißigjährige Krieg in seine zweite Phase. Das Heer der Ligue hatte die Trümmer der Feinde bis nach Niedersachsen verfolgt und blieb hier stehen, gerüstet, während alle Gegner entwaffnet waren. Wohin die Waffen der Ligue reichten, erfolgten auch Bedrückungen der Protestanten, und wenn auch das Restitutionsedict noch nicht erlassen war, so durfte es doch nicht befremden, wenn den niedersächsischen Fürsten für die daselbst säcularisirten Stifter bangte. Es durfte um so weniger befremden, als den Fürsten gar wohl bewußt werden mußte, daß sie zwar den langen, bei der Schwäche der vorhergehenden Regierungen unangefochten gebliebenen und für unentreißbar gehaltenen Besitz, nicht aber den Wortlaut des Religionsfriedens für sich hatten. Die Bedrohten bewaffneten sich, und da sie Niemanden in eigener Mitte hatten, dem sich die Andern nach Macht und Ansehen

= Trčka

willig und vertrauensvoll untergeordnet hätten, sich auch überhaupt der gegnerischen Macht nicht allein gewachsen hielten, so geriethen auch sie auf den unheilvollen Abweg, auswärtige Hilfe zu suchen. Frankreich und England kamen willig entgegen, schürten und gaben Subsidien. An die Spitze des Widerstands trat König Christian IV. von Dänemark, neidisch auf die Lorbeeren und Vortheile, welche Schweden in dem polnischen Kriege erntete, und wol dem Gedanken nicht fremd, in dem Norden Deutschlands zu suchen, was Schweden in den Ostseeländern finden mochte. Dänemark, als Herzog von Holstein, und zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, Magdeburg, durch seinen ehrgeizigen Administrator, Christian Wilhelm von Brandenburg [1]), bestimmt, Braunschweig theilweise [2]), Mecklenburg, Hessen-Kassel, Lauenburg standen in gewaffneter Defensive da. Hierauf ergingen kaiserliche Mandate, welche Niederlegung der Waffen geboten. Als diese fruchtlos waren, schritt das Heer der Ligue zum Angriff.

Bei dem Anblicke nun der machtvollen und aussicht-

---

1) Geb. 28. Aug. 1581, Sohn Kurfürst Joachim Friedrich's und der Katharina von Brandenburg, seit 1595 Administrator von Magdeburg, 1628 geächtet, worauf er bei Bethlen Gabor und Gustav Adolph schürte, auch für Letztern die deutschen Fürsten zu bearbeiten suchte, dann 1630 wieder in Magdeburg erschien und dieses zu dem Widerstande reizte, der sein Verderben ward, bei der Einnahme der Stadt gefangen und schon 1632 durch die wiener Jesuiten bekehrt, sodaß er selbst eine Schrift gegen die Protestanten herausgab, 1635 mit einer Rente von 12,000 Thlr. jährlich abgefunden, † 1. Jan. 1665. Seine erste Gemahlin war eine braunschweigische Prinzessin († 1643). In zweiter Ehe heirathete er (1650) eine Martinitz und in dritter (1657) eine Salm und Witwe des Max von Waldstein.

2) Wahrhaft bei der Sache war nur der abenteuerliche, aber heldenmüthige und begeisterungsfähige Christian von Wolfenbüttel, selbst ein protestantischer Bischof von Halberstadt. Wolfenbüttel selbst, wo Anton Ulrich regierte, ward nur durch einen bestochenen Rath den Dänen geöffnet. Die Lüneburger hielten sich stets klug zurück.

reichen Stellung der Ligue mußte dem kaiserlichen Cabinet der Gedanke naheliegen, gleichfalls ein Heer aufzustellen und an den zu hoffenden Vortheilen selbständigen Antheil zu nehmen. Was Oesterreich so oft behindert hat, der Geldmangel, stand auch damals entgegen. Da erbot sich Wallenstein, ein Heer von 40,000 Mann für den Kaiser aufzustellen, ohne daß es diesem das Mindeste kosten solle. Nur müßten ihm in allen Ländern des Kaisers Werbeplätze eröffnet und der unbedingte Oberbefehl über diese Kriegsmacht vertraut werden. Die letztere Foderung erregte schon damals Bedenken, und es kam in Vorschlag, es einstweilen nur mit 10,000 Mann zu versuchen. Wallenstein aber erklärte: 10,000 Mann könnten sich nicht erhalten, wol aber 40,000. Er hatte Recht; denn es kam darauf an, eine Macht aufzustellen, welche überallhin in dem zersplitterten Deutschland imponirte und der Niemand Unterhalt und Kriegssteuern weigern konnte. Am 25. Juli 1625 wurde ihm seine Bestallung als General-Oberst-Feldhauptmann, mit einem Monatsgehalt von 6000 Fl., ausgefertigt. Seine Werbetrommeln gingen durch alle kaiserliche Staaten, und nicht blos aus diesen, auch aus Italien und Spanien und dem protestantischen Deutschland strömten ihm Kriegsknechte zu. Doch waren die 40,000, ungeachtet er bis zum 3. Sept. in Eger wartete, von wo er die Organisation betrieb, noch lange nicht voll, als er endlich aufbrach; an der Ausrüstung fehlte noch viel und selbst das Geld war so wenig flüssig, daß sich eine Unzufriedenheit unter den Truppen kundgab, welche auf der Gegenseite den Gedanken rege machte, die Wallenstein'schen Regimenter möchten leicht zum Uebergange zu vermögen sein [1]).

1) Das Genaueste über den anfänglichen Zustand der Wallenstein-

Indeß wie die Truppen einmal in Bewegung kamen, sich zu größern Massen vereinigten, und unterwegs erkannten, daß der Führer ihnen gute Pflege und auf Kosten Anderer Sold und Ausrüstung zu schaffen und daß er zwar den Ungehorsam streng zu strafen wisse, sonst aber dem Soldaten seine Lust und seine Ehre gönne, änderte sich die Stimmung und im Frühjahre 1626 waren die 40,000 voll, gut genährt, bezahlt und gerüstet. Den Wallensteinern voraus zogen Zigeunerbanden, die als Kundschafter dienten und deren unheimliche und mysteriöse Erscheinung mit zu dem Apparate von Mitteln gehören mochte, durch den er den Nimbus des Wunderbaren um sich zu breiten liebte. Gegen Ende des Septembers vereinigte er sich mit Tilly, der in Hildesheim stand, und nahm sein Hauptquartier in Celle.

Während des Winters wurde zu Braunschweig unterhandelt. Die Foderungen standen sich aber direct entgegen. Die unter Dänemarks Führung Vereinigten verlangten Entfernung der Heere Tilly's und Wallenstein's aus Niedersachsen, Ersatz der Kriegskosten, freie Landeshoheit in geistlichen und weltlichen Sachen. Tilly und Wallenstein dagegen foderten Entlassung der ständischen Truppen, die aber weder Mansfeld noch dem Christian von Wolfenbüttel zu überlassen seien. Der König von Dänemark sowol als Mansfeld sollten den deutschen Boden räumen. Der niedersächsische Kreis sollte, ohne Einwilligung des Kaisers, nicht wieder Truppen werben und dem Kaiser die Kriegskosten ersetzen.

---

schen Truppen findet sich in einem Berichte Marquard's von Hodenberg an Herzog Christian von Braunschweig, vom 27. Sept. 1625. S. v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig, I, 155 ff.

Man hat viel Nachdruck darauf gelegt, daß Tilly und Wallenstein sich nicht vertragen hätten und der Letztere sich eigenmächtig von Tilly getrennt gehalten und seine besondere Aufgabe gesucht habe, und allerdings hatten sich gleich bei dem ersten Eintreffen Wallenstein's Competenzstreitigkeiten zwischen ihnen erhoben; Wallenstein wachte eifersüchtig über die Selbständigkeit seiner Stellung und hielt sich immer möglichst entfernt von Tilly, wie er denn sein Hauptquartier gegen Ende des Jahres 1625 nach Halberstadt und in den ersten Tagen des neuen Jahres nach Aschersleben verlegte. Indeß fand in jener Zeit doch das nöthigste Zusammenwirken zwischen ihnen statt[1]) und manche Schritte, die man aus jenen Zerwürfnissen hat erklären wollen, finden ihre ganz natürliche Begründung in der Sachlage. Dieser war überhaupt das getrennte und doch nach Einem Ziele gerichtete und ineinandergreifende Operiren zweier Heere weit entsprechender, als wenn sie in Eine Masse zusammengestoßen wären. Sollte es wirklich der Plan des Dänenkönigs gewesen sein, ihre Vereinigung zu hindern, so möchte man meinen, daß er eher das Entgegengesetzte hätte bezwecken sollen. In der That aber suchte Wallenstein gar keine solche Vereinigung. Dagegen ist der andere Plan, der den Dänen zugeschrieben wird, daß sie nämlich Wallenstein durch Mansfeld in die österreichischen Erblande locken wollten, schließlich, trotz eines vielgerühmten Wallenstein'schen Siegs, doch gelungen, hat aber nicht die erwarteten Früchte gebracht, da Tilly seinen Gegnern in Niedersachsen auch ohne Wallenstein gewachsen war.

---

1) Selbst die Schlacht von Lutter ward hauptsächlich durch die Ankunft dreier Wallenstein'schen Reiterregimenter, unter Dufour, entschieden.

Wallenstein hatte den Winter zu besserer Ausrüstung seines Heers und zu Sicherung des Elbübergangs benutzt. Zu ersterer hatte er die Mittel großentheils aus seinem eigenen Fürstenthume verschrieben, während er sonst für den Unterhalt seiner Truppen die fetten Winterquartiere der Stifter Halberstadt und Magdeburg wohl zu benutzen wußte. Für den andern Zweck aber ließ er bei Dessau einen Brückenkopf anlegen und im Frühjahre eine Schiffbrücke schlagen, deren Bewachung er dem Obersten Aldringen vertraute. Dreimal (am 1., 11. und 25. April 1626) stürmte Mansfeld [1]) diesen mit 20,000 Mann vergebens, und der dritte Angriff wurde so nachdrücklich zurückgewiesen, daß Mansfeld von den flüchtigen und zerstreuten Schaaren kaum 5000 Mann wieder sammeln konnte. Er hatte sich in die Mark gewendet und dachte, den Friedländer dorthin und durch die Lausitzen und Schlesien bis in die Nähe Bethlen Gabor's zu locken. Wallenstein ging aber damals nicht auf die Lockung ein, sondern blieb in der Elbgegend stehen, sein Heer immer noch vermehrend und in bessere Verfassung setzend. Seine scheinbare Unthätigkeit gab schon damals auch auf kaiserlicher Seite zu Bedenken Anlaß, wiewol man den Grund nur in seinem gespannten Verhältnisse zu Tilly suchte. Der Kurfürst von Baiern klagte, daß Wallenstein auch nach erlangtem Siege nichts vornehme und doch auch dem Tilly nicht succurriren wolle. Gleichwol gab Wallenstein selbst als Grund seines Zurückbleibens an [2]), daß „der General Graf Tilly so vielfältigen und mächtigen Feinden dieser Orte nicht würde resistiren können.“

---

1) Th. IV, S. 329 ff.

2) In einem an den Kaiser gerichteten Schreiben aus Halberstadt vom 5. Juni 1626.

Die nächste Erfahrung bewies das Gegentheil. Wollen wir nicht annehmen, daß Wallenstein damals, wie wol auch bei mancher spätern Gelegenheit, sich von rein persönlichen Motiven, oder ziemlich kleinlichen materiellen Vortheilen bestimmen ließ, während die Welt ihm tief angelegte politische Pläne unterschob und über deren eigentliche Beschaffenheit grübelte, so mag doch Wallenstein einerseits geglaubt haben, Mansfeld sei dergestalt „auf das Haupt zerlegt, zertrennt und in die Flucht geschlagen," daß er zunächst nichts Sonderliches werde vornehmen können; andererseits aber dachte er vielleicht, daß die Stelle, wo er stand, für große politische Absichten, deren Betreibung er von dem wiener Cabinete erwarten mochte, eine ausschlaggebende sei. Es scheint in der That, daß er sich damals noch, was später immer weniger der Fall ward, als einen General des Kaisers fühlte, der als Werkzeug des Aufbaues wahrer Kaisermacht dienen möge. Aeußerungen in diesem Sinne werden aus jener Zeit von ihm berichtet: „es sei jetzt an der Zeit, den Fürsten die Kurhüte vom Kopfe zu stoßen und sie alle unter einen Hut, die Kaiserkrone, zu bringen." Man müsse das Beispiel nachahmen, das in Frankreich und Spanien gegeben worden. Man müsse „die deutschen Fürsten auf italienisch tractiren und sie überhaupt abschaffen [1])." Damit würde es freilich nicht übereinstimmen, was gleichfalls erzählt wird, daß die Wallensteinschen Offiziere behauptet hätten, ihr General sei schon zum voraus mit der Mark Brandenburg und Pommern

---

1) Dies berichtet der englische Gesandte Amstruther aus Wallenstein's Hauptquartier in Halberstadt (1625) an den berliner Hof. Möglich freilich, daß der Gesandte die Nachricht erfunden, oder ausgeschmückt hat, da es in seiner Aufgabe lag, Brandenburg mistrauisch gegen Oesterreich zu machen.

beliehen und daß sie auf das Wohl des neuen Kurfürsten getrunken hätten. Wallenstein war wol der Mann, solange er nur General des Kaisers war, die Macht der alten Fürsten brechen zu helfen; aber selbst in deren Reihen getreten, würde er ein Führer des Widerstands gewesen sein. Innerhalb unsers Gedenkens uns so vieler Aeußerungen erinnernd, die nur Parteigeist oder Intrigue bedeutsamen Persönlichkeiten in den Mund gelegt und die dann wieder Parteigeist und Tendenzeifer festhält, wollen wir den Erzählungen von mündlichen Aeußerungen nicht zu viel Gewicht beilegen. In Betreff Brandenburgs gab sich aber Wallenstein anfangs viel Mühe, den Kurfürsten zu bestimmen, daß er Mansfeld zur Räumung der Mark nöthige, und versprach unter dieser Bedingung, das Land zu schonen. Es ist aber allerdings zu bemerken, daß er in seinen Berichten an den Kaiser vor Brandenburg warnte, dessen „tractation nur auf einen Betrug abgesehen" sei, dem „keineswegs zu trauen wäre" ꝛc., während die Ursache der Unthätigkeit der damaligen brandenburgischen Regierung in der That lediglich darin lag, daß es ihr gänzlich an Muth und Mitteln fehlte, Mansfeld zu vertreiben.

Dieser hatte sich, da ihn Wallenstein nicht verfolgte, solange in der Mark gehalten, bis 5000 Dänen unter Oberst Baudissin, sowie der Herzog Johann Ernst von Weimar zu ihm gestoßen waren, worauf sie bei Frankfurt über die Oder gingen und nach Schlesien zogen. Jetzt mußte Wallenstein doch ihnen nacheilen, kam aber zu spät, die Vereinigung der Gegner mit Bethlen Gabor und dem Pascha von Belgrad zu hindern. Er hatte 50,000 Mann mitgebracht und fand die Ungarn und Kroaten bereits gerüstet, ihm beizustehen. Gleichwol fiel keine ernstere kriegerische That vor. Bethlen Gabor,

erkennend, daß er die ihm gegenüberstehende Macht nicht zu brechen im Stande sei, bot die Hand zum Frieden, der am 28. Dec. 1626 zu Leutschau geschlossen wurde. Wallenstein brachte seine Truppen auf der Insel Schütt unter, worauf er selbst nach Wien ging und sich den Auftrag erwirkte, Schlesien von den dänischen Truppen zu säubern und Brandenburg, Pommern und Mecklenburg an Unterstützung der dänischen Pläne zu hindern.

Am 4. Jan. 1627 wurde er mit dem Herzogstitel begnadigt, „zur Belohnung dafür, daß der Herzog von Friedland zum Schutz und Rettung des Kaisers, sowie des heiligen römischen Reichs, dessen Anverwandten und getreuen Kurfürsten und Stände zu Dämpfung der im niedersächsischen Kreise ausgebrochenen weitaussehenden Kriegsbereitschaften auf den Befehl Sr. Maj. Ferdinand's II. ein ansehnliches Kriegsheer zusammen und auf die Beine gebracht." In demselben Jahre erkaufte er auch das schlesische Fürstenthum Sagan von dem Kaiser für 150,850 Fl. rhein., ließ es sich aber später (2. Jan. 1628) als kaiserliches Lehen auftragen, sowie es am 16. Febr. 1628 zu einem Herzogthum erhoben ward. Dasselbe hatte bis 1473 eigene Fürsten piastischen Stammes gehabt, war dann durch Kauf an Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen gekommen, seit 1486 bei der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen geblieben, 1549 aber, im Wege des Tausches, an Böhmen gekommen, 1553 an Georg Friedrich von Brandenburg, 1558 an die Promnitze [1]) verpfändet worden und 1601 an den Kaiser zurückgefallen. Nach Wallenstein's Sturze gehörte es wieder dem Kaiser, den jedoch die Schweden nicht zu ruhigem Besitz kommen ließen und

---

1) Th. II, S. 312, Th. IV, S. 483.

der es 1646 an Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz [1]) für 80,000 Fl. verkaufte, bei welchem Hause es bis 1786 blieb. Dann wurde es von den Vormündern des minderjährigen Herzogs Franz Joseph Maximilian [2]) für 1 Million Fl. an Herzog Peter von Kurland [3]) aus dem Hause Biron, aus einem Hause also, das, wie Wallenstein, von geringen Anfängen zu Macht und Reichthum gestiegen war, dessen Begründer aber auch seine Katastrophen erlebt hatte, verkauft und befindet sich seit 1844 in den Händen seiner jüngsten Tochter, der Herzogin Dorothea von Talleyrand [4]).

Im Juni hielt Wallenstein bei Glatz Musterung über ein Heer von 40,000 Mann. Dann vertrieb er die Dänen aus Schlesien, erwirkte die Besetzung der Pässe und Festungen der Neumark durch kaiserliche Truppen, drang bis zum 30. Aug. nach Mecklenburg, besetzte

---

1) Jener berühmte Minister Kaiser Leopold's I, geb. 1608, Sohn Zdenko Adalbert's, k. k. Geh. Raths und obersten Kanzlers in Böhmen, der 1624 gefürstet wurde und 1628 †, und der heldenmüthigen Polyxena von Pernstein, der Beschützerin Slawata's und Martinitz' gegen die Wuth der böhmischen Insurgenten. Er war schon unter Ferdinand III. Oberhofmarschall, erwarb 1646 die Herrschaft Raudnitz aus dem Erbe der ausgestorbenen Smirczickys, auf welche später die herzogliche Würde transferirt wurde, ward 1610, nach Auersberg's Sturze, der Erste im kaiserl. Geheimen Rath, der Kaunitz seiner Zeit, 1674 aber durch die Kaiserin Claudia, die Jesuiten und die spanische Partei gestürzt und auf seine Güter verwiesen, wo er am 24. April 1677 starb. Man hatte ihm, bei eifriger Untersuchung, irgend etwas Strafwürdiges nicht nachweisen können. Er war in erster Ehe 1638 an Johanna Miskyn von Zlonitz († 17. Jan. 1650), in zweiter (20. Jan. 1653) an Auguste Sophie Pfalzgräfin von Sulzbach († 30. April 1682) vermählt. Wir kommen vielleicht später einmal auf ihn zurück.

2) Geb. 7. Dec. 1722, † 15. Dec. 1816.

3) Geb. 15. Febr. 1724, † 13. Jan. 1800.

4) Vergl. Leipelt, Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan (Sorau 1853).

dieses, vertrieb die Dänen aus Schleswig und Holstein, worein er gleichzeitig mit dem über Hamburg kommenden Tilly einrückte, und ging, nachdem er die kaiserlichen Fahnen bis an die nördlichsten Küsten Deutschlands getragen und die Behauptung des in Besitz Genommenen dem Obersten Arnim [1]) empfohlen, auf seine Güter nach Böhmen, um dort den Winter zu verbringen und mit dem Kaiser über wichtige Punkte zu verhandeln. Ob er wirklich, als das Meer ihn behinderte, die Dänen auf ihre Inseln zu verfolgen, in einem Unmuth, der in gleichem Anlaß auch neuere Kriegsführer überkommen haben mag, dasselbe mit glühenden Kugeln hat beschießen lassen, oder ob diese, wie manche andere, von den zahlreichen Feinden und Neidern, die er auf beiden Seiten gehabt hat, und von einer „öffentlichen Meinung", die ihn hochgestellt und gefürchtet, aber nie mit Liebe betrachtet hat, mit Begier aufgegriffene und verbreitete Sage gänzlich aus der Luft geschöpft oder eine Entstellung irgend einer ganz gewöhnlichen kriegerischen Maßregel gewesen ist, können wir nicht entscheiden. Unwahr ist übrigens, daß Wallenstein das Rantzau'sche Schloß Breitenburg, das einzige adelige Schloß in Holstein, das sich wenigstens sechs Tage lang vertheidigte, nach 14tägiger Belagerung eingenommen, daß der Vertheidiger

1) Johann Georg von Arnim, geb. zu Boitzenburg 1581, begann in schwedischen Diensten, ging dann in polnische und aus diesen in kaiserliche über, hierauf in kursächsische, die er 1635 aufgab und sich auf seine Güter zurückzog. Hier 1636 von den Schweden aufgehoben, rettete er sich 1637 durch kühne Flucht, und sollte an die Spitze eines österreichisch-sächsischen Heeres treten, als er am 28. April 1641 zu Dresden starb. Er war Feldherr und Staatsmann und ein echter deutscher Patriot, der vor Allem gegen die Einmischung der Fremden arbeitete, aber freilich nirgends in dem damaligen Deutschland die Mittel fand, wie sie Deutschland brauchte, um wahrhaft sich selbst zu helfen.

desselben, Major Dunbar von den schottischen Hilfstruppen, sich mit den Seinen auf einem Pulverfaß in die Luft gesprengt, daß Wallenstein hohnlächelnd der Niedermetzelung der im Gemache zusammengedrängten wehrlosen Bauern zugesehen habe und daß bei diesem Sturme die Rantzau-Breitenburg'sche Bibliothek gänzlich zerstört worden sei. Das Schloß ward allerdings am 19. Sept., nach sechstägiger Belagerung durch 10,000 Mann und nachdem der Commandant, Major Dunbar, gefallen und zwei Breschen geschossen waren, erstürmt und Alles ohne Unterschied niedergehauen. Aber die Belagerer gehörten nicht zu Wallenstein's Heere, sondern zu Tilly's. Wallenstein lag zu derselben Zeit vor Rendsburg, das er am 16. Oct. mittels Capitulation einnahm und dann sein Hauptquartier nach Colding verlegte. Die Bibliothek aber hat noch nach jener Zeit bestanden [1]).

Wallenstein hatte dem Kaiser, mit dem er im Januar 1629 auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen zusammenkam, vielfache Projecte vorzutragen, die sich immer umfassender, aber auch abenteuerlicher bei ihm gestalteten. Dem Kaiser offerirte er die dänische Krone, lediglich auf das Gerücht hin, daß die Dänen, worunter übrigens nur eine nach Frieden verlangende Partei zu verstehen war, ihren König nicht mehr wollten. Man müsse sie, unter Zusicherung freier Ausübung ihrer Religion, zugleich aber im Weigerungsfalle mit Androhung feindlicher Unterwerfung, bestimmen, den Kaiser zu ihrem Könige zu wählen. In dem Gedanken, wenn er ausführbar gewesen wäre, in dem Anschlusse Dänemarks an Deutschland lag allerdings eine große Zukunft für beide Länder und Völker. Wenige andere Erwerbungen wür-

---

[1]) S. Lucht, Glückstadt (Kiel 1854) S. 131 ff.

den für Deutschland so wichtig, so wahrhaft ergänzend und erfüllend gewesen sein, wie die der dänischen Inseln, und wieder Dänemark würde aus seinen Kräften und Hilfsmitteln weit bessere Früchte geerntet und eine ungleich höhere Entwickelung genommen haben, wenn es sie dem, mit Wucherzinsen vergeltenden Dienste eines großen Ganzen, statt der immer hoffnungslosern Erhaltung des kostbaren Schattens einer unmächtigen Selbständigkeit gewidmet hätte. Aber ausführbar war der Gedanke nicht, da zuvörderst König Christian in seinem Lande geliebt war, dem Kaiser keine Flotte zu Gebote stand und die Seemächte fast sämmtlich zum Schutze Dänemarks bereit gewesen sein würden. Am wiener Hofe scheint man das Phantastische der Sache bald erkannt zu haben und hat das Project mit der recht feinen Wendung zurückgewiesen, daß man Wallenstein rieth, sich selbst wählen zu lassen, was ihm der Kaiser gern vergönnen werde. Damals war Wallenstein noch klug genug, zu bemerken: „ich habe mich gar schön bedankt, denn ich könnte mich damit nicht manteniren." In der That stimmte er Dänemark gegenüber seine Ansprüche bald sehr herunter. Am 2. Sept. 1627 hatte er, gemeinsam mit Tilly, von dem König unter anderm die Verzichtleistung auf das Herzogthum Holstein mit der Festung Glückstadt, sowie Erstattung aller Kriegskosten, als Friedensbedingung verlangt, was Alles man im endlichen, gerade von Wallenstein, mit seinen frühern Anschauungen ganz widersprechenden Gründen, betriebenen Frieden fallen ließ.

In einer andern, ihn persönlich betreffenden Sache ging es dem Friedländer während seines Winteraufenthalts in Böhmen mehr nach Wunsche. Durch Patent vom 1. Febr. 1628 erklärte der Kaiser, von Prag aus,

die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg ihrer Länder verlustig. Sie hatten auch nach der Schlacht bei Lutter und bei Tilly's Herannahen den von kaiserlicher Seite wiederholt an sie gebrachten Ermahnungen, sich zu accommodiren und kaiserliche Besatzung aufzunehmen, weil sonst der endliche Ausschlag dem fürstlichen Hause zu schwer fallen dürfte [1]), keine Folge geleistet, noch nachher den Dänen ihre festen Plätze eingeräumt, dänische Regimenter aufgenommen, dem König Christian Truppen zu senden versprochen. Dazu kam, daß die Stände sich ungleich fügsamer und mit großer Devotion für den Kaiser ausgesprochen und die Schuld des Widerstands auf die Herzöge geschoben zu haben scheinen. Man mag wol glauben, daß dies nur in der Absicht geschehen ist, die herandringenden kaiserlichen Truppen zu begütigen, wenn nicht gar eine ähnliche Politik gewaltet hat, wie die, wonach in Schottland bei Bürgerkriegen Eltern und Kinder, oder Brüder, geflissentlich auf verschiedene Seiten traten, damit die Familie in jedem Falle gedeckt sei. Aber die Sache der Herzöge mußte es in den Augen des Kaisers verschlimmern, und was Herzog Friedrich von Holstein zu ihren Gunsten berichtete: „daß er aus ihren Worten und Erklärungen nichts Anderes entnommen, als daß sie in Devotion und schuldigstem Gehorsam zu verharren gemeint, jedoch außer Stande seien, wegen des Königs von Dänemark Kriegsmacht, zu des Kaisers Satisfaction mehr Realdemonstration zu bezeugen," würde ihren Anspruch auf den Namen von Duldern für die protestantische Sache schmälern, fand aber kaiserlicher Seits kei-

1) Graf Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, III, 145 ff.

nen Glauben. Man mag es, wie Tilly die loyale Erklärung der Ritterschaft, für „zierliche Worte" gehalten haben, „an denen in der Wirklichkeit nichts sei." Dazu kam, daß die Herzöge bei Wallenstein's Einrücken das Land verließen, um erst durch schwedische Waffen wieder in dasselbe zurückgeführt zu werden[1]. Ein förmliches Verfahren hatte aber nicht gegen sie stattgefunden und wol mit Recht hat man die willkürliche Vertreibung eines der ältesten Fürstenhäuser aus seinem Erbe und die Verleihung seiner Lande an einen glücklichen Soldaten als einen der größten politischen Fehler bezeichnet, die der Kaiser begangen, da dieser Schritt bei allen Fürsten, auch den katholischen, Mistrauen und Unwillen erregte, ohne daß doch der Kaiser die Macht oder den Willen hatte, allen Fürsten zu thun, wie er den Mecklenburgern gethan hatte, und auch in diesem Falle die Vertauschung der alten Fürstengeschlechter mit neuen Emporkömmlingen wol die Zerrüttung deutscher Verhältnisse, nicht aber den Aufbau wahrer Kaisermacht gefördert haben dürfte. Man scheint aber in Wien die Verfügung über jenes entlegene Land nicht so hoch angeschlagen zu haben, mag auch wol gemeint haben, das Statuiren eines solchen Exempels werde Andern zur Warnung gereichen, und außerdem war die Sache ein

---

1) Es mag übrigens zur Geschichte der schwedischen Politik bemerkt werden, daß Gustav Adolf den Baner nach Mecklenburg gesendet hatte, um die Herzöge zu vermögen, in Rostock und Wismar schwedische Truppen aufzunehmen, daß er ihn aber, sowie das bereits abgesendete Regiment, zurückrief, weil die Katholiken die Oberhand zu bekommen schienen, die Sachen sich sehr verändert hätten und er nicht gesonnen sei, sich „in diesem deutschen Wesen zu engagiren." Wie die Kaiserlichen immer weiter in die dänischen Besitzungen eindrangen, schrieb er aber an Oxenstjerna (6. Nov. 1627): „Wir können schwerlich entgehen, in diesen Krieg verwickelt zu werden, da die Gefahr täglich näher kommt."

bequemes Mittel, einen so wichtigen Mann und starken Staatsgläubiger, wie Wallenstein, zu befriedigen. Auch sollen einige Geistliche, denen der Herzog die Restitution der geistlichen Güter in Mecklenburg versprochen, die Sache bei dem lange unschlüssigen Kaiser betrieben haben [1]). Zudem fällt es Niemandem leicht, sich auf den Standpunkt eines Gegentheils zu versetzen — woraus ja die meisten Irrungen in der Welt entstehen — und so sah man eben kaiserlicher Seits die Dinge anders an, als fürstlicher Seits. Im Uebrigen war die Sache, nach dem offenen Patente, auch noch nicht dahin angelegt, daß das Land für immer und definitiv an den Friedländer überlassen worden wäre. Es hieß vielmehr nur: er solle „wegen seiner heroischen Tapferkeit und aufgewandten Spesen und Unkosten, das Fürstenthum Mecklenburg mit allen seinen Pertinentien, ein- und zugehörigen Renten und Einkommen zu einem Unterpfand also und der Gestalt, daß seine Liebden und deroselben Erben mehrbesagtes Herzogthum Mecklenburg ꝛc. sammt allen dazu gehörenden Land und Leuten, wie dasselbe genannte Herzoge zu Mecklenburg innegehabt, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten und Ehren ꝛc. in Gewalt und Besitz nehmen, auch so lange nutzen und genießen sollen, bis seine Liebden angelegte Kriegskosten erstattet und bezahlt worden.“ Allein bereits hatte man (26. Jan. 1628) einen förmlichen Kaufbrief [2]) ausgestellt, wonach

---

1) Förster, Wallenstein's ungedruckte Briefe, I, 188.

2) Zuerst allerdings von F. Förster in seiner Parteischrift: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts und des k. k. Fiscus zu Prag“ (Leipzig 1844) S. 91—93 des Urkundenbuchs mitgetheilt. Correct scheint der Abdruck nicht und namentlich will es uns vorkommen, als müsse S. 92, Z. 11 irgend eine Auslassung oder sonstige Irrung vorgefallen sein.

ihm das Herzogthum „frei, zu einem Accord und ohne allen Anschlag,“ gegen einen Kaufschilling überlassen wurde, von welchem zunächst die auf dem Herzogthum Mecklenburg haftenden Schulden, dann die Anfoderungen des Herzogs an den Kaiser und die ihm zugestandene Gnadengabe von 100,000 Fl. berichtigt, der Ueberrest aber, sowie der Erlös aus der Confiscation der Güter mecklenburgischer Particularrebellen, zur Bezahlung der Armee verwendet werden sollte [1]). Das Bisthum Schwerin und die geistlichen Stifter im Mecklenburgischen verpfändete der Kaiser dem Herzog noch besonders wegen vorgeschossener 750,000 Fl. Uebrigens wurden auch in dem Patente vom 1. Febr. die Unterthanen von Eid und Pflicht gegen die Herzöge entbunden und angewiesen, dem Herzoge von Friedland die gebührende Pflicht und Huldigung zu leisten. Der Herzog erließ denn auch bereits am 9. Febr. aus Prag ein Patent, in welchem er die mecklenburgischen Unterthanen anwies, dem von ihm bevollmächtigten Obersten St.-Julien die Huldigung für ihn zu leisten. Noch in Brandeis übte der Herzog, während der Aufwartung bei der Tafel des Kaisers, das Recht aus, mit bedecktem Haupte zu erscheinen, wie es nur Reichsfürsten zustand. Dagegen dauerte es noch über ein Jahr, bevor ihm die wirkliche Belehnung ertheilt wurde, und erst von da an schrieb er sich Herzog von Friedland und Mecklenburg. Im Uebrigen beginnt nun wieder eine neue Phase in Wallen-

---

1) Wie wäre das Alles zu bestreiten möglich gewesen, wenn die betreffende Stelle jenes Förster'schen Kaufbriefs so zu verstehen wäre, daß der Kaufschilling nur in 4 Proc. von sämmtlichen Landeseinkünften Mecklenburgs bestehen sollte (Förster, S. 31, Urkundenbuch, S. 92)? Jedenfalls ist der vierfache Betrag dieser Landeseinkünfte gemeint, wenn nicht auch an dieser Stelle eine Irrung obwaltet.

stein's Leben und gerade die Erwerbung Mecklenburgs hat wesentlich dazu beigetragen, seine Pläne und Richtungen zu ändern, zu verwirren, ihn zuletzt in die Stellung zu bringen, aus welcher seine Katastrophe hervorging. Indem man ihm ein altes, mit wahren Herrscherrechten begabtes Reichsfürstenthum überließ, verrückte man seine frühere Stellung als Diener des Kaisers und als Unterthan des Königs von Böhmen und legte man den Grund zu den Prätensionen, in denen er später, auch nachdem er Mecklenburg wieder verloren, gehandelt hat: sich als ein selbständiger Fürst und als Träger einer eigenen politischen Macht zu geriren. In dem Zeitraume, bei dem wir jetzt stehen, war er jedoch noch nicht ganz dahin und empfand er das Zweideutige und Unsichere seiner Stellung noch so sehr, daß er darauf ausging, sie durch Erhebung Anderer zu gleichen Verhältnissen zu festigen. Zunächst wollte er auf Kosten des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel Pappenheim zum Fürsten von Wolfenbüttel und Tilly zum Fürsten von Calenberg gemacht wissen. Friedrich Ulrich, ein schwacher, von untreuen Räthen geleiteter Fürst, hatte sich nur mit halbem Herzen und zögernd an Dänemark angeschlossen und seine Hauptstadt war nur durch Verrath den Dänen überliefert worden. Schon vier Tage vor der Schlacht bei Lutter hatte er seine Truppen von der dänischen Armee abberufen und nach der Schlacht die Räumung seiner Lande von den Dänen gefodert, an den Kaiser geschrieben, auch dem Tilly einen Unterwerfungsact ausgestellt, worin er sich der Gnade des Herzogs empfahl und nur Religionsfreiheit für sich und seine Unterthanen bedingte. Gleichwol eröffnete Wallenstein durch Pappenheim eine förmliche Untersuchung gegen ihn und ließ dieselben Räthe, die

ihn gegängelt hatten und von denen Rautenberg Wolfenbüttel den Dänen in die Hände gespielt hatte und Eltz [1]) notorisch in dänischem Solde stand, später aber in Wallenstein's Dienste trat, in das Feldlager nach Güstrow bringen und über den Herzog verhören. Indeß so geneigt auch diese Räthe waren, jede Schuld von sich ab und auf den Herzog zu wälzen, es waren doch keine Thatsachen aus der Zeit nach dem mit Tilly getroffenen Abkommen zu ermitteln, welche den Herzog irgendwie gravirt hätten. Der Reichshofrath gab zwar sein Gutachten dahin ab, daß der Kaiser sich an des Herzogs Lande zu erholen wohl berechtigt sei, rieth aber zur Mäßigung. Hauptsächlich der Kurfürst von Baiern trat kräftig zu Gunsten des Herzogs auf, ungeachtet er mit diesem „und dem ganzen braunschweigischen Hause nimmer in gutem Vernehmen gestanden," und sprach seine Zuversicht und Hoffnung aus, „der Kaiser werde weder geneigt sein, noch verstatten, daß dergleichen Untersuchungen gegen vornehmem, deutschem, fürstlichem Geblüt entsprossene Stände des Reichs angestellt würden," verwies auch dem Pappenheim die Annahme des ihm von Wallenstein ertheilten Auftrags nachdrücklich [2]). Dazu kam, daß die meisten andern Glieder des Hauses Braunschweig sich entweder neutral verhalten, oder auf der kaiserlichen Seite gestanden hatten. So ließ der Kaiser die Sache auf sich beruhen. Indeß wurde in dem Lübecker Frieden dem Herzog aufgelegt, die 400,000 Thlr., welche der Kaiser dem Tilly als Belohnung versprochen hatte, gegen Wegfall einer angeblichen dänischen Fode-

---

1) Th. II, S. 404 ff.

2) Graf Mailath a. a. O. S. 141 ff.; v. d. Decken, Herzog Georg, I, 279 ff.

rung an den Herzog, zu zahlen, und wurden, nach einem spätern Vergleiche dem Tilly drei Aemter der Grafschaft Hoya als Pfand eingeräumt. Aus der Erbschaft des geächteten und gestorbenen Herzogs Christian verkaufte der Kaiser dem Grafen Christoph Simon von Thun [1]) die Grafschaft Hohnstein für 60,000 Fl., dem Grafen Max Waldstein die Grafschaft Reinstein für 50,000 Fl. Blankenburg wurde dem Grafen Merode geschenkt. Das Reichskammergericht erkannte auf Restitution des großen Stifts Hildesheim und Erstattung der seit länger als 100 Jahren daraus bezogenen Einkünfte. Wallenstein's Plan aber war in diesem Punkte gescheitert, und er wurde vielmehr vom kaiserlichen Hofe zu milderer Behandlung der betreffenden braunschweigischen Lande ausdrücklich, wenn auch ohne sonderlichen Erfolg, angehalten. Auch aus den weitern Plänen, wonach Württemberg dem mächtigen Gönner Wallenstein's, dem Fürsten Eggenberg und dem Grafen Max Trautmannsdorf [2]), Baden dem Grafen Johann Franz Trautson [3]) zugetheilt werden sollte, ist bekanntlich nichts geworden. Der noch phantastischere Gedanke, das Kurhaus Sachsen nach Schleswig und Jütland zu versetzen, Sachsen aber, mit Ausschluß der Lausitzen, die an Böhmen zurückfallen sollten, dem Herzog Karl von Lothringen zu überlassen, ist vollends nicht über das erste Anfangsstadium eines wilden Projects hinausgediehen, stimmte aber zu den weitern Plä-

---

1) Obersthofmeister des Kaisers, † 1675.

2) Der berühmte Diplomat, der den Westfälischen Frieden abschloß, geb. 1584, 1623 Reichsgraf, † als wirkl. Geh. Rath und Obersthofmeister 1650.

3) Ein Jugendfreund Ferdinand's III., Sohn des ersten Grafen und Vater des ersten Fürsten dieses seit 1775 im Mannsstamme erloschenen Geschlechts.

nen, in denen sich Wallenstein gerade in jener Zeit gefiel, um sie nach Jahresfrist wieder gänzlich fallen zu lassen. Sei es, daß er nach Erwerbung Mecklenburgs noch an weitere Besitznahmen in jenen Gegenden, für sich [1]), oder Befreundete, oder den Kaiser, dachte, oder daß ihn ein dunkles Gefühl der aus dem Norden drohenden Gefahr bewegte, es erschien ihm als die nächste und dringendste Aufgabe: die ganze nordische Küste durch kaiserliche Truppen zu besetzen. Indem er das Verhältniß dieser Küste lediglich aus dem militärischen Gesichtspunkte und wol auch dem seines eigenen Interesses auffaßte, ließ er einen bedeutsamen Gedanken der kaiserlichen Regierung, welchen dieselbe durch den Grafen Ludwig Schwarzenberg bei dem Congreß der Hansestädte zu Lübeck betrieb, und wonach Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund und Lüneburg zu Stapelplätzen des Handels mit Spanien für das nördliche Deutschland erklärt werden sollten, während die Abschaffung des Sundzolls im Hintergrunde lag [2]), ohne alle Unterstützung, hintertrieb ihn sogar, indem er die Zurückberufung Schwarzenberg's erwirkte [3]). Dafür ließ er sich am 20. April 1628 zum „General des baltischen und oceanischen Meeres" ernennen, schrieb an Arnim: „achtundzwanzig Seehäfen sind am baltischen Meere; die müssen alle besetzt werden," und wendete alles auf, um — selbst wider die Wünsche des Kaisers — Stralsund in seine Gewalt zu bekommen.

Dorthin eilte er, als er im Frühsommer Böhmen verließ, um selbst wieder die Leitung im Norden zu über-

---

1) Er hat namentlich Pommern im Auge gehabt.
2) Graf Mailath a. a. O. S. 150 ff.
3) Wallenstein ward übrigens auch durch seinen Groll gegen Spanien dabei bestimmt.

nehmen. Im ersten Anfange scheint man jedoch auf den Besitz Stralsunds nicht das große Gewicht gelegt zu haben, das die spätern Anstrengungen veranlaßte, und man kann meinen, daß auch hier mehr persönliche Stimmungen des Herzogs ihn verleiteten, hartnäckig auf einer Unternehmung zu bestehen, deren schließliches Scheitern ihm und seiner Sache großen Eintrag bereitet hat. Man muß jedoch gestehen, daß, wie man sich einmal in dieselbe weiter eingelassen hatte, ein Zurücktreten, bevor irgend ein annehmliches Zugeständniß erlangt war, sein Bedenkliches hatte. Indeß auch das war zu heben, wenn das Abstehen von der Sache auf kaiserlichen Befehl aus Gnade erfolgte. Die Sache entspann sich in folgender Weise [1]). Stralsund wollte keine kaiserliche Garnison annehmen, und Arnim zeigte sich auch geneigt, es mit solcher zu verschonen, wenn es 150,000 Reichsthaler zahle, besetzte aber, während der Unterhandlungen, eine den Hafen beherrschende Insel, Dänholm, und befestigte sie. Darüber griff ihn die Bürgerschaft eigenmächtig an. Der erschrockene Magistrat erklärte sich zwar bereit, ihm 130,000 Thlr. zu zahlen und ihn im Besitz des Dänholms zu lassen, gab auch 30,000 Thlr. auf Abschlag, aber ein Volksauflauf verhinderte die weitere Ausführung; die Stadt ward in Vertheidigungsstand gesetzt; ein Vermittelungsantrag des Herzogs Bogislav von Pommern ward abgelehnt; der Besatzung des Dänholm schnitt man die Zufuhr ab, und sie mußte sich (5. April 1628) ergeben. Auf die erste Nachricht von der Widersetzlichkeit der Stadt hatte Wallenstein von Prag aus (27. Febr.) an Arnim geschrieben: „Ich ver-

1) Zober, Geschichte der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein im Jahre 1628 (Stralsund 1828).

nehme, daß die von Stralsund sich widerwärtig und rebellisch bezeugen, und schlimme Kerls werden — — der Herr Obrist muß daher sehen, die Stadt mit Ernst anzugreifen und nicht eher wegziehen, bis sie eine starke Garnison eingenommen hat. Denn ich will es nicht dazu kommen lassen, daß die Bürger etwas wider uns erhalten, dadurch sie und andere ihres Gleichen ein Herz fassen und Ungebührlichkeiten anfangen." Arnim unternahm nun auch drei Stürme gegen die Stadt (16., 23., 25. Mai), welche aber sämmtlich abgewehrt wurden, der dritte zunächst durch die Geistesgegenwart einer Frau, die die Feinde zuerst gewahrt hatte und sofort die Lärmtrommel rührte. Auch hatten die Stralsunder auswärtige Unterstützung erlangt. Zwar hatten die Schwesterstädte der Hanse nur leere Vertröstungen für sie; aber der König von Dänemark schickte den Obersten Holk mit neun Compagnien, und eine Beihilfe, welche Schweden leistete, war der erste Act einer Einmischung Gustav Adolf's in die deutschen Wirren. Es war nämlich von Stralsund ein Schiff nach Danzig gesendet worden, um Pulver zu holen. Dem stand das polnische Ausfuhrverbot entgegen. Der Schiffscapitän klagte seine Verlegenheit dem Admiral der auf der danziger Rhede ankernden schwedischen Flotte und durch diesen dem Schwedenkönig, worauf Gustav Adolf sogleich ein Geschenk an Pulver sendete und zugleich in einem freundlichen Schreiben seine Verwunderung aussprach, daß die Stralsunder noch nicht den Beistand eines glaubensverwandten Fürsten angesprochen hätten. Stralsund benutzte den Wink eifrig und Gustav Adolf sendete den Obersten Rosladin mit 600 Mann. Er fand aber für gut, sich wegen dieser den Stralsundern geleisteten Hilfe in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen zu rechtfer-

tigen [25. April 1629] [1]), mochte also damals noch ziemliche Bedenken in Betreff einer eigenmächtigen Einmischung in die innern Händel des deutschen Reichs hegen, welche später wegfielen, als er die innern Schwächen und Spaltungen desselben näher erkannte. Trotz der auswärtigen Hilfe aber übersah man in Stralsund die Gefahr keineswegs, in der man schwebte, und der Protonotarius Wahl ward nach Böhmen an Wallenstein und den Kaiser gesendet. Der Herzog erklärte: er habe befohlen, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt geführt werden sollten; er werde selbst hinkommen und nicht von dannen weichen, bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen, oder es solle nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch 100,000 Menschen und er selbst davor das Leben einbüßen. Bei dem Kaiser fand die stralsunder Bitte billigeres Gehör und Wahl erhielt die Vertröstung, daß Befehl zu Einstellung der Thätlichkeiten, gütlicher Beilegung des Streits und Verschonung der Stadt mit Einlegung der Truppen ergangen sei. Hier wie in manchen andern Fällen jener Zeit bewies der kaiserliche Hof eine weit größere Mäßigung und Weisheit, als seine Feldhauptleute, als namentlich auch Wallenstein. Aber schon war dieser so mächtig und darüber so eigenwillig geworden, daß man ihm kaum noch direct zu befehlen wagte [2]) und auf stricten Gehorsam nicht rechnen konnte. Auch diesmal milderte sich der intendirte Befehl in die kaiserliche Erinnerung: daß die Belagerung von Stral-

---

1) Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg (Leipzig 1854) S. 4.

2) Oder war es damals noch wahre Achtung vor seinen Befähigungen und Erwartung großer Dienste? Hatte er bei dem persönlichen Zusammensein dem Kaiser imponirt und ihn gänzlich gewonnen? Vertrauen bewies man ihm damals noch vielfach.

sund eine allgemeine Desperation nicht nur bei den Hansestädten, sondern bei allen Ständen des Reichs erzeugen könne, was um so gefährlicher, da auch bei dem gemeinen Manne eine Generalrevolte leicht erfolgen könnte; Wallenstein sollte über diesen Gegenstand, seiner hohen Importanz und Wichtigkeit halber, nachdenken, wie dieser Gefahr vorzubeugen sei [1]). Als aber Wahl den Herzog zu Prenzlau einholte und die kaiserliche Resolution vorwies, fand er des Friedländers Gesinnung in keiner Weise geändert. Hier soll er jene berufene Aeußerung gethan haben: und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßte es doch herunter; eine Aeußerung, in Betreff deren wir wenigstens erwähnen müssen, daß sie ganz ebenso auch in Bezug auf das gleichzeitig und gleichfalls vergeblich durch Aldringen und Cerboni belagerte Glückstadt erzählt wird [2]). In Frankfurt a. d. O. traf er (17. Juni) weitere Abgeordnete Stralsunds, sowie eine Gesandtschaft des Herzogs von Pommern. Hier soll er geäußert haben: die Stadt Stralsund sei zu muthwillig und habe sich ihren Herren allezeit ungehorsam erwiesen; er wolle sie aber jetzt aus der bösen Gewohnheit bringen; vor den Schweden fürchte er sich nicht, da er kein Polack sei.

Um Stralsund, das von 1000 Mann dänischer und schwedischer Soldaten und 2000 Mann Stadtmiliz vertheidigt, von der Seeseite aber durch die dänische Flotte stets mit allem Bedarf versehen ward, waren inzwischen 20,000 Mann zusammengezogen worden, und sobald der Herzog (7. Juli) im Lager angekommen war, unternahm er sofort einen allgemeinen Sturm, wobei der tapfere

1) Graf Mailath a. a. O. S. 155.
2) Lucht a. a. O. S. 138.

Schwede Rosladin und zwei Hauptleute fielen. Jetzt schickten die Stralsunder ihre Weiber und Töchter zu Schiffe nach Schweden, zum Zeichen, daß sie aufs Aeußerste gefaßt seien, beschickten aber gleichzeitig Wallenstein durch eine Deputation. Er empfing sie gütig, erbot sich zum Abzug, wenn die Stadt 50,000 Thlr. zahle und eine pommerische Besatzung einnähme, welche zugleich dem Kaiser, dem Herzog von Pommern, dem Kurfürsten von Brandenburg und der Stadt Stralsund schwören sollte, und rieth den Stralsundern, mit einem bekannten lateinischen Verse [1]), die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Während man aber in Stralsund berieth, suchte Wallenstein durch unausgesetztes furchtbares Geschützfeuer den Entschluß des Nachgebens zu fördern. In der That kam jetzt, unter pommerscher Vermittelung, ein Vergleich im Sinne der Wallenstein'schen Vorschläge zu Stande. Aber die Bürgerschaft widersetzte sich nochmals und wollte wenigstens Alles darauf gestellt wissen, daß die fremde Besatzung sich gutwillig zum Abzug verstehe. Heftiges Regenwetter hinderte die Arbeiten der Belagerer; einige glückliche Ausfälle unterhielten den Muth der Besatzung, die unter sicherm Obdach lag und an nichts Mangel litt, und als schließlich noch eine schwedische Flotte anlangte, welche die Obersten Leslie und Brahe mit 2000 Mann brachte, erkannte der Herzog, daß er Stralsund nicht bezwingen könne, solange er außer Stande sei, ihm die See zu sperren. Er dachte nun nur noch, wie er das Aufgeben der Unternehmung vermitteln könne, ohne seinem Ansehen zu viel zu vergeben. Am 19. Juli verließ er das Lager, um nach Güstrow zu gehen. An Arnim schrieb er: „Bitt,

---

1) Fronte capillata est post haec occasio calva.

disponire der Herr auf solche Weis mit ihnen, daß wir mit Ehren bestehen und abziehen können." In der That, wenn der Vergleich, über den er mit dem Herzog von Pommern übereingekommen war, zur ungehinderten Ausführung gekommen wäre, hätte er schon am 17. das Heer abführen sollen. Aber, wie bemerkt, die stralsunder Bürgerschaft selbst hatte diese Ausführung gehindert und noch am 29. Juli machten die Stralsunder, von Dänen und Schweden unterstützt, einen Ausfall, wobei über 700 Kaiserliche getödtet oder gefangen genommen worden sein sollen. Schon am 31. schrieb nun Wallenstein an Arnim: „Der Herr sehe, auf alle Weis von Stralsund abzuziehen, doch daß Alles unter dem Prätext geschehe: auf des Herzogs von Pommern Begehren." Arnim hatte die Belagerung bereits aufgehoben (1. Aug.), als ein erneuter Befehl Wallenstein's vom 4. Aug. ihn anwies: „die kaiserliche Armee von der Stadt belagerung abzuführen und mit ehesten von dannen abzuziehen." Der Herzog von Pommern ging übrigens gleichfalls von der Voraussetzung eines abgeschlossenen Abkommens aus und hatte in einem Schreiben vom 29. Juli den Friedländer an den versprochenen Abzug erinnert, auch die Schuld der erneuerten Feindseligkeiten den Kaiserlichen zur Last gelegt. Er erhielt dafür eine ziemlich scharfe Antwort vom 4. Aug., worin ihm mit dürren Worten Unbedachtsamkeit vorgeworfen, auch die Vermuthung ausgesprochen wird, die Räthe und Abgeordneten des Herzogs möchten wol mit den Stralsundern „zuvor und währender Tractation unter der Decke gelegen" haben. Der Herzog werde „wohl erwägen und wissen" daß Wallenstein Mittel genug habe, sich an ihm zu erholen. In einem Schreiben an Arnim vom 11. Aug. sprach er geradezu den Wunsch aus, daß der Herzog

sich antikaiserlich erklären möchte. Denn — „Pommern stände Mecklenburg gewaltig glatt an [1]).“ Im Uebrigen verstand sich der stralsunder Magistrat, der ohnedies an dem Widerstande sehr unschuldig gewesen, zu einer formellen Genugthuung [2]), die allerdings weit weniger bekannt worden ist, als die Spottlieder, welche die stralsunder Bürger den abziehenden Kaiserlichen nachsangen [3]), wie denn überhaupt diese ganze Unternehmung auf die öffentliche Meinung wesentlich und zwar sehr zum Nachtheil der kaiserlichen Sache gewirkt hat. Wie viel weiser wäre es gewesen, wenn man dem kaiserlichen Willen Folge geleistet und die Belagerung zeitig und unter unverfänglichen Verhältnissen abgebrochen hätte! Weiser freilich noch, wenn man diese ganze Sache niemals angefangen gehabt hätte, solange man besonders der Mittel, sie durchzuführen, nicht wahrhaft sicher war. Wie die an Stralsund geleistete Hilfe die erste active Einmischung Gustav Adolf's in die deutschen Händel war, so lag der erste Impuls zu dieser Einmischung allerdings in den See- und Handelsprojecten. Gustav Adolf fürchtete den Nachtheil, den das Festsetzen der Kaisermacht an Deutschlands Nordküsten den schwedischen Han-

---

1) Förster a. a. O. S. 39—40.

2) Graf Mailath a. a. O. S. 156.

3) Schon vorher hatte Wallenstein in die von ihm vorgelegte Capitulation auch die Bestimmung aufgenommen wissen wollen, daß die Pasquillenschreiber aus der Stadt gewiesen und ausgeliefert werden sollten. Die Stralsunder haben übrigens damals wol nicht geahnt, daß der schließliche Ausgang sie zu Unterthanen ihrer damaligen Beschützer, der Schweden, machen würde und daß sie unter der schwedischen Herrschaft bleiben sollten, bis sie brandenburgische Unterthanen wurden. Hätten sie sich dem Kaiser angeschlossen, wo sie noch keineswegs katholisch zu werden brauchten, so hätten sie sich die vollen Rechte einer freien Reichsstadt erwirken können. Und was für Drangsale und Nachtheile dürften Deutschland erspart werden sein!

delsinteressen bringen möchte. Die protestantische Sympathie war zwar kein bloßer Vorwand bei ihm, würde ihn aber allein und zunächst nie zum Einschreiten bewogen haben. Wiederholt erbot sich der König im Anfange, wieder zurückzugehen, wenn ihm in Betreff der Nordküste Genüge geschähe. Erst wie er weiter in Deutschland eindrang, reiften auch weitere Pläne[1]), die bis dahin höchstens Wünsche gewesen sein mögen.

Nun Wallenstein hatte die Pläne, die sich an seine Admiralschaft des oceanischen und baltischen Meeres knüpften und nun vollends den Traum einer Verdrängung König Christian's auf einmal gänzlich aufgegeben. Im Verein mit Tilly rieth er dem Kaiser zum Frieden mit Dänemark und die Gründe, die sie dafür anführten, hatten viele Wahrheit, ja zum Theil bleibende Geltung, waren aber allerdings von der Art, daß man dieselben von vorn herein hätte bedenken mögen. Sie machten darauf aufmerksam, daß England, Frankreich, Holland und Schweden, die bedeutendsten damaligen Seemächte also, bereit seien, den Dänen Hilfe zu leisten, wie denn namentlich England und Holland auch nachmals öfters den Dänen zu Hilfe geeilt sind, wenn der Untergang der dänischen Selbständigkeit zu fürchten schien; daß das Restitutionsedict in Deutschland eine bedenkliche Stimmung erzeugt habe, die Küste von Preußen bis zur Elbe aber zu lang sei, als daß man sie ausreichend besetzen könne; daß der König von Dänemark landen könne, wo er wolle, da man keine Schiffe habe, ihn abzuwehren u. s. w. So

1) Recht deutlich geht das Alles aus den Mittheilungen hervor, welche Helbig neuerdings, in der angeführten Schrift, aus dem sächsischen Staatsarchive gebracht hat. S. auch Geijer's Geschichte von Schweden.

wurden denn am 23. Jan. 1629 die Friedensverhandlungen zu Lübeck eröffnet. Kaiserlicher Seits wurden sie durch Wallenstein's und Tilly's Subdelegirte geführt: den Generalwachtmeister Freiherrn von Aldringen, den Obersten Freiherrn von Gronsfeld, den kaiserlichen Kämmerer Freiherrn von Dietrichstein, den Oberstlieutenant von Rupa, den Hofkammerrath von Walmerode und den Generalmajor Hannibal von Schauenburg, der vor Glückstadt gefangen, aber gegen den dänischen Obersten Nelle ausgewechselt worden war. Dänischer Seits waren der Kanzler Christian Friis und die Reichsräthe Jakob Ulfeld und Albrecht Scheel, sowie der deutsche Kanzler Levin Marschalk und die Landräthe Detlev Rantzau und Heinrich Rantzau, nebst dem Secretär Friedrich Günther, zugegen. Auch fehlte es nicht an sich selbst anbietenden Vermittlern. Als Solche traten zunächst zwei ottorpische Räthe, v. d. Lanken und der Kanzler Hedemann, auf, wurden aber dänischer Seits recusirt. Als dagegen der Secretär der schwedischen Gesandtschaft zu Kopenhagen in Lübeck erschienen war, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, ließ ihn Wallenstein abweisen, und als der Gesandte selbst von Kopenhagen um freies Geleit bat, gab Wallenstein die würdige Antwort: es könne mit Schweden keine Unterhandlung eröffnet werden, bevor nicht der König seine Truppen vom Boden des Reiches entfernt haben würde[1]).

---

1) Man war, wie sich aus Geijer ergibt, in Schweden auf die Abweisung ziemlich gefaßt und die Ansicht, als habe Gustav Adolf sie besonders übel genommen, ist schwerlich gegründet. Man war sich in Schweden bewußt, daß man bei der Sendung keinen friedlichen Zweck gehabt hatte. Der Gesandte war instruirt, unter der Hand zu verbreiten, was für Foderungen Gustav Adolf zu Gunsten der norddeutschen Stände zu erheben bereit sei, und zugleich zu ermitteln,

Bei den Verhandlungen selbst wurden die anfänglichen Foderungen der kaiserlichen Abgeordneten, dem standhaften Widerstande des Dänenkönigs gegenüber, fortwährend gemildert. Es war natürlich: man hatte zwar die Dänen auf deutschem Boden geschlagen und fast gänzlich von demselben vertrieben; überwunden aber waren sie nicht und an dem eigentlichen Sitze ihrer Macht konnte man ihnen nicht beikommen. So mußte man sich mit den Zugeständnissen begnügen, welche der Eindruck der erlittenen Niederlagen und die Erschöpfung der Dänen bewirkte. Aldringen, Schauenburg und v. d. Lanken reisten zu Wallenstein nach Güstrow und brachten neue und gemäßigte Vorschläge mit. Mit diesen begaben sich die drei dänischen Reichsräthe zu ihrem König, welcher noch mehr verlangte, worauf die Kaiserlichen nochmals nachgaben. Am 22. Mai war der Friede geschlossen; am 6. Juni ward er unterzeichnet, am 13. vom Kaiser ratificirt. Schon am 11. begannen die kaiserlichen Truppen, Holstein zu räumen, und vollzogen diese Räumung bis Ende Juli vollständig. Erwähnen wollen wir noch, daß bei diesem Frieden kaiserlicher Seits ein Versuch vorkam, Schleswig dem deutschen Reiche zu vindiciren. Er war zunächst darauf begründet, daß das Bisthum Schleswig 1521 irrthümlich in die Reichsmatrikel gesetzt worden war, wurde aber von den Dänen, mit Hinweisung auf viele Geständnisse der Kaiser und einen erst von 1624 datirenden Ausspruch im Reichskammergerichte, zurückgewiesen. Dagegen ließ der König die Clausel, daß der Kaiser die Fürsten

auf wen man rechnen könne. Auch ward noch nach jener Abweisung schwedischer Seits eine Verhandlung mit Wallenstein angeknüpft, deren Hauptzweck freilich gewesen zu sein scheint, die Zurückberufung der Hilfstruppen aus Polen zu erwirken. Graf Mailath a. a. O. S. 201—4.

und Stände des Reichs gegen die ordentlichen Rechte nicht beschweren wolle, fallen und gab damit seine Verbündeten, wie Kurpfalz, Mecklenburg, Magdeburg u. s. w., preis. Sonst wurde der Friede auf den Grund des status quo ante abgeschlossen. Von Ersatz der Kriegskosten war keine Rede mehr. Der König versprach, sich nicht mehr in die Sachen des Reichs zu mischen, außer soweit es ihm als Reichsstand wegen des Herzogthums Holstein gebühre, auch für sich und seine Söhne keinerlei Anspruch auf die Stifter zu machen. Kaiserlicher Seits wurden Spanien, die Infantin in Brüssel, Polen, das ganze Haus Oestreich, Kurbaiern und „alle andere assistirende gehorsame Kurfürsten und Reichsstände", dänischer Seits wurden England, Frankreich, Holland und Schweden eingeschlossen. Das hinderte nicht, daß eben jetzt ein fast zwanzigjähriger Krieg gegen Schweden und bald auch gegen Frankreich entbrannte!

Daß Gustav Adolf von Schweden kein zu verachtender Feind sei, hat Wallenstein zeitig erkannt, wenn er auch dessen ganze Bedeutung damals noch nicht ahnen konnte, zumal Gustav Adolf dieselbe doch erst zu entfalten vermochte, nachdem er Unterstützung von Frankreich und den Beitritt deutscher Stände erlangt hatte. Während des Winteraufenthaltes in Böhmen (1627—28) hat der Herzog in einer Woche mehr als zwanzig Briefe an Arnim geschrieben, oft an einem Tage drei, vier, am 20. Dec. aus Brandeis sogar acht, in denen allen Schweden und das Project berührt wird, sowol die schwedische Flotte zu verbrennen, als eine eigene kaiserliche Flotte aufzurichten. Um Gustav Adolf sicher zu machen, werden Unterhandlungen angeknüpft, in denen ihm, als Preis eines Auftretens gegen Dänemark, die Eroberung Norwegens in Aussicht gestellt wird. Einmal zwar, wie dem Herzog

die Unterhandlung mit Schweden gut von Statten zu gehen scheint, will er die Verbrennung der Schiffe anstehen lassen und schreibt, in gleichfalls bezeichnender Weise an Arnim[1]): „Ich remittir's dem Herrn, Er kennt den Schweden, darum thu Er, was Er vermeint, daß Ihrer Majestät und der Christenheit am besten ist"[2]). Dann fuhr er fort: „Den Schweden will ich gern zum Freunde haben, aber daß er nicht gar zu mächtig ist (wird), denn: amor et dominium non patitur socium." Doch schon am andern Tage schreibt er anders und sagt geradezu: „Die Schiff müssen einen Weg als den andern in Rauch aufgehen." Die Herren bei Hofe seien freilich gar zu furchtsam, schreibt er wieder am 26. Nov.; Arnim möge aber darauf sehen, daß die Schiffe sofort verbrannt würden; „denn", setzt er hinzu, „je ärmer der Schwed und je kraftloser er ist, desto besser ist es für uns." So schreibt er auch aus Lauban, 30. Nov.: „Sonst bitt ich, der Herr wende allen möglichen Fleiß an, ihm die Schiffe zu verbrennen." In Böhmen jedoch scheint ihn der Plan der Ausrüstung einer eigenen kaiserlichen Flotte, wozu ihm der König von Spanien 200,000 Kronenthaler Hilfsgelder geschickt, mehr beschäftigt zu haben, als jener Anschlag auf Schweden. Arnim möge alle Kriegshäfen besetzen und alle Schiffe in Beschlag nehmen, indem man diese theils armiren,

---

1) Aus Frankfurt a. d. O., 24. Nov. 1627.

2) Wol entspräche es Wallenstein und den Männern seines Schlages und seiner Verhältnisse ganz: in bedenklichen, zweifelhaften Fällen einem Untergebenen, halb abmahnend, halb antreibend, freies Ermessen zu lassen, um dann je nach dem Ausgange sich das Verdienst zuschreiben, oder auf Jenen die Schuld wälzen zu können. Doch vielleicht war Wallenstein hierin aufrichtig und fühlte sich in der That schwankend und unschlüssig, wie ihm das auch nicht selten begegnete.

theils zum Uebersetzen gebrauchen wolle. Er hoffe, sie (die Dänen) noch in ihren Inseln zu suchen; denn vor den Schweden graue ihm gar nicht (11. Jan. 1628). Wie er aber nach Pommern zurückgekehrt ist, muß er sich überzeugt haben, daß zu dem Flottenbau doch keine Aussicht sei, wie es denn in kriegerischen Zeiten besser ist, gar keine Flotte zu haben, als eine dem Gegner nicht gewachsene, und kehrt nun wieder zu dem Anschlage gegen die schwedische Flotte zurück. Aus seinen Briefen an Arnim ersieht man, daß Letzterer einen Kaufmann [1]) für das Unternehmen gewonnen und demselben 15,000 Thlr. versprochen hatte. Dieser Kaufmann war im Sept. 1628 in Wallenstein's Feldlager bei Mietschkau und erhielt 5000 Thlr. zum Anfang, wobei ihm Wallenstein versprach, ihm zu den von Arnim zugesagten 15,000 Thlrn. noch 15,000 Thlr. zu geben, wenn das Werk seinen Fortgang gewinnen würde. Der Mann scheint ein Pommer und zwar wol ein Greifswalder gewesen, aber vor Ausführung der Sache gestorben zu sein. Bei seiner Witwe fand man ein versiegeltes, für Feldmarschall Arnim oder Jemand von des Herzogs von Friedland treuen Dienern bestimmtes Paket, worin über die bereits ausgegebenen Gelder und gethanen Schritte Rechenschaft gegeben war. Die Leute, denen er das Geld gegeben — so berichtet Graf Hatzfeld aus Greifswalde am 31. Jan. 1630 — waren bereit, unter gleichen Bedingungen, die Sache noch auszuführen, wollten aber auch etliche Tausend Thaler auf die Hand haben. Auch gegen die dänische Flotte hat man einen ähnlichen, auf deren Verbrennung oder Entführung gerichteten Anschlag gehabt,

---

[1]) Oder war das nur eine verabredete Bezeichnung für die betreffende Person?

wie aus einem Schreiben Pappenheim's, aus Gardelegen, 31. Jan. 1629, erhellt[1]).

Stralsund hatte dem Herzog den nordischen Krieg verleidet, und indem er den Schwedenkönig durch die Polen, denen er einige Regimenter[2]) zu Hilfe sendete, zu beschäftigen gedachte, wendete er selbst sich, nach dem Lübecker Frieden, wieder der Elbe und den fetten Quartieren im Magdeburgischen und Halberstädtischen zu. Am 3. Aug. 1629 traf er in Tangermünde ein, von wo er sich nach Wolmirstädt und später nach Halberstadt begab. Magdeburg aber bereitete ihm eine ähnliche Erfahrung, wie er bei Stralsund gemacht hatte. Es ward durch dasselbe, neben der politisch-militärischen Wichtigkeit des Platzes, auch ein nahes Interesse des kaiserlichen Hofes berührt. Das dortige Domcapitel hatte 1628 den brandenburgischen Administrator des Erzstifts für abgesetzt erklärt, weil er sich, der Wahlcapitulation zuwider, in einen Krieg mit dem Kaiser eingelassen, hatte aber zu seinem Nachfolger wieder einen protestantischen Prinzen, August von Sachsen, den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg I., seit einigen Jahren Coadjutor des Erzstifts, gewählt, für welchen sein Vater auch die Wahl angenommen hatte[3]). In

---

1) Förster a. a. O. S. 27 ff.

2) 10,000 Mann unter Arnim's Befehle. Sie fochten meist glücklich. Bei Marienwerder kam Gustav Adolf selbst in Gefahr und sein Hut ward erbeutet, den Arnim dem Herzog von Friedland als Siegeszeichen schickte.

3) Er selbst war noch minderjährig. Er war 13. August 1614 geboren, erhielt im Westfälischen Frieden das Erzstift auf Lebenszeit, ward der Stifter der 1746 im Mannsstamme erloschenen Herzöge von Sachsen-Weissenfels, und † 4. Juni 1680, worauf das Erzstift größtentheils an Brandenburg fiel. Vermählt war er 1) 23. Nov. 1647

Wien hätte man gewünscht, daß, wie in Halberstadt bereits geschehen, Prinz Leopold Wilhelm gewählt und das Erzstift wieder dem Katholicismus gewonnen würde, weshalb denn auch der Kaiser die Wahl nicht bestätigte. So näherten sich denn Wallensteinische Truppen Magdeburg und man begehrte die Aufnahme eines Regiments kaiserlicher Fußvölker. Wie der Magistrat dies verweigerte, wurde die Stadt in Blokadestand erklärt und damit der wichtige Stapelhandel Magdeburgs so gut wie vernichtet. Auch dort that sich die damalige Schwächung der von der sogenannten öffentlichen Meinung unterjochten obrigkeitlichen Gewalt kund, indem die Volksmasse die Initiative zu Schritten ergriff, deren Tragweite zu ermessen sie weder befähigt noch gewillt war. Der magdeburger Pöbel nahm neun kaiserliche Getreideschiffe weg, welche die Elbe herauffuhren; er durchstreifte die Gegend und ermordete alle Kroaten, die er antraf. Die kaiserlichen Führer nahmen keine Entschuldigungen an, mit denen der Magistrat sich versuchte, und Magdeburg wurde mit 16 Schanzen eng eingeschlossen. Vergebens ward die Vermittelung der Hansestädte angerufen. Wallenstein selbst erschien vor Magdeburg und drohte das Aeußerste, ungeachtet der Kaiser ihn schon im Juni gemahnt hatte, die Sache möglichst in Güte und wo thunlich ohne Gebrauch der Waffen beizulegen. Als er aber die Möglichkeit, er könne aus seiner Stellung abtreten müssen, klarer zu erkennen anfing, änderte sich wieder einmal seine Stimmung. Er empfand kein Interesse mehr an Magdeburgs Eroberung; er hätte sich gern

---

mit Anna Marie von Mecklenburg-Schwerin (geb. 1. Juli 1627, † 11. Dec. 1669), 2) 29. Jan. 1672 mit Johanne Walpurgis von Leiningen-Westerburg (geb. 3. Juni 1647, † 4. Nov. 1687).

den Protestanten, namentlich dem Kurfürsten von Sachsen, freundlich genähert; so nahm er die Vermittelung der Hansestädte, die er vorher zurückgewiesen, an, ließ seine meisten Foderungen fallen und begnügte sich zuletzt mit Ersatz der Getreideschiffe, worauf am 7. Oct. der Waffenstillstand geschlossen ward und die Truppen von der 28wöchentlichen Belagerung aufbrachen. Abermals schrieb man lediglich der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Magdeburger alles Verdienst dieses Erfolges zu und Magdeburgs Name wurde hochgefeiert. Aber selbst seine Freunde erstaunten, als gleich darauf derselbe Magistrat, dessen mit Takt und Umsicht gepaarte Festigkeit soeben in ganz Deutschland gepriesen worden, unter dem Einflusse fanatischer und beschränkter Prediger, als katholisch gesinnt beseitigt und durch unerfahrene, schwache Menschen ersetzt ward, woraus sich dann eine Herrschaft gemeiner Demagogen, die Rückkehr des Administrators, die Belagerung und Einnahme der Stadt durch Tilly und deren furchtbare Zerstörung entspann[1]).

Wallenstein blieb den Winter über in Halberstadt, mit Ausführung des Restitutionsedictes, wo und soweit sie thunlich war, beschäftigt. Er hat später eine Zurücknahme desselben für das Klügste gehalten, wie denn eine solche auch wol erfolgt wäre, wenn die katholische Ligue es zugegeben hätte. Zu jener Zeit hätte er es am liebsten gesehen, wenn wenigstens ein Theil der zurückgenommenen Güter zeitweilig zu weltlichen Zwecken benutzt worden wäre. Im Allgemeinen aber stimmte er hinsichtlich der Verwendung dieser Güter mit dem Beicht-

---

1) Vergl. Wolter, Geschichte der Stadt Magdeburg (Magdeburg 1845). — Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört (Berlin 1846).

vater des Kaisers, Pater Lamormain, überein, daß man sie nämlich nicht durchgehends den Orden, denen sie früher angehört, zurückstellen, sondern Collegien und Seminarien stiften solle, deren Errichtung das einzige Mittel sei, wodurch die katholische Religion in dortigen Gegenden fortgepflanzt werden könne[1]). Mit andern Worten hieß das, sie sollten den Jesuiten vertraut werden, als dem Orden, der die in andern geistlichen Brüderschaften erstorbene Kraft der Propaganda in der Zeit entsprechender Weise und voller Frische in sich trug.

In Halberstadt kamen Beauftragte des Kurfürsten von Brandenburg zu ihm, um ihn in dessen Namen um Zurückziehung der kaiserlichen Truppen aus der Mark zu bitten. Es war dies allerdings eine seltsame Zumuthung. Der Kurfürst von Brandenburg bezeigte fortwährend große Treue und Devotion für den Kaiser und vollkommene Abneigung, sich an dessen Gegner anzuschließen. Auch war dies keine blos erheuchelte Gesinnung. Gleichwol hat er sich wider Willen an Schweden anschließen müssen, weil er selbst keine Mittel zum Widerstande zu gewinnen verstand und auch die kaiserlichen Truppen in der Mark zu schwach dazu waren. Man hätte daher denken mögen, es wäre brandenburgischer Seits das Gesuch vielmehr dahin zu richten gewesen, daß eine starke kaiserliche Truppenmacht, von brandenburgischen Zuzügen unterstützt, die Schweden zurückdrängen und die Marken gegen sie schützen möge. Eben in einem offenen, vertrauensvollen Anschließen an den Kaiser lag die beste Bürgschaft gegen Unterdrückung. In der That scheint auch bei jenem brandenburgischen Gesuche nicht sowol Mistrauen und Besorgniß vor aus

1) Graf Mailath a. a. O. S. 172—73.

der Anwesenheit der kaiserlichen Truppen drohenden Gefahren, als Unmuth über die Lasten gewirkt zu haben, welche der Aufenthalt dieses viel begehrenden und wenig respectirenden Kriegsvolkes mit sich brachte. Aber die damaligen Drangsale, über die man so ungeduldig war, waren nur erst ein Schatten von Dem, was man über sich kommen ließ, als erst Schweden und Franzosen vollständig in das Innere Deutschlands gezogen waren und nun, nach dem Tode Gustav Adolf's, der Krieg vollends jeden höhern Charakter verlor und lediglich noch durch das Bestreben jener Fremden bestimmt ward, Deutschland recht gründlich zu ruiniren, wobei dann einige gefeierte Kleine mithalfen, die in der allgemeinen Verwirrung auch etwas zu gewinnen hofften! — Nun Wallenstein fiel jenen brandenburgischen Beauftragten sogleich in die Rede und rief: „Ich müßte ein Narr, ein Hundsbube und des Kaisers Verräther sein, wenn ich das Volk bei jetzigen Zeiten, wo der Schwede durch Pommern in das Reich zu gehen meint, aus den kurfürstlichen Landen abführen ließe." Dabei blieb es. Auch bei einer Zusammenkunft, die er im Febr. 1630 zu Cottbus mit dem kurfürstlichen Hauptminister, Grafen Schwarzenberg, hatte, sprach er sich in gleichem Sinne aus, äußerte aber zugleich entschiedenes Mistrauen gegen die brandenburgischen Intentionen. Der Kurfürst sei „gut schwedisch und bös kaiserlich", obwol er keine Ursache dazu und von Schweden viel mehr zu befahren habe, als vom Kaiser; „es fiele also, daß der Schwede etwas behaupten könnte, so würde er doch Pommern ganz gewiß für sich behalten, und gäbe er aus Gnaden dem Kurfürsten etwas wieder von der Kur, so würde es doch nur wenig sein; denn", und hier bezeichnete er den Punkt, der die Herrschaft der Kaiser aus dem Hause

Oesterreich vornehmlich empfahl und noch heute seine Bedeutung hat, sehr richtig: „die Könige von Schweden sind nicht gewohnt, große Herren unter sich zu haben." Noch bemerkte er in Betreff der damaligen brandenburgischen Politik: „die alte Mutter[1]) sei in dem Hause das rechte equus trojanus." Sie habe einen Sohn, den Kurfürsten in Heidelberg, um Land und Leute gebracht; jetzt wolle sie so lange „fort practiciren", bis sie auch den andern Sohn, den Kurfürsten von Brandenburg, um Land und Leute gebracht habe. Schließlich meinte er: „Wenn der Kurfürst Ihrer kaiserlichen Majestät treu bleibt, dann ist es mir vom Grunde meines Herzens leid, daß Pommern und dies Land so leiden müssen; aber ich kann's nicht ändern. — — Will der Herr mich versichern von des Kurfürsten Beständigkeit und guten Treue gegen den Kaiser, so will ich ihm mehr als hundert Andern glauben und dem Kurfürsten dienen, worin ich kann, aber das Volk, so jetzt im Lande ist, kann ich nicht wegnehmen, bis ich sehe, wohin es hinaus will mit den Schweden."[2])

Durch die fortwährenden Klagen über die Zügellosigkeit und Habgier der wallensteinischen Truppen, worin die protestantischen Stände mit den katholischen wetteiferten, haben die Erstern mit zu dem Sturze Wallenstein's und — was das Wichtigste an der Sache war — zu der Auflösung des kaiserlichen Heeres, als einer selbständigen Kriegsmacht, und dessen Verschmelzung mit dem Heere der Ligue beigetragen. Klug war das

---

1) Gemeint war Luise Juliane von Oranien (geb. 1576, † 5. März 1644), verwitwete Kurfürstin von der Pfalz, Mutter Friedrich's V. und Schwiegermutter des Kurfürsten von Brandenburg. Sie war eine Tochter des Schweigenden und der Anna von Sachsen.

2) Förster a. a. O. S. 41—43.

nicht von den protestantischen Ständen. Wallenstein war kein bigotter Katholik, sein Heer war kein Glaubensheer, es machte keinen Unterschied zwischen Katholischen und Protestantischen, und der kaiserliche Hof war weit geneigter, den Protestanten Billigkeit zu beweisen, als die Ligue. Allerdings aber hat Graf Mailath sicher Recht, wenn er sagt:[1]) „Tilly's Schaaren waren wild, sie waren aber regelmäßiger bezahlt, als die spanischen Truppen, darum wurden sie durch die Zügellosigkeit der letztern überboten, sowie diese von den Wallensteinischen Kriegsknechten in allem Unfuge übertroffen wurden." Die Unregelmäßigkeit der Soldauszahlung und das mangelhafte System der Proviantirung gehörten zu den Hauptursachen, warum die Feldherren nicht im Stande waren, strenge Disciplin zu handhaben. Der Kaiser hat den Unfug seines Heeres weder gebilligt, noch auch nur ihm mit Stillschweigen zugesehen, vielmehr wurden eine Reihe specieller und genereller Verordnungen erlassen, die ihm abhelfen sollten[2]); aber wenn auch Wallenstein zuweilen ein Exempel statuirte, im Ganzen mußte er doch vieles geschehen lassen, was er nicht ändern konnte, da er nun einmal nicht im Stande war, die Bedürfnisse des Heeres in regelmäßigerer Weise zu decken[3]).

Diese Kriegsnöthen waren übrigens lange nicht der einzige Grund, der zu der damaligen Entfernung Wallenstein's führte, vielmehr wirkten gar mancherlei Ursachen

---

1) Förster a. a. O. S. 179.

2) Graf Mailath a. a. O. S. 180 ff.

3) In neuerer Zeit erinnerte das Treiben der Heere der französischen Republik und theilweise auch Napoleon's I., aus analogen Gründen, mehrfach an jene Zeiten und Maximen. S. u. A. die lesenswerthe Schrift: Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein (Elberfeld 1851).

und Feindschaften verschiedener Art zusammen. Er hatte wol von Anfange an die spanische Partei und die katholischen Fanatiker wider sich, und von dieser Seite aus mochte am Hofe selbst fortwährend wider ihn gewirkt werden. Gefährlicher noch ward ihm, daß er durch die Annahme der Herzogswürde von Mecklenburg, durch das, was sonst von analogen Plänen ruchtbar geworden sein mochte, durch sein ganzes Auftreten, sich die gesammten Reichsfürsten, als deren Vertreter hierin sich namentlich der damals Mächtigste unter ihnen, Maximilian von Baiern, kundgab, zu Feinden gemacht hatte. Der Kern der Sache war in der Beschwerde ausgedrückt: die Hauptsäulen des Reiches, die Kurfürsten, seien durch die Kriegshauptleute fast alles Ansehens beraubt, sowie in dem Begehren: das Oberhaupt des Heeres habe nur nach dem Gutachten der Kurfürsten zu handeln. Man wollte die alten Fürstenhäuser nicht durch einen neuen Kriegsadel verdrängt und die Beschränkung der Kaisergewalt durch die Fürstenmacht nicht geschmälert sehen. In der That, man begnügte sich auch nicht damit, Wallenstein's Entlassung zu verlangen, brachte nicht gegen ihn persönlich besondere Beschwerden vor, sondern sein Heer war es, dessen man entledigt sein wollte. War auch der Argwohn völlig grundlos, der auch wol von den dem Kaiser näher stehenden Höfen nie gehegt worden ist, daß Ferdinand II. sich dieses Heeres zu bedienen gedenke, die absolute Kaisermacht in Deutschland aufzurichten, immerhin war das Bestehen eines gefürchteten Heeres, welches Wallenstein allmälig bis auf mehr als 100,000 Mann gebracht hatte, ein Mittel, das unter Umständen zu unberechenbaren Dingen benutzt werden konnte und jedenfalls der kaiserlichen Würde einen Nachdruck gab, wie ihn die deutschen Fürsten schon seit lange

nicht mehr gewohnt gewesen waren. Es geschah natürlich auch nicht im Interesse des Kaisers und Deutschlands überhaupt, daß auch die französische Politik gegen Wallenstein arbeitete, wie denn als ein Haupturheber seiner Entlassung der bekannte Vertraute des Cardinals Richelieu, der Kapuziner Pater Joseph, betrachtet wird, der sowol den Kurfürsten von Baiern noch mehr gegen Wallenstein aufgereizt, als auf der andern Seite die kaiserlichen Minister, unter allerlei Vorspiegelungen[1]), für die Sache gewonnen habe. War man auch in Italien mit Frankreich im Kriege, so war doch jene offene Richtung der französischen Politik gegen die spanisch-österreichische Macht noch nicht zu Tage gekommen, welche Richelieu im Sinne trug und mit der er gegen außen und im Innern vielbewunderte Vortheile errungen und dem französischen Staatswesen einen Charakter gegeben hat, aus dem zuletzt — so ist es mit der menschlichen Weisheit beschaffen — die französische Revolution mit all ihrem Unheil hervorgegangen ist. Wenige nur mochten an die Möglichkeit denken, daß das katholische Frankreich ernstlich und nachhaltend zu Gunsten der deutschen Protestanten, wenn auch freilich nicht um dieser willen, auftreten würde, und eben zur Beilegung des italienischen Krieges war jene französische Gesandtschaft in Regens-

---

[1]) Allerdings was die Vie du véritable père Joseph (Haag 1705) erzählt: er habe den Ministern gerathen, sie sollten Wallenstein nur zum Scheine entlassen; dann würden die Kurfürsten den Sohn des Kaisers zum römischen König wählen und hernach könne man Wallenstein ja immer wieder anstellen, schmeckt etwas sehr nach französischen Memoirenlügen und wäre jedenfalls eine gar plumpe Falle gewesen. Wir lassen auch die angebliche Aeußerung des Kaisers: „Dieser Kapuziner hat mich mit seinem Scapulier entwaffnet und sechs Kurhüte in seine Kapuze gesteckt" gern dahingestellt sein.

burg erschienen, in deren Gefolge sich der Pater Joseph befand.

So wirkte man von gar verschiedenen Seiten auf Wallenstein's Entfernung, vielmehr auf den Schaden des Kaisers hin. Dem Friedländer war es keineswegs unbekannt, was man gegen ihn im Schilde führte. Er hatte eine Warnung vor persönlicher Gewaltthat, wie sie ihm in einem Briefe des böhmischen Oberst-Kanzlers Slawata schon unter dem 14. Juni 1629 ertheilt ward, und wonach Tilly beauftragt sein sollte, ihn in Haft zu nehmen, falls es nicht gelänge, ihn auf eine andere Art aus der Welt zu schaffen, mit gerechter Verachtung abgewiesen und auf jenen Brief, der in der That von Anfang bis zu Ende so ganz das Gepräge eines Urhebers trägt, der entweder sehr geneigt war, boshaftes Geklatsch zu glauben, oder gar, es auszustreuen, die ihm alle Ehre machende Antwort ertheilt: „Ich muß mich wundern, wie Ihr Euch mit so kindischen Sachen zu befassen Belieben tragen könnt. Mein Herr, der Römische Kaiser, ist ein gerechter und erkenntlicher Herr, der die treuen Dienste auf eine andere Art belohnt, als Ihr mir schreibt. Herr Tilly ist auch ein Cavalier, der es versteht, die Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umzugehen." [1]) Später scheinen ihn ernste Warnungen vor heimlichen Angriffen durch verdeckte Feinde vermocht zu haben, sich an seinen Freund Questenberg in Betreff eines Mittels gegen Vergiftung zu wenden, der ihm auch, 2. März 1630, ein entsprechendes Recept schickte.

Im Frühjahre 1630 ging der Herzog nach Böhmen auf seine Güter und in das Karlsbad, das er gegen

---

1) Förster a. a. O. S. 33—44.

sein Gichtleiden brauchte. Im Mai begab er sich über Nürnberg und Ulm nach Memmingen, wo er am 27. Juni ankam. In Memmingen befand sich das Hauptquartier eines auf die italische Verwickelung berechneten Armeecorps, und hier war er auch dem Fürstentage zu Regensburg nahe, zu dem sich der Kaiser und die katholischen Fürsten persönlich einfanden, während die beiden protestantischen Kurfürsten für klüger hielten, sich durch Gesandte, und die protestantische Sache allenfalls durch den rastlos, aber erfolglos vermittelnden Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt vertreten zu lassen. Es ergab sich bald, daß sich zunächst auf diesem Fürstentage Alles darum drehte, Wallenstein und sein Heer zu beseitigen; ohne Erfüllung dieser Vorbedingung wollten die katholischen Stände sich auf gar nichts einlassen; aber auch nach ihrer Bewilligung haben sie weder dem kaiserlichen Interesse irgend eine wahrhafte Förderung gebracht, noch für die Sicherung Deutschlands ausreichende Bürgschaften geboten.

Wallenstein kannte, wie gesagt, die ihm drohende Gefahr sehr wohl und fast scheint es, als hätte er schon damals einige, wenn auch leise und vorsichtige Versuche gemacht, sich nach neuen Stützen umzusehen. Möglich aber auch, daß er eben nur unter dem Eindrucke der durch seine Verhältnisse hervorgerufenen Stimmung handelte. Entschiedener, als je, sprach er sich gegen die ultrakatholischen Pläne und Maßregeln aus. Zu seinen Umgebungen soll er damals geäußert haben: „Alle Teufel und das höllische Feuer sollen den Pfaffen in den Magen fahren, daß sie gar keine Ruhe halten können.“ Den Protestanten bewies er alle Schonung, weigerte sich geradezu, Executionsmaßregeln gegen sie auszuführen, und machte den kaiserlichen Räthen die dringendsten

Vorstellungen[1]). Besonders gern hätte er mit dem Kurfürsten von Sachsen angeknüpft und ließ diesem deshalb durch Herzog Ludwig Friedrich von Württemberg und die Grafen von Hohenlohe Andeutungen zukommen. Wenn nur der Kurfürst nach Regensburg kommen und sich um den Frieden bemühen wolle[2]), so wolle er ihn auf jede Weise unterstützen und seine Soldaten aus dem Reiche führen.

In der That aber hätte er selbst eher Unterstützung gebraucht, als solche gewähren können. Der Kaiser gab (4. Juli 1630) dem allseitigen Andringen nach, „ungern, ohne Gutheißen", mit der Betheuerung, „von allen hieraus entstehenden Unheilen vor Gott und der Welt entschuldigt zu sein." Noch ist es keineswegs aufgehellt, wie und wodurch man den Kaiser zu einem Schritte vermocht hat, welcher nicht nur die unverschuldete Entlassung eines Feldherrn, der in jener Zeit noch das volle Vertrauen des Kaisers genossen zu haben scheint, sondern auch ein Selbstaufgeben des Kaisers in die Hände der katholischen Ligue, eine Selbstentwaffnung Oesterreichs, die Auflösung der größten und gefürchtetsten Kriegsmacht, die jemals bis dahin ein Kaiser zur Verfügung gehabt, das Verzichtleisten auf die erste Bedingung, unter der wahre Herrschaft zu erlangen war: den Besitz eines dem Kaiser verpflichteten stehenden Heeres, in sich faßte. Damals konnte man vielleicht noch nicht erkennen, was sich jetzt annehmen läßt: daß nur, wenn Wallenstein fortgefahren hätte, sein großes Kriegsheer selbständig neben dem der Ligue zu führen, eine Zurückdrängung Gustav Adolf's, oder doch eine Beschränkung desselben

1) Helbig a. a. O. S. 21.
2) Würde das irgend etwas gefruchtet haben?

auf die deutsche Nordküste zu erwarten gewesen wäre, ja daß Gustav Adolf unter solchen Verhältnissen leicht selbst seinen Unternehmungen nicht die spätern Zielpunkte gesteckt haben dürfte. Jene Entlassung Wallenstein's war ein großer politischer Fehler und wenigstens der Kaiser konnte nicht sagen, daß Wallenstein ihm Veranlassung gegeben, wenn auch Letzterer Ursache gehabt hätte, den Unbedacht und die Ueberhebung zu beklagen, mit der er seiner Zeit das Herzogthum Mecklenburg angenommen. Die Nachgiebigkeit des Kaisers war um so entschiedener, als er nicht blos in Wallenstein's Entlassung, sondern auch in die Vereinigung des von Wallenstein für den Kaiser geworbenen Heeres, soweit es nicht aufgelöst ward, mit dem der Ligue willigte, und der Gedanke, der sich doch wenige Jahre später ausführbar erwies, es nur mit einem Commandowechsel zu versuchen, gar nicht aufkam. Ist man zu dem ganzen Schritte, neben den wol hauptsächtlich wirksamen persönlichen Einflüssen und Bearbeitungen, vielleicht durch die Besorgniß einer Coalition zwischen der Ligue und Frankreich bewogen worden, nun so wäre Wallenstein's Macht, wie er sie seit dem Frühjahre fast gänzlich nach Süddeutschland gezogen und von der französischen Grenze bis an die Iller hin verlegt hatte, wol ausreichend gewesen, sowol die Franzosen abzuwehren, die noch in Italien beschäftigt, von Spanien und den Niederlanden aus bedroht und im Innern von mancherlei Unzufriedenheit beunruhigt waren, als die Ligue im Zaume zu halten. Wie Ferdinand II. in der urkundlichen und thatsächlichen Geschichte weit maßvoller und rechtliebender, weit weniger verfolgungssüchtig[1]) und im Politischen übergreifend

---

1) In seinen Erblanden unterdrückte er allerdings den Protestan-

erscheint, als es ihn darzustellen in der norddeutschen Geschichtschreibung lange Zeit fast stereotyp geworden war, so hat er auch bei jener Gelegenheit gezeigt, daß ihm gewaltsame Usurpationen völlig fernlagen. Wir zweifeln zwar, daß ihm Wallenstein wirklich den Vorschlag gemacht hat, die zu Regensburg versammelten Fürsten mit einem Truppencorps zu überfallen und ihnen damit seinen Willen zu dictiren. Ausführbar wäre die Sache gewesen, wenn man auch zweifeln mag, ob in jenen noch nicht durch Revolutionen von unten[1]) auf Revolutionen von oben vorbereiteten Zeiten und noch nicht centralisirten und büreaukratisirten Ländern zu dauerndem Bestande. Indeß findet sich kein glaubhafter Beleg für jenes Anführen, und auch in den zahlreichen Berichten der sächsischen Gesandten und Agenten, in denen alle in Regensburg auftauchenden Gerüchte gemeldet werden, trifft man weder von dem Vorhaben, noch von den angeblichen Gegenmaßregeln der Ligue eine Spur[2]). Dem Kaiser selbst kam kein solcher Gedanke bei, noch würde er darauf eingegangen sein.

Die Entlassung Wallenstein's suchte man kaiserlicher Seits in den gnädigsten Formen zu vermitteln. Zwei Freunde Wallenstein's, Glieder der Partei, die am Hofe in seinem Sinne gewirkt hatte, der Geheime Rath, Kämmerer und Hofkanzler Graf Johann Baptist von Werdenberg (geb. 1582, gest. 1648[3]) und der (damalige)

---

tismus mit eiserner Hand, wie denn die Herrschaft Einer Landeskirche im Geiste der Zeit lag und von beiden Seiten geübt ward. Für das übrige Deutschland aber ging er nicht hinter den Standpunkt des Religionsfriedens zurück.

1) Wenigstens nicht in größerm Maßstabe und als wahre Umformungen eines großen Theils der staatlichen Einrichtungen.

2) Helbig a. a. O. S. 22.

3) Er stammte aus Italien und die Familie hieß ursprünglich

Kriegsrath Freiherr Gerhard von Questenberg[1]), wurden nach Memmingen gesendet, den Herzog für den Rücktritt zu gewinnen. Er war bereits durch seinen Vetter und Schwager, Grafen Max von Waldstein, von dem Entschlusse des Kaisers in Kenntniß gesetzt, empfing die Herren freundlich, bewirthete sie glänzend und kam, als sie endlich Anstalt machten, mit ihrem leidigen Auftrage herauszurücken, ihren Eröffnungen zuvor, indem er die Nativität des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern und seine eigene vorlas, und ihnen daraus bewies, daß die Sache nicht anders hätte kommen können. Dem Kaiser könne er daher keine Schuld geben, wiewol es ihm wehe thue, daß Se. Majestät sich seiner so wenig (?) angenommen; er wolle Gehorsam leisten.

Verda, was zur Annahme des Namens jenes berühmten mittelalterlichen Grafengeschlechts veranlaßt haben mag. Er besaß die Grafschaft Namiescht im znaimer Kreise von Mähren, welche der berühmte Karl von Zierotin 1628 an Wallenstein überlassen, dieser aber schon 30. Jan. 1629 dem damaligen Freiherrn von Werdenberg cedirt hatte, worauf sie, nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Werdenberge, deren Letzter, Graf Johann Philipp, 1732 †, nach frühern testamentarischen Bestimmungen an die Grafen von Enkevoirt kam, 1752 aber von den damaligen Erbinnen für 460,000 Fl. rhein. an Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz verkauft wurde, welcher Familie sie noch gehört. Auch die im olmützer Kreise gelegene Herrschaft Namiescht, später den Grafen Kinsky gehörig, hat Werdenberg 1632 besessen; sie findet sich aber schon 1637 in andern Händen. In Oesterreich besaß er die Herrschaft Gravenegg, jetzt den Grafen Breuner gehörig; in Böhmen hatte er das auf 350,000 Fl. taxirte Katzow für 116,000 Fl. gekauft. Er hat das Kapuzinerkloster zu Mödling gebaut.

[1]) Unter Kaiser Matthias war er noch Registrator und Secretär, 1646 starb er als Vicepräsident des Hofkriegsraths und Geheimer Rath, Herr auf Petschau in Böhmen und Jaromeritz in Mähren. Sein Sohn Johann Anton wurde in den Grafenstand erhoben und † 1686. Mit dessen Sohne, Johann Anton, erlosch der Mannsstamm des Geschlechts 1752. Das Erbe kam an die Kaunitz. Ein Bruder Gerhards, Hermann, war Referendar im Geheimen Rathe.

Schriftlich dankte er dem Kaiser für alle erwiesene Gnade und bat, er möge ihn bei seinen reichsfürstlichen Würden, Land und Leuten schützen und seinen Widersachern keinen Glauben schenken. Mündlich ließ er noch den Kaiser und die Kurfürsten durch die zurückkehrenden Commissarien bitten, Mecklenburg vertheidigen zu dürfen, wie ein anderer Reichsfürst. Der Kaiser ließ ihm aber in dieser Beziehung sagen, daß er über die mecklenburgische Angelegenheit eine Untersuchung verfügen werde, deren Ausgang der Herzog auf seinen böhmischen Gütern abwarten möge. Bald darauf sollten die rechtmäßigen Herzöge von Mecklenburg in das Erbe ihrer Väter durch schwedische Waffen wieder eingeführt werden, worauf Wallenstein wol selbst auf diesen Theil seiner Träume verzichtet hat. Sie haben nachmals ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht, wobei sie mit einer Buße von 100,000 Thlrn. durchkamen. Wenige Tage nach Wallenstein's Sturze erstürmte Collalto[1]) Mantua und der Friede von Chierasco ward angebahnt. Man entließ nun 30 Regimenter (an 60,000 Mann) von Wallenstein's Heere; der Rest trat zu dem Heere der Ligue, an dessen Spitze nochmals Tilly, sehr wider seine Neigung[2]), gestellt ward. Der Fürstentag dauerte noch bis in den November fort und die Protestanten erlangten wenigstens soviel, daß die Vollstreckung des Resti-

---

1) Rambold Graf Collalto, geb. 1579 zu Mantua, eines venetianischen Generalissimus Sohn, aus Venedig verbannt, stieg in kaiserlichen Diensten zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsraths, † auf der Rückreise nach Deutschland 19. Nov. 1630 zu Chur. Mit Wallenstein vertrug er sich nicht und verließ deshalb 1626 eigenmächtig das Heer.

2) Er sei zu alt, sagte er, und möge seinen Kriegsruhm nicht aufs Spiel setzen. S. Helbig a. a. O. S. 23.

tutionsedicts suspendirt ward, bis man auf einem im nächsten Jahre zu Frankfurt a. M. zu haltenden Tage entschieden haben würde, wie dasselbe zu vollziehen und den zeither dabei stattgehabten Ausschweifungen Einhalt zu thun sei. Was das bedeuten solle, hing von der Zeitlage ab; vor der Hand aber konnte es zur Beruhigung der Protestanten dienen. Schon aber war Gustav Adolf (20. Juni 1630) in Deutschland gelandet, nachdem er wiederholt versöhnliche Schritte des Kaisers abgewiesen hatte, oder ihnen ausgewichen war[1]).

Wallenstein verließ Memmingen am 2. Octbr. und begab sich nach Böhmen, wo er theils in seinem, eben noch im Baue begriffenen Schlosse zu Giczin[2]), theils in

---

1) Das Nähere s. bei Graf Mailath S. 205 ff. Derselbe bemerkt mit Recht, daß der Kaiser diesen Gegner keineswegs zu gering anschlug, und wir finden mit ihm die dem Kaiser in den Mund gelegte Aeußerung: „wir haben halt ein Feindl mehr", sehr unwahrscheinlich, nachdem der Kaiser noch zu Anfang des Jahres 1630 an Wallenstein geschrieben: wegen Stralsund mit Schweden einen Krieg anzufangen und zu führen, sei, wo nicht fast gefährlich, doch ganz unnöthig, weil er, der Kaiser, weder Gelegenheit noch Mittel habe, an den schwedischen Landen etwas zu gewinnen, wol aber zu besorgen sei, daß durch Gustav Adolf und seinen Anhang das Reich und die Erblande in Gefahr und höchste Verlegenheit leicht versetzt werden könnten. Stralsund, aus welchem die schwedische Besatzung nicht wich, blieb aber immer der Ausgangspunkt des ganzen schwedisch-deutschen Kriegs.

2) Giczin, der Sitz der Inhaber der Herrschaften Kumburg und Aulilitz, gehörte schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts denen von Wartenberg, also demselben Geschlechte, aus welchem Wallenstein stammte, kam 1316 an einen von Friedland, dann wieder an die Wartenberg, zu Anfang des 15. Jahrhunderts an die Kustina von Lichtenberg, im 16. an die Terzka, und ward 1607 von Jaroslav Smirczicky erkauft, der es seinem Vetter Albrecht Johann, dem Bräutigam der Gräfin Amalie Elisabeth von Hanau, welche sich nachmals mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel vermählte (21. Nov. 1619), und die Gesinnung ihres Jugendgeliebten gegen die katholische Kirche und das Haus Oesterreich ihr Leben lang bewahrt

Prag lebte, und ganz die Miene eines in das Privatleben zurückgetretenen grand seigneur, der sich nur mit der Verwaltung seiner Privatbesitzungen und der Befriedigung persönlicher Neigungen beschäftigt, annahm. Indeß, auch abgesehen davon, daß er, wenn auch im tiefsten Geheimniß, dennoch den öffentlichen Angelegenheiten keineswegs so völlig fernblieb, wie er das Publicum glauben machen wollte, vielmehr theils mit dem Kaiser in Correspondenz stand[1]) und von demselben namentlich zu allerlei wenig fruchtenden Versuchen gebraucht ward, eine Coalition gegen Schweden zu Stande zu bringen, theils, wie wir sehen werden, auf eigene Hand und mehr im eigenen Interesse mit Schweden und Sachsen unterhandelte, hatte doch auch die ganze Lebensweise, die er annahm, etwas, wobei wir unwillkürlich an Na-

---

hat, hinterließ. Albrecht Johann, der zu den ersten Theilnehmern der böhmischen Insurrection gehörte, † 18. Nov. 1618 an einem im Lager vor Pilsen geholten Entzündungsfieber, wo nicht, wie böse Zungen sagten, an einem auf die bevorstehende Heirath berechneten Stärkungsmittel. Ueber die Erbschaft stritten sich die Schwestern Elisabeth Katharine, vermählte von Wartenberg, und Margarethe Salome, vermählte Slawata. Die königlichen Gerichte entschieden für die Letztere, und Heinrich Slawata selbst erschien mit den königlichen Commissarien, das von Elisabeth Katharine in Besitz gehaltene Schloß zu übernehmen. Die Letztere soll nun ihre Soldaten betrunken gemacht und dann, zur Fassung von Pulver, in die Pulverkammer geschickt haben. Gewiß ist, daß am 1. Febr. 1620 eine furchtbare Explosion die Frau von Wartenberg, die Commissarien, eine Menge Soldaten, Damen und Dienerinnen mit dem Schlosse in die Luft sprengte Aber auch Margarethe Salome mußte, nach der Schlacht auf dem Weißen Berge, ins Exil, und die Smirczicky'schen Güter wurden confiscirt. Nur gegen den blödsinnigen Heinrich Georg, einen Bruder Albrecht Johann's, konnte diese Maßregel nicht verhängt werden; aber dessen Vermögen verwaltete Wallenstein und die 600,000 Schock Groschen, um die er die Herrschaft Schwarz-Kosteletz, aus der es bestand, an die Fürsten von Liechtenstein verkaufte, kamen mit in dessen Masse.

1) Graf Mailath a. a. O. S. 292.

poleon in Elba denken müssen, schien mancherlei Gesuchtheit und Affectation in seiner Abschließung zu liegen, und ist es sichtbar gerade diese Zeit, in der er jenen Nimbus um sich breitete, der ihn für die ersten Jahre in den Augen der Welt zu etwas ganz Absonderlichem machte, ihn der Sphäre gewöhnlicher Kriegsheerführer entrückte und als einen Träger eigenthümlicher Hoheit und geheimnißvoller Bestimmungen erscheinen ließ. Er, der sich früherhin einfach und prunklos gehalten, lebte jetzt mit fast mehr als fürstlicher Pracht. Sein Hofstaat zählte 899 Personen und mehr als 1000 Pferde. Zu denselben gehörte ein Obersthofmeister, Graf Karl von Liechtenstein, welcher, außer der freien Station für sich, 48 Personen und 48 Pferde, monatlich 200 Fl. erhielt, ein Oberstkämmerer, Graf Harrach, mit 30 Personen, 32 Pferden, 100 Fl. monatlich, ein Oberststallmeister, Graf Hardegg, mit 30 Personen, 37 Pferden, 100 Fl. monatlich, ein Vicestallmeister, von Breuner, mit 30 Personen, 35 Pferden, 50 Fl. monatlich, der Geheime-Rath Oels (Eltz?), mit 18 Personen, 20 Pferden, 100 Fl. monatlich. Von den 24 Kammerherren erhielten die 16 ältesten 40, die andern 30 Fl. monatlich und wurden jedem 10—15 Dienstleute und 20 Pferde gehalten. 60 Edelknaben, in hellblauen Sammt mit Gold gekleidet, gehörten zum Dienste der Tafel, auf welcher nie unter 100 Schüsseln aufgetragen wurden, und zu welcher die ehemaligen Offiziere des Herzogs jederzeit freien Zutritt hatten. Unter dem Oberst-Silberkämmerer, Ladislaus Liczek, standen zahlreiche Truchsesse, Silberdiener, Silberwäscher, Tafeldecker und 50 Trabanten. An Silbergeschirr hatte der Herzog allein zu Genua 1036 Mark und außerdem zu Regensburg, Augsburg, Prag arbeiten lassen. Die Feldsilberkammer

enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark. In der Küche waren 64 Personen beschäftigt. Der Etat der Vorschneider, zu welchem seltsamer Weise auch die Leibärzte, die Hofbarbiere, der Apotheker und der Hofastrolog, jener berufene Johann Baptist Zenno, gezählt wurden, umfaßte 87 Personen und 128 Pferde. Seine Rosse fraßen aus marmornen Krippen. Die Herzogin erhielt jetzt gleichfalls einen glänzenden Hofstaat, mit einem Obersthofmeister, einer Obersthofmeisterin, Kammerherren, Edelfräulein und Edelknaben u. s. w. Ihre Zimmer und Garderobe ließ der Herzog auf das prachtvollste ausstatten [1]. In Giczin, das er zum eigentlichen Sitze seiner Regierung bestimmte, ließ er 80 Häuser niederreißen, um seinen Palast darauf zu bauen. Dem Palast, den er auf der Kleinseite von Prag erbauen ließ und zu dem sechs Portale führten, während im Schloßhofe eine Leibwache von 50 Hellebardieren stand, mußten 100 Häuser weichen. Kaiserliche Kammerherren gaben ihre Schlüssel dem Hofe zurück, um in die gleiche Stellung bei Wallenstein einzutreten. Dieser selbst lebte, mitten in diesem nur auf ihn gestützten, auf ihn bezogenen Glanze und Gedränge, wie in der Kleidung einfach [2], so in tiefster Abgeschlossenheit, scheinbar über tiefen Gedanken, geheimnißvollen Plänen brütend und die Sterne über sein Geschick und die Geschicke der Welt befragend. Die Straßen, deren Geräusch bis zu ihm hätte dringen können, waren mit Ketten gesperrt, damit nichts sein

---

1) Förster a. a. O. S. 47.

2) Seine Kleider waren meist aschfarben, leberfarben, nägelbraun, aus Rasch, Boy, spanischem Tuch, Barrikon gefertigt; die Wämser von Leinwand; ein Lederkoller mit Aermeln von Canvas; die Beinkleider roth; der Mantel von Scharlach; weiße, gewichste Corduanstiefeln, des Podagras wegen mit Pelz gefüttert.

Nachdenken störe, wie sich denn mancherlei Sagen über seine angebliche äußerste Empfindlichkeit gegen Geräusch und besonders gegen bestimmte Arten desselben verbreiteten. In einem Saale seines prager Palastes hatte er sich als Triumphator malen lassen, von vier Sonnenrossen gezogen, das Haupt mit Lorbeer bekränzt und einen Stern darüber schimmernd. Die meisten Zimmer des Palastes waren mit allegorischen, mythologischen und astrologischen Figuren besetzt. Große Gärten, mit zahlreichen Springquellen und von breiten Canälen durchzogen, umgaben ihn. Der gewaltige Aufwand solches Hofstaates wurde aus den Einkünften seiner großen Besitzungen, ferner aus den Zinsen der Capitalien bestritten, die er in den Banken von Amsterdam und Venedig stehen hatte, und man hat seine Jahreseinkünfte auf 6 Mill. Fl. angegeben.

Der Verwaltung seiner Besitzungen, hinsichtlich deren er übrigens unter dem 26. Mai 1628 ein förmliches Hausgesetz erließ[1]), wie der damit verbundenen wahren Regierungsthätigkeit, nahm er sich mit Eifer und nicht ohne Einsicht und Wohlwollen an. Die böhmischen Güter besonders waren durch den Bürgerkrieg furchtbar zerrüttet worden und der Herzog erließ, damit die Unterthanen wieder zu Kräften kommen möchten, denselben auf drei Jahre alle Contributionen und Abgaben, wie auch alle Dienste und Roboten. In Betreff der Justizpflege hatte er vom Kaiser das Privilegium erlangt (11. Mai 1627), „ein absonderliches Landrecht und Tribunal im Herzogthum Friedland aufzurichten, sowohl in Civil- als Criminalsachen, und daß die Appellationen nirgendhin, als an J. F. Gn. gehen sollen, daß auch J. F. Gn.

---

1) Bei Förster a. a. O., Urkundenbuch S. 59 ff.

nur in personalibus bei J. K. Maj. beklagt werde." Die Leitung der Justiz im Herzogthum Friedland wurde einer Canzlei zu Gicin übertragen. Ebendaselbst saß die herzogliche Kammer, aus einem Präsidenten und mehren Räthen bestehend. Ueber beide Behörden führte in Abwesenheit des Herzogs der Landeshauptmann, Gerhard von Taxis, die Aufsicht. Diesem gegenüber hatte die Kammer nur zu rathen, der Landeshauptmann aber zu resolviren. Den einzelnen Herrschaften und Gütern waren Regenten, Custoden und Hauptleute vorgesetzt. Nicht in förmlicher Anstellung, aber in freundschaftlichem Auftrage vertrat auch Wallenstein's Vetter und Schwager, Graf Max von Waldstein, oftmals dessen Stelle im Anordnen und Leiten dieser Beziehungen. Der Herzog wollte weiter auch darin sich auf den Fuß anderer regierenden Herren seiner Zeit setzen[1]), daß an der Vertheilung und Erhebung der Steuern Landstände theilnehmen sollten, denen er eine neue Verfassung zu geben gedachte, wonach die Landstände, wie anderwärts, aus einem geistlichen Stande (Pröpste, Aebte, Dechanten u. s. w.), einem Herren- und Ritterstande (den Besitzern lehnpflichtiger Rittergüter) und einem bürgerlichen Stande (den Abgeordneten[2]) der Städte Gicin, Friedland, Böh-

---

1) Dies und nicht die freisinnigen Ansichten, welche Herr Förster, ohne die allgemeine Verfassung der Zeit, den damaligen Standpunkt deutscher und speciell österreichischer Landstände, die Beschränkung des Wirkungskreises der friedländischen Stände auf Vertheilung und Erhebung der Steuern und Rechtspflege und die Zusammensetzung derselben zu bedenken, dem Herzog zuschreiben möchte, dürfte wol der Hauptbeweggrund gewesen sein. Beschränkt und gehindert dürften diese Stände den Herzog in nichts haben, und wenn sie es hätten versuchen wollen, so würde er sehr bald ihnen die Wege gewiesen haben.

2) Wobei natürlich an keine Wahl im modernen Sinne zu denken

misch-Leipa, Arnau, Turnau, Weißwasser und Reichenberg), mit Curiatstimmen, bestehen, im Uebrigen aber nicht in ihrer Gesammtheit, sondern durch ihre Ausschüsse erscheinen sollten. — In den kirchlichen Angelegenheiten bewies er sich duldsam, erließ zwar scharfe Befehle, gab ihnen aber keine strenge Ausführung. Er behielt mehre Protestanten in höhern Verwaltungsstellen und schützte arme Witwen, die sich nicht zur katholischen Kirche halten wollten, gegen Austreibung. Die Juden ließ er des Handels wegen gern zu. Dagegen füllte er aber auch die Klöster wieder mit Mönchen, die ihm manchen Verdruß machten, und von deren Sinne und Leben er keine sonderliche Meinung hatte. Den Augustinern räumte er ein Kloster zu Leipa, den Karthäusern die Karthausen zu Stipa in Mähren und zu Walditz bei Giczin ein, traf übrigens Vorsorge gegen Vergrößerung der Kirchen- und Klostergüter im Herzogthum. Für die Jesuiten errichtete er das Seminar in Giczin und übertrug ihnen die Leitung des Schulwesens. Als ihnen aber ihr Bekehrungseifer Händel mit den Bauern zuzog, schrieb er seinem Landeshauptmann (aus Aschersleben, 20. Juni 1626): er solle sich nicht einmischen. „Werden's die Jesuiten gut machen, so werden sie's gut haben; ich begehr ihre Impertinenzen nicht mit bracchio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen seindt unerträglich. — Könnte ich mit 100,000 Fl. der fundacion ledig werden, so thät ich's gern." Ließ er auch aus Sagan, selbst aus Mecklenburg[1]), adelige Knaben und begüterte Bürgerssöhne nach Giczin bringen und bei

ist. Es handelte sich um Mitglieder der Gemeindebehörden, die im Auftrage ihres Collegiums erschienen; was auch gar nicht übel ist.

1) Wenigstens beabsichtigte er es auch von dort aus.

den Jesuiten unterrichten, so war er doch unwillig, wenn er hörte, daß man die jungen Leute in den Orden einzutreten verleite. Zwei Grafen Harrach und einen Grafen Waldstein, mit denen dies der Fall gewesen, ließ er sogleich aus dem Collegium entfernen und mit ihrem Präceptor nach Aiche schicken. Von dem „Franzel" von Harrach sagte er dabei: „Sein Vater hat ihn mir gegeben, daß ich einen Soldaten und nicht einen Jesuiten aus ihm machen solle." Aus den Feldlagern schreibt er über die ritterlichen Uebungen und schönen Künste, zu denen die Junker angehalten werden sollen, über Ordnung, Reinlichkeit, ärztliche Pflege und sonstiges Gedeihen der Knaben und seine Fürsorge erstreckte sich bis auf das Haarabschneiden [1]).

Besondere Aufmerksamkeit wendete er der wirthschaftlichen Förderung seiner Besitzungen zu. Aus den Jahren 1623—32 haben sich 150, großentheils eigenhändige Briefe und Decrete des Herzogs erhalten, die sich auf Güterverwaltung, Fabriken, Bau- und Straßenwesen, Einführung neuer Industriezweige u. drgl. beziehen und in ihren eingehenden Einzelheiten und der Verflechtung von Staats- und Privatwirthschaft mehrfach an die Capitularien Karl's des Großen erinnern. Der Armen und Kranken nahm er sich treulich an, ließ in theuern Jahren Brodbäckereien für die armen Leute errichten, baute Krankenhäuser und Hospitäler 2c. Zog er auch vielfachen Kriegsbedarf aus seinen Besitzungen, so knauserte er doch auch nicht mit der Bezahlung und suchte keinen ungebührlichen Gewinn dabei, hielt aber streng auf genaue Buch- und Rechnungsführung. Für seine eigene Person war er in Geldsachen scrupulös und ver-

1) Näheres bei Förster a. a. O. S. 61—62.

mied ängstlich Alles, was ihm auch nur einen Verdacht zuziehen konnte, daß er in diesen Dingen verfahre, wie die meisten Kriegsheerführer seiner Zeit offenkundig thaten[1]). Im gleichen Sinne übte er auch das Münzregal, auf das er übrigens, „nicht des Nutzens, sondern der Reputation wegen", großen Werth legte, und Sold und Gnadengeschenke in friedländischer Münze auszuzahlen liebte. Viel Aufmerksamkeit widmete er der Pferde- und Schafzucht und gab auch hierüber die speciellsten Anordnungen. Gab er doch selbst über die Mästung der für die Tafel des Herzogs und der Herzogin bestimmten Kälber und Schweine, sowie über das Austheilen der kranken und blöden Kapaune und Hühnlein in die Vorwerke, wo sie an der jungen Grasweide wieder gesund werden sollten, specielle Befehle. Da er das Bier dem Weine vorzog, aber kein Gerstenbier, sondern nur Weizenbier trinken konnte, so suchte er dem Broyhahn Eingang in Böhmen zu verschaffen. Zum Glück hatten seine Landsleute einen bessern Geschmack, als er und die Märker, und so ist ihm diese verderbliche Neuerung nicht gelungen.

Auch seines schlesischen Herzogthums Sagan gedachte er mit häufiger Fürsorge. Er hatte einen besondern Landeshauptmann dahin bestellt, Otto Heinrich Stosch von Kaunitz, an den er zahlreiche Verordnungen erließ, wie er Stadt und Land in Aufnahme bringen, die Interessen des Herzogs fördern, Willkürlichkeiten und Parteilichkeiten aber vermeiden solle. Mehre dieser Verfügungen beweisen entschiedenen Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit[2]). Der Stadt Sagan suchte er Nachlaß

---

1) Auch hierüber Näheres bei Förster S. 68—69.
2) Näheres s. bei Leipelt a. a. O. S. 129 ff.

der Steuerreste und der „übermäßigen hohen Schatzung" zu erwirken, nahm seine Unterthanen auch gegen räuberisches Kriegsvolk in Schutz. Zwar kaufte er der Stadt die herzoglichen Kammergüter wieder ab, die sie 1601 für 94,000 Thlr. erworben hatte; indeß that er dies mit in der Absicht, ihr in ihrer großen finanziellen Bedrängniß zu helfen, bestimmte den Kaufpreis von 1601, der in jenen Zeiten in keinerlei Weise zu erlangen gewesen wäre, und gestand ihr außerdem zu, sie nach seinem Tode für denselben Preis wieder zurückkaufen zu dürfen[1]). Er wollte daneben die Bürger auf Handel und Gewerbe hinweisen, durch welche die Stadt schon in der sächsischen Zeit sehr geblüht hatte, gedachte den Bober bei Crossen schiffbar zu machen und wollte sich in Sagan eine große Residenz gründen. Das alte Schloß ließ er niederreißen und begann, durch einen italienischen Baumeister, den Aufbau eines großartig angelegten Schlosses[2]). Auch hier wurden, der Aussicht wegen, 75 Häuser niedergerissen und andere noch, selbst das Rathhaus, waren bereits zu gleichem Schicksale bestimmt. Das meiste Bedenken erregte es den Saganern, daß er ihre Knaben zur Erziehung bei den Jesuiten nach Gitzin verlangte. Er wollte erst nur drei, dann sechs Knaben adeliger Aeltern, später aber auch 60 Bürgersöhne von Sagan, die obendrein nicht auf seine Kosten leben, son-

---

1) Die Sache lief aber schließlich doch für die Stadt übel aus. Wallenstein hatte die Güter noch nicht völlig bezahlt und neue Schulden darauf gemacht. So wollte sie der Kaiser nicht annehmen und sie fielen der ohnedies schon tief verschuldeten Stadt zu, die sich 1670 bankerott erklären mußte. Der lobkowitzische Herzog kaufte dann die Güter den Gläubigern ab. S. Leipelt S. 136.

2) Die lobkowitzischen Herzoge setzten den von Wallenstein begonnenen Bau fort und der Herzog von Kurland vollendete ihn.

dern „von dem Ihrigen spendiren" sollten, wobei er jedoch mahnte, daß „die Bürger ihnen die Kost und Logement um ein Billiges geben und sie nicht schinden" sollten. Die Saganer weigerten die Absendung unter allerlei Vorwänden, und der Landeshauptmann scheint sie dabei unterstützt zu haben, worauf ihm Wallenstein nochmals befahl (aus Prag, 12. Febr. 1628), die Knaben ohne alle fernere Entschuldigung nach Gicżin zu schaffen, hinzufügend: „In Verbleibung dessen wollen wir niemanden anders dann Euch selbst die Schuld zumessen." Auch nach Sagan selbst schickte er Jesuiten. Mit denselben kam aber noch ein ganz anderer Gast, der berühmte Johann Keppler, über den und seinen Aufenthalt in Sagan wir in einem besondern Aufsatze handeln.

Bereits war Gustav Adolf auf deutschem Boden. Bereits begannen die norddeutschen Fürsten, sich an ihn zu schließen, die Einen durch die schwedischen Waffen, die Andern durch die Uebergriffe und Bedrohungen des liguistischen Heeres dazu gezwungen. Letzteres galt von Johann Georg von Sachsen, der vergeblich in langen und öftern Verhandlungen mit Brandenburg und zuletzt auf dem leipziger Convente versucht hatte, die Abstellung der protestantischen Beschwerden mit der Wahrung der deutschen Lehnstreue und mit der Sicherung des Reiches gegen fremde Eingriffe zu verbinden. Die Geschichtschreiber beider Seiten sind gewohnt, diesen Fürsten den ziemlich willkürlich ausgewählten Sündenträgern des Dreißigjährigen Krieges beizugesellen und ihn, wenn auch nicht der Selbstsucht und des bösen Willens, doch der Schwäche und Halbheit, der Unfähigkeit oder Rath- und Thatlosigkeit anzuklagen. Nun, Johann Georg war allerdings kein Moritz; aber auch seine Zeit war

eine andere. Schon in die kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts, in welcher das reformirende, vielmehr repristinirende Element, das dem Wirken der ersten großen Reformatoren seine wahre Weihe gab, nur zu bald durch das den Schwächen und Trieben der Menschen ungleich mehr entsprechende protestirende überwogen ward und die sich dann im Negiren und Opponiren viel stärker und nachhaltiger gezeigt hat, als im Schaffen, Beleben und Gestalten, hatten sich vielerlei unreine Interessen und Beweggründe eingemischt. Aber wie ungleich mehr war das doch im 17. Jahrhunderte der Fall, wo die protestantische Kirche ohnedies in Sectenhaß zersplittert, in geist- und herzloses Formeln- und Formenwesen erstarrt und Licht und Leben aus ihr entwichen war. Ebenso war im 17. Jahrhunderte der Verfall der mittelalterlichen Kraft und Selbständigkeit schon ungleich weiter vorgeschritten, wie es denn die wahre culturhistorische Bedeutung der großen Krisis des Dreißigjährigen Krieges war, daß die letzten Reste des Geistes der Feudalzeit abgestreift wurden und Deutschland mit dem Frieden aus der Zeit der Helme und Harnische in die der Perücken und Zöpfe und in den modernen Beamtenstaat hineintrat, den auch die französische Revolution wol zerrüttet, aber nicht überwunden hat. Johann Georg wollte zwischen mehr als ihr Recht begehrenden Parteien die schmale Linie des Rechtes einhalten und verdarb es darüber mit allen Parteien. Was er wollte, war recht und er sah sehr wohl, was Deutschland noth that. Wie Moritz, wollte er in die Opposition gegen den Kaiser nicht eher und weiter eingehen, als die unbedingte Nothwendigkeit erfoderte, und lenkte in die Bahn des Gehorsams wieder ein, sobald das Nöthigste gesichert war. Daß die Fremden Deutschland nur auf dessen Kosten

helfen wollten, war ihm jederzeit klar. Aber wie wenig das damalige Deutschland wahren Geist und Kraft zur Selbsthilfe besaß, das ist schon aus der Geschichte der damaligen ständischen Verhandlungen, das ist aus zahlreichen Beispielen jener kurzsichtigen Selbstsucht zu erkennen, an denen jene Zeit reich ist; und wo sich größerer Reichthum an Muth und Kraft fand, da walteten nur zu häufig Richtungen und Strebungen, mit denen Johann Georg sich einzulassen gerechtes Bedenken trug. Allein die protestantische Sache zu tragen, dazu gebrach es ihm ohnedies an Mitteln, und unter Denen, als deren Haupt er handeln sollte, waren die Meisten auch nur zum Nichsthun eifrig; selbst Dem, was auf dem leipziger Convente beschlossen worden war, leisteten nicht alle Contrahenten Folge[1]), wie überhaupt auf Verträge und Bündnisse auch damals nur solange Verlaß war, als Interesse und Umstände gleich blieben; der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg war noch weit willen- und rathloser, als Johann Georg, welcher sowol der schwedischen, mit Gustav Adolf's Tode erlöschenden, wie der spätern kaiserlichen Allianz wenigstens mit ganzer Treue und Anstrengung anhing; dem prager Frieden traten fast alle protestantischen Stände bei, die meisten aber nur, um sich gänzlicher Passivität zu ergeben und über sich ergehen zu lassen, was da komme, während Johann Georg solange fortstritt, als es ihm irgend noch möglich war. Wir geben vollkommen zu, daß Johann Georg nicht der Mann war, die Lauen, Halben, Unschlüssigen, welche die größte Mehrzahl bildeten, fortzureißen und festzuhalten. Aber was die wenigen deutschen Fürsten, die thatkräftiger und unterneh-

1) Helbig a. a. O. S. 56, Anm. 3.

mender waren, gethan haben, das kann nur auf dem Standpunkt gänzlicher confessioneller Einseitigkeit, nicht aber in unbefangener Würdigung der Motive, oder mit Rücksicht auf die Würde und die Interessen Deutschlands gepriesen werden. Die Politik des ehrlichen Mannes ist allerdings nicht immer vom Erfolge gekrönt, wie Sachsen nicht blos damals erfahren hat; aber sie trägt ihren Lohn in sich selbst und unrecht Gut gedeiht doch nicht.

Doch dem sei wie ihm wolle, Johann Georg war durch Tilly und Pappenheim, welche die Uebergabe des sächsischen Heeres an die Kaiserlichen, Kriegscontribution, Aufgeben des leipziger Bündnisses verlangten und bereits in Thüringen einbrachen, zum Anschluß an Gustav Adolf genöthigt worden[1]), über welchen am 1. Sept. 1631 abgeschlossen ward, nachdem man seit dem 17. August verhandelt hatte[2]). Tilly ward bei Breitenfeld (7. Sept.) gänzlich geschlagen und Gustav Adolf und Johann Georg theilten sich in den weitern Krieg in der seltsamen, aber bezeichnenden Weise, daß Gustav Adolf das liguistische Heer verfolgen, der Kurfürst aber gegen die Kaiserlichen zunächst in Schlesien, wo ein kleines kaiserliches Corps unter Teufenbach stand, agiren sollte[3]). Daraus wurde ein Einrücken in Böhmen, bei welchem Wallenstein nicht unbetheiligt war. Mitte October kam nämlich Graf Thurn nach Dresden und suchte den sächsischen Hof und

1) Vom kaiserlichen Hofe kamen allerdings immer noch begütigende Schreiben und Sendungen; aber Tilly hatte zu Dem, was er that, Vollmacht. Dieser Widerspruch rührte von dem schwankenden Parteitreiben in Wien her. S. Helbig a. a. O. S. 51.

2) Helbig a. a. O. S. 51.

3) Ueber diesen Kriegsplan s. Bülau, Geschichte des europäischen Staatensystems, I, 476. ff. Vergl. jedoch Graf Mailath a. a. O. S. 264 ff.

Arnim mit dem Herzog von Friedland in Verbindung zu setzen, als dessen Agent er, wie sich bei dieser Gelegenheit ergibt, auch bei Gustav Adolf gedient hatte. Der Kurfürst ließ sich auf die Sache nicht ein, mag aber doch durch die Mittheilungen Thurn's bestimmt worden sein, einen Schlag gegen Böhmen zu führen. Ende October rückte Arnim von Görlitz über Schluckenau und Kamnitz nach der Elbe, und nahm Tetschen, Außig und Leitmeritz. Von da aus bemächtigte er sich am 5. Nov. Prags[1]). Am 9. Nov. hatten Wallenstein und Arnim eine Zusammenkunft zu Kaunitz, einem Terzky'schen Schlosse, bei der sich aber der Erstere wesentlich verändert zeigte und keinesweges Hoffnung gab, die weitern Schritte Sachsens gegen den Kaiser zu unterstützen.

---

1) Wir machen bei dieser Gelegenheit noch auf Folgendes aufmerksam. Sesina Raschin von Riesenburg, ein böhmischer Exulant, der von Wallenstein zu den Unterhandlungen mit Gustav Adolf gebraucht worden, hatte nach Wallenstein's Tode seinen Frieden mit der Regierung durch Veröffentlichung einer Schrift über Wallenstein's Umtriebe gemacht, welche dann lange eine Hauptunterlage der Beschuldigungen gegen Wallenstein bildete. Wir sind überzeugt, daß sie manches Unwahre enthält, daß sie Wallenstein Aeußerungen in den Mund schiebt, die er schwerlich gethan hat, am wenigsten zu dem angegebenen Zeitpunkte, und daß der Verfasser, aus Unkenntniß des ganzen Sachverhalts, Wallenstein Manches zur Last legt, was dieser im Einvernehmen mit dem Kaiser gethan hat. Aber so durchaus lügenhaft, wie sie von Wallenstein's Vertheidigern betrachtet wird, ist sie doch auch nicht. Herr Helbig hatte in der ersten Mittheilung, die er aus dem sächsischen Staatsarchive über diese Dinge, unter dem Titel: „Wallenstein und Arnim 1632—34" (Dresden 1850), brachte, noch gesagt, durch Arnim's Briefe aus dem Jahre 1632 werde Raschin's Beschuldigung, als ob die Sachsen nach einer Uebereinkunft mit Wallenstein in Böhmen eingefallen wären, genügend widerlegt. In seiner neuesten Schrift sagt er selbst, der Feldzug nach Böhmen sei insgeheim von dem Herzog von Friedland unterstützt worden und nicht ohne Vorschub des Herzogs habe Arnim sich Prags bemächtigt. Man sieht, auch archivalische Nachrichten müssen vollständig sein, bevor sie ihren vollen Zweck erfüllen.

Ob es begründet ist, daß das Scheitern seiner Annäherungsversuche an Gustav Adolf ihn verstimmt hatte, ob vielleicht auch seinen Verhandlungen mit Sachsen lediglich hinterlistige Absichten und theilweise der auch erreichte Zweck, eine Schonung seiner Besitzungen zu erwirken, zu Grunde lag, läßt sich zur Zeit nicht mit Sicherheit bestimmen.

Bald aber sollte er wieder handelnd auftreten. Noch standen die Sachsen in Böhmen, eine wenig zahlreiche, zersplitterte und ohne Sold und Kriegsbedarf gelassene Schaar, als Wallenstein wieder an die Spitze des kaiserlichen Heeres trat, vielmehr berufen ward, ein solches zu schaffen. Er hatte, wie bemerkt worden, auch nach seiner Entlassung immer noch mit einflußreichen Personen, ja mit dem Kaiser selbst im Verkehr gestanden. Von Letzterm war er vielfach über den Krieg consultirt worden. Auch von seinen alten Feldobersten, wie Pappenheim, erhielt er fortwährend Briefe und Berichte und dieser sowol, wie Questenberg, sprachen sich nicht zufrieden mit der damaligen Leitung des Krieges aus und schoben die Schuld auf des Herzogs Rücktritt. Aehnlich äußerten sich Teufenbach, Aldringen, selbst Piccolomini[1]). Aus Questenberg's Briefen sieht man, daß der Kaiser sich schon im April 1631 gern mit Wallenstein persönlich berathen hätte. Er wird zu Verhandlungen mit Dänemark und mit Sachsen gebraucht und jene Conferenz zu Kaunitz findet mit ausdrücklicher kaiserlicher Genehmigung statt. Persönlich sprach sich Wallenstein, seinen Umgebungen gegenüber, dahin aus: „er hätte allerzeit gerathen, wie dieser Krieg mit Unordnung angefangen, also müßte man ihn auch continuiren, wenn

1) Graf Mailath a. a. O. S. 286.

J. Kais. M. zu dem intent gelangen, ihr Regiment stabiliren, die gefallene reputation restauriren und die Reichsstände zu schuldigem Gehorsam bringen wolle." Mit den vielen Zusammenkünften und der Beobachtung alter Ordnungen wäre nichts auszurichten und im Wege der Güte an keinem Orte etwas zu erlangen. Jetzt hätte J. K. M. einmal die Mittel nicht, den Krieg aus ihren Erblanden, mit Zuziehung der matrikelmäßigen Contribution und Zulagen der Reichsstände zu führen, weshalb „man in der angefangenen Unordnung fortfahren, die Contribution mit Gewalt herauspressen und die Stände dadurch vollends enerviren müsse; alsdann wären sie besser in Gehorsam zu erhalten. Der König von Schweden sei ein so mächtiger Feind, wie ihn J. Kais. Maj. bisher niemals gehabt, und wenn man demselben nicht mit großer Macht begegne und ihn dämpfen oder einen beständigen Frieden mit ihm treffen könnte, so werde er J. Kais. Maj. noch sehr viel zu schaffen machen."[1])

Schon im Octbr. 1631 schickte der Kaiser den Kriegsrath Questenberg zu Wallenstein, um ihn zur Wiederannahme des Commandos zu bewegen. Der Herzog schützte das Podagra vor, das ihn übrigens schon seit dem April 1620 von Zeit zu Zeit heimsuchte. Da schrieb der Kaiser selbst an Wallenstein, mit dem „gnädigsten Ersuchen und Begehren", daß der Herzog sich nach einem nahe gelegenen Ort „nahe oder in Oesterreich begeben"[2]),

---

1) Diese Aeußerungen Wallenstein's wurden dem sächsischen Hofe aus Prag berichtet. S. Helbig a. a. O. S. 53.

2) Hier heißt es bei Förster S. 81: „auf daß ich dahinwärts meine ronte zu Ew. Liebden nehme"; bei Graf Mailath dagegen (S. 293): „auf daß ich dahinwärts meine Leute zu Eurer Liebden anordnen könne." Die letztere Version entspricht den Thatsachen besser.

jedenfalls „nicht aus Handen gehen, viel weniger“ den Kaiser verlassen werde. Der Herzog sendete den Obersten Breuner nach Wien und ließ dem Kaiser melden, daß er in Znaim seine Befehle erwarte. Zu den Unterhandlungen bestimmte der Kaiser Wallenstein's großen Gönner, den Fürsten Eggenberg, der sich bei dem Siege der liguistischen Politik, der mit Wallenstein's Entlassung entschieden ward, aus Mismuth, ohne aus dem Staatsdienste zu treten, auf seine Güter zurückgezogen hatte, aber seit den neuern großen Unfällen wieder nach Wien zurückberufen worden war. Es verzog sich noch bis tief in den December, ehe die Zusammenkunft wirklich stattfand. Zu der Zögerung gab dem Herzog Anlaß [1]), daß der Wunsch der spanischen Partei, den römischen König an die Spitze des Heeres zu stellen und ihm Wallenstein nur zur Assistenz zu geben, ein Wunsch, den der König selbst, aus sehr natürlichen und achtbaren Gründen, theilte, neuerdings wieder hervorgetreten, Wallenstein aber entschlossen war, unter keiner Bedingung auf eine solche Combination einzugehen. Wäre der Plan mit Wallenstein's Persönlichkeit verträglich gewesen, so würde er allerdings den wahren und wohlverstandenen Interessen aller Theile gar gut entsprochen haben. Bei dem maßliebenden, anspruchslosen und verständigen Wesen des jungen Königs hätte Wallenstein wol erwarten können, daß einsichtsvolle und pflichtmäßige Rathschläge bei demselben stets williges Gehör finden würden, und

---

1) Förster (S. 81—82) sagt noch, der Herzog habe an Fürst Eggenberg geschrieben und ihn gebeten, den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Aus dem, was er von der Antwort des Fürsten mittheilt, erhellt aber blos, daß Eggenberg versucht hatte, seinerseits des Auftrags entledigt zu bleiben.

wenn es ihm nur um die Behauptung seiner derzeitigen Stellung zu thun war, so hätte ihm die Gelegenheit, sich Vertrauen und Gunst des Thronfolgers zu erwerben, nur erwünscht sein können. Wallenstein weigerte sich jedoch entschieden. Er wollte dem Könige Gustav Adolf in gleicher Selbständigkeit gegenübertreten. Er soll geäußert haben: „Und wenn ich neben dem Herrgott selbst das Commando haben sollte, möchte ich es in Ewigkeit nicht thun.“ Er machte es zur Bedingung, daß weder der Kaiser, noch der König auch nur bei der Armee erscheinen, oder das Mindeste mit ihr zu schaffen haben sollten. Auch hierin gab der Hof nach und mit dem desfallsigen kaiserlichen Handschreiben reiste Fürst Eggenberg am 20. Dec. nach Znaim ab, wo er am 24. Dec. mit dem Herzog zusammentraf.

Auch so konnte er Wallenstein nur zu dem Versprechen bringen, den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen, als welche Zeit er mit Grund für hinreichend hielt, ein Heer von 40—50,000 Mann aufzubringen. Den Titel als Generalissimus, der mit einem Gehalt von 100,000 Thlrn. verbunden sein sollte, lehnte er ab. Schon die erste Nachricht, daß Wallenstein an der Spitze stehe, machte einen Eindruck, wie er sich heutzutage durch ein starkes Steigen der Course aussprechen würde. Die alten Kriegshauptleute, z. B. Teufenbach und Adam Traun, der dem Herzog erklärte, er halte sich „für viel glückseliger, unter Sr. fürstl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf diese Weise Oberst zu sein“, schickten Glückwünschungsschreiben. Selbst Tilly schrieb ihm und drückte ihm seine Freude aus, seinerseits der Bürde und Arbeit nun überhoben zu werden, eine Hoffnung, die freilich auf ganz andere Weise und in anderm Sinne in Erfüllung gehen sollte.

Das Heer, dessen Beschaffung Wallenstein versprochen hatte, ward noch vor der angegebenen Zeit vollzählig. Auf allen Werbeplätzen waren die Werbetrommeln des Friedländers erschollen. Graf Merode war zu den flandrischen Wallonen, Graf Terzky nach Polen geeilt, von wo er Kosaken, wie Graf Isolani aus Ungarn zahlreiche Kroaten brachte. Bald hatte Wallenstein 120 Compagnien Fußvolk, 214 Schwadronen Reiterei, nebst 44 Kanonen[1]) beisammen. Die Gesammtzahl ward auf gegen 40,000 Mann angeschlagen. Durch reiche Spenden der Großen des Reichs und eine hohe Vermögenssteuer wurden ansehnliche Geldmittel beschafft, sodaß diesmal die Rüstung keinesweges lediglich auf des Friedländers Credit stand, sowie auch die meisten Truppen aus des Kaisers Landen waren. Jetzt aber waren die drei Monate um und Wallenstein wollte den Oberbefehl wieder niederlegen. Bei einem eben erst neugebildeten, folglich noch nicht zu einem festen, bewußten Organismus verwachsenen, noch nicht von einer Mannichfaltigkeit selbständiger Interessen durchzogenen, noch keinerlei Einflüssen vom Hofe aus zugänglich gewesenen Heere, das wesentlich durch Wallenstein's Namen und Ansehen und seiner nächsten Freunde und Verwandten Bemühungen zusammengebracht worden, war es doppelt erklärlich, daß die Nachricht von seinem bevorstehenden Abgange eine sofortige Auflösung des Heeres zu bewirken drohte. Je entschiedener sich dies aber herausstellte, desto beharrlicher hielt er an seiner Weigerung, und wenn man be-

---

1) Es war ein Hauptvortheil der Schweden in jenem Kriege, daß sie mit Geschütz besser versehen waren und es besser bedienten, als ihre Gegner.

denkt, daß er sich schließlich doch durch die zuletzt von ihm erwirkten Bedingungen bestimmen ließ, zu gewähren, was er den dringendsten Bitten und Vorstellungen solange abgeschlagen und daß er später sich von dem, angeblich so ungern übernommenen Commando nicht wieder trennen wollte, so liegt der Gedanke nicht zu fern, daß sein Widerstreben kein ganz aufrichtiges gewesen und daß er sich mehr deshalb so hartnäckig geweigert habe, um seinen Preis zu steigern. Will man sagen, daß er die harten Bedingungen, nach deren Erfüllung er sich zuletzt ergab, habe stellen müssen, um der erfolgreichen Führung des Krieges sicher und gegen die Intriguen seiner Gegner geschützt zu sein, so läßt sich dem entgegnen: daß der Hof überhaupt keine Schwierigkeiten machte, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, daß ihm in keinem Falle etwas geweigert worden wäre, was er brauchte, um den Krieg im wahren Interesse des Kaisers mit Erfolg zu führen, und daß er sich am besten gegen seine Gegner decken konnte, wenn er sich das ungemeine Vertrauen, das der Kaiser ihm bewies, durch unverrückt maßvolle und weise Führung zu erhalten wußte und dabei billigen Wünschen des Hofes gebührende Rücksicht schenkte.

Der Kaiser bestürmte ihn erst durch Eggenberg, der zu Gratz erkrankt war und nur brieflich einwirken konnte. Dann schickte er ihm zwei Männer zu, in deren Erscheinen als Bittende in solcher Angelegenheit eine neue Genugthuung für den Herzog liegen mußte: den Pater Quiroga, Beichtvater der Königin von Ungarn, und den spanischen Präsidenten Bruneau, die der Kaiser mit einem eigenhändigen Beglaubigungsschreiben (Wien, 28. Febr. 1632) versah. Aber auch sie brachten keinen günstigen Bescheid zurück. Hierauf sendete der Kaiser den Bischof

Anton von Wien[1]), kündigte dessen Ankunft durch ein äußerst gnädiges vertrauliches Handschreiben (25. März) an und gab ihm auch noch ein besonderes Empfehlungsschreiben mit. Er bewirkte wenigstens soviel, daß der Herzog sich verstand, bis zur Hälfte April, also noch zwei bis drei Wochen, beim Heere zu bleiben, da der Feldzug doch nicht früher eröffnet werden dürfte. Aber nochmals erklärte er: daß er sich wegen zunehmender Körperleiden einem so großen Geschäfte nicht gewachsen fühle. Wurden diese Leiden durch die Bedingungen gehoben, deren Gewährung er schließlich verlangte und zugestanden erhielt? Fürst Eggenberg war genesen und erhielt die ausgedehntesten Vollmachten, sowie Schreiben des Kaisers (vom 11. April) und des römischen Königs an den Herzog. Hier nun stellte der Herzog folgende Bedingungen: Der Herzog von Friedland soll nicht allein der Röm. K. Maj., sondern auch des ganzen Hauses Oesterreich und der Krone Spanien Generalissimus sein und diese Würde in optima forma erhalten. Der römische König soll sich nicht persönlich bei dem Heere befinden, vielweniger darüber zu commandiren haben. Wenn Böhmen wieder erobert sein wird, soll der römische König zu Prag residiren, wo ihm Don Balthasar de Maradas[2]) mit 12,000 Mann zur Schutzwache bis zum all-

---

[1]) Herr Förster (S. 85) spöttelt, daß der Kaiser sich abermals an einen „Gewissensrath" gewendet. Nun Dr. Anton Wolffrath, Fürstbischof zu Wien, geb. zu Köln 1581, im collegium germanicum zu Rom gebildet, wo ihm bei seiner Promotion die Cardinäle Baronius und Bellarmin opponirten, 1613 Abt zu Kremsmünster, war von 1624—30 Hofkammerpräsident und hatte 1630 zu Regensburg über den italienischen Frieden verhandelt. 1631 ward er Bischof von Wien und Reichsfürst, 1634 Director des Geheimen-Raths. 1635 leitete er zu Leitmeritz den Prager Frieden ein. Er † 1639.

[2]) Dieser commandirte schon vor der Einnahme Prags durch die Sachsen daselbst und soll damals den Herzog um Rath gefragt ha-

gemeinen Frieden dienen soll. „Kaiserliche Assecuration auf ein österreichisches Erbland in optima forma als ordinari recompense. Nach occupirten Ländern das höchste Regal[1]) im Römischen Reiche als eine extraordinari recompense." Die Confiscation im römischen Reiche in absolutissima forma, ohne alle Einmischung des Reichshofraths, der Hofkammer und des Reichskammergerichts. Auch der Pardon soll vom Herzog abhängen. Der Kaiser kann nur in Bezug auf Leben und Ehre pardonniren, und auch ein solcher Pardon muß vom Herzog bestätigt werden; einen Realpardon kann nur der Herzog ertheilen[2]). Bei einer Friedensverhandlung sollte auch des Herzogs Privatinteresse, u. A. Mecklenburgs halber, mit aufgenommen werden. Dem Herzog sollen „alle Mittel und Spesen zur Continuation des Krieges hergegeben werden." Alle Erblande des Kaisers „sollen zu sein und seiner Armada der Rücken und retirada offen stehen." Gewiß waren diese Bedingungen, namentlich hinsichtlich der Stellung Wallenstein's zu den Gegnern, des Confiscationsrechts und der Beschränkung der kaiserlichen Gnade, ausschweifend und für Viele bedrohlich. Dagegen können wir nicht finden, daß der Kaiser damit völlig in die Hände Wallenstein's gegeben gewesen wäre, oder daß jene Bedingungen Wallenstein bei seinen

ben, worauf dieser geantwortet: er möge thun, was er wolle; er habe kein Commando mehr. Maradas zog ohne Schwertstreich ab.

1) Seltsam genug erklärt Herr Förster dies (S. 87) für die Oberlehnsherrlichkeit, die doch nur dem Kaiser zustand. Graf Mailath versteht richtiger die Rechte des unmittelbaren Reichsfürsten in ihrem vollen Umfange darunter.

2) Als Motive werden angeführt, daß der Kaiser gar zu mild sei, sowie — was wol das Hauptmoment gewesen ist — daß man Mittel haben müsse, „die Obersten und Officiere zu remuneriren, auch die Soldatesca zu contentiren."

spätern Schritten zur Rechtfertigung hätten dienen können. Das Heer blieb des Kaisers; Wallenstein's Pflicht blieb es, den Krieg für den Kaiser und in dessen Interesse zu führen; selbst bei der Art der Kriegführung ist er von den Befehlen seines obersten Kriegsherrn keineswegs entbunden worden, wie er denn in der That vielfach nach Hofe berichtete, Instructionen einholte, sich an Eggenberg wendete, um die Zustimmung des Kaisers zu einer Operation zu erwirken [1]). Ebensowenig war darin die Stellung des Generalissimus für unantastbar erklärt und nach wie vor blieb dem Kaiser das Recht, den Auftrag zu jeder Zeit zurückzunehmen. So können wir es gar nicht so wunderlich finden, daß man in Wien, wohin Fürst Eggenberg 14. April diese Nachrichten überbrachte, nicht die mindeste Schwierigkeit machte, in die Bedingungen einzugehen und höchst erfreut war, daß der Herzog sich endlich doch noch bereit gezeigt habe, das Commando zu übernehmen [2]). Der Kaiser ließ dem Herzog durch den Bischof von Wien „alle Gnaden, Dankbarkeit und Satisfaction" versichern. Als ein erster Beweis diente (16. April) die pfandweise Verleihung des Fürstenthums Glogau, das der Herzog so lange genießen sollte, bis er in Mecklenburg restituirt, oder für dasselbe anderweit entschädigt worden wäre.

Vorerst hatte der Herzog nun die Sachsen aus Böhmen zurückzudrängen. Schon seit einiger Zeit hatte er

---

1) S. z. B. das Schreiben des Herzogs an den Kaiser, Chemnitz, 21. Nov. 1632, und das darauf bezügliche vom folgenden Tage, bei Philippi, Der Tod Gustav Adolf's (Leipzig 1832), S. 109. ff.

2) Da das Breve, womit Papst Urban VIII. dem, wie es sagt, wieder zum Commando berufenen Herzog einen geweihten Degen schickt (Förster S. 58 ff.), vom 17. Jan. 1632 datirt, so muß es sich auf den ersten Wiedereintritt beziehen.

mit Sachsen, zunächst mit Arnim, unterhandelt, diesmal rein im Interesse des Kaisers, um Sachsen von der schwedischen Allianz abzuziehen. Obgleich aber Wallenstein sich dabei ermächtigt erklärte, vollkommene Possession der geistlichen Güter, sowol der vor als der nach dem Passauischen Vertrage eingezogenen, zuzugestehen und zu versichern [1]), und obgleich der Kurfürst zu jener Zeit auch von Dänemark und Frankreich, von beiden aus Eifersucht auf Gustav Adolf's Erfolge, durch besondere Gesandtschaften zum Frieden gedrängt ward [2]), den er selbst sehr eifrig wünschte, so wollte er doch auf einen Abschluß ohne Schwedens Theilnahme nicht eingehen, noch hat ihm Arnim so etwas gerathen. Die Verhandlungen, welche zunächst dazu beigetragen haben mögen, daß Wallenstein mit dem Angriffe auf die Sachsen noch zögerte, waren so gut wie abgebrochen, als der schwedische Gesandte, Graf Solms, davon Kenntniß erhielt und dem Kurfürsten Abschriften von drei Briefen vorlegte, deren Einer von dem Unterhändler des Herzogs, Sparr, der Zweite von dem Herzog selbst, der Dritte von Arnim herrührte. Daß auch bedenkliche Sachen vorgekommen, läßt sich aus einer Antwort Arnim's schließen, worin er an Sparr schreibt: „Ich bitte Ihn um Gottes willen, Er schreibe mir solche Briefe nicht, sonsten wird er mich um Ehre, Leib und Leben unverschuldet bringen. Er schreibe mir aber, damit ich es dem Kurfürsten weisen kann.“ Die Schweden faßten seitdem einen Argwohn gegen Arnim, der freilich weder unbedingt schwedisch-protestantisch, noch kaiserlich, sondern gut deutsch-protestantisch war, d. h. Deutschland durch sich selbst in sei-

1) Helbig, Wallenstein und Arnim, S. 11.
2) Derselbe, Gustav Adolf ꝛc., S. 73.

ner alten politischen und kirchlichen Freiheit behauptet wissen wollte. — Wie der Herzog sich überzeugte, daß er keinen Zwiespalt bei seinen Gegnern erregen könne, nahm er 5. Mai das schwach besetzte Prag wieder ein. Nochmals wurden vergebliche Unterhandlungen versucht, welche es Arnim möglich machten, die sächsischen Truppen unversehrt über Außig zurückzuziehen.

Inzwischen war Gustav Adolf durch die fetten Bisthümer Frankens und der Rheinlande gezogen, hatte Würzburg, Bamberg, Mainz genommen und am letztern Orte seine Winterquartiere gehalten. Sei es nun, daß dieser Zug französische Intriguen stören oder unterstützen sollte, oder daß er der Ausbeutung reicher Lande und der Vorbereitung künftiger Erwerbungen und Verleihungen galt, ohne am Rhein irgend etwas Wichtiges und für den fernern Gang des Krieges, dessen Beendigung er nicht dort, sondern vor Wien zu suchen gehabt hätte, Entscheidendes vermocht zu haben, rückte er nach Franken zurück und wider Baiern, siegte am Lech über Tilly nochmals und drang in das Herz von Baiern. Am 17. Mai zog er in München ein. Es war nicht blos zum Schutze Baierns, nein zu Oesterreichs Schutze selbst, wenn Wallenstein ihn in Baiern aufsuchte und von weiterer Verfolgung der nun endlich eingeschlagenen Bahn zurückrief. Der Kurfürst von Baiern kam selbst nach Eger, um sich mit Wallenstein über die Vereinigung der beiderseitigen Heere zu besprechen. Bei der Zusammenkunft suchten Beide ihren Groll in Freundlichkeit zu verkehren; es haben aber, sagt Khevenhüller, „die Curiosi vermerkt, daß Ihre kurfürstliche Durchlaucht die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernt."

Gustav Adolf hatte bei der Nachricht von dem Heranrücken des kaiserlichen Heeres, das ihm leicht seine

Verbindungen hätte abschneiden können, wenn er sich weiter gewagt hätte, eine rückgängige Bewegung gemacht und ein festes Lager bei Nürnberg bezogen. Von hier konnte er seine Beziehungen zu dem Westen decken, oder Sachsen zu Hilfe eilen, oder, wenn es ihm gelang, das kaiserliche Heer durch Schlachten zu zerstreuen und aufzulösen,! den Zug längs der Donau wieder aufnehmen. Wallenstein ließ ihn einen Monat lang auf sich warten und weigerte ihm dann die Schlacht, welche Gustav Adolph, wenn auch bedeutend schwächer an Zahl, gewünscht hatte. Das vereinigte kaiserlich-liguistische Heer zählte bei 60,000 Mann, das des Schwedenkönigs anfangs nur 18,000. Wallenstein aber bemerkte mit Recht: „Mein Heer ist neu; wird es in einer Feldschlacht überwunden, so ist Deutschland und Italien in Gefahr; ich will dem König von Schweden eine neue Art zeigen, Krieg zu führen." So verschanzte er sich gleichfalls bei Nürnberg und benutzte seine Ueberzahl und besonders seine zahlreichen leichten Truppen, den Schweden die Zufuhren abzuschneiden, während er das Hinzukommen der Verstärkungen, welche der König aus Franken, Schwaben und Sachsen an sich zog, nicht hinderte. Sie vermehrten nur die Bedrängniß durch Vermehrung des Bedarfs und ihren Angriffen glaubte der Herzog gewachsen zu sein. Zudem raffte der Mangel von Tag zu Tag eine Menge Menschen und Pferde hinweg, sodaß der Verlust der Schweden auch ohne Schlacht groß war. So lagen sich die Heere neun Wochen hindurch gegenüber. Dann versuchte der König einen tagelangen Sturm auf die Stellung der Gegner; aber alle Angriffe wurden abgeschlagen. Gustav Adolf fühlte das Misliche seiner Lage und sendete den gefangenen kaiserlichen Obersten Sparr an den Herzog, um wegen der gegenseitigen Freigebung der

Gefangenen, wegen Einführung des beständigen Quartiers [1]) und wegen des Friedens Verhandlungen anzuknüpfen. Dem ersten Punkte trat Wallenstein bei. In Betreff des Quartiers aber erklärte er: „er verlange, die aufeinander stoßenden Truppen sollten entweder combattiren oder crepiren.“ Wegen des Friedens müsse er mit dem Kurfürsten Maximilian Rücksprache nehmen und bei dem Kaiser anfragen. Ueber die Antwort des Kaisers existiren verschiedene Versionen. Graf Mailath [2]) hat im k. k. Staatsarchiv ein Antwortsconcept gefunden, worin der Kaiser sich zum Frieden geneigt bezeigt, zu dessen Verhandlung der Kurfürst von Baiern beizuziehen sein und über dessen Bedingungen der Herzog nähere Instructionen erhalten würde. Dieses Schreiben ist aber nicht abgegangen, weil, wie Graf Trautmannsdorf bei Ansicht des Concepts bemerkt hat, der Bischof von Wien bereits geantwortet habe. Ob in dem Schreiben des Letztern die von Förster [3]) angeführte Vorschrift gestanden hat: „keiner gütlichen Antwort mehr zu trauen, sondern die gedrungene Nothwehr und Gegenexpedition noch stärker zu insinuiren,“ wissen wir nicht. In der That aber ist nicht wohl anzunehmen, daß man sich damals, wo beide Theile noch Kraft zur Fortführung des Kriegs in sich fühlten, über den Frieden geeinigt haben würde. Denn Gustav Adolf wollte vor Allem etwas zu seiner „Satisfaction“, in welcher Beziehung er seine Ansprüche

---

1) Es handelte sich dabei nicht, wie es nach Förster's Darstellung scheinen will, um das Pardongeben an einzelne Feinde, sondern um eine damals in den Niederlanden gebräuchliche Einrichtung, wonach eine kleinere Partei, die auf eine größere stieß, sich ohne Gefecht ergeben sollte.

2) A. a. O. S. 298—299.

3) A. a. O. S. 92.

seit Pommern gewaltig gesteigert hatte[1]), und was er begehrte, war schon den protestantischen Fürsten zu viel, wie viel mehr dem Kaiser.

Im Uebrigen war Gustav Adolf bereits von Nürnberg aufgebrochen, bevor eine Antwort von Wien eintreffen konnte. Seine Absicht, Wallenstein nach Baiern zu locken und dadurch von Sachsen abzuziehen, schlug fehl; Wallenstein warf sich auf Sachsen, indem er die Deckung Baierns dem liguistischen Heere überließ, dem er noch ein Corps unter Aldringen beigab. So zog er den König nach Sachsen zurück und befreite Süddeutschland wirksamer, als wenn er dort geblieben wäre. Wallenstein hat, als Oberbefehlshaber, in keiner offenen Feldschlacht gesiegt, auch nicht, wie Gustav Adolf, sich um die taktische Beweglichkeit der Truppen und die Verbesserung der Kriegsmittel wesentliche Verdienste erworben; aber als Strateg steht er jedenfalls hoch, und wenn auch gewonnene Schlachten mehr zu imponiren pflegen, als gelungene Feldzüge, so sind doch die großen Strategen ungleich seltener, als die tüchtigen Schlachtenführer. In Sachsen zogen die Kaiserlichen bis gegen Torgau, wo sie der sächsische Generalmajor Hofkirchen, mit 2000 Reitern, zu denen auch Herzog Georg von Lüneburg seine Reiter geführt hatte[2]), eine Zeitlang beschäftigte. Auf die Nachricht von Gustav Adolf's Anrücken aber, der sich zu Arnstadt mit Herzog Bernhard vereinigt hatte, gingen auch die Kaiserlichen auf Leipzig zurück, wo Pap-

1) S. Helbig, a. a. O. S. 78—80, 83.

2) Helbig, a. a. O. S. 58 ff. Die Sachsen waren theils in Schlesien, theils in Franken. Hofkirchen war jedoch vom König zurückgeschickt worden. An den Kurfürsten schrieb Herzog Bernhard, der König werde ihm gewiß zu Hilfe kommen; er solle bis dahin wenigstens Dresden, Torgau und Wittenberg halten. Ebend. S. 86.

penheim zu dem Herzog stieß, der auch an Gallas nach Böhmen, an Aldringen nach Franken Befehl erließ, zu ihm zu kommen [1]), sobald er höre, daß der König Baiern verlasse. „Denn," so schrieb er, „wenn wir den König gedämpft haben, so findt die andern alle gefallen." Als der König sich aber in Naumburg verschanzte, vermuthete Wallenstein, derselbe werde sein Beispiel von Nürnberg her nachahmen und jedenfalls nicht so bald und vor seiner Vereinigung mit den Sachsen und Lüneburgern zu einem Angriff schreiten. Da er nun bis dahin auf Verstärkungen durch Gallas und vielleicht Aldringen rechnete und sich auch ohnedies den Schweden an Zahl überlegen wußte, so bezog auch er erst ein Lager bei Weißenfels, dann, wie er dies nicht sicher genug fand, um Lützen und entließ Pappenheim zunächst nach Halle, wo er die Moritzburg nehmen und auch von dort aus die Sachsen und Lüneburger an ihrer Vereinigung mit den Schweden hindern sollte. Sobald aber Gustav Adolf Pappenheim's Abzug erfuhr, beschloß er den Angriff und rückte auf Weißenfels und Lützen. Wallenstein ward durch Colloredo, der von dem Schlosse zu Weißenfels die anrückenden Schweden gewahrt hatte, noch zeitig genug gewarnt, um Pappenheim für den Schlachttag zurückbestellen zu können und sich selbst zu diesem zu rüsten. Am 6. Nov. ward denn jene berühmte Schlacht bei Lützen geschlagen, in deren Anfang bereits Gustav Adolf

---

1) An Gallas erging der Befehl am 30. Oct. Der an Aldringen, Zwickau, 24. Oct., erlassene kam nicht an seine Bestimmung, da er aufgefangen ward. Der nach der lützener Schlacht gegebene Befehl gleichen Inhalts war hiernach nur ein erneuerter. S. Helbig, a. a. O. S. 86—88. Pappenheim hatte in Niedersachsen den Krieg auf eigene Faust geführt und Wallenstein rechnete nicht auf sein Herankommen.

von feindlichen Kugeln zum Tode verwundet ward [1]), und wo zwei Angriffe der Schweden, der zweite durch den zurückkehrenden Pappenheim und seine Reiter mit Verlust ihres kühnen Führers, abgeschlagen wurden, der dritte aber, zu welchem Herzog Bernhard den Rest der Schweden befehligte, die Kaiserlichen zum Rückzug brachte, zu dessen Deckung Pappenheim's Fußvolk noch rechtzeitig eintraf. Wallenstein war mitten im Kampfe gewesen und ward von einer Kugel getroffen, die aber nicht eindrang, was denn den Glauben bestärkte, daß er kugelfest sei, oder besondere Schutzmittel, ein Elendskoller namentlich, trage. Neben ihm hatten vornehmlich Pappenheim [2]) und Piccolomini, der fünf Pferde verlor und sechs Wunden erhielt, sich hervorgethan. Auch Colloredo, Holk, Terzky, Harrach, Grana, Breuner waren verwundet worden. Bei 10,000 Todte oder Verwundete hatte beiden Theilen die neunstündige Schlacht gekostet, welche beide zu größern Unternehmungen für die nächste Zeit außer Stande ließ, deren bedeutungsvollstes Ereigniß aber der Tod Gustav Adolf's war, jenes wahrhaft hochsinnigen und, soweit dies mit den Strebungen im Gebiete der haute politique vereinbar, edeln, dabei aber überaus klugen und namentlich in der

---

1) Ueber seine Entwürfe und seinen Tod vielleicht künftig einmal.

2) Gottfried Heinrich Marschall von Pappenheim, geb. am 29. Mai 1594, zu Altorf und Tübingen gebildet, in seinem 20. Jahre zur katholischen Kirche übergetreten, der er bis an sein Ende feurig ergeben war, diente erst König Sigismund von Polen, dann der Ligue, zeichnete sich schon bei Prag aus, wo er schwer verwundet ward, wie er denn überhaupt, seiner vielen Wunden halber, von den Soldaten Schrammhanns genannt wurde, kämpfte von 1623—25 in der Lombardei, dämpfte 1626 in Monatsfrist den protestantischen Bauernaufstand in Oberösterreich, focht dann an Tilly's, später an Wallenstein's Seite, öfters auch detachirte Corps führend, bis er bei Lützen fiel. Ein eigentlicher Anhänger Wallenstein's wäre er wol nie geworden.

äußern Politik gewandten Fürsten. Mit seinem Tode verschwanden die aussichtsreichern Entwürfe zu größern Umgestaltungen, verlor aber auch der Krieg den Rest von höherer Weihe, den er noch gehabt hatte, und wurde völlig ein Tummelplatz der Hab- und Ländergier, des Uebermuths und der selbstsüchtigen politischen Intrigue. Auch für Wallenstein's Entschlüsse ist Gustav Adolf's Tod schwerlich ohne Bedeutung gewesen.

Wallenstein wollte zwar gesiegt haben, erkannte aber am Tage nach der Schlacht, daß ihm nur übrigbleibe, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Er erließ erneute Befehle an Aldringen, sich von den Baiern zu trennen und nach Eger zu rücken, nahm sie jedoch, da der Kurfürst von Baiern sehr über diese Maßregel klagte und das Heer sich in Böhmen bald wieder in leidlichen Stand gesetzt hatte, der Feind aber nur sehr lau, eigentlich gar nicht verfolgte, zurück [1]). Zunächst theilte er darauf Lohn und Strafe wegen des Benehmens bei der Schlacht aus; beide sehr reichlich. Graf Merode, der mit Pappenheim's Fußvolk noch rechtzeitig zur Deckung des Rückzugs eingetroffen war, erhielt 1000 Ducaten, Marchese di Grana 4094 Fl., Feldzeugmeister Breuner 12,316 Fl., Oberst Kehraus 10,000 Fl., mehre Officiere goldene Ketten, sieben Regimenter größere Geldsummen bis zu 10,000 Fl. Dagegen wurden, nach dem Ausspruch des zu Prag niedergesetzten Kriegsgerichts und ohne daß ein Anrufen der kaiserlichen Gnade gestattet wurde, elf höhere Officiere und vier gemeine Reiter geköpft, ein niederer Officier gehängt, sieben unter dem Galgen für ehrlos erklärt, die Namen von vierzig an

---

1) S. Philippi, a. a. O. S. 104—109.

den Galgen geschlagen. Die Italiener bei dem Heere nannten seitdem den Herzog „il Tiranno".

Den Winter und das Frühjahr blieb der Herzog ruhig in Böhmen, beschäftigt, sein Heer zu ergänzen und zu kräftigen. In Unterhandlungen scheint er sich in dieser Zeit nicht eingelassen zu haben, wies vielmehr die Anträge des nach der lützener Schlacht aus schwedischen in kursächsische Dienste getretenen Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg [1]), der sich damit an Gallas gewendet hatte, zurück, indem er (Prag, 19. Jan. 1633) an Letztern schrieb: „Unser Herr, der Kaiser [2]), wird dies Werk durch Waffen und nicht durch Tractaten entscheiden; ich glaub wohl, daß die Schweden Fried begehren, sie wollen nach Haus und habens Ursach. Die beiden Kurfürsten sehen selbst, in was vor Labirinth sie stecken, aber vorm Jahre haben sie den Frieden nicht ambraciren wollen, darum ist jetzunder für sie occasio calva" [3]). Im Mai brach er plötzlich nach Schlesien auf, lag den vereinigten Sachsen und Schweden, denen er an Zahl überlegen war, eine Woche lang thatlos gegenüber, wendete sich dann rasch gegen Nimptsch und

---

1) Ueber diesen vielleicht künftig einmal.

2) Möchte er die Bedeutung dieser ihm damals noch geläufigen Worte stets im Auge behalten haben!

3) Förster, a. a. O. S. 98. — Helbig, Wallenstein und Arnim, S. 16, sucht den Grund dieser Abweisung darin, daß das Heer noch nicht völlig organisirt war, Wallenstein aber stets dem Grundsatz gefolgt sei: si vis pacem, para bellum. Wir glauben auch, daß Wallenstein aus diesem Grunde in jener Zeit mit keinen Friedenserbietungen vorging. Weniger möchten wir glauben, daß er deshalb an ihn gebrachte Anträge ohne Weiteres abgewiesen hätte, und scheinen uns die Worte seines Schreibens das Gepräge der Wahrheit und Ueberzeugung zu tragen, höchstens mit der Nebenabsicht, den Kurfürsten etwas bange zu machen.

erstürmte es [1]), stand dann bei Schweidnitz wieder neun Tage den Gegnern gegenüber und schloß darauf (7. Juni 1623) einen Waffenstillstand auf 14 Tage, zu dessen Abschließung er aufgefodert hatte, worauf sich General Arnim und die Obersten von Burgsdorf und Fels in seinem Lager einfanden.

Ueber die während dieses Waffenstillstands und in der nächsten Zeit zwischen dem Herzog und Arnim, zum Theil in Gegenwart des schwedischen Obersten Fels, gepflogenen Verhandlungen verbreiteten sich schon damals sehr befremdliche und großes Aufsehen machende Gerüchte, die dann von gleichzeitigen und spätern Schriftstellern zusammengestellt und vermehrt wurden und den Gegnern Wallenstein's viel anscheinenden Grund zu der Annahme gaben, er habe schon damals untreue und verrätherische Entschließungen gefaßt gehabt, von denen er nur zurückgetreten, weil er auf der andern Seite nicht das erwartete Entgegenkommen und Vertrauen gefunden. Auch die Vertheidiger Wallenstein's konnten ihn nur durch die Vermuthung zu rechtfertigen versuchen, daß er mit seinen Anträgen und Aeußerungen den Gegnern habe eine Falle stellen und sie bis zur Ausführung eines kühnen Kriegsstreichs in Sicherheit wiegen, vielleicht auch Uneinigkeit und Verdacht unter ihnen selbst hervorrufen wollen. Es wurde nämlich zu jener Zeit in Breslau erzählt, der Herzog habe seinen Degen auf die Erde geworfen und ausgerufen: der müsse ein Erzschelm sein, der ihm den Degen, der Krone Schweden und den Kur-

---

1) Hier ließ er den sächsischen Hauptmann und den schwedischen Lieutenant, die dort befehligten, erschießen, weil sie sich nicht sofort ergeben hatten. Eine Grausamkeit, welche das neuere Kriegsrecht sehr weislich gänzlich beseitigt hat. Jeder Staat muß sich freuen und es aufmuntern, daß die Diener des Staats ihre Pflicht thun.

fürsten von Sachsen und Brandenburg zuwider, aufheben würde; als man ihm das: Haereticis non esse fidem habendam entgegengehalten, habe er mit einem Ha! Ha! geantwortet: das wäre ein Pfaffenschluß und wolle er schon einen Strich dadurch machen; er habe sich als ärgsten Feind der Jesuiten gestellt, sie Bestien und mehr gescholten ɩc.[1]) Weiter wird berichtet: er habe gegen Arnim geäußert, daß er die Absicht habe, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, und die Mittel besitze, den Kaiser dazu zu zwingen. Die Exulanten sollten restituirt, die Jesuiten zum Teufel gejagt werden. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sollten Kosten und Schaden fallen lassen, die Schweden auf Kosten der Ligue mit Geld abgefunden werden. Den Baierfürsten, der „das Spiel angefangen," wolle er im Nothfall selbst bekriegen helfen, und dann mit beiderlei Armeen gegen den Türken ziehen und diesen aus Europa treiben. Für Mecklenburg, Glogau und Sagan wolle er Böhmen und Mähren nehmen, den Vertriebenen die Güter zurückstellen, das kurpfälzische Haus wieder einsetzen[2]).

Gemäßigte und unbefangene Geschichtschreiber hatten gezweifelt, daß der Herzog in der That alle diese Aeußerungen gethan, sich vielmehr überzeugt gehalten, daß er Manches darunter gewiß nicht gesagt habe, nicht ge-

---

1) Aus Bukisch Religionsacten in K. A. Menzel's Neuerer Geschichte der Deutschen, VII, S. 381—382. Die ganze Relation trägt das Gepräge jener Erfindungen, wie sie der Parteigeist bis auf den heutigen Tag so häufig ausstreut und so leichtgläubig hinnimmt, wie sie sich aber für den Kundigen dadurch verrathen, daß sie die Männer, denen sie nachgesagt werden, nicht nach deren eigenem Wesen, sondern nach dem der Erfinder und der Gläubigen handeln und reden lassen.

2) So bei Chemnitz, Khevenhüller, Feuquières, im Theatrum europ.

sagt haben könne. Was durch Helbig im sächsischen Staatsarchive über die Sache gefunden worden [1]), bestätigte diese Vermuthung nicht nur, sondern machte es auch höchst wahrscheinlich, daß Wallenstein in derselben, soweit es sich um bestimmte Erklärungen und Anträge gehandelt, immer noch in Uebereinstimmung mit seinen Vollmachten verfahren sei [2]), und daß die „wunderlichen Reden", die er vielleicht nebenbei fallen lassen und die zu obigen Geschichten ausgeschmückt worden, eben nur unbestimmte Aeußerungen und Phantasiestücke gewesen seien, denen obendrein die Absicht der Täuschung wol zu Grunde gelegen haben könne. Aus Arnim's Berichten an seinen Hof geht nichts hervor, was über die Absicht, Sachsen für eine gemeinsame Operation zur Herstellung des Friedens zu gewinnen, hinausginge. Es solle Alles im römischen Reiche, sowol was die Religion, als was weltliche Sachen betreffe, in den vorigen Stand gesetzt und dabei erhalten werden. Hat das Erbieten: „wider alle Diejenigen, so sich dem entgegensetzen sollten, ohne einigen Unterschied," seine Waffen zu wenden, auch sein Bedenkliches, so verschwindet dieses, wenn man annimmt, der Herzog sei von der Voraussetzung ausgegangen, ein Widerstand sei nicht von dem Kaiser, sondern von Schweden und Frankreich zu besorgen [3]). Daß aber der Her-

---

1) In der erwähnten Schrift: Wallenstein und Arnim, S. 16—31.

2) Unterstützt wurde diese Ansicht auch dadurch, daß er von seinen Friedensanträgen durch Gallas auch den Kurfürsten von Baiern benachrichtigen ließ. S. Aretin, Urkunden, S. 68.

3) Die allerdings etwas weitergehende Version, wo „die Waffen conjunctis viribus, ohne respect einiger Personen, wider dieselben, so sich unterfangen würden, den statum Imperii noch weiter zu turbiren, und die Freiheit der Religion zu hemmen," zu gebrauchen, ist eben die Arnim'sche Version der mündlichen Auslassungen des Herzogs, von der

zog mit derartigen Reden und Vorschlägen sich an den Gedanken gewöhnte, wenn nicht Andere daran gewöhnen wollte, sich und sein Heer als eine Macht zu betrachten, die er zur Herstellung des Friedens wider Jedermann, also auch gegen den Kaiser, seinen und seines Heeres Herrn, gebrauchen könne, mag man nicht ganz in Abrede stellen. Von den speciellen politischen Projecten, welche oben erwähnt worden, kommt in Arnim's Berichten so wenig ein Wort vor, wie von den Aeußerungen über die Jesuiten und den Kurfürsten von Baiern. Direct widerlegt scheint Wallenstein's angebliches Streben nach dem Besitz von Böhmen und Mähren für jenen Zeitpunkt durch folgende Mittheilung Arnim's: „doch habe ich so viel vernommen, daß er seine Mühe auch nicht vergebens anwenden wolle; (er) suchet die Unterpfalz, anstatt Mecklenburgs, vor sein recompens." Nun dieses Begehren, wie viel es auch umfaßte, stand doch nicht im Widerspruch mit dem, was Wallenstein vom Kaiser in Aussicht gestellt worden, und er konnte die kaiserliche Zustimmung dazu weit eher erwarten, als die der Protestanten.

Sächsischer Seits erwartete man in jener Zeit mehr von der im Gange begriffenen dänischen Vermittelung, welcher freilich die schwedische Eifersucht entgegenstand, war in Ungewißheit, wieweit der ganzen Sache zu trauen, verhehlte sich auch nicht, daß diese Unterhandlung sowol

---

er selbst an Wallenstein schreibt: „wenn ich es nur in diesem Verstande recht eingenommen, daß E. F. G. gemüthsmeinung dieses gewesen." Auch sie läßt sich übrigens mit obiger Annahme billig erklären, wenn man zudem bedenkt, daß der Herzog mit Protestanten verhandelte und sie gewinnen wollte. Die sächsischen Räthe scheinen unserer Meinung gewesen zu sein und sagen, es sei leicht zu ermessen, wer unter Denjenigen verstanden würde, die das römische Reich ferner turbiren wollten.

bei Frankreich und Schweden, als bei Dänemark „Suspicion" erregen, ja auch dem Kaiser zu Beschwerde Anlaß geben könne [1]), und trug Bedenken, in der Hoffnung, aus einem Feind einen Freund zu machen, die jetzigen Freunde zu Feinden werden zu sehen. Man beschloß, den Herzog weiter auszuforschen und hinzuhalten. Darüber verlief die Zeit des Waffenstillstands, während dessen die Officiere beider Heere in geselliger Eintracht lebten und Wallenstein sie gastlich bewirthete. Wallenstein foderte nun, als Vorbedingung seiner Verlängerung, daß die Sachsen die Fürstenthümer Schweidnitz, Glogau und Breslau räumen sollten. Das wollten sie nicht und der Waffenstillstand wurde gekündigt. Wallenstein brach gegen Schweidnitz auf und belagerte es, zog sich aber zurück, als Arnim zum Entsatz herankam. Am 16. Aug. veranlaßte Wallenstein wieder eine Unterredung mit Arnim, aus der ein neuer, für Sachsen, Brandenburg und die kaiserlichen Lande auf vier Wochen abgeschlossener Waffenstillstand hervorging (22. Aug.), in dessen ersten Tagen neue auf den Frieden bezügliche Besprechungen stattfanden. Hier scheint Arnim die Nothwendigkeit, sich auch mit den Schweden zu verständigen, stark hervorgehoben zu haben. Wallenstein berief sich auf den Willen des Kaisers, der nur mit bestimmten

---

1) Diese Bedenken stellt Arnim selbst vor und seine rationes affirmandi scheinen durchaus nicht überwiegend; auch kommt er schließlich selbst auf das Empfehlen großer Vorsicht zurück. Hr. Helbig ist sehr geneigt, überall die Nichtbefolgung der Arnim'schen Rathschläge durch den Kurfürsten als die Schuld alles Mislingens anzugeben. Wir finden aber gar nicht, daß Arnim wesentlich anders gerathen hatte, als der Kurfürst handelte, außer soweit er beständig auf Vermehrung, bessere Ausrüstung, richtigere Bezahlung der Truppen drang, wozu der Kurfürst auf gewöhnlichem Wege schwerlich die Mittel hatte und sie auf ungewöhnlichem Wege zu beschaffen nicht der Mann war.

deutschen Reichsständen verhandeln wolle, legte aber, unter Aeußerungen, auf die wir gleich näher kommen werden, seinerseits Gesinnungen an den Tag, welche Arnim veranlaßten, zu dem schwedischen Reichskanzler zu reisen, mit dem er zu Gelnhausen zusammentraf (11. Sept.). Ueber diese Unterredung ist erst jetzt, durch Dr. Dudik aus Mähren, im Verfolg seiner Nachforschungen in den schwedischen Archiven, eine zuverlässige Auskunft in einem Schreiben Oxenstierna's an Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Frankfurt a. M., 2./12. Sept. 1633, gewonnen worden [1]), und sie enthält allerdings sehr verdächtige Punkte, wie sie mehr zu den oben erwähnten gravirenden Gerüchten, als zu Arnim's zeitherigen Berichten an seinen Hof stimmen. Hiernach hätte der Herzog, in seinem zwischen beiden Lagern gehaltenen Gespräch mit Arnim, erst im allgemeinen Discurs über die Verhältnisse und Fragen der Zeit geäußert: daß man die Jesuiten „aus dem Reiche bandisiren sollte", auch der Krone Böhmen gedacht, daß sie in ihre freie Wahl wiederum gesetzt würde. Der Kaiser wäre geneigt, mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so sich die Zeit daher nicht gar zu widerlich angestellt, den Frieden zu tractiren und zu schließen; von der Krone Schweden aber und Frankreich, auch etlich andern Fürsten und Ständen wolle er nichts hören. Arnim [2]) versichert ferner: der

1) Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte (Brünn 1852), S. 431 ff.

2) Das ist allerdings zu beachten, daß in Folgendem nicht Wallenstein, sondern Arnim spricht, und da wol Manches sagt, was er dem Herzog eben nur abzumerken geglaubt hat. Daß Wallenstein seine Reise zu Oxenstierna nicht gebilligt, hat Arnim dem Reichskanzler jedenfalls verschwiegen, wenn er ihm nicht gar, wie die frühern Berichte sagen, versichert hat, daß der Waffenstillstand eben dieser Reise halber geschlossen worden sei.

Herzog habe den Affront nicht vergessen, der ihm vor drei Jahren widerfahren, wäre auch nicht im besten concept zu Wien, und es verdrieße ihn sehr und heftig, daß der Duc de Feria herbeigezogen worden, was keinen andern Zweck habe, als ihm (dem Herzog) die Stange zu halten [1]), weshalb er entschlossen sei, sich, wenn er schwedischen Beistand erhielte, zu revangiren. Der Herzog glaube des Holke und des Gallas sicher zu sein, habe aber schon einige suspecte Officiere abgeschafft, und ginge noch täglich damit um, wie er sich Derer, denen er nicht traue, entledigen könne. Deshalb habe er den monatlichen Stillstand geschlossen. Für den Fall, daß einige Regimenter Holke's schwierig sein sollten, würde es gut sein, wenn Herzog Bernhard in deren Nähe rücke, um dem Holke nöthigenfalls zu assistiren. Der Herzog von Friedland wolle Arnim sechs Regimenter, denen er am wenigsten traue, untergeben. Wäre er gewiß, daß die Schweden ihm beiständen, so würde er mit seiner Armee nach Böhmen zurückgehen und von da aus nach Oesterreich und Steiermark rücken. Herzog Bernhard sollte mit Holke Baiern angreifen, Feldmarschall Horn dem Herzog von Feria entgegentreten, Frankreich zur Erneuerung des Kriegs in Italien vermocht werden. Arnim habe bereits mit Holke über die Sache unterhandelt [2]), aber nicht recht erfahren können, wohin dieser inclinire.

---

1) Sollte Wallenstein nicht gewußt haben, daß Feria zunächst bestimmt war, mit dem Herzog von Lothringen gegen Frankreich, auf dessen innere Unzufriedenheiten man rechnete, zu operiren.

2) Arnim suchte auf dieser Reise zuvörderst Holke auf, zunächst um ihn von dem Waffenstillstande zu benachrichtigen und ihn dadurch zum Rückzuge aus dem sächsischen Erzgebirge zu bestimmen. S. Helbig, Wallenstein und Arnim, S. 27.

Gewiß also, daß Arnim in der That diese Dinge an Oxenstierna als Auslassungen Wallenstein's berichtet hat, und von Arnim war keineswegs zu erwarten, daß er Wallenstein zu Liebe hätte helfen wollen, den Schweden eine Falle zu stellen. Man kann also annehmen, daß Wallenstein jene oder ähnliche Reden geführt hat. Für die bloße Absicht, die Sachsen und Schweden in irgend eine Schlinge zu locken, oder in Sicherheit zu wiegen, erscheinen sie aber zu weitgreifend und keck. Jedenfalls sollte man denken, daß Wallenstein sehr sorgliche Vorkehrung gegen mögliche Misdeutungen in Wien hätte treffen müssen, wovon doch nichts vorliegt, und selbst dann sind in jenen Sätzen Gedanken enthalten, die ihm, auch wenn sie in keiner Weise ernst gemeint gewesen wären, bei Hofe böses Blut hätten machen müssen. Auf der andern Seite erscheint der Uebergang von Wallenstein's zeitherigem Verhalten zu solcher Untreue zu rasch und zu unmotivirt. Graf Schlick, den der wiener Hof, von den Waffenstillständen und den Unterhandlungen des Herzogs mit Arnim durch denunciatorische Briefe in Kenntniß gesetzt [1]), auf Kundschaft nach Schlesien gesendet hatte, scheint nichts Gravirendes ermittelt zu haben, gehörte jedoch später zu denen, welche Wallenstein's Entfernung vom Commando am eifrigsten betrieben. Weder Oxenstierna, noch Herzog Bernhard haben der Sache sonderlichen Glauben geschenkt, wozu kam, daß namentlich der Erstere, wie die Schweden überhaupt, gegen Arnim selbst Mistrauen hegten; Beiden schienen die Projecte ausschweifend und phantastisch; Beide hielten

1) Sollte Wallenstein wirklich nicht selbst nach Wien berichtet haben, da er doch wenigstens von den ersten Verhandlungen nach Baiern Nachricht geben ließ? Oder existiren diese Berichte nicht mehr?

nicht für unmöglich, daß eine Falle dahinter stecke; indeß behielten die Schweden sich vor, die „occasionen in acht zu nehmen", und der Kanzler schickte einen Officier nach Schlesien, der sich, wenn möglich, mit dem Herzog besprechen und ihn eventuell des schwedischen Beistands versichern sollte [1]).

Die ganze Sache wird dadurch noch verwickelter, daß Wallenstein sich bei einer andern Unterhandlung, welche fast gleichzeitig für ihn mit Frankreich geführt wurde, mit viel größerer Vorsicht und Zurückhaltung benahm. Marquis Feuquières nämlich, der im Juni 1633 nach Dresden und Berlin gesendet worden war, um die beiden Höfe zum Beitritt zu dem Heilbronner Bündniß zu bewegen, kam in Dresden mit Wallenstein's Schwager, dem Grafen Wilhelm Kinsky, der zu den böhmischen Exulanten gehörte, in Verbindung und es entspann sich eine Unterhandlung, bei welcher die Franzosen bis zum Ende standhaft glaubten, daß sie durch Kinsky für und mit Wallenstein selbst geführt werde [2]). Hier handelte es sich allerdings um die böhmische Krone für Wallenstein und den Franzosen kam es nicht darauf an, noch Höheres in Aussicht zu stellen. Sie machen die größten Hoffnungen, versprechen, was nur zu wünschen war, Geld, Truppen und sonstige Unterstützung, sichern die böhmische Krone ganz bestimmt zu, schicken einen eigenen Agenten mit einem Memoire an den Her-

---

1) Röse, Herzog Bernhard von Weimar, I, 246.

2) Daß der dem französischen Interesse ergebene Kurfürst Philipp Christoph von Trier am 29. Sept. 1633 von Wallenstein's bevorstehendem Abfall Kenntniß gehabt, wie der Rheinische Antiquarius (II, 1, 320) berichtet, beweist nur den Glauben der Franzosen, und ist auch so etwas verspätet, da die Unterhandlungen zu jener Zeit als aufgegeben betrachtet wurden.

zog, können es aber nicht dazu bringen, daß er selbst aus seinem schweigenden Dunkel heraustritt, und halten sich zuletzt selbst überzeugt, daß er sie nur habe täuschen und die Verbündeten untereinander verzwisten wollen. Auch Burgsdorf habe nach Berlin geschrieben, die Friedensvorschläge, welche Wallenstein gemacht [1]), wären in ganz allgemeinen Ausdrücken gefaßt gewesen; als man zu den einzelnen Punkten gekommen, habe man gefunden, daß Wallenstein sie zum Narren gehabt und sich des Waffenstillstands nur bedient habe, um seine Truppen zu verstärken und seine Gegner zu schwächen.

So bleibt es allerdings immer noch unentschieden, ob Wallenstein's damalige Verhandlungen ernstlich gemeint waren und nur zu wenig Entgegenkommen bei den Protestanten und Schweden fanden, als daß der Herzog bei ihnen hätte beharren sollen; oder ob sie lediglich Fallen und Schlingen waren, die er den Gegnern des Kaisers legte, und durch die er sie hinhalten, täuschen, gegen einander mistrauisch machen wollte; oder endlich ob es Fühler waren, durch welche der Herzog erkunden wollte, was er etwa für mögliche Eventualitäten auf jenen Seiten zu hoffen habe. Bei letzterer Annahme könnte man dann meinen, und manches Einzelne dadurch erklären, der Herzog sei, was in so gefährlicher und zweifelhafter Sache am wenigsten zu verwundern, schwankend und unschlüssig gewesen [2]); er habe sich des alten Hasses ge-

---

1) Hier sind die bei Gelegenheit des ersten Waffenstillstands gemachten, blos an Sachsen und Brandenburg gerichteten Anträge gemeint.

2) Arnim schrieb, nachdem er Wallenstein bei seiner Rückkehr von Gelnhausen ganz verändert gefunden: „daß mit dem Mann nichts Sicheres zu tractiren, denn da ist keine Beständigkeit.“ In demselben Briefe geht er aber immer noch davon aus, daß es Wallenstein

gen Schweden und Frankreich nicht völlig entschlagen können; es seien ihm von Zeit zu Zeit Bedenken gekommen, ob er der Truppen gewiß sei, ob die Verbündeten ihm Wort halten würden, nachdem sie ihren Zweck erreicht hätten; er habe auf Wendungen und Entscheidungen am wiener Hofe gewartet [1]; er hätte die Sache am liebsten blos mit deutscher Hilfe versucht, zu den Franzosen, die ihm am bereitwilligsten entgegenkamen, gerade das mindeste Zutrauen gehabt [2]), bei den Schweden aber, an die ihn Arnim verwies, die kälteste Aufnahme gefunden, sei deshalb von dem eingeleiteten Unternehmen wieder abgekommen, habe es vielmehr eher zum Nachtheil der gesuchten Verbündeten benutzt und diesen dabei zugleich zeigen wollen, daß er nicht aus Schwäche und Furcht handle.

Wie dem auch sei, seine Handlungen waren in jener Zeit nicht von der Art, daß sie seine Worte bekräftigt hätten. Er hatte Arnim's Reise zu Oxenstierna nicht gern gesehen, und äußerte, auf diese Weise werde das Werk keinen Bestand haben [3]). Als Arnim zurückkehrte,

---

vorher Ernst gewesen, und kann „nicht ausfinden, was Friedland unter seinen Praktiken für Finesse gesucht." Er halte dafür, es sei „nur durch eine Boutade gewesen, daß er anderes Sinnes geworden."

1) Merkwürdig bleibt es immer, daß man aus jener Zeit so wenig über den Verkehr zwischen Wallenstein und seinen Freunden und Gönnern am Hofe weiß. Hatten sich diese schon gänzlich von ihm zurückgezogen? Bei Allen scheint es doch nicht der Fall gewesen zu sein. Oder sind diese Papiere nach seinem Sturze vernichtet worden?

2) Daß Kinsky völlig eigenmächtig gehandelt, ist nicht zu glauben; möglich aber, daß er Manches de propriis zugethan, da dem Vertriebenen das Project wol äußerst am Herzen lag und die Schwierigkeiten und Bedenken weniger erheblich schienen, als sie Unbefangenen und Nüchternen erscheinen mußten.

3) Fürchtete er die weitere Ausbreitung seiner Mittheilungen an Arnim, den er kannte und dem er vertraute? Oder war ihm die

fand er den Herzog ganz verändert. Wallenstein machte ihm den Antrag, beide Armeen nach dem Rhein zu führen, worauf Arnim erwiderte, das sei nicht nöthig, da die Schweden keine Hilfe brauchten. Andern Tages trat er nun, gegen den Herzog von Lauenburg, mit dem eigentlichen Sinne und Grunde jenes Antrags heraus, indem er erklärte: es könne kein beständiger Friede gemacht werden, wenn nicht vorher die Ausländer vom Reichsboden geschafft worden wären. Man solle sich mit ihm verbünden und die Schweden schmeißen, um hernach einen Frieden nach Belieben zu machen [1]). Dieser Vorschlag hätte freilich Vieles für sich gehabt; es war aber doch unter damaligen Umständen und Stimmungen nicht zu verwundern, daß die Sachsen erklärten: es sei vor Gott und Menschen nicht zu verantworten, die Krone Schweden, deren König die Evangelischen zuerst wieder auf die Füße gesetzt und sein Leben für sie eingebüßt habe, mit solchem Danke abzufertigen, worauf Arnim die Unterhandlungen, zu denen er vom Kurfürsten, nachdem er diesen von dem Einverständniß des Reichskanzlers unterrichtet, förmliche Vollmacht erhalten [2]), abbrach, der Herzog aber den Waffenstillstand kündigte und sofort zu kriegerischer That schritt.

Er machte eine Scheinbewegung nach Sachsen zu. Als nun Arnim zur Deckung desselben mit dem größten Theile der Sachsen aufbrach [3]) und sich höchlich freute,

---

Beiziehung der Schweden doch zu fatal? Allerdings konnte er ein Verständniß mit Sachsen und Brandenburg allenfalls noch verantworten und bemänteln; ein schwedisches nicht.

1) Röse, a. a. O., Urkunde 40.

2) Helbig, Wallenstein und Arnim, S. 29—30.

3) Er handelte seinen Instructionen gemäß und verdiente den schwedischen Verdacht keineswegs.

daß er den Kaiserlichen um einige Tagemärsche zuvorgekommen, kehrte sich der Herzog plötzlich um und überfiel (11. Oct.) mit 30,000 Mann die Schweden, die, unter Thurn, Duval und Fels, mit zwei sächsischen und brandenburgischen Regimentern zurückgeblieben waren [1]), bei Steinau. Sie mußten capituliren und vom Capitän abwärts wurde die Mannschaft zum kaiserlichen Dienste gezwungen. Die höhern Officiere sollten Freiheit haben, zu gehen, wohin sie wollten. Aber andern Tages foderte Wallenstein von den gefangenen Generalen Befehle an die Commandanten der von den Schweden besetzten Festungen, diese zu übergeben, und als sie dies natürlich verweigerten, ließ er sie verhaften [2]). Duval entfloh zu Schlackenwitz und entkam zu den Schweden nach Brieg; Thurn stellte nach acht Tagen den Befehl aus und wurde dann entlassen, worauf er erst nach Halle, dann nach Pommern ging. Als die Officiere Wallenstein abriethen, diesem Haupturheber des ganzen Kriegs und unversöhnlichen Feinde Oesterreichs die Freiheit zu schenken, erwiderte er: „Wollte Gott, die Schweden hätten keinen bes-

1) Die Anzahl dieser Truppen wird sehr verschieden angegeben: von 6—12,000. Arnim hatte sie auch mit an sich ziehen wollen; sie hatten aber vom Reichskanzler bestimmten Befehl, die Oder nicht zu verlassen, weigerten sich daher, Arnim's Befehl Folge zu leisten, und blieben in ihrem verschanzten Lager. Wallenstein hatte Schaffgotsch zu ihrer Bewachung zurückgelassen und sie wurden nun von Beiden umzingelt.

2) So wird die Sache selbst vom Grafen Mailath (S. 329) erzählt. In seinem Berichte an den Kaiser vom 12. Oct. sagt aber der Herzog: er habe den Officieren, welche nicht im kaiserlichen Heere dienen wollten, und namentlich dem Grafen Thurn und Oberst Dubald (Duval) unter der Bedingung freien Abzug bewilligt, daß die schlesischen festen Plätze geräumt würden. S. den Bericht von Schels über das Treffen bei Steinau in der östr. milit. Zeitschrift, Jahrg. 1843, Bd. IV., S. 1 ff.

sern Anführer; er wird uns beim Feinde größern Nutzen schaffen, als im Gefängnisse.“ Allerdings war Thurn sehr mittelmäßig und eines Schlages, von dem wir noch in unserer Zeit nur zu viel Exemplare kennen gelernt. In Wien aber meinte man, Wallenstein habe seine Aussagen gefürchtet, nachdem er eben den Thurn zu mancherlei zweideutigen Unterhandlungen gebraucht gehabt.

Wallenstein überzog nun Schlesien, die Lausitz und Brandenburg. Berlin mußte Brandschatzung zahlen; der Kurfürst flüchtete nach Stendal. Den Commandanten von Görlitz, Major von Brochau, ließ Wallenstein, weil er sich nicht sofort ergeben, durch einen Pistolenschuß tödten und die nackte Leiche zur Schau ausstellen, worauf sich auch Bautzen ergab.

Er hatte in Sachsen die Winterquartiere zu nehmen gedacht. Diese an sich, mit Rücksicht auf die Verpflegung des Heers auf fremde Kosten und auf die Stellung desselben für den weitern Krieg, ganz zweckmäßige Maßregel kann dafür sprechen, daß Wallenstein damals noch nicht beabsichtigte, gegen den Kaiser aufzutreten. Indeß machte sie es ihm, für den Fall, daß er sich dazu doch entschließe, möglich, Sachsen zur Theilnahme an seinen Plänen zu zwingen und mit diesem vereint gegen Böhmen zu ziehen. Da aber drängten ihn kaiserliche Befehle, Baiern zu Hilfe zu eilen, das von Bernhard von Weimar bedroht und bedrängt ward. Schon im October hatte der Kurfürst sich deshalb persönlich an Wallenstein gewendet, der aber die Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg vorschützte, nach deren Beendigung er sowol Gallas schicken, als selbst ins Reich hinaufziehen wolle. Auf erneuerte Anliegen antwortete er gleichfalls vertröstend, versicherte, Herzog Bernhard wolle nur an der Donau hin und her vagiren, und schickte

zwar Graf Strozzi mit 1500 Reitern gegen Baiern zu ab, gab ihm aber den gemessenen Befehl, die böhmische Grenze nicht zu überschreiten. Während dieser Zögerungen hatte Bernhard Regensburg, Straubing und Cham erobert und sich an beiden Ufern der Donau bis gegen Passau ausgebreitet. Neue Hilfegesuche des Kurfürsten trafen mit kaiserlichen Befehlen zusammen. Gallas, an den der Kurfürst gleichfalls geschrieben, hatte versprochen, mit 12,000 Mann zu Hilfe zu eilen, erhielt aber Gegenbefehl von Wallenstein. Endlich (27. Nov.) versprach der Herzog, mit starken Tagemärschen kommen zu wollen, worauf der Kurfürst ihm den Grafen Wahl[1]) entgegenschickte, um für die Bedürfnisse der Truppen zu sorgen. Wallenstein, der nur 10,000 Mann, meist Reiter, mitgenommen, blieb aber in Furt in Böhmen stehen, erklärte dann, daß hier nichts auszurichten sei, die Reiterei, wegen Mangels an Fourage und Proviant, zu Grunde gehen müsse, Arnim und Baner gegen Schlesien, Kniphausen gegen Culmbach und Eger rückten, er also wieder nach Böhmen wolle. Vergeblich bat Graf Wahl, daß der Herzog wenigstens noch einige Tage in der Stellung bleiben möge; an demselben Tage, wo Wallenstein seinen Entschluß erklärt hatte, zog er wieder nach Pilsen. Seine Generale und Obersten, die er zu einem Kriegsrath versammelte, bezeugten pflichtschuldigst, daß eine Unternehmung gegen Regensburg in dieser Jahreszeit unmöglich sei[2]), und nichts übrig bleibe, als in Böhmen Winterquartiere zu nehmen. Regensburg, meinte

---

1) Th. II, S. 92—94.

2) Das mochte sein; aber war es unmöglich, dem Kurfürsten ein Hilfscorps gegen Herzog Bernhard zu senden?

der Herzog, könne man den folgenden Sommer allezeit wieder haben [1]).

In Pilsen schlug der Herzog sein Hauptquartier auf und schrieb an den Kaiser, er möge ihm Questenberg senden, um wegen der Winterquartiere zu berathen. Auch lud er den Grafen Trautmannsdorf [2]), der sich eben auf seinen Gütern befand, zu einer Zusammenkunft in Pilsen ein. Zu diesem nun zeigte er sich sehr empfindlich und gereizt, klagte, daß in Wien selbst von vornehmen ministris ungünstig über seine Operationen gesprochen werde und daß den Generälen Befehle zugeschickt würden, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen. Er habe sich nie mehr beleidigt gefühlt und wolle das Commando niederlegen. Dem Kaiser könne er nur rathen, Frieden zu schließen; sonst sei Alles verloren. Wenn der Kaiser auch zehn Siege davontrüge, so sei doch nichts gewonnen, da der Feind allezeit Mittel habe, sich aus eigenen Kräften und benachbarten Ländern wieder zu erholen; wenn der Kaiser dagegen auch nur ein einziges Treffen verliere, so sei kein Gutmachen möglich, sondern Alles würde daraufgehen. Wenn nicht Friede würde, so wolle er mit acht oder zehn Personen nach Danzig gehen und dort das Ende abwarten. Der Herzog von Lauenburg habe sich, im Auftrage des Kurfürsten von Sachsen, mit neuen Friedensvorschlägen in Pilsen eingefunden; er habe ihn aber wegen Unwohlseins nicht annehmen können. Folgenden Tages wiederholte er dieselben Reden und fügte hinzu: mit den Particularien des Friedens wolle

---

1) Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse, I, 326—332.

2) Graf Max Trautmannsdorf, einer der achtungswerthesten Staatsmänner seiner Zeit, soll gegen die erste Entlassung Wallenstein's, aber auch gegen seine Wiederanstellung gewesen sein.

er sich nicht beladen; es würde ihm aber lieb sein, wenn der Kaiser ihn über die vornehmsten Punkte vernehme, „damit er einen favor bei dem Reiche erlange, daß er auch bei Tranquillisirung desselben etwas gedient habe." Letzteres wenigstens war offen gesprochen. Was den übrigen Inhalt dieser Reden betrifft, so hätte der Herzog daran gewöhnt sein können, daß seine Gegner am Hofe, deren er stets eine beträchtliche Anzahl gehabt hatte, ungünstig über ihn urtheilten, hätte sich aber, wie früher, ruhig darüber hinwegsetzen können, wenn er sich bewußt war, daß er das Vertrauen des Kaisers besaß und verdiente. Die an die Generale erlassenen Befehle bezogen sich auf eine Angelegenheit, hinsichtlich deren er gar nicht Ursache hatte, die Rolle des Beschwerdeführers zu übernehmen. Der Kaiser hatte, um doch etwas für Baiern zu thun, das Wallenstein so gänzlich im Stiche ließ, sowol dem General Aldringen, der ein detachirtes Corps in Schwaben befehligte, Befehl ertheilt, zu dem Herzog von Feria, der durch Tirol heranzog, zu stoßen, als auch den Generalmajor de Suys angewiesen, ohne Rücksicht auf entgegengesetzte Ordres, nicht in Unterösterreich die Winterquartiere zu beziehen, sondern nach Linz und, wenn die Bewegungen des Herzogs Bernhard es an die Hand gäben, nach Baiern zu rücken. Es geschah dies übrigens zu einer Zeit, wo der Kaiser soeben Wallenstein selbst Befehl gegeben hatte, nach Baiern zu rücken und noch keineswegs ahnte, wie schlecht der Herzog diesen Befehl befolgen werde. Wallenstein berief Aldringen zu sich und wollte ihn absetzen; indeß Aldringen kam nicht und die Katastrophe Wallenstein's trat dazwischen [1]). Dem de Suys, der bereits bis Passau

1) Es scheint übrigens dieser Handel schon vorher einigermaßen

gerückt war, befahl er bei Todesstrafe, nach Oberösterreich zurückzumarschiren. Die Aeußerungen in Betreff der Nothwendigkeit des Friedens beruhten jedenfalls auf starken Uebertreibungen. Es mochte richtig sein, daß es dem Kaiser schwerlich gelingen konnte, seine Gegner vollständig und für immer zu überwinden; daß aber die kaiserliche Sache gleichfalls manchen Unfall überdauern konnte, hat die vorhergehende Geschichte und hat die nachfolgende bewiesen. Es scheint aber allerdings, daß Wallenstein meinte, er habe in dem jetzigen Krieg, nachdem die auswärtigen Mächte in denselben verflochten worden und sich so verschiedenartige Widerstandselemente erhoben, keine Aussicht, im Dienste des Kaisers wieder in eine ähnliche Machtstellung zu gelangen, wie die, in der er sich befunden, als er sich zum Admiral des oceanischen und baltischen Meers ernennen ließ und über Kurfürstenhüte verfügen zu können glauben durfte. (Und doch, was würde erfolgt sein, wenn Er der Sieger bei Nördlingen gewesen wäre?) Er liebte nur einen solchen Krieg, in dem er des Siegs gewiß war; in ungewissen, schwankenden Lagen ward auch Er schwankend, unschlüssig und verdrießlich. Bei der Nothwendigkeit, den Krieg auf verschiedenen Seiten zu führen, war es nicht zu vermeiden, daß sich neben ihm selbständige Generäle erhoben. Es mag auch sein, daß seine damals sehr gestiegenen Körperleiden ihm den Wunsch nach Ruhe nahelegten. Er wollte aber doch nicht wieder in die, wenn auch noch so glänzende Stellung zurücktreten, die er anscheinend so ungern verlassen hatte, als er das Commando zum zweiten Male übernahm. Er wollte auf

---

ausgeglichen gewesen zu sein, da Wallenstein den Aldringen zu der zweiten Versammlung in Pilsen einlud und sich wenigstens stellte, als rechne er auf dessen Ankunft.

irgend eine Weise eine Frucht der Macht, über die er zu verfügen glaubte, mitnehmen, sei es durch eine Thathandlung, sei es durch Friedensstiftung, und er drängte zum Frieden, weil er wohl fühlte, daß der zeitherige Gang des Kriegs ihn jedenfalls nicht höher gehoben hatte und daß eine längere Dauer desselben die Umstände für ihn eher ungünstiger gestalten könnte. Im Uebrigen mögen die exilirten Verwandten und Freunde Wallenstein's, deren einziger Hoffnungsanker er war, dann abenteuernde Intriguanten, die sich an ihn drängten, tüchtig an ihm gearbeitet, auch manchen alten, vielleicht von ihm selbst vergessenen Groll rastlos wieder aufgeweckt haben. Die Theilnahme an den Friedensverhandlungen wünschte er, um seine Privatverhandlungen damit verdecken zu können und sich auf der andern Seite Freunde zu machen.

Trautmannsdorf scheint keinen Argwohn gefaßt zu haben und rieth selbst, den Herzog bei dem Friedensgeschäft zu verwenden. Der Kaiser antwortete: er wisse nichts von einer bösen Nachrede gegen den Herzog; wenn ihm Diejenigen namhaft gemacht würden, von denen dergleichen ausgegangen sein solle, so würde er nach Recht und Billigkeit verfahren. Er habe keine Befehle an Generale erlassen, ohne sie zuvor dem Herzog mitzutheilen, auch nie eine Friedensapertur zurückgewiesen. Er wolle auch über die jetzt zu beginnenden Verhandlungen des Herzogs Gutachten vernehmen, wegen der Winterquartiere den Questenberg senden. Als aber dieser anlangte, fand der Herzog neuen Anlaß zum Unmuth, indem Questenberg ihn bestimmen sollte, die Winterquartiere aus den Erblanden weg zu verlegen [1]), wobei der Kaiser in der

1) Graf Mailath (S. 333) sagt: wenn möglich in ein Land an

Instruction für Questenberg die Besorgniß äußerte: „es möchte seine hohe Autorität verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Scrupel erweckt werden [1]), daß er gleichsam einen corregem an der Hand und in seinem eigenen Lande keine freie Disposition mehr übrig habe," jedoch beschwichtigend hinzufügte: „Wir begehren darum nicht, Sr. Lbd. von der Ihm durch Uns eingeräumten Dignität und Vollmacht ichtwas zu benehmen." Wallenstein beharrte aber darauf, das Heer nicht aus Böhmen und den angrenzenden Erblanden zu lassen, und ließ durch einen Kriegsrath die Unthunlichkeit der Verlegung bescheinigen. Nun gab der Kaiser nochmals nach und begnügte sich (24. Dec.), die Absendung von nur 4000 Mann nach Baiern zu verlangen. Der Herzog sagte auch hierüber nur zu, daß er thun wolle, was ihm möglich sei, und nun erklärte der Kaiser (3. Jan. 1634), überzeugt, nicht daß er das Unmögliche verlangt habe [2]), sondern daß von Wallenstein nicht mehr zu erlangen sei, daß er es, „nach seithero veränderter Zeit und ziemlicher Späte des Winters für diesmal bei der Wohlmeinung des Herzogs bewenden lassen", d. h. es dem guten Wil-

---

der Donau. Nach Förster (S. 107) ging das Gutachten des Kriegsraths dahin, daß es unmöglich sei, noch spät im December das Heer aus Böhmen und Mähren hinaus in die vom Hofkriegsrath angewiesenen Winterquartiere von Landsberg an der Warthe bis an den Weserstrom zu verlegen. Das ist freilich ein mächtiger Unterschied. Nach der ganzen Sachlage möchte man die Mailath'sche Version wahrscheinlicher finden. Bezog sich das Gutachten vielleicht auf einen frühern Plan? Dann verlöre es vollends an seiner Bedeutung.

1) Förster hat hier (S. 107) eine Abweichung, die mit seiner Annahme einer gegen den unschuldigen Wallenstein gerichteten Verschwörung harmonirt. Er läßt den Kaiser sagen: „daß ihm allerlei Scrupel erwecket würden, als habe er" ꝛc.

2) Wie Förster a. a. O. sagt.

len des Herzogs überlassen wolle, wieviel er für Baiern thun werde.

So schienen noch einmal alle Misverständnisse und Streitgründe behoben und Alles zu des Herzogs Zufriedenheit geordnet. Indeß war es mit dieser Ausgleichung auf beiden Seiten nicht aufrichtig gemeint. Wallenstein hatte bereits neue und ernstlich gemeinte Verständnisse mit den Feinden des Kaisers angeknüpft und am Hofe ging man bereits, theils durch in eben solchen Beziehungen erwachsenen starken Verdacht, theils durch das Verfahren des Herzogs gegen Baiern und sein ganzes, immer eigenwilliger werdendes Verfahren bewogen, damit um, sich des unbequemen und unzuverlässigen Befehlshabers durch Entfernung desselben vom Commando zu entledigen.

Die frühesten gegen Wallenstein's Treue erhobenen Verdächtigungen fanden in Wien keinen Glauben und auch wir können kein Gewicht darauf legen. Nach seiner ersten Entlassung suchten die Franzosen die katholischen Fürsten Deutschlands auch dadurch zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, daß sie ihnen vorspiegelten, Wallenstein sinne auf Rache und habe insgeheim einen Botschafter Gustav Adolf's angenommen und mit einer goldenen Kette beschenkt. Ein Blatt dieses Inhalts theilte Tilly, „aus treuherziger Affection und Gemüth", dem Herzog selbst mit, seinerseits sich gegen jeden Glauben daran verwahrend. Wallenstein antwortete: „Dergleichen nehme ihn nicht Wunder; es sei immer der Welt Brauch gewesen; dem schwedischen Abgeordneten würde er eine ganz andere Kette verehren, als in jener Zeitung gemeldet werde; er fühle sich vom Kaiser keineswegs beleidigt." Er selbst schickte Tilly's Schreiben an Questenberg (14. März 1631) und fügte hinzu: „Der Herr wird

können vorbringen, was vonnöthen ist, aber es sind gar zu alberne Possen. Ich bin vom Kaiser wenigstens nicht offendirt; unser Herr behüte mich auch, daß mir in Gedanken etwas Solches kommen sollte." Möchte er stets bei dieser Gesinnung geblieben sein! Wir bemerken aber bei dieser Gelegenheit, daß er es hiernach 1631 für etwas Schlechtes ansah, einen schwedischen Abgeordneten auch nur anzuhören. Die im Sommer des Jahrs 1633 mit Sachsen, Schweden, Frankreich gepflogenen Verhandlungen lassen noch immer die Ausflucht zu, daß sie nicht ernstlich gemeint gewesen, wobei jedoch weder der rechte Grund und Zweck zu ermessen ist, noch in Abrede gestellt werden kann, daß Wallenstein bei denselben über alle denkbare Nothwendigkeit seiner Absichten weit hinausging und Aeußerungen that, bei denen es ihm als das Dringendste hätte erscheinen müssen, sich gegen eine Misdeutung seiner Absicht kaiserlicherseits vollkommen sicherzustellen. Früher, z. B. bei den Verhandlungen mit Arnim in Böhmen, ist er gar wohl so verfahren. Man kann sagen, durch die Unterlassung solcher Vorsicht habe er es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm auch jene Verhandlungen zur Schuld angerechnet wurden. Freilich waren jene Aeußerungen zum Theil derartig, daß er sie gar nicht füglich dem kaiserlichen Hofe mittheilen konnte, und daß man nicht weiß, welche Bürgschaft er letzterm hätte für die Loyalität seiner Absicht geben wollen. Indeß wollen wir jene Verhandlungen nicht in dem Sinne als den Anfang von Wallenstein's Schuld betrachten, daß er wirklich schon damals mit Untreue und Verrath umgegangen wäre, wenigstens dies nicht als erwiesen annehmen. Wol aber waren sie es in dem Sinne, daß er sich und Andere an den Gedanken gewöhnte, er könne das Heer, das er im Namen des Kaisers errichtet hatte

und führte, auch gegen den Kaiser wenden und im Verein mit dessen Feinden ihm Gesetze dictiren und seine eignen kühnsten Träume verwirklichen. Ferner in dem, daß er seine spätern, offenbar verrätherischen Entwürfe daran anknüpfen konnte.

Er that dies ungefähr gleichzeitig an zwei, vielleicht an drei Seiten. Am 1. Jan. 1634 traf ein böhmischer Edelmann bei Feuquières ein, der sich eben auf der Rückreise von Frankreich nach Deutschland befand und zunächst nach Erfurt zu Oxenstierna wollte. Derselbe brachte ein Schreiben Kinsky's, worin dieser berichtete, sein Herr sei entschlossen, auf die vorgeschlagenen Bedingungen mit Frankreich einzugehen, und erwarte die Ratification derselben durch den Ueberbringer. Feuquières versprach, von Erfurt aus einen Edelmann zum Abschluß der Unterhandlungen zu schicken, und erstattete seinem Hofe Bericht. Französischer Seits wurde Feuquières ermächtigt, statt der Bedingungen vom Sommer 1633 vielmehr folgende vorzuschlagen: der Herzog solle sich verpflichten, mit dem Kaiser offen zu brechen, mit der Besitznahme Böhmens oder eines andern Erblandes beginnen, ein Heer von 14—15,000 Mann schlagfertig halten, ohne Zustimmung des Königs keinen Frieden oder Waffenstillstand eingehen. Dafür sollten ihm jährlich, solange der Krieg dauere, 1 Million und sogleich 50,000 Livres gezahlt werden. Der König wolle ihm den ungestörten Genuß der Staaten, die er früher besessen, sichern, sich auch bemühen, ihn noch höher zu heben [1]),

---

1) Dieser Punkt wurde in unbestimmte französische Phrasen gehüllt und Wallenstein würde sehr leichtgläubig gewesen sein, wenn er viel darauf gegeben und sich nicht vielmehr daraus herausgelesen hätte, daß er nichts Weiteres zu erwarten habe.

und keinen Frieden mit dem Kaiser eingehen, ohne des Herzogs Interessen zu wahren. Sollte der Herzog jedoch auf den Vorschlägen von 1633 bestehen, so möge Feuquières die gegenwärtigen Punkte mit den frühern in Einklang zu bringen suchen, sich aber sorgfältig hüten, den König in Betreff der Krone Böhmens zu verpflichten, außer soweit es sich nur um eine Unterstützung für den Fall handle, daß Böhmen als ein Wahlreich betrachtet würde. Noch wurden Bestimmungen angegeben, welche vorgeschlagen werden sollten, falls der Herzog sich nicht offen gegen den Kaiser erklären wolle oder könne, Bedingungen, die auf eine Förderung der Interessen Frankreichs und seiner Verbündeten hinausliefen, auf deren Einzelheiten wir aber um so weniger einzugehen brauchen, als alle diese Vorschläge gar nicht zur Kenntniß des Herzogs gelangt sind, welchen Feuquières' Beauftragter, de la Boderie, nicht mehr am Leben fand. Wol aber war am 21. Febr. ein Bote Kinsky's an Feuquières abgegangen, der die französische Antwort, auf welche der Herzog ungeduldig harre, beschleunigen sollte, und der den Feuquières am 1. März in Frankfurt traf. Es hieß in diesem Schreiben Kinsky's, daß der Herzog sich sofort offen gegen den Kaiser erklären werde, sobald ihm Frankreich die Krone Böhmen garantiren und die nöthige Hilfe leisten wolle. Gleichzeitig setzte Kinsky auch Oxenstierna in Kenntniß von dem Entschlusse des Herzogs. — Mit Herzog Bernhard von Weimar scheint der Herzog erst zu der Zeit in nähere Communication getreten zu sein, wo ihm schon kein Rücktritt mehr möglich war. Für die „während der Winterquartiere in Böhmen mit Herzog Bernhard von Weimar gepflogenen einseitigen Verhandlungen", von denen Graf Mailath (S. 335) spricht und wobei er offenbar nicht an die

letzten Verständnisse denkt, auf die sich die hinzugefügten Worte: „ohne den Kaiser hiervon auch nur durch ein Wort zu verständigen", selbstverständlich nicht beziehen lassen, finden wir in der von ihm angezogenen Quelle, dem gothaer Diarium des Generalquartiermeisters des Herzogs Bernhard, Johann Christoph von der Grün, keinen Beleg. Denn Grün sagt darin ausdrücklich, daß die Annäherung Wallenstein's an Herzog Bernhard nach der Entsetzung Wallenstein's erfolgt sei [1]). Aus Dudik's Mittheilungen [2]) ergibt sich ferner klar, daß Herzog Bernhard am 9. Jan. 1634 noch keine Ahnung von der Sache hatte und selbst am 14. Febr., wo er zuerst davon schreibt, nachdem er am 11. durch den Herzog von Lauenburg davon unterrichtet worden, und ebenso noch am 16. die Sache für einen Betrug hält und der Meinung bleibt: „dem Werke sei nit zu trauen." Wir sind daher überzeugt, daß sich über Verhandlungen Wallenstein's mit Herzog Bernhard nicht viel „Particularitäten" gefunden haben würden, auch wenn Herzog Bernhard sein Kriegsarchiv nicht nach der Schlacht von Nördlingen verbrannt hätte. Gewiß aber scheint, daß das Mistrauen Bernhard's ein Hauptgrund war, warum

1) Unerklärlich bleibt es freilich, wie Grün sagen kann, daß der Herzog anfangs nicht getraut, endlich aber, „als er mit vielen Particularitäten erbeten worden," Ordre gegeben habe, daß seine ganze Armee „zu Eingang des Monats Februarii" bei Regensburg erscheinen solle. Allerdings rechnet Grün jedenfalls nach altem Styl. Aber wir werden gleich sehen, daß der Herzog Bernhard am 11. Febr. (alten Styls) die erste Eröffnung erhielt, und so paßt die ganze Angabe nicht.

2) S. 435—439. Auszüge aus Schreiben Herzog Bernhard's an Horn, Ernst von Sachsen und Oxenstierna, sowie Abschriften Illow'scher Schreiben. Die Data sind alten Styls, mit Ausnahme der Illow'schen. Am 14. (alten Styls) langen die Illow'schen Schreiben vom 21. und 22. (neuen Styls) an.

nicht wenigstens ein Theil der Wallenstein'schen Pläne in Ausführung kam und warum die Verbündeten so wenig Vortheil von diesen Verwirrungen ernteten.

Dagegen knüpfte Wallenstein, gleichzeitig mit der französischen Unterhandlung, auch die sächsische wieder an [1]. Bereits gegen Ende des Decembers ward Graf Kinsky durch ein „auf Begehren des Herzogs" verfaßtes Schreiben Terzky's an dessen Schwester, die Gemahlin Kinsky's, von Dresden zu einer Besprechung nach Teplitz, einem Kinsky gehörigen Gute, geladen, erhielt aber schon unterwegs Schreiben von Terzky (26. Dec.) und von dem Herzog selbst [2], welche ihn bestimmten, sofort an den sächsischen Generalzeugmeister von Schwalbach zu schreiben und ihm eine deutsche Uebersetzung des Terzky'schen Schreibens beizulegen. Hiernach erklärte Terzky den Herzog für „resolvirt, nicht allein mit beiden Churfürsten Sachsen und Brandenburgk sich zu veraccortiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich." Man sei „im Wergk," die Truppen zusammenzuführen und nunmehr entschlossen, „die Mascara" (Maske) ganz abzulegen. Am Besten wäre es, wenn Arnim selbst käme; fände das Bedenken, so möge Kinsky und der Herzog Franz Albrecht (von Lauenburg) kommen; „da soll es mit wenigen geschlossen sein; wofern das negligiret, würde sich in Ewigkeit dergleichen occasion nicht presentiren." In Dresden wollte man zwar keine Gelegenheit, zu einem sichern und erwünschten Frieden zu

---

1) Hierüber s.: Helbig, Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland, während des Winters 1633—34 (Dresden 1852).

2) Nach Sesyma Rasin, dessen so verschrieene Aussagen immer mehr Bestätigung finden, hat Kinsky in Pirna zu ihm gesagt: „nunmehr glaube er dem Friedländer, daß es ihm ein Ernst sei, weil er nunmehr seine eigene Hand da hätte."

gelangen, von der Hand lassen [1]), gleichwol aber an den extremen Intentionen des Herzogs weder theilnehmen, noch ihn dazu ermuntern. Man trug daher dem Herzog Franz Albrecht auf, nur ganz allgemein an den Herzog von Friedland zu schreiben, daß man sich über seine Intention freue, Frieden und Ruhe im Reiche herzustellen, derselben möglichst entgegenkommen und den Herzog Franz Albrecht nach Pilsen schicken wolle. Am Schlusse waren einige warnende Andeutungen in Betreff „gefehrlicher resolution" hinzugefügt. Arnim traute der Sache immer noch nicht und schrieb von Beeskow: man könne des Herzogs Anbringen wol anhören; aber wenn er nicht Zeichen und Wunder sehe, so glaube er nicht. Am 13. Jan. (neuen Styls) kam, von Kinsky bereits am 11. angemeldet, der Oberst Anton Schlieff, gleichfalls ein böhmischer Exulant, der unter sächsischem Schutze in Dresden lebte [2]), brachte einen Paß für Arnim und referirte über die Verhandlungen des Herzogs mit Kinsky und ihm. Ueber diesen Bericht ist ein Protokoll vom 14. vorhanden, wo er ihn vor den Geheimen Räthen von Miltitz und Dr. Timäus wiederholen mußte. Er gab darin einen Extract der Reden, die der Herzog in Pilsen zu ihm geführt, während er auf einem Stuhl vor des Herzogs Bette gesessen, und auch jetzt noch wa-

1) Der Herzog von Lauenburg schrieb am 28. Dec. aus dem sächsischen Hauptquartier an Schwalbach und fand die Noth so groß, daß er meinte, der Kurfürst sollte den Frieden nicht ausschlagen, „er sei auch so schlecht als er wolle."

2) In Pilsen mit gefangen, ward er freigelassen und kehrte nach Dresden zurück. 1636 wurde er von Prag aus requirirt; der Kurfürst half ihm jedoch nochmals los. 1637 wurde er aber wegen misliebiger Correspondenzen ausgewiesen. Er hatte mit der alten Gräfin Thurn in steter Verbindung gestanden. Helbig, Der Kaiser Ferdinand 2c., S. 57.

ren sie nicht von der Art, daß sie viel Zutrauen hätten erwecken können, daß sie als bestimmte, gereifte und unabänderliche Entschlüsse erschienen wären. Die Entwürfe sind nicht ohne innern Widerspruch und Untreue nach allen Seiten hin. Es schien jetzt: der Herzog hätte sich am liebsten als ein Reichsfürst mit deutschen Reichsfürsten gegen alle andern Parteien verbündet. An des Herzogs von Lauenburg Ankunft scheint ihm wenig gelegen gewesen: er wünschte vor Allem Arnim zu sprechen, wo möglich auch eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten selbst. Wenn der Kurfürst ihm trauen würde, so wäre kein Zweifel, daß die andern Stände alle herzutreten würden. Das Erzstift Magdeburg, Halberstadt, die Lausitzen sollten dem Kurfürsten verbleiben. Frankreich dürfe man nicht über den Rhein lassen, sonst stände es den drei geistlichen Kurfürsten auf dem Halse. (Wie stimmten damit die an Frankreich gerichteten Anträge?) Daß der Herzog nicht viel Belieben hatte, sich mit Schweden einzulassen, erfuhr Schlieff von seinem „alten guten Freund", dem von Ilaw (Illow); ihm selbst gegenüber sagte der Herzog nur: mit Schweden würde es keine großen Difficultäten geben; es suche die Meerporten zu behalten, wobei auch Brandenburg interessirt sei; es würden aber wol noch Mittel gefunden werden, sie zu contentiren. Pfalz müsse restituirt werden. Die Kurfürsten, wie auch andere Bischöfe, müßten ihre Stifter, deren sie entsetzt, wieder haben, dem Herzog Bernhard in Elsaß oder Baiern etwas gegeben werden. Den Kurfürsten von Baiern, hatte Schlieff „vermerken können", hatte der Herzog „gänzlichen zu vertilgen vor". Der baierischen Armee wäre der Herzog mächtig [1]), wie denn von

1) Das war eine der in solchen Verhältnissen sehr gewöhnlichen

dort der Oberst von Schärffenberg und der Oberst Bredow bei ihm in Pilsen gewesen. Die Spanier wollte der Herzog selbst aus Italien, Artois und Hennegau vertreiben helfen, und schien er hierin eine „satisfaction" für Frankreich zu erblicken. Tirol und was dem anhängig sollte allezeit bei dem Kaiserthum verbleiben [1]).

In dem Allen waren die Einflüsse persönlicher Entwürfe, Strebungen und Leidenschaften nicht zu verkennen, und keineswegs abzusehen, wie auf diesem Wege zum Frieden zu kommen sei, wo man den Kaiser, Spanien und Baiern zum Kampfe auf Tod und Leben herausfoderte und den damals stärksten Gegnern derselben, den Schweden, Franzosen und dem Herzog Bernhard, wenig Anreiz und Befriedigung bot. Man sieht nirgends, daß der Herzog sich klar und bestimmt vergegenwärtigt gehabt hätte, was man jedem Theile bieten müsse, damit er sich zufriedengebe, und was jeder Theil einräumen könne, um damit den Frieden zu erkaufen. Nur auf den Grund eines hiernach klar und bestimmt formulirten Vorschlags, welcher ebenso dem Kaiser und seinen deutschen Verbündeten, wie den deutschen Protestanten Genüge gethan, die Fremden aber wenigstens insoweit befriedigt hätte, daß sie eines Mehrern halber nicht weiter einen Kampf gegen die vereinigte Macht des Reichs hätten fortführen mögen, ließ sich ein wahres Friedenswerk durchführen.

Recht bezeichnend ist, was Arnim auch in jener Zeit

Illusionen. Uebrigens ist nicht die Armee des Kurfürsten von Baiern, sondern es sind die in Baiern stehenden kaiserlichen Truppen von Aldringen's Corps gemeint.

1) Bei dem Kaiserthum; aber ob bei dem Erzhaus Oesterreich? Es ist auffallend, daß in dem ganzen Actenstücke keine Rede davon ist, was mit dem Kaiser und was mit Böhmen werden solle.

an von Schwalbach über die Offerten des Herzogs schrieb: es sei „damit sehr vorsichtig umbzugehn und um so viel mehr, da er allerwege, wenns zum Schluß kommen sollen, seine Meinung geendert. Ist dieses aus einem betrüglichen Vorsatz geschehen, so ist ihme ganz nicht zu trauen; ist es eine Unbestendigkeit gewesen, so ist auf ihn nicht viel zu bauen; habens seine Schiefrige affecten gehindert, so muß man sich deren wieder versehen."

Sächsischer Seits hatte man den Herzog von Lauenburg nach Pilsen geschickt, ohne ihm jedoch bestimmte Vollmachten zu geben. Er reiste am 14. Jan. von Dresden ab, schickte schon am 17. von Schlackenwalde aus eine Abschrift der am 12. von den Generalen und Obersten zu Pilsen unterzeichneten Schrift und kam am 18. in Pilsen an. Wallenstein berief sich ihm gegenüber auf das, was Oberst Schlieff in Dresden berichtet habe, versicherte, „daß er zum Frieden thuen wolle, der Kaiser möge wollen oder nicht", verlangte aber die schleunige Absendung Arnim's nach Pilsen. Da der Herzog durch die Verhandlungen mit Franz Albrecht, von deren Bevorstehen der Kaiser unterrichtet war, seine eigenen verdecken wollte, so zeigte er die Ankunft des Herzogs am 20. in Wien an, und bat, den kaiserlichen Rath Dr. Gebhardt nach Pilsen zu schicken [1]). Der Herzog Franz Albrecht ging übrigens ganz in die in Pilsen herrschenden Intentionen und Stimmungen ein, hielt die Maßregeln des Herzogs dem Interesse des Kurfürsten ent-

---

1) Förster, der dies als Beweis von Wallenstein's Loyalität anführt, kannte freilich die neuern Enthüllungen noch nicht, welche auch die von ihm (S. 126, Anm.) angegriffene Stelle der kaiserlichen Rechtfertigungsschrift vollkommen bestätigen.

sprechend, der dadurch des von Wallenstein geführten Heers desto mehr versichert werde, trieb zur Beschleunigung und ließ sich selbst zu Versendungen an den Herzog Bernhard gebrauchen. In Dresden sah man die Sache kühler an. Man wollte nicht ohne Brandenburg handeln und schickte Arnim zuvörderst nach Berlin, worüber Wallenstein anfangs sehr ungehalten war [1]), da es Arnim's Ankunft in Pilsen verzögern mußte. In Berlin fand Arnim schwedische Einflüsse vorherrschend, und man wollte nichts ohne Oxenstierna und die übrigen evangelischen Stände thun. Indeß stimmte er den Kurfürsten ziemlich um, sodaß dieser zuletzt sagte: „ich will von Sachsen nicht setzen, sondern in Gottes Namen zugleich mit Ihnen den Frieden schließen," welche, allerdings nur sehr allgemeine und unbestimmte Zusage ihm auch schriftlich ertheilt wurde. In Dresden fanden nun wieder längere Berathungen über seine Instruction statt, zumal der Kurfürst des Herzogs Privatintentionen ganz ignoriren wollte, wogegen Arnim Vorstellungen machte. Endlich am 18. Febr. (neuen Styls) kam eine Instruction zu Stande, als deren Hauptpunkte wir folgende anführen: Der Herzog muß zunächst die kaiserliche Vollmacht zur Friedenszeichnung vorzeigen. Sollte sie eine beschränkte sein, so ist die Verhandlung dennoch, mit Vorbehalt der kaiserlichen Ratification, zu führen. Hat der Herzog keine Vollmacht für die katholische Ligue, so muß er versprechen, sich um deren Zustimmung zu bemühen, wie der Kurfürst dasselbe für die evangelischen Reichsstände verspricht. Wenn der Herzog böse Absichten gegen den Kaiser hat, so muß ihn Arnim auf alle mögliche Weise davon abzubringen suchen,

1) Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 25.

da der Kurfürst einen Universalfrieden zum Besten des Reichs und der evangelischen Kirche zu Stande bringen will und die getrennten Reichsglieder mit ihrem Haupte wiederzuvereinigen hofft. Schnelle Betreibung des Einzelnen wird eingeschärft, schnelle Resolution bei etwanigen Schwierigkeiten zugesagt. Sollte jedoch der Kaiser das nicht ratificiren wollen, worüber der Kurfürst und der Herzog einig geworden, so wollte der Kurfürst sich angelegen sein lassen, dasselbe in seine Kraft und Wirklichkeit bringen zu helfen. Nach der Einigung sollten beide Heere gemeinschaftlich operiren, doch ohne daß das sächsische sich dem Oberbefehle des Herzogs unterordne. Wegen des Herzogs „recompens" wolle man erst sehen, was er verlange [1]). Für sich selbst verlangte der Kurfürst den erblichen Besitz der Lausitzen, womöglich auch Magdeburg oder Halberstadt, oder doch die Besetzung dieser Stifter, wenn dies nicht zu erlangen, den eger'schen Kreis. Arnim zögerte, wahrscheinlich durch die aus Böhmen eintreffenden Nachrichten bestimmt, noch einige Tage in Dresden, war am 1. März in Chemnitz, am 2. in Zwickau und erfuhr hier den Tod des Herzogs.

Wir haben uns nun zu der Katastrophe selbst zu wenden und dabei sowol die kaiserlicher Seits, als die von Wallenstein und seinen Anhängern gethanen Schritte ins Auge zu fassen.

Die Stellung Wallenstein's zu dem Kaiser und dem Heere war von Haus aus eine solche, daß sie dem Feld-

---

1) Der Kurfürst und Arnim waren darüber einig, daß sie ad terminos honestatis et possibilitatis reducirt werden, gegen das Reich und die Nachkommen zu verantworten und den evangelischen Ständen unnachtheilig sein müsse. Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 28.

herrn die Beobachtung einer dem außerordentlichen Vertrauen, das in ihn gesetzt worden, entsprechenden Rücksicht und Mäßigung zur dringenden Pflicht machte, sowie er dieselbe lediglich zu dem Zwecke zu benutzen hatte, zu dem sie für ihn bereitet worden. Im Wesentlichen hatte er sich bis zum Sommer 1633 in diesem Sinne gehalten und diese Zeit über kamen auch keine ernstern Mishelligkeiten vor. Die Unterhandlungen mit Arnim in Schlesien, die dazu abgeschlossenen Waffenstillstände, die Reise Arnim's zu Oxenstierna mußten einen Verdacht aufregen, den doch das plötzliche Einschreiten des Herzogs gegen Sachsen und Schweden zunächst wieder erstickt haben mag. Dagegen mußte die beharrliche Weigerung des Herzogs, dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe zu kommen, ihn auch nur durch kleinere, detachirte Corps unterstützen zu lassen, es mußte die Erfahrung, die der Kaiser bei de Suys machte, der sich mit einem Befehle Wallenstein's entschuldigte, wenn er den Befehlen des Kaisers nicht Folge leiste, allerdings ein Verhältniß als ein unleidliches erscheinen lassen, das jetzt nicht mehr als ein nothwendiges erschien und obendrein keineswegs durch besondern Glanz der Erfolge gedeckt ward. Sollte, konnte der Kaiser das Geschick des Kaiserstaats, der Sache des Reichs und der Kirche in den Händen eines Mannes lassen, dessen Maßnahmen durchaus nicht darauf hinführten, durch ineinandergreifende Aufbietung und Vereinigung der gesammten Streitkräfte des Kaisers und seiner Verbündeten eine den Gegnern überlegene Macht zu sammeln und zur Erzwingung des Friedens zu verwenden, der vielmehr den Verbündeten des Kaisers Haß und Mistrauen bewies und dagegen mit des Kaisers Feinden in fortwährenden geheimnißvollen und verdächtigen Verhandlungen stand? Man erinnerte sich aber

gar wohl der Dienste, die der Herzog geleistet, trug auch Bedenken, den immerhin mächtigen Mann zum Aeußersten zu treiben, und versuchte noch wiederholt, ihm Wege zu öffnen, auf denen er selbst eine ihm angemessenere Stellung einnehmen und entweder ruhig zurücktreten, oder dem Verhältniß seinen bedrohlichen Charakter benehmen könne. In den letzten Tagen des Decembers war Graf Trautmannsdorf wieder in Pilsen, um den Herzog für den Gedanken zu gewinnen, daß nächstes Jahr der römische König bei dem Heere erscheinen und an den Feldzügen theilnehmen möge, wobei jedoch dem Herzog das Commando ungeschmälert bleiben solle. Hat Wallenstein wirklich darauf geantwortet, wie er dem Schlieff erzählt hat [1]: „Ich sehe wohl, was Ihr mir vor eine Maske vor die Augen machen wollet, Ich will sie abziehen, Ich vermerke, daß man damit umgehe, mir die Armee aus den Händen zu spielen; Ich sage Euch, werdet Ihr mir noch einmal mit dergleichen Sachen kommen, ich will Euch auf Stücken hauen lassen", so hätte er selbst seine gänzliche Verkennung des Verhältnisses und seine eigenen Absichten auf das Plumpste und Handgreiflichste an den Tag gelegt. Weiter erzählt er dem Schlieff: „nach diesem hätten sie einen Geistlichen geschickt, welcher Ihm das Gesetz und Evangelium fürlegen sollen [2]), der hätte ihm angezeiget, wie am Kay=

---

1) Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 13.

2) Man sieht, der Herzog spricht hier spöttisch und scheint es in seinen ganzen Mittheilungen an Schlieff nicht an Renommage zu fehlen. Uebrigens ist über diese Sendung des Paters wenig bekannt. Sie muß spätestens in den ersten Tagen des Januars erfolgt sein, da Schlieff schon am 14. in Dresden berichtet, was ihm der Herzog in Pilsen darüber, als von einer vergangenen Sache, erzählt hat. Der Herzog selbst nennt in seiner Rede an die Officiere (Graf Mailath, S. 346) „der Königin Beichtvater" (Quiroga), gibt aber nur an,

serlichen Hofe ausgegeben werde, als sollte er, der Herzog, den Staaten [1]) haben zuentbieten lassen, er wollte nicht zugeben, daß Spania die deutsche Freiheit sollte unterdrücken, welches aber die Kay. Maj. nicht hette glauben wollen, worauf er geantwortet, Ja, Er hette es Ihnen nicht allein sagen lassen, sondern auch geschrieben, die Spanier hetten allezeit böse concilia geführet, hetten zur Ungebür den Herzog zu Mantua attaquirt und darüber Herzogenbusch, Mastrich, Reinbergk und andere Plätze verlohren." Wir lassen es dahingestellt sein, ob Wallenstein wirklich dergleichen Aeußerungen gegen vom Kaiser an ihn entsendete Personen gethan, ob er sich gegen dieselben jener jedenfalls unpassenden Correspondenz mit den Generalstaaten berühmt und ob und wann er die letztere wirklich geführt hat. Es ließ sich nichts dagegen sagen, daß er die deutsche Freiheit nicht durch Spanien unterdrücken lassen wollte, sehr viel aber dagegen, daß er als Feldherr des Kaisers, einer Spanien und dem Kaiser feindlichen Regierung gegenüber, einen Glauben an denselben Popanz zur Schau trug, durch welchen die politische und kirchliche Opposition in Deutschland vornehmlich auf die Gemüther zu wirken und dem Kaiser die spanische Hilfe zu verkümmern suchte. Kam es ihm zu, die spanische Hilfsmacht für zur Unterdrückung Deutschlands bestimmt darzustellen? Hätte er diesen Glauben gehabt, so hätte er aufhören müssen, des Kaisers Feldherr zu sein, und hätte offen in die Reihen der Opposition übertreten müssen. Aber er hatte ihn nicht einmal, oder hatte ihn früher verleugnet. Denn wollte

---

daß es sich um die Gelder und Kriegsbedürfnisse gehandelt. S. auch Förster, S. 119, der die spanischen Hilfsgelder als Grund der Verhandlung angibt und dabei anführt, daß man sich darüber geeinigt habe.

1) Die Generalstaaten von Holland.

er nicht früher selbst in dem mantuanischen Kriege die Franzosen aus Italien treiben helfen? Und nahm er nicht diese ganze Zeit daher die spanischen Hilfsgelder für das von ihm geführte Heer in Anspruch?

Kaiserlicher Seits sind jene Aeußerungen nicht gegen ihn geltend gemacht worden. Man hatte andere und größere Beschwerdepunkte. Vor Allem war es der Kurfürst von Baiern, der aus den naheliegendsten, völlig gerechtfertigten Gründen den höchsten Unwillen gegen Wallenstein empfand und durch seinen Gesandten Bernhard Richel in Wien die abermalige Entfernung Wallenstein's vom Commando betreiben ließ. Indeß hat auch dieser von Wallenstein so schwer gekränkte und benachtheiligte Fürst erst am 18. Dec. 1633 seinem Gesandten den Auftrag ertheilt, dem Kaiser ein Promemoria zu überreichen und darin über Wallenstein's Verfahren in Betreff Baierns Beschwerde zu führen. Sollte der Kaiser diese nur zu gerechte Beschwerde eines der ersten Fürsten des Reichs, seines Jugendfreundes und treuesten Verbündeten, dessen Beistand ihn in den ersten Jahren des Kriegs aus der äußersten Noth gerettet hatte, gegen einen übermüthigen Emporkömmling etwa leicht nehmen, der bereits überschwänglich für die Dienste belohnt worden war, die er dem Kaiser geleistet und die er demselben weniger um des Kaisers und der Sache selbst willen, als zu seinem eigenen persönlichen Vortheil und unter Auflegung harter Bedingungen geleistet hatte? Aus dem Zusatze in der Instruction des baierischen Gesandten, wonach der Gesandte zwar die Entlassung des Herzogs eifrig betreiben, jedoch sich erkundigen sollte, ob des Friedländers Cassirung bereits im Werke sei und durch Andere tractirt werde, in welchem Falle er zurückhalten solle, „da es dem Kurfürsten lieber sei, wenn das

Eis durch einen Dritten gebrochen werde, damit es ihm der Wallenstein nach seiner bekannten Art nicht eintränken möge", ersieht man übrigens, daß bis dahin von einer Entlassung Wallenstein's am wiener Hofe, trotz der vorangegangenen Anlässe, noch keine Rede gewesen, indem dies dem baierischen Hofe nicht unbekannt geblieben sein würde. Ebenso, daß man in Baiern lediglich an eine Entfernung des Herzogs vom Commando dachte, da man selbst in diesem Falle zu vermeiden wünschte, sich seinen Groll zuzuziehen. Erst am 30. Dec. schreibt der Gesandte in der That, aber auch da, wie es scheint, etwas voreilig: daß der Kaiser sich bereits resolvirt habe, dem Wallenstein die Kriegsdirection abzunehmen; daß man aber, ehe es public werde, sich der Treue der bedeutendsten Generäle der Armee versichern wolle, zu welchem Zwecke der Comthur von Blumenthal zum Gallas, der Walmerode zum Aldringen geschickt worden seien und auch mit andern Generälen unterhandelt werde. Der Kaiser stehe noch an, was er mit des Herzogs Person vornehmen wolle; ihn ganz frei zu lassen, sei bedenklich; mit Arrest und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch seine Schwierigkeiten; man habe noch keine Resolution gefaßt und wolle die Erklärung der Generäle und die Rückkehr Trautmannsdorf's abwarten. Uebrigens sei Verdacht vorhanden, daß Friedland mit Frankreich tractire und man sei den wider das Haus Oesterreich gerichteten Praktiken desselben mit dem General Arnim auf der Spur. Aber schon am 9. Jan. 1634 schreibt er, daß es mit Friedland's Cassirung schlechtstehe, sonderlich dreier vornehmer Opponenten wegen. Der Kaiser sei zur Amotion geneigt; einige Minister hielten es aber für besser, nur die Vollmachten zu restringiren. Als die stärksten Betreiber der Entlassung nennt er den Grafen

Schlick, den Präsidenten des Hofkriegsraths, und den Marchese di Grana, der jetzt auch im Hofkriegsrath war. Der römische König, den sein Entfernthalten vom Heere kränken mußte, war derselben Ansicht, die auch der spanische Gesandte [1]) unterstützte. Erst am 11. Jan. meldet Richel: Der Kaiser habe sogleich nach der Ankunft Trautmannsdorf's den Bischof von Wien zu ihm geschickt und ihm sagen lassen: er habe aus seinem Anbringen vernommen, wie übel der Kurfürst bisher durch den Friedland tractirt worden; solches sei ganz wider seinen Willen geschehen. Es sei die höchste Nothdurft, zu remediren, welches auch im vollen Werke sei und zu des Kurfürsten contento ausfallen werde; allein man müsse sehr gemach und behutsam zu Werke gehen und „summum secretum" beobachten. Um diese Zeit erhielt man durch den Herzog von Savoyen genaue Nachricht von den Verhandlungen Wallenstein's mit Frankreich. Hatte der kaiserliche Hof, hinter dessen Rücken sie gepflogen worden, irgend einen Grund, sie für bloße List und Verstellung zu halten? Und mußte nicht das darin enthaltene Verlangen Wallenstein's nach der böhmischen Krone, in Verbindung mit dem beharrlichen Zurückhalten des Heers in Böhmen und dessen nächster Nähe, die größten Besorgnisse aufregen? Man könnte es nicht befremdlich halten, wenn der Kaiser sich nun jeder Rücksicht entbunden gehalten hätte, außer der der Vorsicht. Der Kaiser berieth die Sache in einem engern Rathe, woran der römische König, Fürst Eggenberg [2]), Graf Traut-

---

1) Der auf außerordentlicher Mission nach Wien gesendete Don Inigo Velez de Guevara, Conde de Oñate.

2) Fürst Eggenberg war zeither der größte Gönner des Herzogs gewesen, aber auch er war von der Nothwendigkeit, sich des Herzogs zu entledigen, so überzeugt, daß der bairische Gesandte schon

mannsdorf, der Bischof von Wien, Pater Lamormain, der spanische Botschafter Oñate, Graf Schlick und di Grana theilnahmen. Den Ausschlag gaben die Vorgänge in Pilsen und am 24. Jan. erfolgte die Entscheidung.

Wallenstein hatte, wie wir gesehen haben, schon Ende Decembers angefangen, neue Verständnisse mit den Gegnern des Kaisers einleiten zu lassen. Es kam ihm jetzt darauf an, sich des Heers, über das er bis dahin nach Willkür verfügen zu können lediglich vorausgesetzt hatte, auch wirklich zu versichern. Schon zu Anfang des Januars schickte er den Ottavio Piccolomini [1]) nach

---

am 1. Febr. berichtete: „Eggenberg habe ihm gesagt, der success in dieser Sache bestehe in secreto et celeritate; die Resolution sei gefaßt, das remedium intamirt und man hoffe, der Allmächtige, der diese bösen Praktiken offenbar gemacht, werde Gnade und Segen geben," und daß Eggenberg bald darauf sich sogar vernehmen ließ, es sei ebenso leicht und weniger Gefahr, den Friedland gleich umzubringen, als zu fangen. (Auch der spanische Gesandte soll gesagt haben: ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß könne vieles ändern.) Graf Trautmannsdorf und der Bischof von Wien hatten früher Beweise gegeben, daß sie billige Wünsche des Herzogs wohl zu vertreten wüßten. Nach einem Berichte des Chemnitz an den schwedischen Reichstag sagte der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg in Regensburg: der spanische Gesandte habe die kaiserlichen Räthe, auch Eggenberg, „umbgekaufft", nur Questenberg sei auf des Herzogs Partei geblieben (Dudik, S. 441). Das waren aber Friedländische Reden, denen schon das entgegensteht, daß Eggenberg, nicht aber Questenberg, nach der Katastrophe die kaiserliche Ungnade erfuhr, nach deren erstem Zeichen — als ihn nämlich der Kaiser nicht mehr mit Ew. Liebden anredete — er sich eilends auf seine Güter zurückzog.

1) Geboren 1599, trat früh zu Mailand in spanische Kriegsdienste und kam mit einem Reiterregimente, das der Großherzog von Florenz für den Kaiser geworben, nach Deutschland, wo er sich vielfach und vor allem bei Lützen, später bei Nördlingen und während des ganzen Kriegs auszeichnete. 1643 trat er aber in spanische Dienste und focht in den Niederlanden, wurde jedoch 1648 vom Kaiser als Feldmarschall zurückberufen. 1654 wurde er Reichsfürst. Spanien verlieh ihm das schon früher einer andern Linie der Piccolomini zuge-

Schlesien, um Gallas und Colloredo zu bearbeiten. Er soll durch astrologische Grillen verleitet worden sein, dem mit ihm unter derselben Constellation geborenen Piccolomini, der sich seit 1631 in seiner Umgebung befand, besonderes Zutrauen zu schenken, hatte sich aber sehr verrechnet und hier, wie anderwärts, wenig Menschenkenntniß bewiesen. Die Italiener im Allgemeinen wollten dem Kaiser dienen, nicht einem böhmischen Edelmanne, hielten sich überdem aus natürlichen Gründen zur spanischen Partei und Piccolomini war wol auch klug genug, das Schwankende und Unsichere der Wallenstein'schen Pläne und ihrer Unterlagen zu durchschauen. Er vollzog seinen Auftrag im entgegengesetzten Sinne, kehrte aber dann, wie ihm befohlen, nach Pilsen zurück und unterzog sich der schweren, aber wichtigen und ehrenwerthen Pflicht, sich in dem Vertrauen des Herzogs noch so lange zu erhalten, bis er dessen Pläne weiter durchschauen und zu ihrer Vereitelung beitragen konnte. Der Verstellung und Hinterlist, mit denen Wallenstein verfuhr, auch gegen seine Officiere verfuhr, war nur auf diesem Wege zu begegnen, und wenn die angewendeten Mittel zweideutig waren, so macht es denn doch einen mächtigen Unterschied, ob sie im Dienste der Pflicht, oder im Dienste des Verraths gebraucht werden.

Bereits auf den 12. Jan. hatte der Herzog die Generale und Feldobersten nach Pilsen beschieden. Als sie angekommen, entfernte man diejenigen, denen man nicht traute, unter allerlei Vorwänden. Von den entferntern

---

hörig gewesene neapolitanische Herzogthum Amalfi. Er † 10. Aug. 1656, ohne aus seiner Ehe mit einer Prinzessin von Sachsen-Lauenburg Kinder zu hinterlassen, und setzte die Enkel seines Bruders Aeneas zu Erben ein. Der deutsche Zweig der Familie erlosch 1751 und der italienische verkaufte die deutschen Güter.

Corps waren ohnedies nur ausgewählte Vertreter geladen. Die Vertrauten des Herzogs eröffneten nun den Versammelten, daß der Herzog, weil das Heer vom Hofe vernachlässigt werde und wegen der Umtriebe seiner Feinde das Commando niederlegen wolle. (Dies spiegelte er ihnen in derselben Zeit vor, wo er mit auswärtigen Staaten in Unterhandlungen stand, bei denen er das Heer als sein eigenes betrachtete und die eben auf seinen Befehl des Heers berechnet waren!) Es läßt sich denken, welche gehässige Insinuationen die Wortführer des Herzogs mit diesen Mittheilungen verbinden und wie sie den Versammelten die Nachtheile ausmalen mochten, die ein solcher Schritt für die Privatinteressen der einzelnen Obersten haben müsse, da sie damit den Bürgen für die auf ihre Regimenter aufgewendeten Summen verlören, den sie an Wallenstein besaßen. Die Versammelten schickten daher eine aus dem Feldmarschall von Illow und den Obersten Mohr von Wald [1]), Bredow [2]), Losy und Hendersen bestehende Deputation an den Herzog, die ihm Gegenvorstellungen machen sollte. Der Herzog ließ sich denn auch zu der Erklärung herbei, noch eine Zeitlang bei dem Heere verbleiben zu wollen, um zu sehen, was für Mittel zur Unterhaltung der Armada beschafft werden möchten [3]), und ohne ausdrückliches Vor-

1) Gewöhnlich Mohrwald genannt.

2) Dieser muß bald seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht haben. Johann Rudolph von Bredow ward in den nächsten Jahren Freiherr und Feldmarschall und erhielt böhmische Güter. Er fiel am 15. Nov. 1640 bei Ziegenhain in Hessen gegen Rosen.

3) Noch am 3. Jan. waren dem Herzog 100,000 Fl. angewiesen worden und der Kaiser ließ der Armee häufigen Proviant aus Ungarn und Oesterreich zuführen. Wären aber auch Wallenstein's Beschwerden in diesem Punkte begründet gewesen, so hatte er andere Mittel, ihnen abzuhelfen, indem er sich bei dem Hofe in Gunst hielt, nicht mit die-

wissen und Willen der Obersten sich nicht von diesen und der Armada zu begeben, wogegen die Obersten einen ihnen von Illow und Terzky vorgelegten Revers [1]) unterzeichnen sollten, worin, nach einer Relation aller dieser Vorgänge und Umstände, dieselben sich verpflichteten, bei dem Herzog „ehrbar und getreu zu halten, so lange [2]) er in des Kaisers Diensten verbleiben, oder der Kaiser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen werde;" sich auf keinerlei Art von ihm zu trennen, noch trennen zu lassen, sondern Alles, was zu des Herzogs und der Armada Conservation gereiche, mit dem Herzoge nach äußerster Möglichkeit zu befördern, den letzten Blutstropfen aufwenden und Jeden ihres Mittels, der dem zuwiderhandle und sich absondern wollte, wie treulose, ehrvergessene Leute verfolgen zu wollen. Abends gab Illow ein Banket, bei welchem es wild und stürmisch herging [3]) und wo der Revers zur Unterzeichnung vorgelegt, auch von den Meisten unterzeichnet wurde. Am nächsten Morgen ließ der Herzog die Obersten zu sich kommen und gab ihnen mündliche Erklärungen, welche auch die bisher noch Bedenklichen zur Unterzeichnung gebracht haben sollen [4]). Nach einem Berichte

---

sem verzwistete und indem er das Heer, wie der Kaiser wünschte, aus dessen Landen herausführte. Auch wußte er wohl, daß es dem Hofe weniger an gutem Willen, als an Mitteln gebrach. Wie contrastirt übrigens seine jetzige Sprache mit der, die er 1625 führte!

1) Entworfen war er im Rathe des Herzogs.

2) Hier folgt die bedeutsame und bestrittene Clausel, welche wir weiterhin zu besprechen haben werden.

3) So wird auch dem Kurfürsten von Baiern berichtet. Sonst wollen wir auf die Aussagen über die Trunkenheit und Confusion, die von solchen gethan wurden, welche sich wegen ihrer Unterzeichnung entschuldigen wollten, nicht viel geben.

4) Die ursprüngliche Erzählung Förster's, daß der Herzog bei dieser Gelegenheit damit angefangen habe, den Revers zurückzugeben

vom 13., den der Kurfürst von Baiern aus Pilsen erhielt, hatte der Herzog bei dieser Gelegenheit sich dagegen verwahrt, daß mit dem Revers irgend etwas gegen den Kaiser oder das Reich gemeint. In einem Bericht, der sich im Staatsarchiv zu Wien befindet und des Herzogs Rede ausführlich mittheilt, steht davon nichts [1]), sondern die dort gegebene Version der Rede enthält hauptsächlich die bekannten Beschwerden des Herzogs, zu denen auch die vage Beschuldigung tritt, daß seine Feinde ihm „mit Gift beikommen wollten", ferner die Versicherung, daß er mit Rücksicht auf die Obersten, von denen die meisten auf seinen Credit hin gehandelt, noch eine Zeitlang „dem Werke beiwohnen, sehen" wolle, „was für Präparation zum Krieg und Unterhalt gemacht werden wird, und einmal mit dem Frieden Anfang machen, welchen sie zu Wien nicht haben wollten, sondern begehrten, er solle Sachsen und Brandenburg separiren." Abschriften des Reverses sollen der älteste Befehlshaber des Fußvolks, der älteste Befehlshaber der Reiterei und der Befehlshaber der Kroaten erhalten haben. Es nahm aber auch Oberst Schaffgotsch eine solche für das schlesische Heer, wahrscheinlich auch Oberst Schärfenberg eine für das in Baiern stehende Corps [2]) mit, sowie andere anderweit vertheilt worden sind.

Hier ist nun der Umstand zu erwähnen, daß in meh-

---

und zu erklären, daß er nun unbedingt zurücktreten werde, was denn eine moralische Daumschraube gewesen wäre, hat er später selbst fallen lassen. Uebrigens wäre es möglich, daß Piccolomini sich inzwischen mit den Bedenklichen in Vernehmen gesetzt und sie zur Unterzeichnung bestimmt hätte.

1) S. Graf Mailath, a. a. O. S. 345 ff. Daß diese Version im Wesentlichen Wallenstein's Aeußerungen wiedergeben möge, erkennt auch Förster an (a. a. O. S. 114, Anm.).

2) Graf Mailath, a. a. O. S. 347.

rern Abschriften dieses Reverses die allerdings wichtigste Clausel, welche die Verpflichtung der Unterzeichner auf die Zeit beschränkt, wo der Herzog noch in dem Dienste des Kaisers stehen werde, fehlt [1]), was denn eine alte Sage unterstützt, wonach der Revers, wie er vor dem Bankett verlesen worden, jene Clausel enthalten haben, dieselbe aber in dem nach der Tafel zur Unterzeichnung vorgelegten Exemplare weggelassen worden sein soll. Die Sache ist allerdings wichtig. Ohne die Clausel war die Vorlegung und Unterzeichnung des Reverses ein sehr schweres und ganz offenes und unzweifelbares Verbrechen, und enthielt der Revers offenbar den Sinn, daß das Heer sich lediglich an den Herzog schließen und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, an der Spitze erhalten wolle. Es wäre damit das Heer aus dem Dienste des Kaisers, dem man jedoch wunderlicher Weise noch immer die Sorge für Sold und Unterhalt aufgelegt hätte, in den des Herzogs übergeführt worden. Mit der Clausel bleibt der Revers zwar immer noch eine große Ungehörigkeit, die jedoch unter damaligen Verhältnissen und Zuständen eher zu erklären und zu entschuldigen sein würde, als in unserer Zeit, verliert aber ungemein an seiner Tragweite, ja verliert eigentlich Sinn und Zweck, soweit man ihm nicht einen solchen durch die Annahme verleihen will, daß die Vorleger des Reverses sich vorbehalten hätten, ihn weiterhin in einer Weise auszudeuten, wonach die Obersten sich verpflichtet hätten, den Herzog auch wider den Willen des Kaisers in dessen Diensten zu erhalten. In diesem Sinne wäre er allerdings auch höchst strafbar gewesen; aber die Unterzeichner wenigstens hätten anführen können, daß sie ihn nicht in diesem Sinne ver-

---

1) S. Helbig, a. a. O. S. 17 ff., S. 54.

standen hätten. Für den Wegfall der Clausel spricht der angeführte Umstand, daß sie in der That in mehrern Ausgaben des Reverses und namentlich in der Abschrift fehlt, die der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg schon am 17. Jan. in Schlackenwalde erhielt und nach Dresden schickte. Khevenhüller gibt zwar den Revers mit der Clausel, erzählt aber dann eben jene Geschichte von dem Weglassen derselben bei der Unterzeichnung. Es kann ferner für dieselbe Meinung angeführt werden, daß der ganze Revers ohne die Clausel kaum der Mühe werth schiene, und die Bedenken, wodurch sich Manche anfangs von der Unterzeichnung abhalten ließen, werden noch weit erklärlicher, wenn man die Clausel wegdenkt. Auf der andern Seite findet sich die Clausel in andern Versionen des Reverses. Bei der spätern Untersuchung scheint nicht von einem Reverse ohne die Clausel ausgegangen worden zu sein und die Beklagten haben sich nicht, wie doch zu erwarten gewesen wäre, auf den ihnen angeblich gespielten Betrug berufen. Die Regierung hat die Sache mehr als eine Ungehörigkeit, denn als ein Verbrechen behandelt und bezeichnet und Keinen verfolgt, der sich nichts Weiteres, als diese Unterzeichnung, zu Schulden kommen lassen, wobei freilich auch Klugheitsgründe gewaltet haben, wo man aber doch meinen muß, daß sie sich über einen Revers ohne die Clausel ganz anders ausgesprochen haben würde. Graf Mailath, ein Schriftsteller, der, wenn auch mit Mäßigung, Billigkeit und Wahrheitsliebe, doch die Regierungsseite vertritt, erklärt ausdrücklich, daß sich die in dieser Geschichte liegende Anschuldigung Wallenstein's durchaus nicht beweisen lasse. Auch läßt sich gegen die Gründe für den Wegfall Manches anführen. Ohne die Clausel wäre es sehr befremdlich, daß nicht noch weit Mehre sich zu unterzeichnen

weigerten, und daß Diejenigen, die sich beim Banket geweigert hatten, am nüchternen Morgen doch noch unterzeichneten. Eben dieser letztere Umstand macht die Annahme eines gespielten Betrugs, der wol allenfalls von den Berauschten übersehen werden konnte, von den Nüchternen aber gewiß entdeckt worden wäre, und dessen Entdeckung leicht allgemeinen Unwillen hätte hervorrufen und die ganze Sache zunichte machen können, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ueberhaupt ist der ganze Gedanke, auf diese Weise das Heer an Wallenstein binden zu wollen, denn doch für Wallenstein und seine Vertrauten zu plump und kindisch, und sie mußten sich sagen, daß die Wirkung eines solchen Betrugs nicht über die Dauer des Rausches ausdauern, jedenfalls Keinen verpflichten werde, in Noth und Tod und schweren Versuchungen bei solcher Sache auszuharren. Scheint der Revers ohne die Clausel auch an seiner Bedeutung ungemein zu verlieren, so kann man doch meinen, daß die Betreiber desselben weniger auf das formell Ausgesprochene, als auf die moralische Bedeutung des Acts, der denn doch eine Gesammterklärung des Heers für den Herzog enthielt, gesehen, sowie auf die Auslegungen gerechnet haben mögen, die sie dem Reverse zu geben vorhatten. Was aber das Vorkommen von Reversen ohne die Clausel anlangt, so können Bestrebungen entgegengesetzter Art dasselbe veranlaßt haben. Auf der einen Seite können Gegner des Herzogs, zu Vergrößerung seiner Schuld, bei ihren Abschriften des Reverses die bedeutsame Clausel weggelassen haben [1]). Auf der andern Seite können die Schürer und Hetzer bei dem Her-

1) So z. B. in der nach Baiern gekommenen Version, welche Aretin mittheilt.

zog, die allerdings in der Wahl der Mittel wenig bedenklich gewesen zu sein scheinen, Abschriften ohne die Clausel verbreitet haben, um zunächst den Auswärtigen, die man zu Unterstützung der Friedländ'schen Pläne gewinnen wollte, in dem Reverse einen Beweis vorzulegen, daß der Herzog über das Heer unter allen Umständen und auch gegen den Kaiser verfügen könne. Ein solcher Beweis war der Revers nur ohne die Clausel; mit der Clausel bewies er eher das Gegentheil. So finden wir es denn ganz natürlich, daß man dem Herzog von Lauenburg, jedenfalls für Kursachsen, einen Revers ohne die Clausel schickte. Möglich auch, daß in einzelnen, für Abwesende bestimmten Abschriften die Clausel, die man allerdings nur ungern beigefügt haben mag, weggelassen wurde, wobei man darauf gerechnet haben könnte, daß der Glaube, die große Masse der Obersten des Hauptheers habe den Revers so unterschrieben, über die Scrupel weghelfen werde. Die Sache bleibt dunkel; aber bis uns nicht ein Gegenbeweis geliefert ist, halten wir denn doch dafür, daß die Clausel in dem Reverse stand und nur in einzelnen Abschriften, aus verschiedenartigen Gründen, weggelassen ward.

Der Kaiser erhielt auf verschiedenen Wegen, nur nicht durch seinen Generalissimus, von dem Vorgefallenen Nachricht. Es ward ihm von dem Kurfürsten von Baiern, von Piccolomini, der selbst mit unterschrieben hatte, von Aldringen, durch einen geheimen Boten, den die in Pilsen anwesenden Prinzen Matthias und Franz von Toscana [1]), auf Piccolomini's Veranlassung, an den

1) Beide jüngere Söhne des Großherzogs Cosmo II. und der Maria Magdalena von Oesterreich, einer Schwester des Kaisers Ferdinand II., dessen Neffen sie sonach waren. Matthias war 1613 geb. und † 1667. Franz war 1614 geb. und † 25. Juli 1654.

Kaiser sendeten, berichtet. Es verstärkte weniger die Gründe, welche zu Wallenstein's Entfernung trieben, als die Ueberzeugung, daß man in dieser Sache mit ebensoviel Umsicht, als Energie handeln müsse, um nicht einem gefährlichen, in seinen Folgen unübersehbaren Widerstande, zu dem der Herzog sich sichtbar vorbereitete, zu begegnen. Das am 24. Jan. 1634 vom Kaiser unterzeichnete Patent ist sichtlich darauf berechnet, das Nöthige mit größter Mäßigung zu verfügen, die Verführer von den Irregeleiteten zu trennen und den Letztern die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern. Der Kaiser erklärt: daß er, „aus Hochwichtigen und dringenden ursachen", mit seinem „gewesenen General Obristen Veldthaubtman eine Enderung vorzunehmen bewegt worden", was seiner kaiserlichen Armada und allen ihren Officieren und Befehlshabern zu verkündigen [1]) er für höchst nöthig erachte, auch das Heer aller Verpflichtung gegen den Herzog entlasse und es dafür für jetzt und bis zu anderweiter Besetzung des Generalats an seinen „General Veldt Leutenampt" Grafen Matthias Gallas [2]) weise.

---

1) Förster scheint einen Widerspruch darin zu finden, daß hier von einer öffentlichen Verkündigung die Rede ist, während Gallas ermächtigt ward, das Patent geheim zu halten. Es verstand sich von selbst, daß der Kaiser sich und Gallas den Zeitpunkt der öffentlichen Verkündigung vorbehalten durfte. Solange das Patent nicht veröffentlicht war, konnte sein Inhalt dem Herzog nicht schaden, am wenigsten, wie Förster (S. 116, Anm.) auch außerdem völlig grundlos annimmt, sein Leben gefährden. Das konnte es auch nach seiner Veröffentlichung nicht, da die Ausnahme von einer Amnestie noch keine Verurtheilung, geschweige denn eine Aechtung ist.

2) Er war 1589 zu Trient geboren, ward Page bei einem lothringischen Edelmann, mit dem er 1616 im spanischen Heere gegen Savoyen focht, diente dann unter Tilly und Wallenstein in Deutschland, ward Reichsgraf, zeichnete sich bei mehrfachen Gelegenheiten aus, hatte die Hauptleitung bei Nördlingen, beging aber später öftere Fehler, oder hatte so zahlreiches Unglück, daß er zweimal das Com-

In Betreff der Vorgänge zu Pilsen heißt es: Der Kaiser habe zwar vernommen, daß einige seiner Kriegsobersten und Officiere bei der den 11. Jan. zu Pilsen angestellten Versammlung „etwas weit gegangen und mehr als von Rechtswegen gebühret sich eingelassen“ [1]), befinde jedoch, daß sie durch falsche Vorspiegelungen dazu verleitet worden, und wolle daher, „damit deßwegen niemandt zu unverandtwortlichen verzweiffelten Consiliis sich verleitten lasse“, alles, was diesfalls vorgegangen, nachsehen und vergessen, von welchem Pardon nur der General und zwei andere Personen [2]) ausgenommen sein sollten, als welche, wie der Kaiser berichtet sei, „sich zu diesem Werke als rädelsführer vor andern gebrauchen lassen.“ Dann folgen Versicherungen, daß der Kaiser nach aller Möglichkeit seine kaiserliche Gnade und Dankbarkeit Allen, die ihm treulich gedient, beweisen und für den Unterhalt des Heers sorgen werde [3]).

Gallas erhielt dieses Patent, mit der Ermächtigung, erst dann davon Gebrauch zu machen, wenn er es für nöthig erachte. In der nach Wallenstein's Tödtung erschienenen Rechtfertigungsschrift, über welche wir weiterhin zu sprechen haben und welche durch mancherlei persönliche Rücksichten, die aber nicht dem Kaiser und dem kaiserlichen Hofe galten, behindert war, die volle Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen, wird erzählt, es sei an Gallas mit dem Patente auch der Specialbefehl

---

mando niederlegen mußte, ward aber doch 1645 nochmals an die Spitze berufen und † 1647. Sein Mannsstamm erlosch 1757 und die Güter kamen an die Clam, die sich nun Clam-Gallas nannten.

1) Ganz nach unserer obigen Auffassung des Reverses mit der Clausel.

2) Illow und Terzky.

3) S. das Patent bei Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 21 ff.

ergangen, „sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern, den Illow und Terzky, in gefänglichen Verhaft und an einen solchen Ort zu bringen, allda er gehört werden und sich über alles dieses genugsam defendiren und purgiren möge, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen." Auch Khevenhüller berichtet, Gallas habe den Befehl bekommen, sich des Friedländers todt oder lebendig zu bemächtigen. Schon am 23. Febr. schrieb ein Agent des Kurfürsten von Mainz an diesen: Piccolomini, Gallas und Isolani hätten Befehl, den Friedländer lebendig oder todt nach Wien zu bringen, weshalb man stündlich den Verlauf dieser Execution erwarte [1]). Von Seiten Derer, welche geneigt sind, in dieser Sache als Ankläger gegen den kaiserlichen Hof aufzutreten, hat man in diesem Befehle, in den sie natürlich keinen wesentlichen Zweifel setzen, eine Aechtung und für vogelfrei Erklärung gegen den Herzog finden wollen, die ihn einem Jeden preisgegeben habe. Von anderer Seite ist dagegen das Vorhandensein jenes Befehls, von dem sich allerdings nirgends eine Spur gefunden hat, völlig in Abrede gestellt und behauptet worden, man habe ihn erst nach Wallenstein's Tödtung fingirt, wo nicht wirklich ausgefertigt, um Diejenigen, welche Wallenstein umgebracht, zu rechtfertigen und gegen Wallenstein's Anhänger zu schützen. Thatsächlich hat Gallas und haben die mit ihm zusammenwirkenden Generäle keineswegs auf eine Gefangennehmung des Herzogs, sondern mehr darauf hin operirt,

1) Dieser Agent hat übrigens wol schwerlich den Befehl selbst gelesen und kann vielleicht, wie das so oft geschehen, Geklatsch gehört und berichtet haben. Correct sind dergleichen Berichte, die nicht auf amtlichen Unterlagen fußen, selten.

ihm die Truppen zu entziehen, ihn mehr und mehr zu isoliren und an die Grenze, also gerade dahin zu drängen, wo ihm die Flucht am leichtesten war. Es ist auch die Fassung des oben angeführten Befehls jedenfalls, soviel den ganz kahl und unmotivirt angehängten Schlußsatz „oder doch ꝛc." anlangt, verdächtig und möchten wir, das Vorhandengewesensein des Befehls angenommen, vermuthen, daß noch etwas dazwischen gestanden hätte. Im Ganzen aber könnte man wol voraussetzen, daß auch über das Verfahren in Betreff des Herzogs Instructionen ertheilt worden sind, die nicht füglich andere sein konnten, als daß man sich bemühen solle, ihn zur Haft zu bringen, und daß ein solcher Befehl für den Fall, daß die zu verhaftende Person Widerstand leistet, die Ermächtigung zur Anwendung persönlicher Gewalt in sich schließt, versteht sich von selbst. In einem solchen Befehle an Gallas, wenn er wirklich ertheilt worden, lag aber nichts weniger, als eine allgemeine Aechtung und Preisgebung des Herzogs [1]), und dies um so weniger, als der Befehl ja geheim blieb. Im Uebrigen hat diese ganze Streitfrage auch deshalb nicht die ihr öfters beigelegte Bedeutung, weil, mag nun der Befehl erlassen worden sein oder nicht, Diejenigen, welche den Herzog tödteten, nichts von einem solchen Befehle gewußt und nicht in Kraft desselben gehandelt haben.

Gallas verständigte sich nun in der Stille mit Piccolomini, Aldringen und Maradas und trat erst nachdem man sich über die zu ergreifenden Maßregeln vereinbart haben mochte, andererseits aber auch Wallenstein die sämmtlichen Generale, Obersten und Regimentscomman-

1) Dies erkennt auch Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 24, sehr richtig an.

danten auf den 13. Febr. abermals nach Pilsen beschieden und diese Versammlung stattgefunden hatte, hervor. Ueber diese Versammlung vom 13. meldet der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, in einem Berichte an den Kurfürsten von Sachsen, der Herzog habe die Genannten, und zwar deren mehr als das vorige mal, nach Pilsen beschieden, „zu dem Ende, daß Ihre Lbd. sich Ihrer desto mehr versichern können.“[1]) Es ist aber damals zu keiner Verhandlung gekommen. Piccolomini und Gallas erschienen bei der Zusammenkunft und Aldringen wurde erwartet, zögerte aber in der Nähe. Der Herzog schickte Gallas nach ihm ab; dieser aber kam auch nicht wieder, hatte sich vielmehr in Pilsen erst vollständig von den Absichten der Friedländischen überzeugt[2]) und verabredete am 14. in Grazen bei Budweis mit Aldringen die zu ergreifenden Maßregeln. Am 15. machte sich auch Piccolomini aus Pilsen fort. Schon am 13. hatte Aldringen dem Oberstlieutenant Mohra in Prag das kaiserliche Patent übersendet und ihn beauftragt, es nach drei Tagen den höhern Officieren mitzutheilen. Gallas ging nach Linz, Aldringen nach Wien, wo er über das (von Gallas) in Pilsen Beobachtete berichtete. Ein Befehl vom 15., von Wallenstein, Illow und Terzky keine Befehle mehr anzunehmen, sondern nur Gallas, Piccolomini, Aldringen und, nach einem spätern Befehle, Maradas Folge zu leisten, sollte am 16. publicirt werden. Von Wien aus ergingen am 18. und 19. Befehle

---

1) Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 25.

2) Wir wissen zwar nicht, worauf sich Helbig's (Der Kaiser Ferdinand, S. 31) Versicherung gründet, daß Gallas vorher noch nicht recht an den Verrath des Herzogs habe glauben wollen, haben aber auch keinen Grund, an der Sache zu zweifeln.

an die Obersten Breuner, Beck, Wangler, die Regimentscommandanten Mohr von Wald, Teufenbach, die Oberstlieutenants Rauchhaupt, Streithorst, Buire, Buchheim, nach Prag zu rücken, wo Oberst Wangler bis auf Weiteres befehligen sollte. Maradas und Suys wurden in kaiserlichen Schreiben ihrer Treue wegen belobt, Herzog Heinrich Julius [1]) von Sachsen-Lauenburg von dem Vorseienden verständigt und an Gallas, Piccolomini, Maradas, Colloredo, Suys und Hatzfeld verwiesen. Schauenburg im Elsaß wurde angewiesen, seine Truppen in der Treue für den Kaiser zu erhalten, der Landeshauptmann in Linz, Graf Kuefstein, das linzer Schloß zu verwahren. Das Alles hatte den besten Erfolg. Die Regimenter eilten nach Prag; ihre Commandirenden fügten sich nicht nur, sondern beeilten sich auch, selbst Wilhelm Terzky, der Bruder des Vertrauten und Schwagers Wallenstein's, sich von jedem Verdachte zu reinigen. Die befreundeten auswärtigen Fürsten wurden in Kenntniß gesetzt.

Bis zum 13. Febr. hatte der Kaiser mit Wallenstein in Correspondenz gestanden, die von beiden Seiten mit allem Scheine des gegenseitigen Einverständnisses geführt wurde. Man hat das dem Kaiser zum Vorwurfe machen wollen, dabei aber nicht bedacht, daß die Täuschung eine gegenseitige war, zwischen den Täuschenden aber zwei wichtige Unterschiede obwalteten, welche wol dem Kaiser, nicht aber Wallenstein zu Gunsten kommen. Einmal war der Kaiser in dem, was er vorhatte, in seinem vollkommenen und unzweifelhaften Rechte, Wallenstein aber in seinem Vorhaben in schuld-

---

1) Es war dies ein älterer Bruder von Franz Albrecht und stand in kaiserlichen Kriegsdiensten.

barem Unrechte[1]), und die Täuschung, die der Kaiser übte, war eine von der Sicherheit des Staates erfoderte Nothwendigkeit zur Ausführung einer durch das Staatswohl gebotenen und im Rechte begründeten Maßregel, sowie zur Verhinderung staatsgefährlicher Verbrechen, während die von Wallenstein geübte Täuschung eben die Ausführung dieser Verbrechen befördern sollte[2]). Dann war auch der Kaiser von Wallenstein's Verhalten und davon, daß dieser ihn täusche, aus sichern Quellen unterrichtet und dadurch weit besser berechtigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, als Wallenstein, der über die Absichten des Hofes gegen ihn nur vage Vermuthungen hatte[3]) und so im Dunkeln tappte, daß er noch am 13. Febr. auf Gallas, Aldringen und Piccolomini rechnete.

---

1) Daß sein Vertrag mit dem Kaiser ihn nicht berechtigte, das Heer wider den Kaiser zu verwenden, oder sich mit Gewalt im Commando zu behaupten, ergibt sich aus dem früher über diesen Vertrag Bemerkten. Seine Eigenschaft als Reichsfürst, deren materielle Unterlage, das Reichsland, er ohnedies längst verloren hatte, hätte ihn höchstens berechtigt, zu versuchen, ob er ein eigenes Heer aufstellen könne, mit dem er dann vornehmen mochte, was er wollte, nicht aber, das für den Kaiser geworbene und lediglich diesem durch Eid und Pflicht verbundene Heer demselben aus den Händen zu spielen und gegen ihn zu gebrauchen. Dabei sehen wir noch davon ab, daß er nur durch den Kaiser Reichsfürst geworden war, daneben aber immer noch Vasall und Unterthan des Kaisers in dessen Eigenschaft als König von Böhmen blieb. Spricht man von Undank des Hofes, so vergißt man, wie reichlich der Herzog vom Kaiser belohnt worden war, wie viel schlecht vergoltenes Vertrauen derselbe dem Herzog bewiesen hatte und daß die Dankespflicht eine gegenseitige war.

2) Hätte es sich nur um Wallenstein's persönliche Sicherheit gehandelt, so wäre es noch in dieser Zeit möglich gewesen, dieselbe durch Vergleich mit dem Hofe zu erlangen, auch abgesehen von der Leichtigkeit einer Flucht.

3) Im Februar berichtet Herzog Franz Albrecht nach Dresden: „Bei Hofe ist er (der Herzog) sehr schwarz und redet man wunderlich von ihm und seinen Leuten.“ Das war schon lange geschehen. Erst am 13. schreibt er vertraulich an Arnim, Wallenstein sei bekannt, daß man in Wien nicht feiere.

Erst daß Gallas, der den Aldringen hatte holen sollen, nicht wiederkam, dann dasselbe mit Piccolomini eintrat, der sich erst am 15., unter dem Vorwande, wieder den Gallas zu holen, von Pilsen hatte fortmachen können, und daß Oberst Deodati ohne Ordre nach Oesterreich marschirte, öffnete dem Herzog völlig die Augen und ließ ihn ahnen, daß er vom Hofe übermeistert worden und daß es mit seinem Anhange im Heere und seiner unbedingten Verfügung über dasselbe keinesweges so stehe, wie er angenommen hatte. Ueberhaupt ergibt sich aus dem ganzen Verlaufe, daß das damalige Heer keineswegs auf Wallenstein mehr als auf den Kaiser gestellt war, und es bietet uns dieses Heer durchaus nicht das Bild eines in inniger Anhänglichkeit einmüthig mit seinem Führer verbundenen, in welches nur durch fremde Einflüsterungen, Lockungen und Ränke eine Spaltung gebracht worden wäre; vielmehr sehen wir, daß der einzige Schritt, den die Obersten zu Gunsten des Herzogs thun, nur durch Geldinteressen veranlaßt ist und nur durch Unbekanntschaft mit seinen eigentlichen Plänen, wo nicht durch offenen Betrug, möglich wird; bei der ersten Erklärung des Kaisers gegen ihn verläßt ihn beinahe das ganze Heer, und das Häuflein ist klein und besteht fast nur aus seinem allernächsten Kreise, das bis zum Ende bei ihm aushält. Es muß dabei übrigens auch ins Auge gefaßt werden, daß dieses Heer ein ganz anderes war, als dasjenige, das er 1625 aufstellte. Das letztere bestand aus Abenteurern aller Nationen, welche wesentlich Wallenstein's Ruf und der Durst nach Beute unter die Fahnen gelockt hatte, war zunächst auf Wallenstein's Kosten errichtet worden und ward durch sein Kriegsglück und auf Kosten der von ihm Unterworfenen erhalten. Das jetzige Heer war zum großen

Theile in des Kaisers Landen geworben; der Kern desselben bestand aus kaiserlichen Unterthanen; die Ausrüstung ward durch außerordentliche Beiträge und Steuern aus dem ganzen Lande bestritten, Sold und Unterhalt, soweit nicht Feindesland dabei angezogen ward, vom Staate beschafft. Wir wollen nicht mit Gewißheit behaupten, daß dem Herzog sein Plan bei dem frühern Heere gelungen sein würde; aber die Chancen standen jetzt noch schlechter für ihn.

Das Spiel des Herzogs wird nun immer trügerischer und schlimmer. Auf der einen Seite suchte er sich als völlig unschuldig darzustellen und jede böse Absicht gegen den Kaiser zu verleugnen; auf der andern trifft er nach allen Richtungen hin Vorkehrungen zur Durchführung derselben Entwürfe, die er abgeleugnet. Am 19. Febr. hatte er 29 Obersten in Pilsen versammelt, denen er eine im Ganzen wenig sagende und ausweichende Rede hielt[1]), in der er als Grund der Versammlung zwischen den Obersten und Illow vorzunehmende Verhandlungen über Wirthschaftssachen angab, die Abwesenheit des Gallas und Aldringen's bedauerte[2]), sich dagegen verwahrte, gegen die katholische Religion, den Kaiser und dessen Hoheit irgend etwas tentirt oder im Sinne zu haben, dabei aber hinzusetzte: es würden bei

---

1) Den Inhalt derselben s. ausführlich bei Graf Mailath (S. 353 ff. und, nach diesem, bei Förster, S. 131 ff.). Wenn Herr Förster dabei sagt, daß Graf Mailath zwar die Stunde angebe, zu der sie gehalten worden (früh 9 Uhr), aber den Tag verschweige, auf den es wesentlich ankomme, so begreifen wir das nicht. In unserm Exemplar des Mailath'schen Werkes steht der 19. Febr. ganz deutlich, wie alle Daten, am Rande.

2) Von Aldringen sagt er: „ist nach Frauenburg kommen, sagt sei krank"; von Gallas: „weiß nicht, aus was Ursachen er ausbleibt, will verhoffen, er werde doch noch kommen." Von Piccolomini schweigt er.

Hofe viele Sachen begehrt, die vom Reiche nimmer könnten gutgeheißen und consentirt werden; darum sei er nun dem gemeinen Wesen zum besten willens, einen Frieden zu machen. Die Tractationspunkte sollte Illow den Obersten mittheilen und bei den Verhandlungen einige zugegen sein [1]). Er erwarte aber auch, daß sie zu ihm halten würden, und sähe ihrer Antwort an diesem oder den nächsten Tagen entgegen. Abgesehen davon, daß es nicht in der Befugniß des Herzogs und der Obersten lag, einen Frieden ohne den Kaiser und wider dessen Willen zu schließen, so sprach der Herzog das Alles in derselben Zeit aus, wo Kinsky Frankreich beschickte, um Wallenstein die böhmische Krone zu bedingen, wo Franz Albrecht von Lauenburg an Bernhard von Weimar gesendet [2]) und Arnim's Ankunft aufs dringendste betrieben wurde. So ging es auch in den nächsten Tagen.

---

1) Er behielt deshalb die Obersten Beck und Gonzaga zurück, welche übrigens nicht zu seinen Anhängern gehörten. S. Förster S. 145.

2) Diese Sendung war schon vor dem 18. beschlossen; denn an diesem schreibt der Herzog Franz Albrecht an Arnim: „Damit er (W.) auch des Herzogs Berndt's versichert ist, hat er an mich begehret, ich solle eine Reise zu ihm thun, damit er nur versichert were, wenn er etwas mit den andern zu thun hette, er vor ihm alßdann sicher were.“ Der Herzog sei willens, „sein Volk bei Prag zum theils zu sameln“; denn er besorge, es möchte ihm „ein theils Regimenter“ abspenstig gemacht werden, wiewol die Meisten und Besten zu dem Herzog hielten! Den Herzog verlange sehr, Arnim zu sprechen. Auch habe er gebeten, Sachsen möge doch „etliche 1000 Pferde an den böhmischen Grenzen in Meißen samlen lassen, im Fall es von nöthen, daß sie ihm zu Hülffe kommen könten.“ Ebenso, dafür zu sorgen, daß die sächsischen Garnisonen in Schlesien mit Schaffgotsch „in guter Correspondenz und vernehmen weren.“ In einer Nachschrift des „in höchster eile“ geschriebenen Briefes heißt es noch: „wegen besserer Zusammenführung des Volkes bittet der Herzog zum allerhöchsten, Ich will's bei Herzog Berndt auch schon machen, daß an den grenzen etwas aufwarten soll, wenn's von nöthen

Am 20. unterzeichneten Wallenstein und 29 Obersten eine Schrift, worin sie den Pilsener Revers erklärten und sich dagegen verwahrten, mit demselben „das Geringste, so Ihrer Kaiserlichen Majestät, Dero Hoheit noch der Religion zuwider" gemeint zu haben, der Herzog auch die Unterzeichner für den Fall, daß er sich das Geringste dergleichen „unterstehen" würde, von allen Verpflichtungen lossprach; am 26. schickte er den Obersten

---

sein wirdt. J. E. kommen umb Gottes willen balde." (Helbig, Der Kaiser Ferdinand, 37. ff.) In einem gemessneren Schreiben an den Kurfürsten, vom 19., gibt Franz Albrecht als Grund seiner Reise gleichfalls an, er solle dem Herzog Bernhard versichern, daß der Herzog nichts gegen ihn vorhabe, fügt aber hinzu, er solle denselben zugleich dahin disponiren, daß er „etliche 1000 Pferde ahn dessen frontieren zuer Vorsorge in Bereitschafft haben wolte", welche gleiche Bitte auch an den Kurfürsten gerichtet wird. (Helbig a. a. O. S. 39.) Dabei ist nun noch zu berücksichtigen, daß Franz Albrecht, der in obigem Briefe an Arnim schreibt: er habe dem Herzog versprochen, daß er und Arnim bei ihm leben und sterben wollten, offenbar ganz für die Friedländischen Tendenzen gewonnen war und weder dem Kurfürsten, noch Arnim die ganze Tragweite seiner Sendung offenbarte. Denn aus einem Bericht des Chemnitz an den schwedischen Reichsrath $\left(\frac{\text{20. Febr.}}{\text{2. März}}\right)$, welchen Dudik (a. a. O. S. 441 ff.) gefunden hat, erhellet, daß Franz Albrecht dem Herzog Bernhard erklärte: man solle nicht glauben, es werde wieder so gehen, wie in Schlesien; es sei dem Herzog, der bei Hofe in völlige Ungnade gekommen, rechter Ernst; daß er den Pilsener Revers in originali (sicherlich ohne die Clausel) producirte und daß er sich erbot: es solle der Herzog zur Versicherung Landsberg und Frankfurt übergeben. Davon aber hat er nach Dresden kein Wort berichtet. Erst nachher, aber doch schon am 21. und 22., kommen „Posten auf Posten" von Illow, worin um raschen Zuzug gebeten, Pilsen und Eger, auch Torgaw und Mies zu schwedischer Besetzung offerirt, auch die Erregung eines Bauernaufstandes im Lande ob der Ens empfohlen wird. Ebenso erließ Franz Albrecht eigenmächtige Befehle an die sächsischen Commandanten in Schlesien, daß sie sich mit Schaffgotsch in Correspondenz und gutes Einvernehmen setzen sollten. Diese wurden schon am 22. Febr. bei dem in Prag verhafteten Ueberbringer, dem Oberst Schlieff, gefunden. S. Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 36.

Mohr von Wald mit einer Abschrift obiger Erklärung [1]) an den Kaiser ab und erbot sich zugleich zur Niederlegung des Commandos [2]). Am 22. (?) schickte er den Obersten Breuner mit Blanquets zu Befehlen an die Generale nach Wien, deren Ausfüllung er den kaiserlichen Ministern überließ [3]). Aber wie er seit dem 19. Befehle erlassen hatte, durch welche er, freilich zu spät kommend, bis zum 24. die Truppen bei Prag concentriren wollte [4]), wohin er am 22. aufzubrechen gedachte, so ließ er am 20. den Herzog Franz Albrecht nach Regensburg abgehen. Schon vor dem 18. hatte er nach Schlesien schreiben lassen, um Schaffgotsch das Commando zu übertragen, da er Hatzfeld, Colloredo und Götz nicht traute, ihm auch den Befehl gegeben, Denen, die nicht mit ihm halten wollten, „die Hällß zu brechen", ließ auch Kursachsen bitten, da nöthig, dort zu assistiren. Am 21. schreibt Illow an Herzog Franz Albrecht nach Regensburg: „Dieweilen es nunmehro zu

---

1) S. dieselbe bei Förster S. 132 ff. Graf Mailath (S. 356) spricht von zwei Erklärungen, deren Inhalt aber, wie er ihn angibt, in dem Förster'schen Actenstücke zusammengefaßt ist.

2) Förster (S. 135) setzt hinzu, der Herzog habe sich erboten, sich zur Verantwortung zu stellen, wohin der Kaiser befehlen würde. Graf Mailath (S. 356) hat statt dessen das Erbieten: sich mit 10 oder 20 Personen nach Danzig oder Hamburg zurückzuziehen, wobei er nur seine ducati zu behalten wünsche. Dies stimmt auch mit der von Förster selbst (S. 136 Anm.) angeführten Aussage des Obersten Breuner. Es kommt nichts darauf an; denn es war beides nur Maske.

3) Mohr ward von Piccolomini, Breuner von Deodati aufgehalten, weil Befehl da sei, Niemand „von hier" passiren zu lassen. Sie wären ohnedies zu spät gekommen. Die Sendboten scheinen übrigens von der Aufrichtigkeit der Sendung überzeugt gewesen zu sein. Mohr sollte auch Eggenberg zu einer Zusammenkunft mit dem Herzog einladen!

4) Förster (S. 132 Anm.) bezweifelt dies noch und beschuldigt Graf Mailath der Verdächtigung. Der Brief Franz Albrecht's (bei Helbig a. a. O. S. 37) bestätigt es.

der genzlichen rottura (gekommen), Alls begehren Ihr Fürstl. Gn. Generalissimus, daß E. Fürstl. Gn. Herzogs Bernhard's Fürstl. Gn. dahin disponiren, das Er eilfertigen seine Cavallerie und Dragoner gegen Eger avanziren lasse, In allem Nothfall sich mit selbigen zu conjungiren", und am 22. erklärt Illow: sie wollten Pilsen und Eger „mit Schwedischem Volk assecuriren" und um darüber zu unterhandeln, möge ihm schleunigst ein Paß geschickt werden, sagt auch, daß es nun hohe Zeit, „mit den Pauern im Ländtl zu negociren undt sie Aufrührerisch Zue machen."[1])

Am 24. Febr. erfuhr der Herzog die von Maradas, Gallas und Piccolomini ertheilten Befehle, ihm, Terzky und Illow nicht mehr Folge zu leisten[2]). Es wurden nun einige, ohne Wirkung gebliebene Befehle erlassen, Regimenter und Artilleriepferde heranzuziehen. Oberst Schlieff ging mit Befehlen des Herzogs nach Schlesien, ward aber in Prag verhaftet. Ein letzter Bote Kinsky's, mit mancherlei Prahlereien und lügenhaften Nachrichten, die wir dem Herzog nicht zurechnen wollen, ging an Feuquières ab und der Ueberzug nach Eger ward, wie aus Illow's Briefe an Franz Albrecht erhellt, schon am 21. beschlossen, weshalb Terzky am 22. an

1) Dudik a. a. O. S. 338—39. Auch dieser Brief machte Herzog Bernhard nur mistrauisch.

2) Helbig (S. 40) hat wol Recht, wenn er in Abrede stellt, daß der Herzog schon am 21. von dem Anschlagen der Patente in Prag, das erst am 22. erfolgt ist, benachrichtigt worden sei. Ob Sparr die am 21. eingetroffenen Nachrichten, oder, wie Förster (S. 140) zu meinen scheint, die Kunde von der Publication des Patents gebracht hat, lassen wir dahingestellt sein. Die von Helbig (S. 41) angeführten nochmaligen Erklärungen der Obersten und Wallenstein's scheinen uns aber lediglich die vom 20. zu sein, die er S. 40 erwähnt hat und die Graf Mailath (S. 356) um einen Tag zu spät ansetzt.

den Commandanten Gordon schrieb. Am 22. ergingen vergebliche Befehle an die Truppen, nur dem Herzog, Illow und Terzky zu gehorchen. Illow schrieb an Oberst Uhlfeld ins Reich, er möge sich herbeiziehen, wenn er keine Diversion machen könne; Herzog Bernhard, den er in der That durch Franz Albrecht deshalb hatte angehen lassen, werde ihn passiren lassen. Doch immer aussichtsloser ward die Lage des Herzogs. Terzky kam mit der Nachricht, daß sein eigenes Regiment ihm den Gehorsam verweigere. Von allen Seiten erfuhr man, daß die Armee sich von dem Herzog abwende, und wo man sich noch mit einigen gegentheiligen Nachrichten schmeichelte, da waren theils Uebertreibungen im Spiele, theils blieb die Sache eine ganz vereinzelte und folgenlose.

Die Kaiserlichen hatten in der That nicht gefeiert. Unter dem 18. Febr. wurde, da das Patent vom 24. Jan. den inzwischen hervorgetretenen Umständen nicht mehr völlig entsprach, ein zweites Patent erlassen und (wahrscheinlich) am 22. in Prag publicirt[1]). Es ist

---

1) Die aus ziemlich entgegengesetzten Gründen geflossene Annahme Förster's (Wallenstein, S. 270) und Graf Mailath's (S. 382), daß das Patent vom 18. Febr. erst nach der Tödtung Wallenstein's gefertigt worden sei, wird dadurch widerlegt, daß Herzog Franz Julius von Sachsen-Lauenburg schon am 27. ein, vom Kaiser, dem Grafen Schlick und J. G. Pucher eigenhändig unterzeichnetes, übrigens gedrucktes Exemplar, das er bei seiner am 26. erfolgten Ankunft in Prag gefunden, nach Dresden schickte. (S. Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 32 ff., wo auch das Patent selbst nach jenem Exemplare abgedruckt ist.) Auch beschwerte sich Sparr, daß in einem, von ihm am 22. oder 23. eingesehenen Patente alle Generale, außer Wallenstein, Illow, Terzky und ihm selbst, genannt seien, was sich nicht auf das Patent vom 24. Jan. beziehen kann, in welchem nur Gallas genannt ward, wol aber auf das vom 18. Febr. Die Publication in Prag am 22. meldet Oberstlieutenant Mohra am 23. dem Kaiser. Das Patent vom 24. Jan. wurde aber schon seit dem 13. bekanntgemacht. Vom 15/25. Febr. berichtet Taupadl aus Cham an Herzog Bernhard,

auch an die Soldaten gerichtet und unterscheidet sich von dem frühern theils dadurch, daß die gegen Wallenstein beobachtete Rücksicht wegfällt und ihm offen und ausführlich die Absicht beigemessen wird, die durch falsche Vorstellungen zu Stande gebrachte pilsener „Verbindtnuß" benutzen zu wollen, den Kaiser und das Kaiserhaus zu vertreiben, des Kaisers Krone sich selbst anzueignen, das Kaiserhaus gänzlich auszurotten, wobei dann nach dieser mit starken Farben aufgetragenen Anklage die Schlußfolge sich ziemlich kahl ausnimmt: „Alß seynd Wir eusseristen Noth halben, zu Versicherung Unser, und Unsers Haußes gedrungen worden, Mit demselben eine Veränderung vorzunehmen." Weiter unten werden die Officiere und Soldaten jetzt nicht mehr blos an Gallas, sondern namentlich auch an Aldringen, Maradas, Piccolomini und Colloredo, sowie an alle getreue diesen nachgesetzte Generalofficiere gewiesen. Dann folgen erneuerte Versprechungen wegen der Geldpunkte. Der Pardon wird nicht wieder erwähnt, nicht weil man ihn zurückgezogen hätte, sondern weil das frühere Patent durch das neue keineswegs zurückgenommen war [1]). Aber auch das letztere enthielt keine Aechtung Wallenstein's, noch ein Wort darüber, wie gegen ihn zu verfahren sei. — Am 20. Febr. wurde der Oberst Graf Puchheimb beauftragt, die Güter, Gelder

---

daß am vergangenen Montag (20.) in Linz und Budweis Mandate gegen Wallenstein angeschlagen worden sein sollten. (Dudik S. 439.)

1) Deshalb bezog sich der Kaiser selbst in einem Schreiben vom 1. März an Grana darauf, und hätte dieser Umstand Herrn Förster nicht auffällig sein, sondern ihn den Ungrund seiner Conjectur lehren sollen. Aber auch Graf Mailath kann sich beruhigen. In dem Patent vom 18. Febr. ist von der Formel: „todt oder lebendig", die ihm dasselbe wol hauptsächlich fatal gemacht hat (a. a. O. S. 386), keine Spur zu finden.

und Fahrnisse des Herzogs, Terzky's und Illow's zu confisciren und den Befund dem Kaiser anzuzeigen [1]).

Piccolomini schrieb am 21. an Gallas: er solle zu ihm stoßen, damit sie mit den ihnen Beiden zu Gebote stehenden Truppen Wallenstein verfolgen und aus Böhmen hinausjagen könnten, da der Feind dem Letztern noch keine Verstärkungen habe senden können und er selbst nur wenig Leute bei sich habe, die dazu voller Furcht seien [2]). Die liguistischen und spanischen Truppen seien zu benachrichtigen, wenn der Weimar sich rege, um ihm auf der Ferse folgen zu können. De Suys sei angewiesen, gegen Arnim Vorkehrungen zum Widerstand zu treffen und auch Colloredo, dessen Truppen man in Böhmen nicht brauche [3]), sei bedeutet, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, um ihn in jedem Falle zu beschäftigen. Suys solle, sobald er die Grenzen gesichert, die entbehrlichen Truppen gegen Pilsen schicken. Am 22. stand Gallas in Linz, Piccolomini in Horasdiewitz, Suys in Prag, Aldringen in Wien. Die von Wallenstein befohlene Absendung der Artilleriepferde aus Prag nach Pilsen wurde gehindert. Noch in einiger Ungewißheit über die Stimmung der Truppen, suchte Piccolomini auf dieselben zu wirken, indem er an die Commandirenden schrieb, es würden binnen zwei Tagen 30,000 Mann versammelt sein; der Erzherzog Ferdinand werde stündlich erwartet; der Armee solle ein zweimonatlicher Sold ausgezahlt werden. Diese zum

---

1) Darüber weiterhin.

2) Hatte er diese Beobachtung bei seinem letzten Aufenthalte in Pilsen gemacht?

3) Man sieht, man war vorbereitet, sowol Herzog Bernhard als die Sachsen zu empfangen, und ist daher mit dem Unterlassen eines ernstern Angriffs von Seiten dieser nichts verloren gewesen.

Theil grundlosen Versicherungen[1]) waren unnöthig. An demselben Tage berichtete Suys an Gallas: daß immer neue Regimenter kämen, und daß der Oberst des Terzky'schen Regiments mit neun andern Offizieren einen Revers ausgestellt habe, worin sie sich dem Kaiser bis in den Tod verpflichteten. Nur wenige friedländische Officiere, wie ein Schlick, ein Waldstein, der Oberst Kehraus, wurden verhaftet. — Am 23. hatten sich Gallas und Maradas bis Frauenberg gezogen. Der Kurfürst von Baiern hatte alle disponiblen Truppen bei Vilshofen vereinigt und zwei Reiterregimenter nach Budweis gesendet. Das Regiment Gonzaga, dessen Oberst bei dem Friedländer zurückgehalten ward, brach gegen Letztern auf, der an diesem Tage Pilsen verlassen hatte und in Mies schlief. Der Oberstlieutenant Mohra[2]) ließ sein Regiment dem Kaiser nochmals schwören und zog noch das Regiment des Mohr von Wald nach Prag. Bei Listina, einem Schlosse Illow's, stießen Truppen von Wallenstein's Begleitung und vom Regiment Maradas aufeinander und die Erstern wurden geworfen. In Pilsen war der Feldzeugmeister Sparr mit einer Anzahl Geschützen und einigen Compagnien vom Regiment des Herzogs Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg geblieben und machte den Bürgern bekannt, daß er nicht willens sei, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen.

---

1) Piccolomini that übrigens sein Möglichstes, sie nachträglich zur Wahrheit zu machen, schrieb beständig um Geld und empfahl die Herreise des römischen Königs. Wenn der Soldat sehen werde, daß man ihm das gegebene Versprechen halte, schreibt er, so werde bei dem Rebellen nicht ein Mann mehr bleiben.

2) Von des bei Wallenstein zurückgehaltenen Beck's Regimente. Er soll, nach Förster (S. 145), durch Aldringen auf die bevorstehenden Mutationen aufmerksam gemacht und ihm Prag empfohlen worden sein.

Gallas, Maradas und Piccolomini wollten Wallenstein, auf des Kaisers Befehl, als Majestätsverbrecher absetzen. Derselbe habe sich nach Eger zurückgezogen, um sich von dort aus zu reinigen. So schwankend aber diese Erklärung auch war, so leistete er doch den kaiserlichen Truppen keinen Widerstand; sie besetzten Pilsen ohne Schwertstreich, wurden gut aufgenommen und Deodati meldet am 24., wo er in Pilsen ankam, er habe gefunden, daß die guten Sachsen dem Kaiser viel treuer seien, als sie[1]). Ja er schreibt an demselben Tage an Piccolomini: „Man betrachtet mich hier, als wäre ich der Messias und Ew. Exc. werden betrachtet werden, als käme Gott selbst.“[2])

Wallenstein war mit fünf Compagnien des altsächsischen Regiments und fünf Compagnien Terzky, nebst 200 Dragonern[3]), von Pilsen ausgezogen. Mit ihm waren Kinsky und Terzky, deren Frauen[4]), der Feldmarschall von Illow. An den Obersten Butler, der mit größtentheils aus Irland stammenden Dragonern in Klatrup lag, war, nach der jetzt gewöhnlich angenommenen Darstellung, Befehl erlassen worden, bei Todesstrafe sogleich nach Em-

---

1) Unter den Sachsen ist das Regiment des Herzogs Heinrich Julius gemeint. Der Schluß ist natürlich scherzend, und mag sich wol auf den Uebereifer beziehen, den in Verdacht Gezogene zu beweisen pflegen, um sich von dem Verdachte zu reinigen.

2) Bei den pilsener Bürgern war diese Stimmung natürlicher, als sie an sich schon ist, wenn es wahr ist, daß Terzky vor seinem Abzuge aus Pilsen mehrere Häuser geplündert hatte. S. Graf Mailath S. 364.

3) Nach Einigen von Butler's Regiment, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. Helbig (Der Kaiser Ferdinand, S. 42) sagt, jedoch ohne Angabe der Quelle, es seien 200 Mann Fußvolk des altsächsischen Regiments gewesen.

4) Die Kinsky, geb. Terzka, soll gut friedländisch, die Terzka aber, eine Harrach, gut kaiserlich gewesen sein.

pfang der Ordre das Regiment zu sammeln und nach dem weißen Berg bei Prag zu führen. Dieser Befehl bestärkte den Verdacht, welchen Butler schon früher in Betreff des Herzogs gefaßt hatte. Es befremdete ihn, daß er von der Vertheidigung der Pässe, die aus der Oberpfalz nach Böhmen führten, abberufen ward. Er war entschlossen, zwar zu gehorchen, aber dem Kaiser Treue zu wahren und es im Nothfalle auf einen Kampf ankommen zu lassen[1]). Er rückte mit acht Compagnien aus und gewahrte auf der Straße von Pilsen nach Mies mehre Wagen[2]), die von Fußvolk und Reitern begleitet waren. Ein Officier sprengte mit einigen Reitern auf ihn zu und befahl ihm im Namen des Herzogs, sich ihm anzuschließen. In Mies, wo der Herzog auf einem Schlosse Illow's übernachtete, mußte Butler, auf Befehl des Herzogs, mit den Fahnen in der Stadt bleiben, getrennt von seinen Soldaten, die im Felde campirten, woraus er schloß, daß man ihm mistraue. Der Herzog entließ hier den Herzog Heinrich Julius von Lauen=

---

1) So berichtet wenigstens sein Feldkaplan, Pater Taaffe, die Sache. Er nennt den Tag nicht, wo der Befehl bei Butler eintraf, sagt aber ausdrücklich, daß der Oberst ihn sogleich habe wecken lassen, sich mit ihm berathen und Couriere an seine zerstreut liegenden Truppen geschickt habe. Als alle versammelt gewesen, habe man sich, 1000 Mann stark, gegen Pilsen in Marsch gesetzt und auf halbem Wege den Herzog und die Seinen getroffen. Butler selbst aber berichtet an Gallas nach der That: er habe die Ordre des Letztern empfangen, wonach er dem Herzog, Illow und Terzky nicht pariren solle; sie wären aber in sein Quartier — be Förster (S. 159) steht dabei: (zu Pilsen) und wissen wir nicht, ob das eigener Zusatz Förster's, oder ob es im Original steht — gekommen und hätten ihn sammt seinem Regiment (?) wider Willen bis nach Eger genommen. In Deodati's Briefen ist immer nur von 200 Butler'schen Dragonern die Rede.

2) Wallenstein, der schwer an Gicht litt, soll übrigens in einer Sänfte gereist sein.

burg, der sofort von ihm abfiel, und den Feldzeugmeister Sparr, der das Commando in Pilsen führen sollte. Am 23. kamen sie bis Plana. Auf dem Wege mußte der Oberst vorausmarschiren, was ihm unmöglich machte, unvermerkt zurückzubleiben, und auch in Plana wurde er mit den Fahnen vom Regiment getrennt. Hier rief er seinen Feldkaplan, den Pater Patrizius Taaffe, zu sich und beauftragte ihn, zu Gallas oder Piccolomini zu eilen und sie zu unterrichten, daß er nur gezwungen folge, dem Kaiser aber unerschütterlich treu bleiben werde. Vielleicht, setzte er hinzu, werde er durch besondere Schickung Gottes auf diesen Weg gezwungen, um irgend eine heroische That zu thun. Er gab dem Pater einen Zettel mit, auf den er einige englische Worte geschrieben hatte, und entließ ihn. Es ist wohl zu beachten, daß er keine Instruction erbat, keine Frage stellte, sondern lediglich sich gegen spätere Misdeutung seines Verfahrens durch Darlegung seiner Gesinnungen verwahren wollte. Er hat auch vor der Katastrophe keine Antwort oder Anweisung erhalten, noch, nach Maßgabe der Entfernung, der Zeit und der Schwierigkeit des Verkehrs, erhalten können[1]). — Von Plana aus schickte der Herzog den Oberstlieutenant Leslie von Terzky's Regimente voraus, um ihn dort anzumelden. Der Commandant von

---

1) Sowol Gallas als Piccolomini sind nach Butler's Wünschen unterrichtet worden, und der Letztere hat ihn auffodern lassen, Wallenstein lebend oder todt herzuzuschaffen, wie denn Piccolomini der schroffste Gegner Wallenstein's war. Indeß dieser Rath Piccolomini's ist Butler erst nach der That zugekommen. Ebenso beweisen andere ähnliche Aeußerungen und Erbietungen aus jener Zeit, z. B. die des Oberstlieutenant Teufel, der sich schriftlich erbot, den Herzog umzubringen, eben nur, daß Manche die Ansicht hatten, die Gefahr sei auf diesem Wege am sichersten zu beschwören und man erwerbe sich damit Verdienst um den Kaiser.

Eger, Gordon, ein protestantischer Schotte, auf welchen Wallenstein rechnete, da er ihm erst vor kurzem ein Regiment verliehen hatte, war übrigens bereits durch Deodati von der bevorstehenden Ankunft des Herzogs avisirt[1]). Auf dem Wege von Plana nach Eger (24. Febr.) ließ der Herzog Butler an seinen Wagen kommen und machte ihm, wider seine Gewohnheit, folgende vertrauliche Mittheilungen[2]): es thue ihm leid, daß er sich bisher so fremd, ja undankbar gegen einen so tapfern und wohlverdienten Officier gehalten; die Schuld liege aber nicht an ihm, sondern an dem Kaiser, der ihm sein Versprechen nicht gehalten, ihm nicht die Mittel zur Belohnung wohlverdienter Officiere und Soldaten gegeben habe; er sei der Officiere wegen genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen und den Kaiser zu zwingen, ihm jene Mittel zu geben. Er werde Butler zwei Regimenter schenken und ihm 200,000 Thlr. Werbegelder anweisen. Butler antwortete verstellt und ausweichend: er sei durch keine Militärpflicht, durch kein Gesetz an den Kaiser gebunden, wolle aber doch, seiner Ehre halber, erst vom Kaiser seine Entlassung suchen; dem Herzog möchte er vor allen Sterblichen dienen. In Eger

---

1) So berichtet Deodati selbst. Daß er aber dem Gordon keine Instruction gegeben, ergibt sich daraus, daß nicht Gordon, sondern Butler das Weitere leitete und Gordon sich erst von Butler bestimmen ließ. Auch erwarteten die kaiserlichen Feldherren, Gordon werde den Herzog nicht in Eger einlassen und hielten ihn für einen Verräther, weil er es doch gethan.

2) Allerdings sind das nur die eigenen Erzählungen Butler's. Ohne innere Wahrscheinlichkeit sind sie nicht, da Wallenstein gewohnt war, Jedem das zu versprechen, wodurch er ihn zu gewinnen meinte. Hätte Butler erfinden wollen, so lagen noch andere Dinge nahe, und so würde er seine That durch Berichte über die Pläne des Herzogs entschuldigt haben.

wurde er wieder mit den Fahnen in die Stadt gelegt, während seine Soldaten im Felde blieben. Dem Herzog war Leslie bis Plana entgegengeritten und Gordon empfing ihn vor dem Thore. Er nahm im Hause des Bürgermeisters Bachhälbel am Markte Quartier, in dessen Hintergebäude auch Terzky und Kinsky mit ihren Frauen Unterkunft fanden.

Gleich am ersten Abend lud Butler den Oberstlieutenant Gordon und den Oberstwachtmeister Leslie, Beide von Terzky's Fußvolke, Beide Schotten, wie Butler ein Irländer war, in sein Quartier, und nachdem sie gezecht, begann er von dem Verdächtigen der jetzigen Bewegung des Herzogs, der sich, wider seine Gewohnheit[1]), mit so wenig Truppen dem Feinde nähere, zu sprechen, und fand bald, daß die Sache auch den Andern bedenklich schien. Hierauf foderte er sie zu einer Berathung auf, wie sie ihre Ehre und die Treue, mit der sie dem Kaiser verpflichtet seien, unbefleckt erhalten könnten. Sie seien Ausländer und hätten kein anderes Erbtheil, als Treue und Ehre, die allen Gütern vorzuziehen seien. Nachdem sie noch Mehres in diesem Sinne hin und her gesprochen, rieth Gordon zur Flucht, welche leicht sei, da er die Schlüssel der Stadt habe[2]). Butler entgegnete, es sei schändlich, zu fliehen und die ihnen anvertrauten Fahnen und Soldaten zurückzulassen, damit sie gegen den Kaiser geführt würden. An ihnen Dreien sei viel weniger gelegen, als an ihren tapfern Leuten.

---

1) Wallenstein galt dafür, im Kriege den sichern Weg zu gehen, und erst dann mit Energie zu handeln, wenn er der Sache gewiß war.

2) Nach Einigen wäre auch zur Sprache gekommen, ob man nicht kaiserliche Truppen durch heimliche Botschaft vor der Ankunft der Schweden heranbringen könne. Man mag das als zu ungewiß und die Verhältnisse als zu drängend betrachtet haben.

Endlich brach Leslie in die lange von Butler ersehnten Worte aus: „Tödten wir die Verräther!“ und nun erklärte Butler, daß er die Leitung der Sache übernehmen wolle. Gordon weigerte sich anfangs[1]), ward aber von Butler zuletzt doch noch zum Beitritt vermocht. Am nächsten Morgen ließen Gordon und Leslie mehre Butler'sche Officiere, namentlich Geraldin, Deverour, de Burzo, Macdonald, Birch, Brown, dann etwa 100 Butler'sche Dragoner und fast ebensoviel deutsche Soldaten[2]) heimlich in die Stadt und Gordon lud den Herzog, Kinsky, Illow, Terzky und den Rittmeister Neumann, einen eifrigen Agenten des Herzogs, der ihm erst bei seiner Güterverwaltung gedient hatte und später zu seinen Unterhandlungen gebraucht worden sein soll, zum Mittagsmahle, welche Einladung der Herzog, mit Bezug auf sein Podagra, ablehnte, worauf sie, auf den Wunsch der übrigen Geladenen, mit der zu einem Abendschmauße vertauscht wurde. Die Entschlüsse der Verschworenen wurden durch das von Illow freudig erzählte Gerücht befeuert, daß die Schweden im Anzuge seien und den nächsten Tag eintreffen würden. Gegen Abend ließ Gordon Wachen und Patrouillen, unter Bezugnahme auf die Nähe des Feindes, verstärken und namentlich schloß sich de Burzo mit 100 Mann der Patrouille an. Als die Geladenen sich zum Banket einfanden, wurde das Hausthor von 20 Mann besetzt. Nachdem die Dienerschaft sich in die Küche zum Mahle begeben hatte,

---

1) Auch dies ein Beweis, daß er von Deodati, der ihn doch von der Ankunft des Herzogs benachrichtigt hatte, keine weitern Instructionen erhalten.

2) Dies sagt Taaffe, nach Butler's Erzählung (Graf Mailath S. 374). Aber von welchem Regiment waren sie? Allerdings hatte Butler nicht lauter Irländer.

sperrte man auch sie ab und stieß einen Diener, der herauswollte, nieder. Dann traten Butler'sche Dragoner in den Banketsaal, geführt vom Oberstwachtmeister Geraldin und Hauptmann Deverour. Geraldin rief: „Wer ist gut kaiserlich?" worauf Gordon und Leslie aufsprangen, ihre Degen zogen, Jeder einen Leuchter vom Tische nahmen und mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Oestreich!" sich nach der Wand des Saales zurückzogen. Die Dragoner warfen die Tische um. Kinsky und Illow wurden niedergestoßen, als sie nach ihren Degen eilten. Terzky erlangte sein Schwert und vertheidigte sich, in eine Ecke gedrückt und durch sein Wams von Elentshaut geschützt, mannhaft, bis er endlich durchbohrt zu Boden sank. (Deverour soll ihn mit einem Dolche erstochen haben.) Neumann war aus dem Saale entkommen [1]), ward aber von der Wache auf der Treppe niedergestoßen.

Nun ging Deverour mit 12 Dragonern in die Wohnung des Herzogs [2]), in die er sich durch das Vorgeben, eine Meldung zu bringen, Einlaß verschaffte. Gleichzeitig müssen auch die Frauen der Grafen Kinsky und Terzky von dem Tode ihrer Gemahle Kunde erhalten haben und aus ihren Gemächern erschallte Wehgeschrei. Der Herzog, der eben erst seinen Astrologen entlassen gehabt haben soll, hörte es, stand auf, trat ans Fenster und fragte die Wache, was das für ein Lärm sei. Da sprengte Deverour mit einem Fußtritt die Thür des

---

1) Nach Einigen schwer verwundet.

2) Es ist ein Irrthum, wenn Graf Mailath, wie es scheint, nach Taaffe, dieselbe in das Schloß verlegt. Ebenso ist es auffallend, daß Beide nicht Deverour, sondern Geraldin die Tödtung des Herzogs zuschreiben. Andere lassen Geraldin und Deverour zum Herzog gehen, den Letztern aber den Todesstoß thun.

Schlafzimmers und drang mit dem Rufe: „Bist du der Schelm, der den Kaiser um Land und Krone bringen will?" in das Zimmer. Schweigend breitete der Herzog — im Tode gefaßt und würdig — die Arme aus und die Partisane durchstieß seine Brust. Lautlos sank er zu Boden[1]).

Was immer man von den frühern Verhandlungen, durch die er sich verdächtig gemacht, den Entwürfen und

1) Graf Mailath, Förster, überhaupt die meisten Neuern folgen bei Darstellung dieser letzten Scenen dem Berichte, den der Feldkaplan Butler's, Pater Taaffe, einem ihm befreundeten Geistlichen in Regensburg über diese Vorgänge gab. Dieser Bericht ist jedenfalls längere Jahre nach den Ereignissen verfaßt. Als den Zeitpunkt der Abfassung des Berichts gibt Graf Mailath (S. 367, Anm.) den 12. Febr. 1653 an; Förster (S. 153, Anm.) sagt, er sei neun Jahre nach der That geschrieben, was uns wahrscheinlich macht, daß die Zahl 1653 ein Druckfehler für 1643 ist, zumal der Bericht bei einem Processe über Butler's († 1634) Nachlaß ans Licht kam. Bei den Vorgängen in Eger war Taaffe nicht zugegen, hat vielmehr nur aus Mittheilungen Anderer, wahrscheinlich Butler's, geschöpft. Indeß ist Taaffe's Bericht im Wesentlichen auch von Wallenstein's Vertheidigern nicht angefochten worden. Irrungen in Einzelheiten können durch die Länge der Zeit, die zwischen Butler's Mittheilungen und der Abfassung des Berichts verfloß, erklärt werden, und derselbe Umstand, sowie daß Butler längst verstorben war, kann für die Unbefangenheit des nicht für die Oeffentlichkeit, nicht in politischem Interesse verfaßten Berichts sprechen. Uns aber ist es allerdings bedenklich erschienen — und wir wundern uns, daß namentlich Herr Förster diesen Umstand nicht bemerkt und benutzt hat — daß die ganze Erzählung der Vorgänge, bei denen der Pater Augenzeuge gewesen sein will, in directem Widerspruche mit Butler's eigenem Bericht steht, wie wir schon S. 160 hervorgehoben. Will man nicht annehmen, Butler habe den Gallas nicht gern wissen lassen wollen, daß er dem Befehle des Herzogs Folge geleistet, so muß man den Bericht des Paters gerade in den Punkten, die er als Augenzeuge bespricht, für falsch erklären. Jene Annahme wird aber wieder dadurch erschwert, daß Butler in der That den Pater zu den Feldherren geschickt hat, folglich nicht zweifeln konnte, daß diese von den ganzen Vorgängen unterrichtet seien. Ebenso auffällig ist, daß er

Strebungen, die ihm beigemessen wurden, halten möge[1]), seine letzten Maßnahmen waren offener Treubruch und Landesverrath. Auch können wir es nicht als Rechtfertigung, oder auch nur, da solche nicht möglich, als einigermaßen mildernde Entschuldigung gelten lassen, was von seinen Vertheidigern behauptet wird: daß er, durch seine Feinde gedrängt, in Nothwehr gehandelt habe. Denn, abgesehen davon, daß der Schwede Geijer in seiner Geschichte des schwedischen Volkes die Frage, auf die sich, nach ihm, auch der stärkste Vertheidiger Wallenstein's beschränken muß: ob er freiwilliger oder nothgedrungener Verräther seines Herrn gewesen, nicht ohne Grund für eine an sich nichtige erklärt, so war auch der Fall der Nothwehr, einer solchen Nothwehr, die zum Aeußersten treiben kann, gar nicht vorhanden. Es stand Wallenstein völlig frei, sich in Sicherheit zu bringen, und auch allein war sein Name eine Macht, die ihm wol noch verstattet hätte, eine wichtige Rolle in der Welt zu spielen und selbst noch schließlich seinen Frie-

---

von der Gallas'schen Ordre nichts weiß, die doch Butler empfangen zu haben bekennt. Weniger verdächtig ist der Widerspruch zwischen den 1000 Mann des Paters und den 200 Dragonern der meisten andern Berichte; denn auch Butler spricht in seinem Berichte von seinem Regimente, das doch aus mehr als 200 Mann bestanden haben muß. Diese ganzen Punkte sind noch immer dunkel.

1) Uns scheinen auch die neuesten, ihn allerdings sehr gravirenden Entdeckungen Helbig's und Dudik's zwar den Stand der Sache gegen ihn insoweit zu verschlimmern, daß es jetzt gewiß ist, er habe sich schon seit Ende Decembers 1633 die Möglichkeit des Verraths vorbereitet, immer aber noch die Annahme zuzulassen, er habe sich vorbehalten, gestützt auf das Heer, dem Kaiser neue Bedingungen zu dictiren und, wenn diesen genügt worden wäre, den herbeigelockten Schweden und Sachsen nochmals zu thun, wie er bei Steinau gethan hatte. Freilich wäre auch dieser Plan schuldvoll genug und nach beiden Seiten hin treulos gewesen.

den mit dem Kaiser zu machen. Aber er wollte nicht allein kommen; er wollte seinen Uebertritt zu den Feinden seines Kaisers werthvoller machen, indem er ihnen Truppen und feste Plätze überlieferte. Hier handelte nicht Nothwehr und Verzweiflung, sondern berechnende Selbstsucht. Konnte man früher auch hier noch, wenigstens zu einiger Milderung des Urtheils, auf das Gefühl hinweisen, mit welchem ein so hochgestellter und verdienter Mann durch schuldlose Verfolgung und erfahrenen Undank erfüllt worden sei, so haben die neuern Enthüllungen auch diese Schutzrede entkräftet und die Wagschale seiner Schuld nur tiefer sinken gemacht. Mag sich Wallenstein vorgespiegelt haben, daß er in all seinen eigenmächtigen Verhandlungen, seinen Umtrieben und Plänen berechtigt sei: das mußte er sich sagen, daß er bei dem Kaiser keinen Dank verlangen könne und daß dieser ihn nicht mehr als einen treuverdienten Diener, sondern als einen falschen und hinterlistigen Feind und Verräther zu betrachten und zu behandeln volle Befugniß habe.

Denen, die Wallenstein's Tödtung beschlossen und ausgeführt haben, kommt dies allerdings nicht zu gute; denn sie kannten den Umfang von Wallenstein's Schuld nicht. Aber sie hielten sich an die einfache Thatsache, daß der Herzog sie und andere Truppen den Schweden zuführe, nicht um mit diesen zu kämpfen, sondern um sich mit ihnen, mit den Feinden des Kaisers zu vereinigen, und daß er eine Festung des Kaisers an dessen Feinde zu überliefern gedenke, selbst aber damit offen mit dem Kaiser breche und als dessen gefährlicher Feind erstehen werde. Wer hat es noch je einen Mord gescholten, wenn ein treuer und entschlossener Officier dem Commandanten, der die ihm anvertraute Festung, aus

Feigheit oder Verrätherei, dem Feinde übergeben will, eine Kugel durch den Kopf jagt und den Platz bis aufs Aeußerste vertheidigt? Es ist eine Kriegsthat, ein Act der Treue zur Sicherung des Kriegsherrn und seines Staates. Einen bessern Dienst allerdings hätten sie dem Kaiser geleistet, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, Wallenstein gefangen zu nehmen; diesem selbst schwerlich. — Im Uebrigen verfuhren die Handelnden völlig auf eigene Hand und nach ihrer Ueberzeugung von dem, was Pflicht und Gewissen, was die Lage der Zeit und der Drang der Umstände erfoderte[1]). Es war ihnen nichts von einer Aechtung des Herzogs bekannt[2]); es war ihnen keine Anweisung, ihn lebendig oder todt zu liefern, zugekommen; sie waren selbst ungewiß, wie man ihre That aufnehmen werde, und die kaiserlichen Generale erwarteten diese That nicht[3]).

---

1) Wenigstens gilt das von den Leitern, namentlich von Butler. Den untergeordneten Ausführern mag allerdings von Butler Geld versprochen worden sein, wiewol es zweifelhaft ist, ob vor oder nach der That. (Förster S. 162—63 und 165.) Das lag so in der Zeit.

2) Nur daß man seinen Befehlen nicht mehr zu gehorchen habe, war Butler bekannt, wie er selbst an Gallas schreibt (Förster S. 159). Aber warum brach er da, auf Wallenstein's Befehl, von seinem Standquartier auf? Freilich waren diese Befehle nicht auf Eger, sondern auf Prag gerichtet, und er war entschlossen, dort für den Kaiser zu handeln.

3) In einem Berichte an den Kaiser sagt Butler: er habe die „verhoffentlich so hoch nothwendige als Sr. K. Maj. Dienst erspriesliche Execution an die Hand zu nehmen nicht umgehen können." Blos Gallas hatte eine Nachricht, daß Butler entschlossen sei, wenn Arnim sich Eger auf zwei Meilen nähere, den Herzog zu tödten oder gefangen zu nehmen. (Waren dies die englischen Zeilen, die Butler dem Pater mitgab?) Dem Deodati hatte er, wol unterweges, geschrieben, daß er gezwungen nach Eger gehe, sich aber zu entfernen wissen werde. Gallas beschuldigt noch in einem Schreiben vom 27. Gordon und Leslie der Untreue, weil sie den Herzog in Eger eingelassen. S. im Uebrigen Graf Mailath.

Sollen wir, bevor wir noch das zusammendrängen, was über den nächsten Verlauf dieser Angelegenheit noch zu sagen sein wird, noch einen Blick auf Wallenstein's Wesen und Streben werfen, wie es uns nach diesem Abriß des über ihn Vorliegenden erscheint? Gewiß war er ein bedeutender Feldherr und geboren und gebildet dazu, Heere zu führen und zu herrschen. Er scheint aber mehr mit Klugheit, Berechnung, List, Verstellung operirt zu haben, als mit Kühnheit, rascher Thatkraft und Schwung der Begeisterung. Auch bei Gustav Adolf ging der Staatsmann, wie bei Wallenstein der Diplomat, Hand in Hand mit dem Feldherrn; aber wie Gustav Adolf auch die Strebungen persönlichen Ehrgeizes durch ihre Verflechtung mit großen, allgemeinen Principien und Interessen weihete und stützte, und nicht affectirte Hoheit, äußeren Pomp und die Geldinteressen einzelner Feldobersten, sondern den evangelischen Glauben zu ihrer Unterlage nahm, so war auch sein ganzes Wesen verklärt zu der vollendeten, harmonischen Gestalt des Helden und Königs und in all seinem Thun und Treiben Natürlichkeit, Menschlichkeit und angeborene, ungesuchte Würde. Wallenstein konnte den Emporkömmling nie verleugnen; noch in den ersten Zeiten des Kriegs unterscheidet er sich nicht von andern Feldhauptleuten seiner Zeit und trägt er nur das gewöhnliche Gepräge; selbst nachdem er sein erstes Heer geschaffen, ist er neben Tilly doch nur der Zweite, dann diesem nur eben gleich und auch den Pappenheim nicht wesentlich überragend; zu seiner glänzenden Höhe, deren Grundlagen weniger imponirende Thaten, als Reichthümer und kaiserliche Gnadenbezeigungen bildeten, schraubt er sich vielmehr künstlich durch allerlei Absonderlichkeiten empor, bei denen schwerlich zu ermitteln, wieviel daran Berechnung,

wieviel Phantasterei daran Antheil gehabt. Wallenstein war kein roher oder gemeiner Mensch, nicht nutzlos grausam, nicht in gemeiner Weise habsüchtig, nicht von Neid oder Bosheit erfüllt, bei günstiger Stimmung den Mahnungen der Billigkeit nicht unzugänglich [1]); es liegen aber auch wenig oder keine Züge besondern ritterlichen Edelmuths, schöner Menschlichkeit, christlich-biedern Sinns, warmer Begeisterung für hohe Zwecke von ihm vor. Doch wie wäre er zu dieser gekommen, nachdem er Alles nur auf sich zu beziehen gelernt hatte? Das ist es vornehmlich, was Wallenstein zu seinem Nachtheil bezeichnet, daß er, verleitet freilich durch überschwängliches äußeres Glück, lockende Gunst der Umstände, die Einflüsterungen der Schmeichler und Ränkemacher, das Hetzen politischer Desperados und den verwirrenden Einfluß astrologischer Schwärmereien, zuletzt nur die eigene Größe erstrebte und, gleichviel durch welches Mittel, auf welcher Seite, ohne Rücksicht auf einen Glauben, ein Volk, eine Pflicht, nur sich neben die Fürsten zu setzen und unter ihnen zu halten und zu heben trachtete. In Allem, was von seinen Plänen und Entwürfen bekannt geworden, die er im Einzelnen ohnedies fortwährend nach

---

1) Keppler freilich schreibt ihm in der oben erwähnten Nativität, bei deren Entwerfung er mehr auf des jungen Mannes Natur, als auf den Stand der Sterne geachtet, viele schlimme Eigenschaften zu. Er sei unruhig, nach Neuerungen begierig, trachte nach seltsamen Mitteln, habe viel mehr in Gedanken, als er äußerlich spüren lasse, sei melancholisch und argwöhnisch, verachte menschliche Gebote, Sitten und Religionen, sei unbarmherzig, ohne brüderliche oder eheliche Liebe, nur sich und seinen Wollüsten ergeben, hart gegen die Unterthanen, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten. Doch fügt er die Hoffnung hinzu, mit reiferm Alter würden sich die meisten Untugenden abwetzen und seine ungewöhnliche Natur, die ihn bei seinem Ehrendurst nach zeitlichen Dignitäten und Macht streben mache, zu hohen, wichtigen Sachen fähig werden. Das war eine verhüllte Mahnung.

den Umständen und nach den Interessen Derer modificirte, die er gerade gewinnen wollte, tritt kein höheres Princip, tritt keine leitende Idee hervor, als die der Vergrößerung des Herzogs selbst, und kommen dabei beständige Schwankungen und Widersprüche vor. Es soll nicht geleugnet werden, daß er in der letzten Zeit das Bedürfniß des Friedens stark hervorhob und daß er recht wohl einsah, wie verderblich für Deutschland die Einmischung der Fremden sei. Doch scheint ihm die erstere Einsicht erst gekommen zu sein, wie er die Fruchtlosigkeit seiner Pläne am baltischen Meere erkannt hatte und wie seine eigene Macht zu wanken begann, und dann that er doch nichts dafür, den Frieden auf eine Weise herbeizuführen, die nicht wesentlich seinen eigenen Interessen diente, nämlich durch kräftige Aufrichtung und Geltendmachung der Kaisermacht. Für diese, in deren Diensten er stand, that er in der letzten Zeit gar nichts mehr; ihre Verbündeten gab er den Feinden preis; ihre Verstärkung durch spanische Hilfe war ihm ein Dorn im Auge. Das Hervorheben des Friedensbedürfnisses in seinen Unterhandlungen und Erklärungen hat ihm überdem auch als diplomatisches Mittel gedient, durch das er die protestantischen Fürsten und die Meinung der nach Ruhe Verlangenden gewinnen wollte. Die Fremden, deren Einmischung ihm verhaßt war, lud er doch selbst dazu ein, vor allem Frankreich, das er freilich auch zu täuschen und bald wieder zu beseitigen hoffte, zuletzt auch die Schweden. Mit diesen ließ er sich am ungernsten ein und kam zuletzt doch dazu, ihnen das Reellste zu bieten! Diente er den Plänen des Kaisers nicht mehr, so trat er doch nicht als Vertheidiger der Reichsfreiheit gegen diesen auf und hatte seiner Zeit, mehr als ein Anderer, für Herabdrückung der Fürsten und Stände gewirkt und

Pläne gemacht. Er war weder eifriger Katholik, noch Protestant und die Kirchensache ihm gleichgiltig. Selbst indem er die böhmische Krone ambirte, dachte er nur an sich, handelte er nicht als der böhmische Edelmann, der die alte Unabhängigkeit seines Vaterlands erstrebte. Er hatte seiner Zeit recht wohl erkannt, daß deren Zeit vorüber war, und hatte die böhmischen Pläne selbst und aus Ueberzeugung bekämpft. Er würde ebenso gern eine Krone an der Ostsee oder wo sonst getragen haben. Ueberall war es ihm nur um sich zu thun und alles Andere sollte nur Mittel für seine Zwecke sein. Auch daran scheiterte er; denn dauernden Erfolg wird auch der Ehrgeiz nur haben, wenn er Andern, wenn er großen Zwecken der Zeit dient. Verkennen wollen wir dabei nicht, daß er zu hoch gestiegen und gestellt worden war, als daß es ihm nicht schwer hätte fallen sollen, wieder Privatmann zu werden, zu gehorchen, wo er der Allgebietende gewesen, daß namentlich der Moment, wo sein Kaiser, wo selbst seine Feinde: der Kurfürst von Baiern, Spanien, die Jesuiten ihn mit Bitten bestürmten, unter beliebigen Bedingungen wieder an die Spitze des Heers zu treten, wohl geeignet war, ihn schwindeln zu machen, und daß auch die gährende Uebergangszeit ihr Verlockendes hatte. Aber sie war doch nicht mehr für solche Entwürfe, für neue Schöpfungen an die Stelle der alten, festgegründeten, tiefgewurzelten. Es ist auch Andern Aehnliches nicht gelungen. Mansfeld blieb ein Freischaarenführer; Herzog Bernhard hat sein westliches Reich nicht errungen, und was die Schweden schließlich erhielten, war überaus nüchtern im Vergleich zu dem, was Gustav Adolf zu winken schien. Wallenstein war ein Mann, der in früherer Zeit, in Italien, als Condottiere, eine Dynastie gegründet haben möchte. Er hätte

in späterer Zeit ein napoleonischer König werden mögen. In seiner Zeit und seinen Verhältnissen konnte er, dem Kaiser treu und eifrig dienend, in den höchsten Ehren und Gütern eines Unterthanen gehalten werden. Da ihm dies nicht genügte und da er Schein und Wesen im Zuge der Umstände nicht zu scheiden verstand, so stürzte er, nachdem ihm die letzten Tage noch die herbsten Enttäuschungen bereitet [1]).

Die Leichen der im Schlosse Getödteten hatte man von den Dragonern plündern lassen. Die des Herzogs wickelte man in einen rothen Teppich, der unter seinem Bette gelegen hatte, und brachte sie in Leslie's Kutsche auf das Schloß, wo sie den ganzen folgenden Tag, einen Sonntag, über mit den andern Leichen im Hofe lag. Piccolomini ließ die Leichen in schlechte Tücher wickeln und in die ausgeleerten Silbertruhen legen, um sie nach Prag zu schicken und an den schimpflichsten Orten aussetzen zu lassen [2])! Gallas, überhaupt maßvoller, misbilligte das, befahl, die Leichen einstweilen nach Mies auf Illow's Schloß zu schaffen [3]) und dort bei den Franciscanern beizusetzen, und holte die Befehle des Kaisers ein. Dieser verfügte, den Leichnam „des gewesenen Friedland" den Verwandten desselben zu überlassen, die

---

1) Daß er sehr verstimmt gewesen, wozu freilich auch Körperleiden beitrug, wird mehrfach berichtet. Er mochte jetzt wol etwas klarer und weiter in den Stand der Dinge sehen, als seine immer noch sanguinischen Vertrauten. Bezeichnend ist, was er in Plana geäußert haben soll: er gedenke, seine Cavaliere, als österreichische begüterte Edelleute, wenn die Sachen dahinauslaufen sollten, wie es sich ansehen ließe, nicht wider ihre Pflicht bei sich zu behalten, oder ins Unglück zu bringen, sondern zu entlassen.

2) Graf Mailath, S. 380. Förster, S. 161.

3) Wallenstein's Sarg soll zu klein gewesen sein, weshalb man ihm die Beine habe brechen müssen.

ihn in der Stille an einem beliebigen Orte begraben lassen könnten. Von den Uebrigen könnten die Katholischen zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholischen aber in der Vorstadt auf dem Kirchhofe bestattet werden (Illow und Kinsky waren Protestanten). Nur der Neumann sollte, „seiner ungehaltenen Zunge halber", unter das Halsgericht der Uebelthäter begraben werden. Die verwitwete Herzogin [1]) ließ den Leichnam ihres Gemahls nach der walditzer Karthause bei Giczin bringen und daselbst beisetzen. Der Schwede Baner beging, als er 1639 nach Giczin kam, den „rohen Frevel", wie Förster mit Recht sagt, den Kopf und die rechte Hand des Feldherrn herauszunehmen und als vermeintliche Trophäe, in Wahrheit aber als ein Denkmal gedankenlosen, barbarischen Uebermuths, nach Schweden zu schicken. 1785 gestattete Kaiser Joseph II. dem Grafen Vincenz von Waldstein, die Gebeine des Herzogs in die Familiengruft zu Münchengraz bringen und ihm ein Denkmal daselbst errichten zu lassen. Wallenstein's Witwe erhielt (5. Juni 1635) die böhmische Herrschaft Neuschloß als Witthum angewiesen. Seine einzige Tochter, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit dem Grafen Rudolf von Kaunitz, dem und dessen Hause sie Neuschloß und Böhmisch-Leippa [2]) zubrachte. Die Frauen Terzky's und Kinsky's hatte man nach der Katastrophe über Pilsen nach Wienerisch-Neustadt gebracht und sie sind nicht wei-

---

1) Sie war nicht mit in Böhmen und erfuhr die Katastrophe zu Prugg an der Leitha in Unterösterreich. Ihre vierzehnjährige Tochter war bei ihr. Auch dies spricht dafür, daß der Herzog die Krisis noch nicht so nahe glaubte.

2) Diese waren in Wallenstein's Statut seiner Witwe als Witthum ausgesetzt.

ter angefochten worden. Der Kaiser ließ für die Getödteten 3000 Seelenmessen lesen [1]).

Butler erstattete nach der That Berichte an Gallas und (27.) den Kaiser, erließ auch, mit Gordon gemeinschaftlich, ein offenes Patent an die Armee, worin sie sich besonders auf die Tractaten des Herzogs mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg beriefen [2]). Am 26., Nachmittags 4 Uhr, ließen Butler und Gordon den Bürgermeister und den Rath der Stadt Eger auf die Burg fodern, ihnen durch Herrn von Steinheim das Vorgefallene und dessen Gründe mittheilen und sie zur Versicherung ihrer Treue auffodern, die denn auch von den Anwesenden ebenso einhellig erfolgte, wie am 27., früh 8 Uhr, von Rath und ganzer Gemeinde auf dem Rathhause [3]). Auch die außer der Stadt campirenden Truppen, zu denen sich Butler, nur von Wenigen begleitet, verfügte, erneuerten willig den Eid der Treue. Ueberhaupt blieben die Truppen fast allerwärts ruhig und nur in Schlesien gelang es, einige Regimen-

1) Graf Mailath bemerkt mit Recht gegen Förster, es beweise dies nicht, daß der Kaiser Reue gefühlt, sondern vielmehr, daß er die Getödteten für schuldig gehalten.

2) Förster entsetzt sich darüber, daß man gerade diese Beschuldigung gewählt, da doch der Herzog zu diesen Tractaten vom Kaiser ermächtigt gewesen sei (S. 160). Nun darüber hat Helbig eine andere Ueberzeugung begründet. Aber auch in jener Zeit wußte man sehr wohl, daß zwischen Wallenstein und Arnim andere Dinge im Gange waren, als wozu der Kaiser ermächtigt hatte, und es liefen gerade hierüber die wunderlichsten Gerüchte um. Daß der sächsische Bevollmächtigte, der Herzog Franz Albrecht, sich von Wallenstein zu Verhandlungen mit Bernhard von Weimar gebrauchen ließ, ersah Butler aus aufgefundenen Briefschaften, weshalb er, mit Erfolg, schon am 26. auf den Rückkehrenden fahnden ließ.

3) S. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner (Leipzig, 1853), S. 33 ff.

ter aufzuwiegeln, die jedoch bald zur Ordnung gebracht wurden.

Bald kam Piccolomini, der die nähern Umstände des Vorgangs unterwegs durch Butler's Gemahlin, Anna Maria, eine geborene Burggräfin von Dohna, erfahren; dann auch Gallas. Die Kanzlei des Herzogs war sogleich nach der That geschlossen worden und Butler nahm die Schlüssel zu sich. Wallenstein's Hofbeamten erhielten Sicherheitswachen. Zenno kam in Haft und soll sich theils durch seine Aussagen, theils durch Herausgabe ihm von dem Herzog noch am 24. geschenkter 4000 Kronen losgekauft haben. In den Papieren des Herzogs scheint sich nichts sonderlich Gravirendes gefunden zu haben, und dabei wollen wir auf die Behauptung, daß der Herzog am Abend des 24. 600 Briefe verbrannt habe [1]), kein großes Gewicht legen. Denn da der Herzog schwerlich befürchtete, daß er in die Hände der Kaiserlichen fallen werde, so wird er wol eher solche Papiere verbrannt haben, die ihm bei den Schweden nicht dienen konnten. Dagegen ist auch behauptet worden, daß die Gräfin Terzka „in dem gewesenen Rumor alle ihres Herrn Schriften verbrannt" habe. Das eigentliche Feldarchiv ist nach Budweis, wo die Untersuchung gegen Wallenstein's Anhänger geführt wurde, geschafft worden, dort in Vergessenheit gerathen und erst 1801 in einer Dachstube des dortigen Rathhauses entdeckt worden. Das goldene Vließ des Herzogs wurde dem Kaiser zurückgesendet.

---

1) Kinsky, der, nebst Terzky, wol das meiste Compromittirende besaß, soll auch Briefe verbrannt haben. Das sind Dinge, die bei solchen Vorgängen allemal, wenn nichts gefunden worden, von der einen Seite behauptet, von der andern geleugnet werden.

Bei dem Eifer, mit welchem die meisten Officiere schon vor dem Tode des Herzogs ihren Frieden mit dem Hofe gemacht hatten, und der Nachsicht, womit dieser selbst die blos Irregeleiteten zu behandeln geneigt war, überhaupt bei dem schnellen Verschwinden einer eigentlichen Gefahr, oder dem folgenlosen, fast meteorartigen Vorübergehen derselben knüpfte sich auch keine ausgedehnte Verfolgung daran. Ferdinand II. konnte streng sein, wo er es durch wichtige Interessen des Staats und der Kirche geboten glaubte; seinen persönlichen Neigungen nach war er nicht ohne Milde und Mäßigung. Schon darin lag eine Milderung, daß der Kaiser sich, nach dem Vorschlage des römischen Königs, gegen die Anwendung des damals überaus strengen Kriegsmalefizrechts [1]) erklärte, vielmehr die Angeklagten vor das gewöhnliche Gericht zu stellen befahl. Zuvörderst wurden die Gefangenen, welche bis dahin theils zu Wien, theils zu Budweis in Haft gehalten wurden, in das Feldlager zu Regensburg gebracht, wo sie vor einer, aus dem kaiserlichen Generalauditor Ludwig von Sestich, als Vorsitzendem, dem kurbaierischen Generalauditor Alexander Khopp, dem Auditor Piccolomini's, Heinrich Graß, vier Regimentsschultheißen, drei Obersten und vier Oberstlieutenants bestehenden Commission verhört wurden, damit entschieden werden könne, wer sofort zu entlassen, wer weiterm Verhöre zu unterwerfen sei. Die vor dieser Commission Vernommenen waren der Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg, der kaiserliche Oberst zu Roß und zu Fuß, General-Feldzeugmeister von Sparr, die Ober-

1) Der kaiserliche Generalauditor von Sestich erklärte: es sei so scharf, daß, wenn man ein ganzes Lager anklagen wollte, Wenige davonkommen würden.

sten Johann Ernst von Schärffenberg, Peter Losi, Mohr von Wald und der Oberstlieutenant Hammerle. In der That eine kleine Auswahl unter so Vielen, die den Versammlungen zu Pilsen beigewohnt. Dem Herzog von Lauenburg mochte, neben dem Umstande, daß er fast bis ganz zuletzt bei dem Friedländer geblieben, worauf er allerdings zum Gehorsam zurückgekehrt war und auch an seine Truppen die entsprechenden Befehle erlassen hatte, theils der Verdacht, der aus den Bemühungen seines Bruders Franz Albrecht zu Gunsten der Friedländischen Pläne erwachsen konnte, theils das geschadet haben, daß er sich auch nach der Katastrophe, zu Prag, als Wortführer Derer gerirt, die den Sturz des Wallenstein hauptsächlich dem Hasse und Ehrgeize der italienischen Partei zuschreiben wollten [1]). Inzwischen behandelte man ihn mit sichtbarer Rücksicht und Schonung. Man brachte gegen ihn vor, daß er, obschon er sich sonst seiner Regimenter wenig oder gar nicht angenommen, doch die Versammlung zu Pilsen besucht und befördert habe, zu Pilsen von dem Patente des Kaisers in Kenntniß gesetzt, dem Friedländer doch bis Mies gefolgt sei und demselben auch noch seine Bagage mit 100 Artilleriepferden habe nachfahren lassen; endlich die gefährlichen Reden, die er zu Prag geführt. Die Verhörenden meinten aber: als Majestätsverbrecher könne man ihn nicht behandeln, da in solchen Fällen die Beweise klarer sein müßten, als die Mittagssonne. Auch habe Wallenstein, der den Herzog mehr despectirt als respectirt gehabt, eine übergroße Autorität über denselben ge-

1) Einige Zeit lang bestanden darüber in der That unter den Officieren Reibungen, die zu zahlreichen Duellen führten. Lag doch dem ganzen Handel etwas Partei- und Verbindungsmäßiges zu Grunde.

übt. Endlich hatten sie ihre Competenzzweifel in Betreff der reichsfürstlichen Würde des Beklagten. Sie empfahlen vorläufige Haft, bis alle Untersuchungen beendet. Feldzeugmeister Sparr sollte des Friedländers Verrätherei durch seinen Vetter, den Obersten Sparr, der allerdings ein alter Agent des Herzogs war, sowie durch einen Brief Illow's gekannt haben und hätte ihm doch die Artillerie nach Eger nachschicken wollen, auch den Zugoberstlieutenant Veithen, der dies durch Fortsendung der Pferde verhindert, in Arrest gethan, sowie zugelassen, daß der Herzog von Lauenburg die Bagage des Friedländers mit 100 Artilleriepferden beförderte. Schärffenberg hatte den Pilsener Revers, den er unterzeichnet, seinem Chef, dem General Aldringen, verschwiegen, dagegen die Commandanten der unter ihm selbst stehenden Truppen zusammenberufen und ihnen den Revers vorgelegt. Losi hatte gleichfalls unterzeichnet, war dann von Isolani fruchtlos gewarnt worden, hatte die Pässe auf Marienberg und Annaberg geöffnet und seinen Officieren verboten, dem Isolani zu gehorchen. Hammerle hatte, ungeachtet er von dem Patente des Kaisers gewußt, das Commando der Stadt Pilsen von Wallenstein mit der Weisung übernommen, nur Wallenstein und Illow zu gehorchen, war vergeblich von seinem Obersten gewarnt worden, und hatte Illow auf den Mangel der Pferde für die Artillerie aufmerksam gemacht. Mohr von Wald hatte ein unterschriebenes Exemplar des Pilsener Reverses zu sich genommen und sich — was eher zu seinen Gunsten sprach — zu der Sendung an den Kaiser verwenden lassen. Nach dem Verhöre wurden die Angeklagten nach Budweis geschickt, wo sie ein sehr freies und flottes Leben führten, täglich mit einander zusammenkamen, spazieren gingen, Bankette hielten,

„große ungebräuchliche Feuer" anmachten, ihre Frauen kommen ließen, an die 200 Rosse und dazu gehöriges Gesinde bei sich hatten, von den Officieren ihrer Regimenter Besuche erhielten, selbst noch Befehle an diese erließen [1]), und dabei, nachdem die Truppen, die sie hingeleitet, wieder zu ihren Regimentern zurückgekehrt waren, lediglich der Bewachung der Bürger überlassen blieben. Die endliche Entscheidung über sie, deren Beschleunigung der römische König erwirkt hatte [2]), fiel in folgender Weise aus: Mohr von Wald wurde als deutscher Ritter dem deutschen Orden übergeben, Herzog Heinrich Julius auf Verwendung des Kurfürsten von Sachsen [3]), Sparr auf die des Königs von Polen freigelassen. Losi und Hammerle blieben in lebenslänglicher Haft. Schärffenberg geschah nichts.

Hingerichtet wurde wegen dieser Angelegenheit nur Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch auf Kynast, Greifenstein, Kemnitz, Trachenberg. Gegen denselben sprachen allerdings starke Verdachtsgründe, die aber damals nur zum Theil zu erweisen gewesen sein mögen. Colloredo, den er zu entsetzen befehligt war, mag ihm persönlich gegrollt [4]), auch sein protestantischer Glaube, dem er bis ans Ende treu blieb, ihm Ungunst bereitet oder doch Fürsprache entzogen haben. Hauptsächlich schadete

---

1) Der Herzog von Lauenburg, der sich übrigens, klug geworden, von den übrigen Beklagten zurückhielt und sich „gutwillig" ganz still in seinem Zimmer hielt, ließ Reiter von seinem Regimente kommen, um seine Gemahlin zu ihm zu geleiten.

2) Graf Mailath, S. 398.

3) Im December 1635; zugleich mit seinem Bruder Franz Albrecht.

4) Die Behandlung wenigstens, die er dem Gefangenen angedeihen ließ, soll eine schimpfliche gewesen sein.

es ihm, daß zu seinen Gunsten eine Revoltirung von Truppen stattgefunden hatte und bei dieser Gelegenheit Reden geführt worden waren, die allerdings seiner Sache großen Eintrag thun mußten. Er war mit dem Befehle Wallenstein's nach Schlesien gegangen, das Commando daselbst statt Colloredo's, dem der Herzog sowenig wie dem Hatzfeld und Götz traute, zu übernehmen und sollte er denen, die es in der Mark und Schlesien nicht mit dem Herzog hielten, „die Hällß brechen" [1]), dagegen sich mit den Sachsen in Correspondenz und Einvernehmen setzen. Es ging aus seinen eigenen Briefen hervor, daß er auf die Sicherung der Truppen und Festungen für den Herzog ausging, um die Unterhandlungen mit Sachsen und den Schweden wußte. Er bemerkte dabei: wäre man da richtig, so hätte es mit denen, die dem Herzog entgegen wären, keine Noth; doch müsse man wegen Gallas und Piccolomini dazuthun und nicht feiern; er habe das Seine gethan und die Conjunction mit des Feindes Garnisonen emsig sollicitirt. Ob er aber doch nicht der rechte Mann zur Sache war, oder seinen Boden zu unsicher fand, jedenfalls hat er nicht mit der nöthigen Umsicht und Energie für die Ausführung des Unternommenen gehandelt. Er war bei der Versammlung zu Pilsen gewesen, hatte den Revers unterschrieben, soll Isolani durch falsche Vorspiegelungen zur Unterzeichnung bewogen haben [2]) und brachte ein Exemplar desselben

---

[1]) Diese Umstände hat man allerdings 1634 nicht alle so gewußt, wie sie sich aus dem von Helbig (Der Kaiser Ferdinand, S. 37) mitgetheilten Briefe des Herzogs Franz Albrecht vom 18. Febr. ergeben.

[2]) Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 59. Möglich freilich, daß dies vielmehr ein falsches Vorgeben Isolani's gewesen sei. Wir finden nicht, daß auf diese Beschuldigung im Processe Gewicht gelegt worden.

mit, um es von den schlesischen Commandanten unterschreiben zu lassen. Dem General Gallas zeigte er in Glogau den Revers, verschwieg ihm aber, daß er den Auftrag habe, ihn unterzeichnen zu lassen, und ließ sich gleichwol „discurrendo verlauten, daß das Haus Oesterreich jetzt in der größten Gefahr und gleichsam in einer Stunde ruinirt werden solle." Er schrieb aber noch um Colloredo's Abberufung, fertigte (23. Febr.) Befehle an die Commandanten aus, daß sie den Revers unterzeichnen sollten, und setzte Memoriale über Organisationen auf, als er am 24. Febr. zu Ohlau durch Colloredo verhaftet und erst nach Glatz, dann nach Wien geschafft ward. Das Schlimmste für ihn war, wie gesagt, daß noch nach seiner Verhaftung, am 2. März, sein Oberstlieutenant Albrecht von Freiberger zu Troppau versucht hatte, zwei Regimenter, das Schaffgotschische und ein böhmisches, zur Empörung zu verleiten. Er hatte sie auf dem Marktplatze versammelt, haranguirt, über den Undank, den er nach achtzehnjährigem Dienste vom Kaiser erfahren solle, geklagt, sie mit Erfolg aufgefodert, mit ihm „Vivat Friedland!" zu rufen und sie dann dem Herzog schwören lassen. Hierauf berief er Rath und Bürgerschaft auf das Schloß, wo er eine wunderliche Rede hielt, in welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, viele eigene Ausschmückungen und phantastische Uebertreibungen der Entwürfe des Herzogs vorkamen, die aber, auch wenn man Vieles auf diese Rechnung setzte, im Zusammenhalt mit dem, was doch auch anderweit von den Friedländischen Plänen verlautet hatte und durch Thatsachen bestätigt schien, wesentlich beitragen mußte, die kaiserliche Seite glauben zu machen, daß dieselben ungeheuerlicher Natur, daß Schaffgotsch tief in sie eingeweiht gewesen sei und daß Freiberger nur gethan habe, was Schaffgotsch selbst

vorgehabt und wozu er Jenen instruirt habe [1]). Es hieß darin: Rath und Bürgerschaft hätten dem König von Frankreich als neuerwähltem römischen König [2]), dem Herzog von Friedland als König von Böhmen, der Krone Schweden und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu schwören. Jetzt sei die Zeit erschienen, die Landes- und Religionsfreiheit aufzurichten. Der Kaiser habe die Absicht, die evangelische Religion ganz und gar auszurotten, und habe dem Herzog von Friedland befohlen, die Güter aller Evangelischen zu confisciren und darauf das Sacrament zu empfangen, sei auch von diesem Vorsatz nicht abzubringen [3]). Deshalb hätte sich das römische Reich mit dem König von Frankreich und den Generalstaaten verbunden, vereint mit den Schweden die evangelische Sache zu retten, welchem Bunde der Generalissimus (dessen Tod also noch nicht bekannt war) und mit ihm das Königreich Böhmen beigetreten seien. Fünf Regimenter seien bereits vereinigt; sechs andere würden binnen wenigen Tagen eintreffen, ebenso anderes Hilfsvolk aus Breslau, Brieg und Oppeln. Der säch-

---

1) In der That sind diese Verdachtsgründe sehr dringend, wenn man nicht annehmen will, daß Freiberger wahnsinnig gewesen. Wie hätte er es wagen können, so zu reden und zu handeln, wie er that, wenn er sich nicht überzeugt hielt, daß der Herzog ihn im Hauptwerke nicht desavouiren werde? Förster geht daher auch sehr klüglich ganz kurz über diese Sache hinweg. Indeß hatte Freiberger seine Nachrichten über die Pläne des Herzogs jedenfalls erst aus zweiter und dritter Hand und die Anhänger Wallenstein's mögen wol manche eigene Projecte hinzugethan haben, wie das so zu gehen pflegt.

2) Daran hatte Wallenstein, nach Allem, was man weiß, niemals gedacht. Von Verhandlungen mit den Generalstaaten, von denen weiterhin die Rede, ist jedoch auch anderwärts gesprochen worden. Sollte sich in Holland nichts darüber finden?

3) Dies natürlich lauter Lügen, die nun einmal zu den Lieblingsmitteln der Demagogen jeder Farbe und jedes Zeitalters gehören.

sische General Arnim und der schwedische Duval seien im Anzug [1]). Ein Theil der Bürgerschaft fiel ihm zu. Einige sich weigernde Mitglieder der Ritterschaft, der Landeshauptmann der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, mehrere kaiserliche Commandanten und die kaiserlich gesinnten Oppersdorf, Eberstein, Schlick und Dietrichstein wurden in Haft genommen, zumal sie als Geißeln für Schaffgotsch dienen sollten. Lilienfeld, genannt Schneider, zeitheriger kaiserlicher Kriegscommissarius, verfaßte ein mit den Namen der vornehmsten Stände von Troppau, Ratibor und Jägerndorf unterzeichnetes und mit dem Siegel der Stadt Troppau versehenes Patent, welches verbreitet werden sollte. Ein Dragonerregiment ward gegen Olmütz beordert. Da zog, statt der Sachsen und Schweden, der kaiserliche General Götz mit überlegener Macht heran und Freiberger, welchem Pardon zugesagt worden, mußte sich ergeben, worauf er nach Wien geschickt worden ist. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt [2]).

Schaffgotsch leugnete beharrlich und suchte seinen Briefen unverfängliche Deutungen zu geben. Auch in Regensburg konnte man nichts, ja weniger als zu Wien geschehen [3]), aus ihm herausbringen. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn nun, wegen des genugsam dargethanen militärischen Verbrechens, zum Tode durch das Schwert, unter Abhauung der rechten Hand. General Götz, der dies nach Wien berichtete, fügte hinzu, daß die Tortur nicht angewendet worden sei, da Se. Majestät es nicht

---

1) Auch diese muthmachenden Vorspiegelungen erinnern an Zeiten, die wir selbst durchlebt haben.

2) Graf Mailath, S. 399—400.

3) Förster, S. 172.

ausdrücklich befohlen. Es wurde hierauf ein Gutachten der deputirten Räthe des Reichshofraths erfodert: ob der bereits zum Tode verurtheilte Schaffgotsch vor der Hinrichtung noch mit der Tortur angestrengt werden könne, indem man immer noch hoffte, von ihm das Sicherste und Umfassendste über „das vorgeweste abscheuliche Tradiment" zu erfahren, woran dem status publicus viel gelegen. Das Gutachten fiel bejahend aus und, wie es in dieser sublunarischen Welt, zum Guten wie zum Schlimmen, nie an einem Grunde fehlt, so hieß es auch hier: Schaffgotsch würde durch genaue Erkundung des verrätherischen Anschlags nur desto mehr gravirt werden [1]), werde übrigens durch seine Verurtheilung „servus poenae und als ein cadaver mortuum, wie die jura reden, zu halten." Er wurde über drei Stunden lang mit Daumschrauben und Leiter gefoltert (4. Juni 1635); es war aber nichts Zusammenhängendes oder irgend dem Zwecke dieser eifrigen Wächter des status publicus Entsprechendes aus ihm zu erpressen [2]). Am folgenden Tage wurden die Beisitzer des Kriegsgerichts befragt, ob die Tortur nochmals zu versuchen sei. Generalwachtmeister Wangler und mehre Obersten, wol alte Kriegs-

---

1) Er trage also die der schon verhängten Strafe zugefügten Qualen billig, mochten sie denken, wollten aber freilich erst durch die Folter erfahren, ob — sie ein Recht gehabt hätten, sie anzuwenden. So können Menschen mit Menschen umgehen!

2) Daß Schaffgotsch Manches aussagen konnte, was den Verdacht gegen den Herzog sehr verstärkt haben würde und daß er namentlich um die gleichfalls strafbaren Pläne, dem Kaiser das Heer aus den Händen zu spielen und es zu einem Werkzeug für die Pläne Wallenstein's und seiner Anhänger zu machen, wußte, ist wahrscheinlich. In die Verhandlungen des Herzogs mit den Fremden war er schwerlich eingeweiht und unter dem, was ihm darüber gesagt worden sein mag, können auch mancherlei Vorspiegelungen gewesen sein.

kameraden des Generals, der ihnen jetzt als servus poenae dienen sollte, sagten denn doch, es seien ihnen „diese Sachen als extra professionem zu schwer", wie denn in der That eine lange Gewohnheit, eine harte Zeit und eine starke Natur dazu gehört haben muß, sie und so manches Andere nicht „zu schwer" zu finden. Doch fand sich unter den Beisitzern des Gerichts die hinlängliche Anzahl Solcher, die es nicht zu schwer fanden; indeß der Kaiser gestattete die weitere Tortur nicht, erließ auch das Handabhauen, bestätigte aber das Todesurtheil (5. Juli). Schaffgotsch hatte sich noch am 23. Juni mit einem Bittschreiben an den römischen König gewendet und beharrlich versichert, daß er „von des Friedländers böser Intention keine Wissenschaft gehabt." Man bot ihm an, die Hinrichtung im Gefängniß vornehmen zu lassen, er schlug es aber aus mit den Worten: „ich will lieber öffentlich unter Gottes freiem Himmel vor aller Welt sterben, als im Winkel gerichtet werden." Als er hörte, der Platz seiner Hinrichtung hieße die Haide, sagte er: „ich habe wol gedacht, daß ich auf grüner Haide sterben würde; doch stirbt sichs allenthalben wohl, wenn man darauf vorbereitet ist." [1]) Die Jesuiten ließ er nicht vor sich, sondern verlangte nach einem lutherischen Prediger, wobei er bemerkte: „hätte ich mei-

---

1) Eine Sage erzählt: ein Astrolog habe ihm und einem eben geborenen Lamme die Nativität gestellt und gefunden: das Lamm werde der Wolf verzehren; er aber werde durch das Schwert umkommen. Hierauf habe Schaffgotsch, um diese Vorhersagung sogleich in dem einen Theile Lügen zu strafen, das Lamm schlachten und braten lassen, das gebratene Lamm sei aber doch von einem im Schlosse gehaltenen zahmen Wolfe erhascht und verzehrt worden. Bei der Tafel vermißte der Freiherr das Lamm und der herbeigerufene Koch gestand das Geschehene, worauf der Freiherr nachdenklich ward und mit Ernst ein „so sei Gott mir gnädig" sprach.

ner ehrlichen Freundschaft und der Kirche Gottes das Aergerniß anthun und jesuitisch werden wollen, ich wollte jetzo nicht hier sitzen." Er bestand seine am 23. Juli 1635 vollzogene Hinrichtung mannhaft [1]). Seine Kinder wurden zu den Jesuiten gebracht und katholisch erzogen, worauf sie die confiscirten Güter ihres Vaters, mit Ausnahme der dem General Hatzfeld geschenkten Herrschaft Trachenberg, zurückerhielten und zu hohen Ehren und Würden aufstiegen [2]). Sein Urenkel war mit einer Hatzfeld-Trachenberg vermählt und vereinte so die Familien zweier Gegner durch verwandtschaftliche Bande. Ein anderer Urenkel, Philipp Gotthard, ward 1747 Fürstbischof zu Breslau.

Bei dem großen Aufsehen, das Wallenstein's Katastrophe durch ganz Europa gemacht hatte, hielt es der wiener Hof und hielten es auch die Parteien, die hauptsächlich an Wallenstein's Sturze gearbeitet, für zweckmäßig, die öffentliche Meinung für die Rechtmäßigkeit des Geschehenen zu gewinnen. Die schon im März zu

---

[1]) Er war 1595 geboren, durch Studien und Reisen gebildet, und 1619 in die kaiserlichen Dienste getreten, in denen er rasch, später namentlich durch Wallenstein gefördert, emporstieg. Durch Diplom vom 4. Dec. 1627 erhielt er, damals kaiserlicher Kämmerer und Oberster, den Stand eines Semperfreien des heil. römischen Reichs. 1620 hatte er sich mit Barbara Agnes, einer Tochter Herzog Joachim Friedrich's von Liegnitz und Brieg und Annen Marien von Anhalt, vermählt. Graf, wie man ihn häufig genannt findet, wurde erst sein Sohn, Reichsgraf sein Enkel.

[2]) Sein Sohn Christoph Leopold, geb. 1623, † 1703, war Ritter des goldenen Vließes, k. k. Kämmerer, Geheimerath und Oberamtsdirector in Schlesien, ward 1651 Oberst-Erblandhofmeister von Schlesien und Erbhofrichter der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, erhielt am 14. März 1674 das Prädicat Hochgeboren und am 6. Oct. 1700 den böhmischen Grafenstand. Dessen Sohn Johann Anton bekleidete die gleichen Würden und ward am 15. April 1708 Reichsgraf und bekam das liegnitz-brieg'sche Wappen seiner Großmutter ins Wappen.

Prag erschienene anonyme Schrift: „Alberti Friedlandi perduellionis chaos sive ingrati animi abyssus“ hat keinerlei officiellen Charakter und auch sonst keinen Werth. Dagegen erschien später, jedoch auch noch 1634, ein auf kaiserlichen Befehl verfaßter: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vergewesenen Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulichen Prodition.“ Derselbe war in mehren Hauptpunkten behindert, die Wahrheit zu sagen, und mußte sich daher theils mit outrirten Worten, theils mit Behauptungen behelfen, welche mehr auf Conjectur und Verdacht, als auf Beweisen beruhten, weshalb es denn den neuern Vertheidigern des Friedländers leicht gewesen ist, die ganze Schrift als haltlos darzustellen. Die Absicht des Hofes war von vornherein lediglich darauf gerichtet gewesen, den Herzog vom Commando zu entfernen. Seine eigenen Schritte, namentlich die Maßregeln, die er ergriff, sich des Heers zu versichern, machten es der Regierung zur Nothwendigkeit, auf ihre eigene Vertheidigung bedacht zu sein, und dabei sich auch auf die äußersten Mittel gefaßt zu machen. Daß seine Absichten auch die strengsten Mittel rechtfertigten, dafür hatte man durch das, was man über seine Verhandlungen erkundet, jedenfalls entschiedene moralische Ueberzeugung gewonnen, wenn auch die Beweise theils juristisch nicht genügend, theils nicht von der Art sein mochten, daß man sie öffentlich darlegen konnte. Die Operationen der kaiserlichen Generale und, wie aus deren vertraulicher Correspondenz erhellt, auch ihre Absichten und Erwartungen, waren jedoch nur darauf gerichtet, ihn zu isoliren und, allein oder mit so wenig Begleitern als möglich, aus Böhmen zu drängen [1]). Da hatte

---

1) Graf Mailath, S. 378—80.

es sich begeben, daß der Herzog, mit seinen ergebensten und in seine Pläne eingeweihtesten Anhängern, durch die eigenmächtige That einiger Officiere getödtet worden war. Die Regierung hätte dieses Ereigniß, das ihr in manchen Beziehungen unerwünscht kommen mußte, desavouiren können. Aber noch war der Name des Friedländers so furchtbar, der Eindruck der Gefahr, der man durch seinen Sturz entronnen, so groß, daß man das Gefühl der Befriedigung, auf einmal so schwerer Sorgen enthoben zu sein, nicht zu verleugnen vermochte. Butler, Gordon, Leslie hatten in Treue und in fester Ueberzeugung, dem Gebote der Pflicht zu folgen, gehandelt. Die kaiserliche Partei war voll Jubels und Alles drängte sich danach [1]), sich an der Beute des gefällten Feindes zu bereichern, sich auf seine Kosten für wahre oder erheuchelte Treue belohnen zu lassen. Auch die Thäter rechneten auf Belohnungen, wie sie sahen, daß ihre That mit Beifall aufgenommen ward. Die Regierung scheint sofort entschlossen gewesen zu sein, das Geschehene anzuerkennen und auf sich zu nehmen. Letzteres that sie indirect schon in einer Note an die Höfe, worin die Tödtung des Herzogs als durch sein Verbrechen verwirkte Execution bezeichnet ward, die man nothgedrungen vornehmen lassen. Später rieth der römische König ausdrücklich, „wider die executirten proditoren auch sententiam post mortem zu publiciren", was uns übrigens durchaus nicht so gemeint scheint, wie es ebenso Graf Mailath, als Förster auslegen und wundersame

---

1) Auch Graf Mailath (S. 389 ff.) bezeichnet die Gier, mit welcher Mehre über Wallenstein's Verlassenschaft herfielen, als schamlos, und bemerkt, daß nur Wenige ihre Belohnungen mit bescheidener Bitte begehrt, oder ohne Bitte empfangen hätten.

Hypothesen von freilich entgegengesetzter Tendenz darauf gründen. Der römische König dachte nicht an eine zurückdatirte, sondern an eine nachträgliche Sentenz. Um so nöthiger ward es, die Schuld des Herzogs, die Dringlichkeit der Gefahr darzulegen. Da aber war man wieder behindert: in Bezug auf die das Heer betreffenden Maßregeln durch die Rücksicht auf die Vielen, die an den Pilsener Verhandlungen theilgenommen, dann aber ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht hatten, auf die Gründe überhaupt, welche die Regierung schon früher bewogen hatten, die Reverssache mit einer gewissen Nachsicht zu behandeln; ebenso hinsichtlich der französischen Verhandlungen, wenn nicht durch Rücksicht auf Frankreich, doch durch Rücksicht auf den Herzog von Savoyen, von dem man die Nachrichten empfangen und dessen Beziehungen zu Frankreich man schonen mußte. Durch die Katastrophe von Eger waren die wichtigsten Fäden des Geheimnisses zerrissen worden. Die Eingeweihtesten, Kinsky, Terzky, Illow, waren verstummt. Man war auf einen kleinern Kreis von Anschuldigungen verwiesen und mußte sich bei diesem auf Behauptungen beschränken und Verdacht für Beweis geben. Es ist jedoch wohl zu bemerken, daß dies von beinahe dem ganzen Inhalte jener Schrift gilt, daß die Vertheidiger Wallenstein's deshalb die ganze Schrift verwerfen, und daß gleichwol neuere Entdeckungen einen guten Theil ihres Inhalts bestätigt haben. Hr. Helbig [1]) erklärt, daß die Darstellung der Umtriebe des Herzogs im letzten Winter seines Lebens, wie sie jene Schrift gibt, „im Ganzen richtig" sei und hat in der That gar Manches beigebracht, wodurch Dinge, die z. B. von Förster für

1) Der Kaiser Ferdinand, S. 49.

rein ersonnen gehalten werden und über deren Behauptung sich dieser mächtig ereifert hatte, vollkommen bewiesen werden. Noch mehr ist das der Fall in Bezug auf die so gänzlich verschriene und als tückische, selbstsüchtige Verleumdung bezeichnete Schrift jenes Jaroslav Sesyna Raschin von Riesenburg [1]), der dem Wallenstein als Unterhändler gedient, dann aber durch Aussagen gegen ihn seine Amnestirung und die Rückgabe seiner Güter erwirkt hatte, und auf den sich die obige officielle Schrift bezieht. Raschin's Schrift enthält weit mehr Einzelheiten und ein guter Theil derselben, der von Wallenstein's Vertheidigern für die unwahrscheinlichste Erfindung erklärt worden, Einzelnes auch aus frühern Jahren, steht jetzt als vollkommen bestätigt da [2]); nur daß Raschin, als untergeordneter Agent, nicht immer den rechten Zusammenhang der Dinge kannte und am wenigsten über die letzte Absicht des Herzogs urtheilen konnte. Auf Seiten der Gegner des Kaisers wurde natürlich der Vorgang nur in einem dem Herzoge günstigen Sinne aufgefaßt; er wurde durch seine Katastrophe populär; der Kanzler Oxenstierna, der ihm erst solange gemistraut, sprach sein Bedauern aus: „daß der Herzog nit lenger das Leben haben sollen und ehe er seinen dessein inß werk richten und sich mit der Evangelischen Parthey conjungiren und die fundamenta zu einem sichern, bestendigen und durchgehenden Reichsfrieden legen helffen kön-

---

1) Sie erschien 1634 lateinisch und deutsch. Den ausführlichen Titel s. bei Förster, S. 183.

2) Vergl. Dudik, a. a. O. S. 431 ff. — Graf Mailath hätte sich vielen, erfolglos aufgewendeten Scharfsinn ersparen können, wenn er die Entdeckungen gekannt hätte, welche namentlich Helbig und Dudik gemacht haben.

nen, auß dem Wege geräumt worden [1])." Ja selbst Cardinal Richelieu, dem sein Leben lang jedes Mittel, das seinem Zwecke diente, gleich war, drückte seinen Abscheu vor diesem „Meuchelmord" aus.

Wie schon erwähnt, waren bereits vor dem Tode des Herzogs Confiscationsbefehle erlassen worden, und den Tag nach dessen Tode, bevor man aber denselben bereits kannte, reiste der Commissar, Graf Adolf Puchheim, zur Besitznahme von Friedland und Sagan ab. Dies soll um so nöthiger gewesen sein, als schon von vielen Seiten Plünderungen und Entfremdungen begonnen hatten, weshalb Gallas, schon bevor der Herzog nach Eger gekommen war, drei Compagnien als Sicherheitswache in das Herzogthum Friedland legte. Die Güter des Herzogs und der mit ihm Gefallenen wurden zunächst für den kaiserlichen Fiscus in Besitz genommen, wobei jedoch alle rechtlichen, auf den confiscirten Gütern haftenden Foderungen anerkannt wurden [2]). Die Confiscation der Güter des Herzogs scheint damals allgemein erwartet worden zu sein, keinerlei Befremden erregt und keinerlei Widerspruch gefunden zu haben. Zwei Jahrhunderte später aber hat sich noch ein Rechtsstreit daraus entsponnen, der sich durch längere Jahre durchgezogen, jedoch mehr nur um formelle Rechtsfragen, Competenz-

---

1) Gilt es denn von den Diplomaten, den Staatsmännern aller Zeiten, daß ihnen die Sprache gegeben ist, ihre Gedanken zu verbergen? Den Schweden kam das Ereigniß ganz gelegen; denn sie rechneten nun, daß die Protestanten, namentlich Sachsen, sich lediglich auf sie stützen würden. S. Helbig, Der Kaiser Ferdinand, S. 48.

2) Graf Mailath (S. 389) erwähnt hier eine bemerkenswerthe Reclamation. Graf Adam Gronsberg verlangte nämlich 12,000 Ducaten, die ihm Wallenstein für Freilassung des bei Nürnberg gefangen genommenen schwedischen Generalfeldzeugmeisters Bernhard Torstenson versprochen.

zweifel u. dergl. bewegt hat und, wenn wir nicht irren, zuletzt durch Vergleich beendigt worden ist. Schon am 15. Sept. 1622 waren dem Wallenstein, damals als k. k. Oberst und Regierer des Hauses Waldstein und Friedland bezeichnet, unter Genehmigung der Errichtung eines Majorats und Fideicommisses, nach Maßgabe der darüber damals schon vorliegenden Disposition, die pfalzgräflichen Rechte und die darin begriffenen oder gewöhnlich damit verbundenen Ehren- und sonstigen Befugnisse verliehen worden, welche dann in gewöhnlicher Weise pomphaft aufgeführt wurden und unter denen sich auch die Unverjährbarkeit dieser Begnadigungen befand [1]). Er hatte sich weiter, unter Anführung, daß „mit Veränderung der Zeiten und Leuft, durch Anstiftung böser friedhässiger Leut und Verhängnus Gottes des Allmächtigen, je bisweilen aus fürstlichen und andern vornehmben Geschlechtern gebohrne junge Leut, aus Unverstand sich verleiten und zu einem Aufſtand, oder andere Ungebührlichkeiten wider ihre vorgesetzte ordentliche höchste Obrigkeit bewegen ließen", unter dem 11. Mai 1627, wo er bereits Herzog von Friedland und des Kaisers General-Oberst-Feldhauptmann war, das Privilegium geben lassen [2]), daß, wenn einer seiner Successoren sich „des Criminis laesae Majestatis theilhaftig oder beipflichtig machen würde, der, oder dieselben nicht, wie sonst rechtlich ausgesetzet, mit Einziehung des ermeldeten Herzogthums Friedland, oder anderer Güter, sondern an Leib, und Leben bestrafet, das Herzogthumb aber, und die Güter, auf den nach ihnen folgenden ältisten Herzogen, oder

---

1) Die Urkunde bei Förster (Wallenstein's Proceß), Urkundenbuch, S. 7 ff.

2) Es ist ausdrücklich auf sein Ansuchen geschehen.

Fürsten von Friedland fallen, und stammen solle." [1]) Es war ihm weiter am 1. März 1628 gestattet worden, eine fideicommissarische Disposition in Betreff der Succession in den Herzogthümern Friedland und Sagan zu treffen [2]), worauf er auch (26. Mai 1628) das bereits erwähnte Statut begründet hatte. In demselben bestimmte er, für den Fall, daß sein eigener Mannsstamm abstürbe, den zweiten Sohn des Oberst-Burggrafen Adam von Waldstein [3]), den Max von Waldstein und dessen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt, im Mangel und Abgang aber auch dieser Linie, den dritten Sohn des genannten Adam, Berthold von Waldstein, und dessen männliche Nachkommen zu Nachfolgern. (Letzterer fiel übrigens bei Lützen und hatte keine Descendenten.) Der Herzog selbst hatte keine männlichen Nachkommen, wol aber sein Vetter Graf Maximilian, von welchem die beiden jetzt bestehenden Linien des gräflichen Hauses Waldstein-Wartenberg stammen, und zwar die zu Münchengraz 2c. von seinem ältesten Sohne Ferdinand Ernst († 21. Mai 1656 als k. k. Geheimer Rath, Statthalter, Oberstland-

---

1) Die Urkunde s. bei Förster, a. a. O. S. 88 ff. Unter dem crimen laesae majestatis verstand man übrigens damals auch den Hochverrath.

2) Förster, a. a. O. S. 51 ff.

3) Adam der Jüngere Reichsgraf von Waldstein, in Böhmen und Mähren reich begütert, kaiserlicher Oberststallmeister, Oberstburggraf von Böhmen, Ritter des goldenen Vließes, vermählt mit Elisabeth von Waldstein († 14. Jan. 1614), geb. 8. Jan. 1570, † 26./27. Aug. 1638. Er war Andergeschwisterkind mit Wallenstein's Vater. Sein ältester Sohn war Rudolf, der 1644 als kaiserlicher Obersthofmarschall starb und von Zdislawa von Sezyma-Austj den 1666 ohne männliche Nachkommen verstorbenen Franz Adam hinterließ. Weitere Kinder Adam's des Jüngern waren: Maximilian, Berthold, Franz Augustin und Polyxena.

richter und Oberstlandkämmerer im Königreich Böhmen [1]), die zu Dux ꝛc. von seinem fünften Sohne Karl Ferdinand († 9. April 1702 als k. k. Geheimer Rath, Oberst-Erbtruchseß im Königreich Böhmen, Obersthofmeister der Kaiserin, Oberstkämmerer, Gesandter in England, Holland und Polen, Ritter des goldenen Vließes [2]). Das gegenwärtige Haupt der ersten Linie nun, Graf Christian Vincenz Ernst (geb. 2. Jan. 1794, k. k. Kämmerer und wirklicher Geheimer Rath), erhob 1841 die erwähnten Ansprüche auf Anerkennung der auf ihn verfällten herzoglichen und fürstlichen Würde, Entschädigung für Sagan und die bei dem Tode des Herzogs das Herzogthum Friedland bildenden Herrschaften mit anderweitem äquivalenten Besitze und Bestätigung derselben mit den ihm bereits zugehörigen Gütern zu einem Familienfideicommiß nach den friedländischen Dispositionen [3]). Wenn dabei sowol auf das Privilegium der Unverjährlichkeit, als auf das der Nichtverwirkbarkeit besonderer Bezug

1) Er war böhmischer Gesandter bei dem Friedensschlusse zu Münster.

2) Graf Maximilian hatte übrigens sechs Söhne und zwei Töchter. Unter den erstern wurde Graf Franz Augustin Großbailif des Johanniterordens, Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklicher Geheimer Rath, Hatschierergardehauptmann und Obersthofmarschall. Er war der vierte Sohn und † 11. Aug. 1684. Der sechste Sohn, Johann Friedrich († 4. Juni 1694), wurde Erzbischof von Prag. Das Haupt dieser Linie besitzt auch das Seniorat Trebicz in Mähren (s. den Aufsatz sub IV.). Eine andere nicht vom Grafen Adam stammende Linie des Hauses Waldstein ist die zu Arnau.

3) Er beschränkte seine Ansprüche in Böhmen auf die Herrschaften Reichenberg und Friedland, Weiß- und Hünerwasser, Hirschberg, Widim, Hauska, Horcicz, Aicha, Kopidlar, Smidar, Semil, Welisch Kumburg und Aulibitz, Arnau und das Gut Altenburg. Weiß- und Hünerwasser und Hirschberg waren übrigens bereits durch Kauf wieder an die Familie gekommen.

genommen worden, so mögen Juristen, nach genauer Einsicht der betreffenden Documente selbst, entscheiden, ob das erstere sich auf etwas Weiteres bezieht, als auf die in dem Majestätsbriefe vom 15. Sept. 1622 aufgeführten Rechte und Freiheiten, und ob bei dem zweiten Privilegium der Fall ins Auge gefaßt war, wo nicht einer der Successoren des Herzogs, sondern dieser selbst sich solcher Verbrechen schuldig machte, welche nach damaligen Rechten die Confiscation der Güter nach sich zogen. Auch finden wir es mindestens sehr unwahrscheinlich, daß Graf Maximilian Waldstein, der Vetter, Schwager und Vertraute des Herzogs, dem er in Abwesenheitsfällen die Regierung seiner Besitzungen, statt seiner, übertrug, das von ihm errichtete Familienstatut und die darin zu Gunsten des Erstern getroffene Disposition nicht gekannt haben sollte. Doch dem sei wie ihm wolle, Graf Maximilian erhob nicht den mindesten Anspruch und war jedenfalls froh, nicht in den Sturz seines Vetters verwickelt zu werden, sondern nach wie vor die Gunst des Kaiserhauses und den Besitz hoher Würden und reicher Güter zu behaupten und auf seine Nachkommen zu vererben. Er starb, in Böhmen reich begütert, als k. k. Oberststallmeister, wirklicher Geheimer Rath und oberster Kämmerer, Oberster eines Regiments zu Fuß, Generalcommandant im Königreich Böhmen, Ritter des goldenen Vließes, den 19. Febr. 1655 [1]).

Der kaiserlichen Kammer verblieb übrigens keineswegs die ganze große Gütermasse, die durch die Confiscation des Wallenstein'schen, Terzky'schen und Illow'-

---

1) Er war drei Mal vermählt: mit Katharina von Harrach, mit Maria Polyxena von Thalenberg und mit Maximiliane von Salm. Ferdinand Ernst stammte aus der ersten Ehe.

schen Vermögens verfügbar ward. Das Wichtigste, was sie erhielt, war noch das ohnedies nur pfandweise überlassen gewesene Fürstenthum Glogau. Auch das Illow'sche Mies ward eine königliche Stadt. Smirkowitz schenkte der Kaiser seinem Sohne Ferdinand. Sagan ward an die Lobkowitz verkauft. Neuschloß und Böhmisch-Leippa behielt Wallenstein's Witwe und Tochter. Die Herrschaften Friedland und Reichenberg, welche Wallenstein übrigens auch aus einer Confiscationsmasse, der des Christoph von Röder, der wegen „begangenen abscheulichen Criminis perduellionis, rebellionis, et Laesae Majestatis condemniret" worden, erworben hatte, ferner Kinsky's Haus und Garten zu Prag, nebst mehrern Bergwerken, erhielt Graf Matthias Gallas, von dessen Nachkommen diese Besitzungen auf die Clam-Gallas übergegangen sind. Piccolomini bekam die große Herrschaft Nachod in Böhmen, welche Terzky aus der Confiscationsmasse Albrecht Johann Smirczicky's um 200,000 Fl. erkauft hatte, während sie auf über 600,000 Fl. taxirt war. Die friedländische Herrschaft Opoczno erhielt Graf Rudolf Colloredo (geb. 2. Nov. 1585, 1624 Reichsgraf, † 24. Jan. 1657 als Feldmarschall, Gouverneur von Prag, Großprior des Johanniterordens in Böhmen), der ein großes Fideicommiß stiftete, das zunächst an den Sohn seines Bruders Hieronymus (geb. 1582, 1632 kaiserlicher General, 3. Mai 1634 von Arnim bei Liegnitz geschlagen, 1638 beim Entsatz von St.-Omer geblieben) [1],

---

1) Ein dritter Colloredo, Johann Baptist, war auch in k. k. Diensten im Dreißigjährigen Kriege, zeichnete sich 1642 bei Leipzig aus, wurde 1643 venetianischer Feldmarschall und fiel 1649 auf Candia. Derselbe gehörte aber einer andern Linie an, als die im Texte genannten beiden.

Ludwig, und als dieser am 28. Dec. 1693 ohne männliche Nachkommen starb, an einen Lehnsvetter, Hieronymus, fiel, dessen Sohn, Rudolf Joseph, 1763 in den Fürstenstand erhoben wurde. Graf Johann von Aldringen [1]) bekam die Kinsky'sche Herrschaft Teplitz und seine Schwester hat sie, nachdem ihr mit einer Gräfin Elisabeth Waldstein vermählter Sohn erster Ehe ohne männliche Erben gestorben war, an die Clary gebracht, welche sich, seit Diplom vom 23. Jan. 1666, Grafen Clary-Aldringen schrieben und 1767 in den Fürstenstand erhoben wurden. Aicha und Friedstein bekam (5. Mai 1636) der bekannte Kroatenführer Johann Ludwig Hector Graf von Isolani, der Sohn jenes Johann Marcus Baron Isolani aus Cypern, der in kaiserlichen Diensten in Ungarn kämpfte und 1598 in türkischer Gefangenschaft starb; er selbst, 1586 geboren, 1612 gleichfalls von den Türken gefangen, denen er glücklich entkam, Oberst eines Kroatenregiments, 1631 General, 1634 Feldzeugmeister und General der Kroaten, 1635 Graf, starb 1640. Kumburg und Aulibitz, mit Giczin, auch aus der Smirczicky'schen Masse stammend, wurden dem Feldmarschall Rudolf Freiherrn von Teuffenbach für seine Foderung

1) Ueber ihn vielleicht künftig einmal besonders. Hier wollen wir nur bemerken, daß die Geschichte mit der Hinrichtung des Obersten von Fahrensbach, die wir Th. II, S. 339 erzählten und dabei mit dem „Rheinischen Antiquarius" (II, 1, 401—2) Aldringen den Befehl zur Durchführung der Execution ertheilen ließen, worauf Aldringen acht Wochen darauf bei Landshut erschossen worden, jedenfalls hinsichtlich des letztern Umstands, wie uns gleich hätte beikommen sollen, falsch ist, da Aldringen erst am 22. Juli 1634 fiel. Kitlitz' Böhmische Ehrentafel (s. Förster, Wallenstein's Proceß, S. 97, Anm.) läßt Wallenstein den Pardon verweigern und den Verurtheilten durch einige Scharfrichter niederhauen, wofür ihn Fahrensbach in das Thal Josaphat citiret habe, ihm daselbst binnen Jahr und Tag vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft zu geben.

von 200,000 Fl. an das Aerar und einen Monatssold für sein Regiment überlassen. Sie sind jetzt Trautmannsdorf'sches Besitzthum. Hohenelbe wurde dem Obersten Rudolf Freiherrn von Morzin wegen geleisteter Kriegsdienste geschenkt (22. Jan. 1636) und ist noch jetzt in dem Hause der Grafen dieses Namens. Arnau wurde dem Wilhelm Lamboi Freiherrn von Defernes für 60,000 Fl. überlassen, woneben er noch seinem Regimente einen Monatssold zu bezahlen hatte. Die Herrschaft Horciez wurde den Söhnen des Jakob Strozzi, Grafen von Schreitenthal, Peter und Octavian, für geleistete Kriegsdienste gegeben (9. Nov. 1635). Widim erhielt Generalwachtmeister Johann Bekh; Semil Graf Nikolaus Desfours. Oberst Butler wurde Reichsgraf und Kammerherr, starb aber schon im August 1634. Seiner Witwe wurde, nebst mehrern Terzky'schen Gütern, die friedländische Herrschaft Hirschberg überwiesen. Das Erbe kam dann an seinen Großneffen, von welchem die Grafen Butler-Clonebough, genannt Haimhausen, stammen, welche Hirschberg 1722 an die Waldstein verkauft und sich nach Baiern gewendet haben. Oberst Johann Gordon bekam aus der friedländischen Masse Smidar[1]) und Skriwam, wobei ihm 120,000 Fl., als Belohnung für Kriegsdienste, an dem Taxpreise abgerechnet wurden, während er 58,323 Fl. 11 Kr. 4 Pf. demjenigen berichtigen sollte, den der Kaiser anweisen würde. Auch erhielt er einige Kinsky'sche Güter. Walter Leslie ward damals Reichsgraf, Kammerherr, Trabantenhauptmann und Chef eines Regiments und erhielt die friedländische Stadt Neustadt an der Mettau.

---

1) Dieses stammte aus der Silberstein'schen Confiscationsmasse.

Er heirathete die Tochter des Fürsten Max Dietrichstein, ward 1650 Generalfeldmarschall von Kroatien, 1655 Geheimer Rath, 1665 Ritter des goldenen Vließes, 1665—66 außerordentlicher Gesandter in Konstantinopel, und starb am 5. März 1667, 61 Jahre alt. Ihn beerbte sein mit einer Liechtenstein vermählter Bruder Jakob. Aber auch dessen Geschlecht erlosch 1802 und Neustadt kam an die Fürsten Dietrichstein. — Welisch, Altenburg und Ploschkowitz wurden dem Grafen Heinrich Schlick für seine Kriegsfoderung verschrieben (29. Juli 1637). Weiß- und Hünerwasser erhielt (20. Mai 1639) Franz Marchese di Grana und Caretto, Graf von Millesimo, der eifrigste Betreiber des Confiscationswerks und unverschämteste Bettler dabei. Giczin kam an Graf Max Trautmannsdorf, welche Familie es noch besitzt, Kopidlar an Graf Sigismund Dietrichstein als Entschädigung für seine und seines Bruders Foderung (11. März 1636). Trnawa wurde dem Grafen Adam von Waldstein für 15,000 Fl. abgelassen (1. Juli 1637), Hauska der Gräfin Veronica von Sultz und der Gräfin Hypolita Canosin geschenkt (13. Jan. 1637).

II. Aus dem Leben Johann von Werth's.

Daß Wallenstein's Erwartung, das Heer werde sich von ihm nach welcher Seite er wolle leiten und fortreißen lassen, eine selbst unter damaligen Verhältnissen allzu kühne war, hat theils seine eigene Erfahrung bewiesen, theils wird es auch durch den Ausgang bestätigt, den eine ähnliche, nur in den Beweggründen reinere, größern Anschein der Berechtigung tragende und in ihren Absichten unverfänglichere Unternehmung eines andern berühmten Kriegsführers jener Zeiten nahm. Wir meinen den Versuch Johann von Werth's, das baierische Heer in den Dienst des Kaisers, für dessen Sache es gestritten hatte, überzuführen, als Baiern seinen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte.

Wir beabsichtigen diesmal nicht, das Leben des tapfern Reiterführers, um den es sich handelt, im Einzelnen zu schildern und verweisen hinsichtlich der Details auf die ausführliche Erörterung, die ihm der „Rheinische Antiquarius" (III, 1, 100—173) in sehr dankenswerther Weise gewidmet hat. Nur auszugsweise mag, zur Einleitung, das Nöthigste daraus mitgetheilt werden.

Johann von Werth ist ein Rheinländer, hat seine Jugendjahre zu Büttgen bei Neuß verlebt[1]), und war wahrscheinlich 1593 geboren, der Sohn einer verarmten adeligen Familie. Er hatte sich zeitig unter das Kriegsvolk anwerben lassen und 1620, mit einem Vetter gleiches Namens, der dabei den Heldentod starb, in der Schlacht auf dem weißen Berge gefochten, worauf er in den Niederlanden unter Spinola diente, später aber in baierische Dienste überging. Noch am 20. Sept. 1632 wird er als Obristwachtmeister des Regiments von Einötten genannt und stand an der Spitze von vier Regimentern, als er in jenem Jahre die in der Gegend von Linz aufgestandenen österreichischen Bauern zersprengte und sich dann während der Tage von Nürnberg als Befehlshaber eines detachirten Corps hervorthat. Im Spätherbste jenes Jahres überfiel er eine schwedische Reiterabtheilung, welche von der Donau an den Rhein zu Gustav Horn zog, und nur acht Feinde entrannen dem Blutbade, das Johann von Werth in jener Schaar an-

---

1) Dies beweist der „Rheinische Antiquarius", gegen anders lautende Versionen, aus dem eigenen Testamente unsers Helden, der der Kirche zu Büttgen, „allwo er erzogen und von Jugend auf meistentheils gewohnt habe", 1000 Thlr. zu Seelmessen für Vater, Mutter und alle aus dem Werth'schen Geschlecht verstorbene Seelen vermachte. Dieselben sollten vier mal des Jahres gehalten und nachher ein Malter Weizengebäck unter die Theilnehmenden vertheilt werden. Auch vermachte er den Armen des Orts, solange er katholisch bliebe, gleichfalls 1000 Thlr. Das Testament scheint aber nicht in Kraft getreten zu sein, indem der Testator vor rechtskräftiger Vollendung desselben verstorben. Andere lassen ihn zu Weert in der Grafschaft Hoorn von Aeltern geringen Standes geboren sein und daher den Namen führen. Von da habe ihn unglückliche Liebe unter die Fahnen geführt. Dem widerspricht, auch wenn man dem kaiserlichen Diplome keinen Glauben beimessen will, sowol das Testament, als auch einigermaßen der Umstand, daß sich zwei Brüder von ihm, denselben Namen führend, als höhere Officiere finden.

richtete. Im December traf er bei Herrieden auf Graf Hohenlohe, trieb ihn in die Flucht und nahm ihm zehn Fahnen und zwei Kanonen. Noch am 27. Dec. endlich bewirkte er durch forcirte Märsche und einen zwischen Nürnberg und Anspach geschickt gelegten Hinterhalt die Gefangennehmung dreier Regimenter.

Er wurde nun aggregirter Oberst, bis auf Erledigung eines Regiments und eröffnete seinen Feldzug von 1633 damit, daß er zu Anfang Januars einen nach Weißenburg bestimmten Proviantzug zwischen Rothenburg und Calenberg aufhob. Am 5. März überfiel er mit 16 Reitercompagnien zwei Regimenter des Herzogs Bernhard, die zu Breitsfeld bei Ebermanstatt Quartier genommen hatten, so plötzlich, daß an Widerstand nicht zu denken war. Er war der Ueberall und Nirgends und jede vereinzelte Schaar konnte darauf rechnen, ihn blitzesschnell erscheinen, zerschmettern und verschwinden zu sehen. Den Herzog Bernhard selbst überraschte er am 3. April, mit 2000 Reitern, in dessen Quartier zu Altenried, warf sein Leibregiment, erbeutete 500 Pferde und vieles Gepäck und zog sich dann nach Arnbau an der Altmühl zurück, wo er sich von dem scharfen Ritte zu erholen gedachte. Der Herzog aber folgte ihm mit der ganzen Reiterei, 400 Musketieren und 3 Kanonen. Werth glaubte es nur mit der Vorhut zu thun zu haben, ging über den Fluß und stürzte unter klingendem Spiel auf die Feinde, ward aber durch die Uebermacht zum Rückzug genöthigt und inzwischen hatten sich die Musketiere in das Städtchen geschlichen und waren die Geschütze gegen ihn am Ufer aufgefahren worden. Noch gelang es ihm, mit der Nachhut den Feind drei Stunden lang aufzuhalten, worauf er mit seiner Reiterei verschwand. Doch hatte er in diesem Gefechte 500 Mann

und zwei Standarten verloren. Die Vereinigung Herzog Bernhard's mit Gustav Horn (8. April) hatte er auch nicht hindern können und kam nun unter Aldringen's Befehl, bis ihn dieser, nach Oberschwaben abziehend, zur Deckung Baierns zurückließ.

Der tapfere schwedische Oberst Claus Dietrich von Speerreuter[1]) hatte die Umgegend von Augsburg durchstreift, die von Aldringen geschlagenen Brücken zerstört und war mit 10 Fähnlein Reitern und 1500 Mann Fußvolk, nebst bedeutender Beute, in den Dörfern Kaufringen, Fridrichingen und Möringen bei Augsburg in die Quartiere gegangen, wo er sich zu verschanzen und Augsburg vom Lande aus mit Getreide zu versehen gedachte. Ein gefangener, aber wieder entkommener baierischer Reiter hatte Werth von Speerreuter's Aufenthalt und Absicht Kunde gegeben und sofort beschloß er, den Feind ungesäumt zu überfallen. Am 3. Oct. 1633, Nachts 10 Uhr, stürzten die Werth'schen Reiter, zugleich mit den feindlichen Feldwachen, in die von den Schweden besetzten Dörfer und hieben die überraschten Schweden nieder, oder sprengten sie in die Sümpfe. Speerreuter,

---

1) Er war ein geborner Liefländer. 1635 sollte er zu dem Landgrafen Wilhelm von Hessen stoßen und fand sich dabei zurückgesetzt, indem er glaubte, daß man ihm den Befehl über das Fußvolk nicht anvertrauen wolle. Er wurde deshalb lau und knüpfte Verbindungen mit den Kaiserlichen an, denen er auch einige Regimenter zuführen wollte. Die Sache wurde aber entdeckt und er konnte nur einige Compagnien mitbringen. 1636 wurde er bei Lemgo gefangen und mußte sich mit 17,000 Thlrn. loskaufen. 1637 wäre er in Bremen beinahe von einem Pöbelhaufen gemetzelt worden. Nach dem Frieden wollte er in venetianische Dienste treten, besann sich aber anders und kehrte nach Liefland zurück, wohin er eine Frau mitbrachte, ein deutsches Fräulein, mit dem er sich 1633 verbunden.

von den Seinigen abgeschnitten, irrte im Dorfe umher und entging mit Mühe der Gefangenschaft. Nur von dem Fußvolke hielten sich einige Compagnien, die sich auf dem Kirchhofe gesammelt hatten. Werth ließ sie stehen und die aus den Dörfern auflodernden Flammen verkündeten ihnen den Abzug der Werth'schen, welche alles Gepäck, viele Pferde und einige Geschütze als Beute entführten. Speerreuter aber sammelte wieder 30 Compagnien und diesen trat Werth am 11. Oct. zu offener Feldschlacht entgegen. Lange wogte der Kampf unentschieden, bis endlich die Baiern den Sieg errangen. Auf schwedischer Seite waren der Oberst Stein und viele andere Officiere geblieben, ein Oberst und mehrere Hauptleute in die Hände der Feinde gefallen, ebenso neun Fahnen und alles Gepäck. Werth vermißte nur den Oberstlieutenant von Manteuffel und auch an Mannschaft war sein Verlust weit geringer, als der der Schweden, sodaß er schon nach 14 Tagen zur Berennung des vom Herzog Bernhard eroberten Eichstädt verschreiten konnte. Der schwedische Oberst von Taupadel zog zum Entsatz herbei, während auch aus Franken einige Regimenter heranrückten und Herzog Bernhard selbst nicht fern war. Sich wenigstens den nächsten Feind vom Halse zu schaffen, ließ Werth den Obersten Schnetter vor Eichstädt zurück und überfiel den Taupadel in Spalt so unvermuthet und gewaltig, daß von den Schweden nur 13 Mann entkamen, die über die Stadtmauer sprangen. Werth sendete dem Kurfürsten 14 eroberte Reiterfähnlein und eilte vor Eichstädt zurück, das sich am 26. Oct. ergab.

Herzog Bernhard kam aber nun mit Uebermacht, täuschte Werth durch seine Bewegungen, sodaß dieser München decken zu müssen glaubte, und erschien plötzlich

vor Regensburg, in welches Werth vergebens eine Verstärkung zu werfen versuchte. Dem nach der Einnahme Regensburgs weiter dringenden Bernhard gegenüber machte Werth jeden Fußbreit Landes streitig, sodaß dieser einstmals, den Gegner unvermuthet bei dem Dorfe Plädling gewahrend, ihm über den Fluß hinüber zurief: „Führt denn der Teufel Euch Schwarzen aller Orten hin!“ Als Johann endlich doch einige Verstärkung an Fußvolk durch Strozzi erhielt, wendete er sich geschickt in des Herzogs Rücken, dessen Verbindung mit Regensburg zu durchbrechen drohend, und bestimmte hierdurch, sowie durch die Vernichtung von vier schwedischen Regimentern bei Straubingen (9. Dec.), den Herzog, sich nach Regensburg zurückzuziehen.

Werth wurde jetzt zum Generalwachtmeister befördert und erwirkte, nach einigen Streifzügen, mit Aldringen die Befreiung von Straubingen (1. April 1634). Hierauf hatte er die Oberpfalz und Franken zu durchstreifen, die Bewegungen der beiden schwedischen Heere zu beobachten und ihre Verbindung zu erschweren, wobei es an kühnen Streichen und Abenteuern, von mehr oder minder glücklichem Ausgange, nicht mangelte, Johann von Werth aber seine unermüdliche Beweglichkeit und Schnelligkeit auf das Staunenswertheste bethätigte. Vor dem Tage der großen Schlacht bei Nördlingen (6. Sept.) war er aber wieder bei der Hauptarmee und befehligte in der Schlacht, mit dem Herzog von Lothringen, den rechten Flügel. Ihre Reiter waren es, welche, durch viermalige Angriffe auf die den Rückzug der Schweden deckenden Schaaren Bernhard's, zuletzt diese brechend, den anfangs von Gustav Horn in großer Ordnung geleiteten Rückzug in die wildeste, verworrenste Flucht verwandelten. Werth's Regiment nahm den General

Horn [1]) selbst gefangen und erbeutete 75 feindliche Fahnen. Schwerlich ahnete Werth, daß sein Gefangener einst gegen ihn selbst ausgewechselt werden würde! Für jetzt belohnte ihn seine Beförderung zum Feldmarschalllieutenant. Sein Angriff auf Heidelberg ward aber durch das erste offene kriegerische Eintreten der Franzosen, mit denen es Werth in der Folgezeit hauptsächlich zu thun bekommen sollte, vereitelt (22. Dec.). Dafür ging er in der Nacht vom 2. Febr. 1635 mit 5000 Mann über den gefrorenen Rhein, brachte Speier zur Uebergabe und that den Franzosen mancherlei Abbruch, bis er, Thauwetter besorgend, zurückging und acht erbeutete Geschütze mitbrachte, wofür ihm der Kurfürst das Prädicat „Vester" verlieh. Der Kaiser aber erhob ihn (4. April) zum Reichsfreiherrn. Zu Berathungen zurückberufen, traf er im Juli wieder bei Breisach ein, vernichtete, auf den ungangbarsten Wegen heraneilend, zwei Regimenter des Marschalls de la Force und konnte am 12. Juli über 37 erbeutete Standarten berichten. Im Herbst endlich drang er mit 70 Fähnlein Reitervolks über die Vogesen in Lothringen ein, das er rings durchstreifte und solchen Schrecken verbreitete, daß man von Paris aus den Arrièreban aufbot und der König selbst, mit 5000 Edelleuten, für kurze Zeit heranzog. Schon am 4. Oct. konnte Werth die Erbeutung von 50 feindlichen Fahnen, am 24. den bei

---

1) Er wurde erst später Feldmarschall, welche Würde in der Zeit eines Jahrhunderts vier Grafen Horn bekleideten: sein Vater Karl, der Vertheidiger Narwas gegen die Russen (1577), sein Bruder Eberhard, der 1616 vor Pleskow blieb, Gustav selbst nach seiner Rückkehr nach Schweden, und sein Neffe Gustav, Eberhard's Sohn, der im Laufe des Dreißigjährigen Krieges Generalmajor und 1663 Feldmarschall und Gouverneur von Bremen und Verden wurde.

Dieuze erfochtenen Sieg über 1500 Pferde, wobei 22 Fahnen genommen wurden, berichten, worauf er am 20. Nov. die Bedeckung einer Proviantzufuhr ereilte und einen Werth von 20,000 Dublonen davontrug. Die Franzosen hatten eine solche Achtung vor dem kühnen deutschen Reiterführer gewonnen, daß Feuquières sich den ganzen Winter hindurch vergeblich mühte, ihn in französischen Dienst zu locken.

Ein von ihm ziemlich eigenmächtig begonnenes Unternehmen auf Lüttich scheiterte, worauf er sich dem Heere des Cardinal-Infanten [1]) anschloß, und mit diesem die Grenzen der Picardie überschritt, bis zum 11. Juli 1636 37 Fahnen erbeutend. Er setzte es durch, daß bei Cerisy (4. August) der Uebergang über die Somme erzwungen ward, nahm zwischen Nesle und Noyon den Marquis Bonnivet und acht Fahnen, überschritt die Oise mittels einer Furt und verbreitete Schrecken und Verwüstung bis Compiègne. Ueberall erbat man Werth'sche Salvegarden und selbst der König mußte auf einer Jagd bei Compiègne eine solche jenseit der Oise erblicken. Doch ließen die Spanier, da das ganze in Frankreich eingedrungene Heer nur aus 20,000 Reitern und 12,000 Mann Fußvolk bestanden haben soll, dem Könige Zeit, ein Heer von 50,000 Mann zu sammeln, vor dem sie zurückweichen mußten. Werth führte noch Anfangs October einen nächtlichen Ueberfall auf Degenfeld's deutsche Reiter im französischen Dienste, die bei Montigny, in der Nähe von Corbie, lagen, aus, konnte aber Corbie selbst nicht entsetzen und zog sich in das Moselthal zurück.

---

1) Ferdinand, Sohn Ludwig Philipp's III. von Spanien und der Margarethe von Oesterreich, einer Schwester des Kaisers Ferdinand II., geb. 1609, Erzbischof von Toledo und Cardinal, † 1641.

In München misbilligte man seinen ganzen Antheil an diesem Zuge, da er ihn „ungeheißen", wenn auch in seinem Bewußtsein, daß er auch kaiserlicher General war und kaiserliche Regimenter befehligte, mitgemacht hatte. Er bot seine Entlassung an, ward aber vom Kurfürsten wieder beruhigt. Witwer von seiner ersten Gemahlin, Gertrud von Gend zu Konen, die ihm zwei Kinder geboren, feierte er eben zu Köln seine Hochzeit mit einer Gräfin von Spaur [1]), als er die Nachricht erhielt, daß Melander [2]) heranrücke, um Proviant in die von den Franzosen besetzte Festung Ehrenbreitstein zu werfen. Noch in der Nacht des 28. Jan. 1637 verließ er Köln mit 80 Pferden, sammelte seine Truppen, erwartete die Hessen bei Grenzhausen, überfiel und zersprengte sie und nahm ihre Wagen [3]), worauf er die Leitung der Blokade des Ehrenbreitsteins bekam, daneben bis Frankenberg Streifzüge vornehmend, bis ihm am 26. Juni 1637 die berühmte Feste übergeben ward.

Von der darauf begonnenen Blokade von Hanau ward er durch Herzog Bernhard's beabsichtigten Rheinübergang abberufen, den zu hindern er einen Tag zu spät kam und vergebens einen verzweifelten Sturm auf die Stellung des Herzogs unternahm (10. August), bis ihm, nach Bernhard's Abzug mit dem Hauptcorps, die Erstürmung der Schanzen bei Rheinau gelang (2. Nov.), wobei 41 Offiziere und gegen 1000 Franzosen gefangen genommen wurden, von denen man die Franzosen, als

---

1) Maria Isabella, Tochter Graf Georg Friedrich's von Spaur und Barbara's von Lodron.

2) Damals noch in hessischen Diensten, später in kaiserlichen, als Graf von Holtzapffel bekannt. S. über ihn den „Rhein. Antiquarius", II, 3, S. 273—304.

3) „Rhein. Antiquarius", II, 1, 377—79.

die Aufbewahrung nicht lohnend, mit weißen Stecken in den Händen laufen ließ. Das rechte Rheinufer war befreit, die Truppen in die Winterquartiere — wenn auch wider den Rath Johann's — in Schwaben verlegt, und er ging nun nach München, sich gegen Savelli's Verleumdungen zu vertheidigen, seine auf 50,850 Thlr. veranschlagten Foderungen zu betreiben, und sich durch Marian zu Augsburg eine Kugel ausschneiden zu lassen, die ihm unter dem Ohre stak. Inzwischen war aber Herzog Bernhard wieder über den Rhein gebrochen und bedrängte Rheinfelden, bis Savelli und Werth (28. Febr. 1638) diesem zu Hilfe kamen. Werth setzte den Kampf durch, der erst durch die Nacht unterbrochen ward, aber doch die Folge hatte, daß die kaiserlichen Generale um 10 Uhr in Rheinfelden einreiten konnten, wo sie vergeblich auf Zuzug harten, bis am 3. März Herzog Bernhard abermals hereinbrach. Hier wurde Johann von Werth, nach tapferster Gegenwehr, wie Savelli trotz zeitiger Flucht, wie der tapfere Enkevort, wie Johann's Bruder, der Oberstlieutenant Anton von Werth, gefangen, das ganze Corps zersprengt.

Herzog Bernhard, der ihn nicht ohne Hohn empfangen, ließ sich bereden, ihn den Franzosen auszuliefern, und er ward im Triumph, von 750 Musketieren geleitet, dem Volke zur Schau gestellt, wenn auch persönlich, zum Theil eben der Schaustellung halber, die höchste Auszeichnung erfahrend, nach Paris gebracht und dort im vollsten Sinne des Wortes der Löwe des Tages. Anfangs brachte man ihn, den Gegenstand langen Schreckens, in Vincennes unter und verwahrte ihn hinter Eisengittern, die er herausgerissen haben und zwei Stock hoch in den Hof gesprungen sein soll, worauf er dann doch im Juni, gegen Ehrenwort, der Haft entlassen ward und die Pariser alle die Aufmerksamkei-

ten auf ihn häuften, mit denen sie einen Lion zu umringen pflegen. Richelieu gab ihm Bankets; dem König ward er vorgestellt, und das Volk nahm seinen Namen in seine Chansons auf. Eine Auswechselung aber verzögerte sich, ungeachtet auf der andern Seite Gustav Horn darauf warten mußte, vier Jahre lang, und zwar theils weil die Franzosen nicht unrichtig calculirten, daß die Schweden eher einen geschickten General missen könnten, als die Kaiserlichen, die an dergleichen keinen Ueberfluß besaßen, theils weil in Wien und München selbst eine mächtige Partei gar nicht eifrig darauf war, den gefährlichen Nebenbuhler ihrer begünstigten Mediocritäten wieder an der Spitze seiner Reiter zu sehen. Zwar ward er, erst (Jan. 1641) nach Nancy, dann nach Breisach gebracht, wo er von Erlach und d'Oisonville glänzend bewirthet ward und ihm selbst gestattet war, in der Umgegend zu jagen; aber erst am 14. März kam der Befehl, ihn unter den artigsten Formen gegen Horn auszuwechseln, und am 24. März 1642 fand die Auswechselung wirklich statt, auf der Schutterbrücke bei Dinglingen unweit Lahr aufs feierlichste vollzogen und mit einem gemeinschaftlichen Gelag der befreiten Feldherren besiegelt [1]. Der Erzherzog Leopold Wilhelm hatte den Ausschlag gegeben und den Widerstand in Wien und München besiegt.

Da nicht sofort ein abgesondertes Corps für Werth zur Verfügung stand, so wurde er vom Kaiser und vom Kurfürsten zum Generallieutenant der Reiterei des gemeinschaftlichen Heeres ernannt, und vereinigte sich, zur Rettung des Kurfürsten von Köln, mit Hatzfeld und

1) Theatr. europ. IV, 897.

Wahl im Lager zu Zons, von Neuem seine kühnen Streifzüge beginnend. Vom Rhein rief ihn der Kurfürst, nach der Schlacht bei Leipzig, zur Deckung Frankens zurück, wo er unter Mercy's Befehlen stand. In einem Gefecht bei Schorndorf verlor er (31. Jan. 1643) seinen jüngern Bruder, den Rittmeister Stephan von Werth, half übrigens wacker mit, den Guebriant in den Schwarzwald zu drängen. Bei der Verfolgung desselben verirrte er sich in der Nacht, mit 2000 Reitern, und gelangte nach Ofterdingen, wo die feindlichen Regimenter Wittgenstein und Kanowski lagen. Der Ueberfall, zu dem er sich sofort entschloß, brachte ihm 800 Beutepferde, zwei Standarten und das Gepäck der Wittgensteiner. Dann überfiel er wieder in Hemmendorf drei Regimenter, die zwar gewarnt waren, aber doch theils niedergehauen, theils verjagt wurden.

Im Sommer desselben Jahres entsetzte er Rottweil, das jedoch im Winterfeldzuge in die Hände der Franzosen fiel. Das Heer aber, das es genommen und das am 24. Nov. seinen Führer, den tapfern Guebriant [1]), verlor, ward an demselben Tage in Tuttlingen von Johann von Werth, Hatzfeld und Mercy überfallen. Nachdem die Einschließung dort gesichert, eilte Werth nach Möhringen, wo zehn feindliche Regimenter lagen, auch diese zu umzingeln, und am 25. Nov. streckten an beiden Orten über 6000 Mann die Waffen; 3000 waren gefallen. Das Infanterieregiment Royal italien, das Widerstand versucht hatte, war fast ganz zusammengehauen worden. Die Cavallerie versuchte zum Theil

1) Jean Baptiste de Budes, Graf von Guebriant, ein Bretagner, geb. 1602, 1642 Marschall. Er starb unter trüben Ahnungen in Betreff seines Heeres.

die Flucht; Oberst Sporck aber, der den Flüchtigen nachsetzte, brachte viele Gefangene und acht Fahnen zurück. Nur die deutschen Reiterregimenter retteten sich theils nach Kenzingen, theils appellirten sie, wie der Volkswitz sagte, von Rottweil[1]) nach Laufenburg. Die Generale Ranzau, Noirmoutier, Sirot, Maugiron, Ehm, die Obersten Schönbeck, Kluge, Chambrai, Nothhaft fielen, neben reicher Beute an Geschütz und Gold- und Silbergeschirr, in die Hände der Sieger. Nur Rosen und Taupadel waren entkommen. Am 3. Dec. ergab sich auch die über 2000 Mann starke Besatzung des kaum erst von den Franzosen eroberten Rottweil mit 70 Fahnen.

Werth hatte gehofft, nun endlich den Oberbefehl der Baiern zu erhalten, wurde aber nur mit Belobigungen und der Auffoderung „zur Continuation" abgefunden. Den Unmuth darüber zu zerstreuen, reiste er nach Köln, erkrankte unterweges, sodaß er zwölf Tage lang liegen bleiben mußte, und glaubte vergiftet worden zu sein. In Köln fiel ihn Graf Merode, beim Weggange von einem Bankett, statt eines andern Gegners, mit welchem Merode über dem Wein Streit gehabt, mit dem Degen an, und in dem Zweikampfe erstach Werth seinen Gegner. Er ward in Haft genommen, aber losgesprochen. An dem siegreichen Gefechte vom 5. August 1644 bei Freiburg hatte Werth besondern Antheil und deckte dann den, der Uebermacht gegenüber nöthig werdenden Rückzug Mercy's (9.—11. August). Dennoch erhielt er Beweise, daß man bei Hofe auf seine Feinde hörte und gern eine Gelegenheit ergriff, ihm etwas anzuhaben, wenn man auch, auf seine derbe Verantwortung, begütigend wieder

1) In Rottweil war der Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts.

einlenkte. Am 7. Octbr. überfiel er Mannheim und Rosen mußte in einem kleinen Nachen über den Rhein flüchten. Im November trieb er die Hessen aus Höchst und verhinderte Turenne's Rheinübergang. Dann ward er nach Böhmen berufen, um mit Hatzfeld und Götz dem Torstenson entgegenzutreten. Bei Jankau (6. März) kam es zur Schlacht. Die drei Generale verstanden sich nicht und es fehlte die leitende Einheit. Götz [1]) verwickelte seine Schaaren zwischen Wiesen und Waldungen, fiel, von einer Falconetkugel tödtlich getroffen, und seine Truppen wurden fast gänzlich aufgerieben. Hatzfeld wollte nun den Kampf vermeiden, bis der Eindruck des Götzischen Unglücks etwas vorüber wäre; aber Johann von Werth griff heftig mit seinen Reitern an und warf auch die ihm entgegenstehenden Schweden. Diese aber sammelten sich wieder, als die kaiserlichen Reiter sich theilweise zerstreut hatten, das Gepäck zu plündern — ein in den Kriegen jener Zeiten sehr gewöhnlicher Fehler — und die Kaiserlichen erfuhren eine

---

1) Johann Graf von Götz oder Götzen, geb. 1599 zu Zehlendorf in der Mark, ursprünglich Protestant und bei den Böhmen, dann unter Mansfeld fechtend, trat 1625 zu den Kaiserlichen über und ward unter Wallenstein Oberst seiner gefürchteten Arkebusirer, 1633 Freiherr, 1635 Graf, trat zum Katholicismus über, ward Feldmarschall, 1638 wegen des Verlustes von Breisach vor ein Kriegsgericht gestellt, 1641 wieder in Freiheit gesetzt, 1643—44 siegreich in Schlesien und Sachsen. Er soll ein wilder, roher Soldat gewesen sein, dem Trunke äußerst ergeben und viele Gräuel verübt haben. Auf Rügen, wo er Statthalter war, soll er adelige Klosterjungfrauen haben entkleiden und vor seinen Augen durch Kroaten schänden lassen. Seine Nachkommen sind 1771 im Mannsstamme erloschen und die Güter durch Heirath an die Grafen de Magnis, schwedischer Herkunft, gekommen. Die preußischen Götzen stammen von dem Oheim des Feldmarschalls. Ein Bruder des Letztern, Graf Peter, war schon 1638 als k. k. Generalmajor gefallen.

gänzliche Niederlage. Hatzfeld[1]) wurde mit 3000 Mann gefangen; 2000 Mann waren geblieben; Johann von Werth war zwei mal von den Feinden umzingelt worden, schlug sich aber mit seinen, von ihm selbst ausgerüsteten und bezahlten Freireitern, denen sich selbst Herzog Ulrich von Württemberg[2]) angeschlossen, durch nach Tabor, ohne doch die dort sich sammelnden Flüchtigen, soweit sie nicht seinen eigenen Schaaren angehörten, zum Stehen bewegen zu können.

So zog er mit den Seinigen wieder Schwaben zu, wo er, mit Mercy und Reuschenberg, bei Herbsthausen am

---

1) Der schon Th. I, S. 474—75 erwähnte Graf Melchior von Hatzfeld, ein Sohn Sebastian's von Hatzfeld und Bruder des Bischofs von Würzburg und Bamberg, Franz († 30. Juli 1642), der ihm die reichen, durch das Aussterben der Rosenberge eröffneten Stiftslehen verlieh. Er war 1593 geboren, führte im Dreißigjährigen Kriege oftmals selbständige Commandos, oft mit Glück, bei Wittstock und Jankau aber mit entschiedenem und namentlich im erstern Falle sehr folgenreichen Unglücke, erhielt Trachenberg aus der Confiscationsmasse des Schaffgotsch, von Kursachsen, das er 1636 von Baner befreit, Maßbach, wurde am 6. August 1641, mit seinen Brüdern, zum Reichsgrafen von Hatzfeld und Gleichen erhoben, befehligte später die Truppen, die der Kaiser Leopold den Polen zu Hilfe schickte, starb als k. k. Geheimer Rath, Hofkriegsrath und Feldmarschall am 9. Jan. 1658 zu Powitzke bei Trachenberg. Sein Herz und sein Bart wurden zu Laudenbach bei Mergentheim, sein übriger Leichnam zu Pausnitz beigesetzt. Er war unvermählt und seine Güter kamen, nach langem Streite, theils an die Kinder seines im Oct. 1677 als k. k. Oberst und Reichshofrath verstorbenen Bruders, des Grafen Hermann, theils an die seiner Schwester, Lucie Freifrau von Nesselrode. Aber auch Hermann's Mannsstamm erlosch am 23. Mai 1794 und die Güter fielen theils an die Grafen Schönborn, theils an die Lehnsherren, theils an eine ganz andere Linie des Hauses Hatzfeld.

2) Ein Sohn Johann Friedrich's zu Neuburg, geb. 15. Mai 1617, † 5. Dec. 1671; verm. 1) 10. Oct. 1647 mit Sophie Dorothea Gräfin Solms (geb. 1622, † 12. Oct. 1648), 2) 14. Mai 1651 mit Isabelle von Aremberg († 17. August 1678). Er hinterließ keine Söhne.

5. Mai 1645 einen gänzlichen Sieg über Turenne erfocht, bei welchem auch Rosen endlich gefangen ward, neben ihm Schmidtburg, Passage, Lameth, 59 Fahnen und Standarten in die Hände der Sieger fielen, 2000 Franzosen gefallen waren und Turenne selbst nur mit zwei Regimentern davonkam, auch dann noch bis tief in Hessen verfolgt. Hier vereinigte er sich mit Königsmark und den Hessen, erhielt frische Zuzüge aus Frankreich und erlangte bald wieder die Uebermacht. Mercy wich ihm geschickt aus und nahm zwischen Nördlingen und Donauwörth eine Stellung zur Deckung Baierns. Bei Allerheim ward am 3. August 1645 eine Schlacht gegen Turenne und Condé geschlagen, in welcher anfangs alle Anstrengungen der Franzosen scheiterten. Da aber fiel, durch einen Schuß vom Kirchthurm, der Feldherr Mercy[1]). Werth, durch nichts mehr gezügelt, brach in die Feinde, warf drei Reihen derselben und verfolgte sie siegesfreudig zwei Stunden weit, fand aber bei der Rückkehr den rechten Flügel des Heeres aufgelöst, den für Mercy eingetretenen Feldmarschall Gottfried Hugo von Amstenrad, Freiherrn von Geleen, gefangen. Der Rückzug erfolgte mit Ordnung und die Baiern brachten drei Kanonen, viele Gefangene, worunter der Marschall von Gramont, und 70 Fahnen mit, während die Franzosen mehr verloren hatten, als die Baiern, und durch den Sieg nichts gewannen, als Nördlingen und Dinkelsbühl. Immer trug Werth die Schuld, daß der Sieg verloren ging, und so erhielt die in München herrschende Ansicht, daß er nur eben ein guter Reiterführer sei, aber sich nicht

---

1) Franz von Mercy, ein Lothringer, der in baierischen Diensten gestiegen, Großvater des Grafen Florimund Claudius, der 1734 als k. k. commandirender General in Italien bei Croisette fiel.

zu selbständigem Commando eigne, neue Nahrung und man beeilte sich, Geleen, einen vorsichtigen Kleinmeister, gegen Gramont auszuwechseln. Die Franzosen mußten vor dem andringenden Erzherzog Leopold Wilhelm weichen, und nicht an Werth, dem es zwar zuweilen an taktischer Besonnenheit, aber nicht an strategischem Feldherrnblicke gebrach, lag die Schuld, daß es Turenne gelang, den Neckar zu überschreiten, dessen Pässe zu besetzen Werth gerathen hatte. Nachher begannen Unterhandlungen über einen Waffenstillstand zwischen Baiern und Frankreich, Unterhandlungen, mit denen Werth höchst unzufrieden war und beständig mahnte, sich nicht täuschen zu lassen und zu entschlossener That zu schreiten. Augsburg rettete er (22. Oct.), konnte aber das spätere Einbrechen Turenne's und Wrangel's in Baiern nicht hindern, das zur Wiederaufnahme der bereits abgebrochenen Unterhandlungen führte. Diese wurden nun im Geheimen, aber eifrig betrieben. Ob man in Wien, wo man durch den Kurfürsten selbst von den Unterhandlungen unterrichtet war und vergebens abgemahnt hatte, deshalb den Gallas in der Oberpfalz fast feindlich auftreten ließ, was dann wieder den Kurfürsten um so mehr zum Abschlusse trieb, lassen wir dahingestellt bleiben. Werth, der nicht aufgehört hatte, zu warnen und abzumahnen, kam die Nachricht von dem am 14. März 1647 mit Frankreich, Schweden und Hessen-Kassel abgeschlossenen Waffenstillstand völlig überraschend und machte ihm den peinlichsten Eindruck. Geleen, der gleichfalls über die Absichten des Hofes im Dunkeln gehalten worden, nahm seine Entlassung; die Reiterei ward an Werth, das Fußvolk an Rauschenberg gewiesen, Beiden eingeschärft, keine Ordre von Gallas anzunehmen.

Der kaiserliche Hof dagegen erließ an Werth und

die sonstigen Befehlshaber Schreiben, die zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt mahnten. Werth foderte — wie es jedoch scheint, erst nach vorheriger Veranlassung von München aus[1]) — die Schreiben ein und bat um Verhaltungsbefehle, erhielt die Versicherung, daß der Kurfürst ihn zu vertreten wissen werde, und versprach nun Treue. Doch war ihm der Gedanke, daß er und das Heer doch auch in des Kaisers Dienst ständen, in dessen Namen und für die Sache des Reichs geworben wären, stets vor der Seele, und die Aussicht, den Kaiser und die katholische Kirche den Erbfeinden und den protestantischen Schweden gegenüber wehrlos lassen zu sollen, unerträglich. Auch mag es sein, daß ihn die Zurücksetzung, die er in Baiern erfahren zu haben glaubte, und die offene Verstimmung, in die ihn, wie andere Generale, der dort übliche schulmeisternde Ton versetzt hatte, in der Abneigung bestärkte, aus Reichsdiensten ganz in baierischen Dienst versetzt zu werden. Für Bestechung spricht weder Beweis, noch auf Factisches gegründeter Verdacht, wie überhaupt Eigennutz nicht in Werth's Charakter lag und er sich in dem Hasse gegen Erpressungen und Unterschleife vortheilhaft von den meisten Kriegsführern seiner Zeit unterschied. Auch braucht man die Jesuiten nicht dazu, um sich zu erklären, daß Werth auf den Gedanken kam, das Heer zum Kaiser überzuführen, um dasselbe auch ferner für die Sache streiten zu lassen, für die es nun fast dreißig

1) Erst am 16. Mai fragte er an und meldete die Abfoderung der Schreiben; in der Antwort vom 24. wird aber von „wiederholter mündlicher und schriftlicher Abfoderung" des an ihn ergangenen Schreibens gesprochen, die doch schwerlich in die Zeit vom 16.—24. Mai fällt.

Jahre lang und nicht Baierns allein halber gekämpft hatte. Nicht wie Wallenstein wollte er das Heer zu dem Feinde, der keinerlei Recht darüber hatte, führen und wider die zeither verfochtene Sache fechten lassen. Freilich war diese Entscheidung nicht seines Amtes, die Sache aber doch, mit Rücksicht auf die collidirende Reichspflicht, ungleich zweifelhafter, als bei Wallenstein, der sich höchstens auf subjective politische Meinung berufen konnte, die dem klaren bestehenden Rechte gegenüber keine Befugniß gibt. Daß auch der Kaiser Ansprüche an das Heer habe, gestand der Kurfürst bald darauf selbst zu[1]).

Johann von Werth entschloß sich und trat zuvörderst mit Wien in Unterhandlung, um die Ausführung durch übereinstimmende Maßregeln zu sichern. Er sendete den Oberstwachtmeister Grafen Salm nach Wien, während kaiserlicher Seits ein Spanier, als Diener verkleidet, ihm zur Seite stand. Nach München entboten, wußte er den verfänglichen Fragen, durch die man ihn auszuforschen bemüht war, geschickt auszuweichen und den Kurfürsten zu beruhigen. Wegen der Rechtsscrupel ward er auf eine kurfürstliche Erklärung verwiesen, welche zu Landshut den Generalen und Obersten gemacht werden solle, bei einer Musterung zu Regensburg aber ihm auch diesmal der gehoffte Feldmarschallstab nicht zutheil. Zur Ausführung seines Vorhabens, um welches von den Commandeurs nur Feldzeugmeister Sporck und die Obersten Kreuz, Guschenitz und Schock wußten, gab

---

1) Als Brandenburg 1641 seinen Waffenstillstand mit den Schweden schloß, ließ es seine Reiterei, die dem Kaiser geschworen hatte, auch ferner bei diesem. Dachte Werth vielleicht auch daran? Und das waren Protestanten, die baierischen Truppen aber katholisch!

ihm der Kurfürst selbst Gelegenheit, indem er ihn anwies, mit auserlesenen Schwadronen von jedem Regimente die Grenzen der Oberpfalz zu decken. Der Befehl ward zwar schon am 25. Juni zurückgenommen, aber Werth ignorirte das, oder erhielt den Befehl nicht[1]), und befehligte nicht blos auserlesene Schwadronen, sondern sämmtliche Reiterregimenter, sich an bestimmten Punkten zu concentriren. Auch den Generalmajor von Holz, der jetzt das Fußvolk befehligte, suchte er zu gleichen Maßregeln zu bestimmen, und als dieser — zudem ein Protestant — sich weigerte, ohne kurfürstlichen Befehl die Regimenter aufbrechen zu lassen, zwang er ihn mit dem Degen in der Faust dazu; — etwas, das Wallenstein allerdings nicht gethan, oder — dem Illow überlassen haben würde. Er mußte sich sagen, daß Holz nicht verfehlen würde, den Vorgang nach München zu berichten. Dort erhielt man schon von anderer Seite Kunde. Man hatte Commissarien abgeschickt, den Generalen und Obersten die gewünschte Erklärung zu geben, und diese hatten die Wasserreise vorgezogen, wodurch sie der Gefangennahme durch den ihnen entgegengesendeten Hauptmann Fabri entgingen. In Landshut erfuhren sie (2. Juli), daß Werth von da nach Geisenhausen aufgebrochen sei, und sonst noch Manches, was sie die ganze Sache erkennen ließ. In Eile berichteten sie nach München und sendeten Boten an die in Marsch begriffenen Obersten, worauf die Regimenter, denen diese Nachrichten zukamen, meist oder sämmtlich wieder um=

---

1) Letzteres wird wahrscheinlich, da er noch am 1. Juli nach München berichtete, daß er zur Ausführung der ersten Ordre geschritten sei.

kehrten. Neun Regimenter erschienen jedoch in Vilshofen, sei es, daß sie keine abmahnende Nachricht erhalten, oder daß ihre Obersten mit dem Plane einverstanden waren.

Hier vernahm man, daß das Vorhaben entdeckt war und in München zu den schärfsten Maßregeln geführt hatte. Johann von Werth und alle Obersten, die ihm beifielen, waren für meineidige, ehrlose Verräther und vogelfrei erklärt und ein Preis von 10,000 Thlrn. für Den, der den Erstern, von 1000 Thlrn. für Den, der einen der Andern, todt oder lebendig, einbringe, ausgesetzt. Werth's Vermögen, das ihm verliehene Gut Podenstein, wie seine bewegliche Habe, wurden eingezogen und der Kurfürst ging soweit, die Franzosen aufzufodern, Werth's Besitzung bei Bruchsal, sein Gut im Rheingau, die Herrschaft Odenkirchen mit Feuer und Schwert heimzusuchen. Werth war vor Wuth außer sich. Er verstattete den Soldaten, zu plündern, ließ fürstliche Diener aufgreifen, wie man seine Beamten hatte aufgreifen lassen, stieß die wildesten Drohungen gegen den Kurfürsten und dessen Räthe aus[1]). Am 8. Juli ward aufgebrochen und die Donaubrücke überschritten. Ein kaiserlicher Abgeordneter, Graf Starhemberg, stand bereit, die Regimenter in Eid und Pflicht zu nehmen. Schon trafen sie in Berlasreit, in der Nähe der böhmischen Grenze ein. Da, in diesem Augenblicke, ohne vorherige Bearbeitung und Verabredung, trat eine Wen-

[1]) Auf eine wirkliche, schon vorher bedachte Absicht, den Kurfürsten nach Wien zu liefern, wovon man gesprochen hat, waren seine ganzen Maßregeln nicht berechnet, und auch jetzt that er keinen Schritt zur Anbahnung eines solchen Unternehmens.

dung ein, welche bedeutsamerer Natur ist, als in der an sich schon bedeutsamen Sache an sich lag, eine Wendung, die uns als ein merkwürdiges Zeichen des deutschen Volksgeistes erscheint, wie er durch die ursprüngliche Gliederung der Deutschen und deren geschichtliche Entwickelung gebildet worden. Wie der entscheidende Moment herannahte, wo die Baiern — denn das waren sie der größten Zahl nach — die böhmische Grenze überschreiten und damit in das Land und den Dienst des Kaisers eintreten sollten, ging ihnen auf einmal die Bedeutung dieses Schrittes in einem neuen Lichte auf: in dem der Vertauschung Baierns mit Oesterreich, der Heimat mit der Fremde, des angestammten Landesfürsten mit dem Fürsten eines fremden Staates, der ihnen nur durch eine staatsrechtliche Würde, die er neben seinem Erbrechte bekleidete, verbunden war. Sie hielten inne; Einzelne schrien über Verrath; zuerst waren es die eigenen Kürassiere des vertrautesten Theilhabers der Unternehmung, des Sporck, welche ohne Weiteres umkehrten und der Donaubrücke wieder zutrabten. Die übrigen Truppen riefen, unter drohenden Blicken und Geberden, immer lauter und einmüthiger, daß Niemand es wagen solle, sie über die Grenze zu führen. Werth wollte zu den Soldaten sprechen, als er von einem vertrauten Obersten gemahnt wurde, sich durch eilige Flucht zu retten, da die Stimmung immer drohender werde und sein eigenes Regiment den Gehorsam weigere. Rasch saß er auf und sprengte (10. Juli), von Sporck, der selbst seine Gattin zurücklassen mußte, und einigen zwanzig Dienern begleitet, der Grenze zu, sich so von einer Armee trennend, der er, nicht blos seiner den Soldaten begeisternden Reiterkühnheit, sondern auch der treuen Fürsorge halber, die er für seine Truppen, für Alle

und Jeden, trug[1]), so lange Jahre der geliebteste Führer gewesen war.

Bei Wodnian erreichte er das kaiserliche Lager. Den Schweden wäre an Wallenstein allein nichts gelegen gewesen; die Verbündeten von 1813 empfingen Thielmann[2]) mit Kälte, als er allein kam; Kaiser Ferdinand ehrte den Willen wie die That und ließ sein Urtheil nicht durch den Erfolg bestimmen. Er cassirte die kurfürstliche Achtserklärung kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit, stellte bei großer Musterung des Heeres Werth als General der Cavallerie, Sporck[3]) als dessen Generallieutenant vor, verlieh Werth, der auch Inhaber des berühmten Dampierre'schen Regiments wurde, für das in Baiern Verlorene, die Herrschaft Benatek im bunzlauer Kreise von Böhmen, erließ ein Schreiben an Kurfürst Max, worin er Werth und dessen Genossen rechtfertigte, und Avocatorien an sämmtliche Officiere und Gemeine des bairischen Heeres, wodurch sie aufgefodert wurden, sich in Böhmen unter des Kaisers und Reiches Fahnen zu stellen, wie Johann von Werth und die ihm gefolgt der Ehre und Pflicht gemäß gethan. Der Kurfürst da-

---

1) Thomas Carve rühmt in seinem Itinerarium, daß Werth lieber sich selber, als einen der Seinen leichtsinnig aufgeopfert hätte, während andere Generäle ganze Regimenter aus Gewinnsucht hätten umkommen lassen.

2) S. Gretschel und Bülau, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, III, 380 ff., 470—85, 549 ff., 588 ff.

3) Johann von Sporck war 1597 zu Delburg in Westfalen geboren, trat als Reiter in das Heer der Ligue, ward 1637 Oberst, 1647 Reichsfreiherr, führte 1660 den Dänen ein kaiserliches Hilfscorps gegen Schweden zu, hatte 1664 großen Antheil an dem Siege in der Türkenschlacht von St. Gotthard, ward dafür Graf und General der Cavalerie, sowie Commandirender in Ungarn, war 1674 in den Niederlanden, wo er Dinant eroberte, dann mit Montecuculi am Rhein, starb auf seinen Gütern in Böhmen 1679.

gegen erließ (3. August) ein Sendschreiben an die Officiere, worin er Ansprüche des Kaisers an die Armee einräumte, aber auch ausführte, wie er, der Kurfürst, das Reichsheer mit seinen und des Landes schweren Kosten bis hierher im Stand erhalten und noch ferner das Generalat behauptet; sie möchten ihm standhaft zuhalten und sich nicht, wie Werth und Sporck, mit Abtrünnigkeit „beschmutzen". Der ganzen Armee ließ er einen Monatssold auszahlen; die Officiere, die sich in der Sache verdient gemacht, erhielten noch weitere Belohnungen.

Werth war nun in kaiserlichen Diensten und rückte, unter Melander's Befehle, den er einst bei Grenzhausen geschlagen, gegen den Grafen Karl Gustav Wrangel, der Eger genommen. Bereits am 28. Juli war er wieder im Kampfe, und wäre am 29. beinahe von einer Stückkugel weggerafft worden. In der darauf folgenden Nacht drang eine schwedische Partei, von dem „tollen" Holm Wrangel geführt, durch die kaiserlichen Postirungen nach dem Schlosse Triebel, wo der Kaiser übernachtete. Ein treuer Diener entdeckte die Eindringenden noch glücklich, als sie die Treppe zu des Kaisers Schlafgemach betreten wollten, stieß den Vordersten nieder, machte Lärm und bald kam allerseits Hilfe, wobei Johann von Werth, fast unbekleidet, der Erste auf dem Platze war. Von den Schweden machte sich davon, wer da konnte, und auch ihr Führer entkam, wenn auch nur um am 22. August in einem ritterlichen Gefechte zu fallen, in welchem Johann von Werth und neben ihm Raimund Montecuculi [1]) sechs schwedische Regimen-

1) Ueber ihn vielleicht künftig einmal.

ter warfen und 23 Fahnen erbeuteten, das schwedische Lager aber nicht zu erstürmen vermochten.

Der Kurfürst von Baiern hatte sich inzwischen überzeugt, daß er geirrt, wenn er geglaubt hatte, sein Waffenstillstand werde zum Frieden führen. Das Bündniß mit dem Kaiser ward erneuert und der Waffenstillstand aufgekündigt. Ungeachtet er aber sonach die Richtigkeit der Werth'schen Absichten anerkannt hatte — vielleicht eben deshalb, da es zu den gewöhnlichsten Schwächen der Menschen gehört, Dem zu zürnen, dessen Rath man erst durch Schaden als richtig erkannt und nun vollends Dem, den man unbillig behandelt hat — bestand der Kurfürst auf das Unbedingteste darauf und machte es zur conditio sine qua non, daß Werth nicht beim Heere sein dürfe. In der That war dieser vom October 1647 bis März 1648 außer Activität. Aber das Glück war inzwischen den kaiserlichen und baierischen Fahnen nicht treu gewesen. Die Grafen Holtzapfel (Melander) und Gronsfeld [1]) — Letzterer der Führer der Baiern — hatten zwar Wrangel aus Böhmen vertrieben, dann aber, plötzlich von seiner Verfolgung abstehend, seine Vereinigung mit Turenne nicht gehindert und wurden am 14. Mai 1648 bei Zusmarshausen gänzlich geschlagen. Melander fiel; Gronsfeld ward, als auch der Lech nicht vertheidigt ward und das Heer sich auf dem Rückzuge so gut wie auflöste, in Haft genommen (4. Juni) und nach München und Ingolstadt gebracht [2]), und der Kur-

---

1) Maximilian Graf von Gronsfeld war schon bei Tilly's Heere und trat nach dem Kriege in kaiserliche Dienste.

2) Er ward 1649 wieder in Freiheit gesetzt. Die geheimen Instructionen, die er vom Kurfürsten gehabt, und deren Tendenz es gewesen zu sein scheint, die Franzosen möglichst zu schonen und den Kaiser nicht zu mächtig werden zu lassen, mögen ihn geschützt haben.

fürst war nun wieder einmal in der Lage, bei Oesterreich Schutz und Beistand suchen zu müssen. Jetzt hatte er nichts dagegen, daß Johann von Werth in Piccolomini's Heere die Reiter befehligte, und so die Genugthung erlebte, dem Lande, dessen Fürst ihn geächtet, als Befreier zu erscheinen. Seit einem Jahre zum zweiten mal Witwer, verheirathete er sich am 25. Juli 1648 zu Linz in dritter Ehe mit Marie Susanne, einer Tochter des Freiherrn Ludwig von Kuefstein, war aber noch vor Ablauf des Monats in Piccolomini's Feldlager bei Landau, bestand am 12. August ein unentschiedenes Gefecht und setzte die Streifzüge fort, die ihm seinen Namen gemacht. Noch am 6. Oct. überfiel er, mit Enkevort und auserlesenen Reitern, Wrangel und Turenne bei einer, in ziemlichem Uebermuthe unternommenen, wenn auch durch 16 Schwadronen gedeckten Hirschjagd im Walde zwischen München und Dachau, sprengte alle Deckungen auseinander und hätte die ganze Gesellschaft gefangen genommen, wenn nicht ein großmüthiger Hirsch seinen Verfolgern eine Furt durch den Sumpf gezeigt hätte, über welche die Feldherren noch eben zu Fuß sich retten konnten. Wrangel's Bruder, sein Vetter Gustav Wrangel, der junge Horn und viele andere hohe Officiere wurden gefangen, die Standarten von Wrangel's Regiment, gegen 1000 Pferde, silbernes und goldenes Tafelgeschirr erbeutet. Der ewig unzufriedene Kurfürst grollte aber auch diesmal und witterte Absicht darin, daß Werth die Führer entkommen lassen.

Ohne weitere Schlacht drängte Piccolomini die Schweden und Franzosen bis über den Lech zurück, auf dessen linkem Ufer Werth die Nachhut des Feindes bei Oberhausen zu überfallen gedachte. Sie war aber durch einen Ueberläufer gewarnt, wies ihn ab und ver-

folgte ihn bis an die Wälle von Rain, von wo eine den Schweden bestimmte bairische Stückkugel seinen Nebenmann zerriß und ihm den Hut vom Kopfe warf. — Die Nachricht von Königsmark's Fortschritten in Böhmen rief die Kaiserlichen und Baiern dorthin zurück; doch noch in der Nähe von Cham traf sie am 8. Nov. die Friedensbotschaft.

Johann von Werth verbrachte den kurzen Rest seiner Tage meist zu Benatek, zu welcher Herrschaft er noch das Gut Zdonin kaufte, zuweilen auch seinen Freund, den Abt Cornelius Strauch zu Lilienfeld († 23. Juni 1650), besuchend. Erst 1651 gelang es ihm, statt des czechischen Stadtpfarrers, seinen Feldkaplan, Johann Chimäus, bei sich in Benatek zu sehen. Aber schon am 12. Sept. 1652[1]), früh fünf Uhr, starb der kühne Krieger, und wurde in der Schloßkirche zu Benatek begraben, in welchem Schlosse man sein Bild[2]) und seinem Sarge entnommene riesige Arm- und Beinknochen zeigt. Nur in erster Ehe hatte er Kinder erzeugt; sein Sohn Johann

1) Dieser Tag wird in dem Testamente als der Sterbetag bezeichnet (Rheinischer Antiquarius III, 1, S. 109) und wissen wir nicht, warum derselbe Schriftsteller S. 171 den 16. als den Todestag angibt. Am Sterbebette finden wir auch den genannten Kaplan nicht, sondern einen Pfarrer Laurentius Herll. Unter den Testamentszeugen war Sporck.

2) Seinem Bilde zu Lilienfeld, das er selbst dorthin gestiftet, sind die kräftigen Zeilen beigefügt worden:

„Wer den General de Werth
Zu Fuß und zu Pferd
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbige ist nicht werth,
Daß er soll tragen ein Schwert
Allhier auf dieser Erd.“

Demselben Kloster verlieh er einen Silberpokal und Rubens' Heiland vor Pilatus.

Anton war aber vor ihm, im sechzehnten Lebensjahre, gestorben; die Tochter, Lambertine Irmgard, heirathete Winand Hieronymus Raitz von Frentz. Benatek aber und Zdonin kamen an die Witwe, die sich nachmals mit Franz Christoph Freiherrn Hartmann von Klarstein und dann, in dritter Ehe, mit dem Grafen Ernst Gottfried Schütz von Leypoldsheim vermählte.

III. Johann Keppler.

Zu den weisesten und besten Menschen, von denen wir wissen, gehört uns unzweifelbar der in der Ueberschrift Genannte, welchem einige Seiten dieses Bandes zu widmen wir zunächst durch die Beziehung veranlaßt wurden, in die er mehrfach auch zu Wallenstein getreten ist, dessen Leben aber auch sonst des Merkwürdigen, Wechselvollen und seine Zeit Bezeichnenden nur zu Vieles bietet. Reines und rastloses Streben nach Wahrheit, von einer wunderbaren Organisation, oder einem divinatorischen Instinct für deren Erkenntniß getragen, ließ ihn, in einer finstern, verworrenen und gewaltthätigen Zeit, wo nur einzelne seltene Geister isolirte und gefahrdrohende Versuche begannen, sich und die Menschheit von uraltem Irrwahne loszureißen, der Unterlagen und Hilfsmittel neuerer Zeiten ermangelnd, tiefe Blicke in die Gesetze des Weltalls thun, mit kühnem Schritte sich von einem verjährten Irrthume nach dem andern befreien, Vorläufer einer helleren Wissenschaft werden, wichtige Grundsteine für Systeme legen, die um Nachfolgende ihren Glanz verbreitet haben, seinem Jahrhunderte weit voraus eilen und in dem, was er geleistet, den Beweis geben, wie viel Größeres noch er unter günstigern Umständen, in andern Zeiten geleistet haben dürfte.

Doch nicht darauf, nicht auf seine Forschungen und Leistungen gründen wir das Urtheil, das wir in den Anfangsworten über ihn aussprachen; wohl aber auf den Sinn und Geist, der sie leitete und der sich in all seinem Wesen und Wirken kundthut. Ueberall, in allen Lagen und Beziehungen, in die er gekommen, bewährt er jenes reine und edle Wollen, bewährt er sich in Lauterkeit und Treue; ein Mann der Pflicht, des Gewissens und der Liebe; glaubensstark und doch voll Milde und Duldsamkeit, voll Demuth und Selbsterkenntniß; selbstbewußt und männlich, ohne Schroffheit und Eigensinn, bescheiden und maßvoll; harmlos und anspruchslos, stets an sich zuletzt denkend; auch in den persönlichen Beziehungen liebenswürdig und vielgeliebt. Sein Leben ist nicht vom äußern Glücke begünstigt worden, aber unter allen Beschwerden, allen Entbehrungen und trüben Erfahrungen ist das Leben kein unglückliches gewesen, das von soviel eigener Reinheit, soviel Liebe zu Gott und den Menschen, soviel Freuden des Forschens und Erkennens erfüllt und durch das Bewußtsein einzelner großer Erfolge und die Freundschaft guter Menschen geschmückt war.

Die Herkunft Keppler's [1]) leitet man aus einem edeln, aber herabgekommenen Geschlechte ab. Kaiser Sigismund schlug auf seinem, allerdings den alten Römerzügen nicht vergleichbaren Zuge nach Rom zur späten Kaiserkrönung (1433) auf der Tiberbrücke einen Kriegsmann zum Ritter, der der Ahnherr der Edlen von Kappel wurde. Diese haben später ihren Namen in Keppler

---

1) Man findet ihn Keppler und Kepler geschrieben. Er selbst schrieb sich deutsch Keppler, lateinisch Keplerus. S. Freiherr von Breitschwert, Johann Keppler's Leben und Wirken (Stuttgart 1831) S. IX.

verwandelt und von ihm stammte Keppler's Großvater, Sebald Keppler, welcher Bürgermeister der freien Reichsstadt Weil in Schwaben, jetzt einer kleinen württembergischen Landstadt, war. Sein Sohn Heinrich heirathete Katharine Guldermann, die Tochter eines Wirthes in Eltingen bei Leonberg, mit der er einigen Grundbesitz zu ihm selbst zustehendem erhielt und sich darauf, erst in Weil, dann, seit 1575, in Leonberg wohnhaft, als Landwirth nährte[1]). Johannes aber wurde zu Magstadt im Württembergischen, wo seine Mutter bei Verwandten zu Besuch war, am 27. Dec. 1571 geboren, wie Wallenstein ein Siebenmonatkind, sein Leben lang zart und klein bleibend. Den Verhältnissen seiner Aeltern that es Eintrag, daß es seinem Vater, in dem vielleicht die Erinnerung früherer Zeiten des Geschlechts lebte, in der stillen Häuslichkeit und bei der friedlichen Arbeit nicht Ruhe ließ. Spanische Werber lockten im nahen Württemberg und Heinrich Keppler zog um 1572, wenn auch Protestant, doch zu Alba's Heere, bald von seiner marketendernden Frau gefolgt, während der kleine Johannes bei den Großältern in Weil blieb. Hier traf ihn die von der Mutterliebe zurückgetriebene Mutter schwer an bösartigen Blattern erkrankt, in Gefahr, das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Bestimmt, auch hienieden noch Großes zu sehen und zu wirken, genas er und behielt nur in der Schwäche und Reizbarkeit seiner Augen ein beschwerliches Merkzeichen der trüben Jugendprüfung. Ob es weiterhin seinem Körper und Geiste zum Nachtheil gereicht hat, daß die mislicher werdenden Verhältnisse seiner Aeltern seine frühern Jugendjahre mehr von ländlicher Arbeit, als von

1) Er hatte 1000, sie 3000 Fl. in die Ehe mitgebracht.

der Schule in Anspruch nehmen ließen, mag gefragt werden. Erziehung muß mit dem ersten Erwachen des Kindes beginnen und, allmälig zurücktretend, den jungen Menschen begleiten, bis sie ihr weiteres Amt dem Leben überlassen kann; der Unterricht trifft in dem körperlich gekräftigten und auch geistig durch das Leben selbst gereifteren Geiste des älteren Knaben ein gar gutes Feld, das begierig aufnimmt, tief einsenkt, festhält und fruchtreich verwerthet. Doch dem sei wie ihm wolle, Keppler's Vater war 1575 ohne Ruhm und Schätze aus dem Kriege zurückgekehrt und verlor dann noch, durch unvorsichtige Bürgschaft, einen großen Theil seines Vermögens. Johann, ohnedies mit seinem ersten Unterrichte an eine Dorfschule jener Zeit gewiesen (zuerst zu Ellmendingen im Badischen, wo sein Vater seit 1578 eine Wirthschaft gepachtet hatte, die er doch bald wieder aufgab und nach Leonberg zurückkehrte), ward auch dieser durch das Hüten des Viehes und ähnliche ländliche Geschäfte vielfach entzogen. Indeß fand sein sanftes, stilles und dabei lernbegieriges Wesen wohlwollende Theilnahme befreundeter Gönner, und seine körperliche Schwächlichkeit mußte es selbst dem Vater wünschenswerth machen, ihn einem andern Berufe zu widmen, als in denen er selbst vergeblich das Glück gesucht hatte. So ward ihm der Eintritt in die reichen Stiftungen eröffnet, in denen die Frömmigkeit und Einsicht württembergischer Fürsten auch dem dürftigen Talent Asyle der Bildung gesichert hatte. Er besuchte die Klosterschulen zu Hirsau und Maulbronn und trat 1589 in das theologische Stift zu Tübingen ein, bei der Aufnahmeprüfung unter 25 Genossen die zweite Stelle erringend. Sein Vater sollte ihn hienieden nicht wieder sehen, indem er, durch seinen unruhigen Geist und wol auch

durch die Vorwürfe der heftigen und unverträglichen Frau über den Verfall ihrer Nahrung getrieben, eben im Jahre 1589 in österreichische Kriegsdienste getreten und in dem Türkenkriege verschollen ist [1]). Unter den Kindern befanden sich noch zwei Söhne, Christoph und Heinrich. Sie wurden Beide Soldaten. Christoph hat später als Zinngießer und Trillmeister der Landmiliz zu Weil gelebt und soll ein ordentlicher, wenn auch heftiger und ungebildeter Mann gewesen sein. Heinrich lief aus der Lehre unter die Soldaten, ward katholisch und brachte es bis zum kaiserlichen Trabanten, worauf er 1614 als Invalid und mit vielen Kindern versehen in die Heimat zurückkehrte und nicht lange darauf starb. In der Tochter Margarethe waltete der Geist der Liebe und Treue, der ihren Johannes schmückte. Sie soll schön gewesen sein und heirathete 1608 den Pfarrer Georg Binder zu Heumaden bei Stuttgart.

Im Stifte fand Keppler einen väterlichen Beschützer an dem Superintendenten Stephan Gerlach, der in seiner Jugend mit dem kaiserlichen Gesandten Freiherrn David von Ungnad als Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel gewesen war [2]) und später seine dort angeknüpften Verbindungen benutzte, die sanguinischen Projecte der württembergischen Theologen, welche eine Verbindung der protestantischen und der griechischen Kirche wider die römische zu Stande zu bringen suchten, zu fördern. Wichtiger noch ward es für Keppler's spätern

---

1) Die Frau scheint noch 1616 geglaubt zu haben, daß er noch am Leben sei. S. von Breitschwert S. 194.

2) Man besitzt von ihm ein interessantes „Türkisches Tagebuch", das zu Frankfurt 1679 im Druck erschienen ist. Er war 1545 zu Knittlingen geboren und † 1612.

Lebensgang, daß Michael Mästlin die Mathematik lehrte, der zwar das Ptolemäische System zu Grunde zu legen gehalten, seinerseits aber einer der eifrigsten Anhänger und Verbreiter[1]) der Copernicanischen Anschauungen war, sodaß er seinen Schülern zwar die ältern Lehrsätze historisch entwickelte, dabei aber die in denselben liegenden Dunkelheiten und Widersprüche hervortreten und darauf die klaren Lösungen, welche die neue Lehre bot, um so freudiger erfassen ließ. Zunächst jedoch war dem Keppler die Mathematik nur eine disciplina mentis, zur Vorbereitung auf das theologische Studium, vielmehr auf das geistliche Leben, dem er sich zu widmen entschlossen war, das er aber freilich in anderer Weise auffaßte, als die meisten Theologen seiner Zeit.

Mit unbefangener Offenheit sprach Keppler seinen Widerwillen gegen Streit- und Verdammungssucht, gegen geistliche Ueberhebung und gegen ein Einkerkern des Christenthums in Formeln und Buchstaben, während es doch in seinem Ursprunge auf viel Besseres, auf das persönliche Wesen und Wirken Jesu Christi, auf den beseligenden Eindruck jedes Wortes, jedes Zuges in dem vom Geiste Gottes durchhauchten Walten des aus Gott gesendeten Erlösers begründet ist, in einem lateinischen Gedicht, sowie in einem Aufsatze aus, den er der theo-

---

1) Soll doch Er es gewesen sein, der auf einer Reise nach Italien den Galileo Galilei, mit dem er sein Leben hindurch in vertrauter Correspondenz stand, die sich bald auch auf Keppler verpflanzte, zur vollen Ueberzeugung von der Wahrheit des Copernicanischen Systems gebracht hat. Er war zu Göppingen 1550 geboren und † 1631. Den Namen soll er von einer Base erhalten haben, weil er ein so dicker Bube gewesen. Das Schicksal seines Vorgängers Apianus, welcher 1584 wegen theologischer Scrupel entlassen wurde und in Armuth zu Tübingen starb, schüchterte ihn anfangs ein und er ließ sich dazu gebrauchen, gegen den Gregorianischen Kalender zu schreiben. Später scheint er muthvoller geworden zu sein, blieb jedoch stets gemäßigt.

logischen Facultät vorzulegen kein Bedenken trug. Damit war es entschieden, daß ihn die eifrigen Zionswächter vom Geschlechte der nimmer aussterbenden Pharisäer nicht wieder in dem württembergischen Weinberge arbeiten lassen würden. Haben es doch auch sein Zeitgenosse Johann Valentin Andreä, Spener, Franke erfahren müssen, daß man sie nicht als Christen erkennen wollte, weil sie auf Christus mehr achteten, als auf die Theologen. Keppler verfiel jedoch keiner eigentlichen Verfolgung, wie denn sein mildes, harmloses Wesen mehrfach die geistliche Unduldsamkeit entwaffnet zu haben scheint. Es fand sich ein milderer Weg, ihn für Württemberg unschädlich zu machen!

Bekanntlich hatte der Protestantismus sich, bis in die Zeiten Ferdinand's II., auch in den österreichischen Erblanden ausgebreitet und wurde namentlich von dem österreichischen Adel, sei es auch nicht immer aus religiösen Gründen geschehen, mit einem Eifer gepflegt, der zuletzt in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges seine Kehrseite entfaltete. Erzherzog Karl von Oesterreich, der Begründer der steiermärkischen Linie, zu deren Besitzungen auch Kärnthen und Krain gehörten und die mit seinem Sohne Ferdinand den Kaiserthron bestieg, ließ diese Bewegung, wie sein Vater Ferdinand I., sein Bruder Maximilian II., im Wesentlichen unbehindert, und wie die protestantischen Edelleute auf ihren Schlössern Geistliche von zum Theil buntgewählten protestantischen Secten unterhielten, so suchten sie fast vorzugsweise protestantische Gelehrte in das Land zu ziehen. Jetzt zudem war eine Minderjährigkeitsregierung im Lande[1]), wo der mächtige Adel noch unabhängiger dastand.

---

1) Erzherzog Karl (geb. am 3. Juni 1540), war am 4. Juli 1590

Die steierischen Stände wendeten sich an Herzog Ludwig[1]) von Württemberg mit der Bitte, ihnen einen geeigneten Lehrer der Mathematik und Moral für das neueingerichtete Gymnasium zu Graz zuzuweisen und das geistliche Ministerium, das er deshalb befragt, empfahl ihm Keppler zu diesem Zwecke, zumal die württembergische Prüfungsbehörde demselben, nach Vollendung seiner theologischen Studien, kein anderes Zeugniß hatte geben wollen, als daß er rednerisches Talent gezeigt habe. Ungern, weil seinen Kenntnissen für das neue Lehrfach nicht vertrauend, wiewol seiner Anlagen dafür sich bewußt, nahm Keppler die Berufung, aus Rücksicht auf die Pflichten der Dankbarkeit für die Regierung, auf deren Kosten er erzogen worden, an, behielt sich aber ausdrücklich die theologische Laufbahn, die ihm damals immer noch die würdigere und höhere, die Bahn seines eigentlichen Berufes schien, in Württemberg vor.

Im Jahre 1593 siedelte er nach Graz über, wo er als eines seiner ersten Amtsgeschäfte die Fertigung des steierischen Kalenders für das nächste Jahr und darin die astrologischen Vorhersagungen in Betreff der Witterung und der Weltgeschicke zu besorgen erhielt. Mit kühner Entschiedenheit bot er einem protestantischen Vorurtheile, das noch weit über 100 Jahre, in Schweden noch bis 1753 von Befolgung einer päpstlichen Reform zurückhielt, Trotz und nahm die Gregorianische Zeitrechnung in seinen Kalender auf. Die Astrologie aber,

---

gestorben. Für seinen minderjährigen Sohn Ferdinand (geb. 9. Juli 1578) regierte dessen Mutter, Maria von Baiern († 30. April 1608).

1) Geb. 1. Jan. 1554, † 18. August 1593, der letzte der Ulrich'schen Linie, worauf Herzog Friedrich I., aus der von Herzog Georg gestifteten Mömpelgard'schen Linie, succedirte.

deren Eitelkeit ihm natürlich völlig bewußt war, benutzte er, wie auch in einer spätern Stellung, in welcher gleichfalls „diese (unechte) Tochter der Astronomie ihre alte Mutter mit ihren Reizen ernähren mußte", von ihm geschehen ist, lediglich als eine Form, in die er seine eigenen, aus der frischen Kraft seines hellen und lebendigen Geistes und aus scharfer und unbefangener Beobachtung der Menschen und der Dinge geflossenen Bemerkungen, Winke, Rathschläge kleidete, behandelte übrigens die Sache mit Humor und Gewandtheit. In vertrauten Kreisen sprach er sich schon damals über die Nichtigkeit der Astrologie entschieden aus. Bemerkenswerth ist, wie er sich in der schon früher (S. 3 und 171) von uns erwähnten, neuerdings erst bekannt gewordenen Nativität Wallenstein's, welche übrigens sichtbare Beweise seiner Offenheit, seiner Menschenkenntniß und der Geschicklichkeit enthält, mit der er weise Rathschlüsse in astrologisches Gewand hüllte [1]), über die Astrologie äußert. Es heißt darin u. A.: „Die Astrologi haben eben darumb die anfangs gemelte außtheilung der 12 Heuser erdacht, damit sie uf alles dasjenige, so der mentsch zu wißen begehret, underschiedlich antworten möchten, ich halte aber diese Weise für unmöglich, aberglaubisch, wahrsagerisch und einen anfang des arabischen Sacrilegii, da man uf jede frag, so dem Mentschen einfellet, Ja oder nein anttworten und also aus der Astrologia ein oraculum machen und consequenter sich uf eingebung des Him-

1) So wenn er erst aus dem „Saturnus im Aufgange" allerlei schlimme und bedenkliche Eigenschaften des damals noch jungen Wallenstein's ableitet, und dann hinzusetzt: „es ist aber das beste an dieser geburth, daß Jupiter darauf folget und Hoffnungen machet, mit reifem alter werden sich die meisten untugenden abwetzen, und also diese seine ungewöhnliche natur zu hohen wichtigen Sachen fähig werden."

lischen (vielmehr Hellischen) geistes verlaßen will. Weil den ich sonsten nit in Brauch habe, also durch alle Heuser zu gehen und specialfragen zu erörttern, als wird mir auch izo darumb kein unfleiß, Sintemal ichs mit guttem bedacht unterlassen, zuzumessen sein." Weiter sagt er: „welcher Astrologus einiege sache blos und allein aus dem Himmel vorsaget und sich nicht fundiret auf das Gemüth, der Seelen Vernunfft, Crafft oder Leibesgestalt desjenigen Mentschen, dem es begegnen soll, der gehet uf keinen rechten grundt und so es ihm schon gerathe, sey es glücks schuldt." Er hatte sich jedoch, wie zur eigenen Beruhigung, ein mit seiner Vorliebe für die pythagoräische Lehre von der Harmonie der Sphären zusammenhängendes System gemacht, worin eine Anerkennung der Einwirkung der Naturkräfte auf des Menschen Geist und Sinn und dadurch auf sein Schicksal enthalten war. „Die Eintheilung des Himmels in zwölf Häuser, die Herrschaft der Trigone, alles dieses verwerfe ich", schrieb Keppler an den englischen Naturforscher Harriot. „Ich führe die Astrologie auf die Harmonie des Himmels zurück." Ebenso schrieb er anderwärts: „Jenachdem die Strahlen der Gestirne bei der Geburt eines Menschen configurirt sind, fließt dem Neugeborenen das Leben in dieser oder jener Form zu. Ist die Configuration harmonisch, so entsteht eine schöne Form des Gemüthes, und dieses baut sich eine schöne Wohnung. Inzwischen werden Starke von Starken, Gute von Guten geboren. Die einzelnen Zufälle stehen unter der Macht Gottes und in der Gewalt des Schutzgeistes [1]) unter seiner Zulassung; ist das Gemüth übel zubereitet,

1) An einen solchen glaubte er aufrichtig und meinte, von demselben wichtige Gedanken zugeflüstert zu erhalten.

so muß man trachten, es zu verbessern. Harmonie ist Vollkommenheit der Verhältnisse. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat nur ein schwaches Nachgefühl. Dieses Nachgefühl belebt die Erdseele und macht den Menschen zum Denken und jeglichem Thun geschickter." Und so sagt er auch in jener Wallenstein'schen Nativität: „Sintemal alles, was der Mentsch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele aber ist die Mutter darzu, und wie kein Kind außerhalb seiner Mutter gezeuget wird, also hoffet man vergeblich ein glück von oben herab, deßen man keine Andeutung in des Mentschen Seel und Gemüth findet, Und hingegen so große Correspondenz ist zwischen der Gebärmutter und dem menlichen Samen, Noch viel eine größere neigung haben unsere verborgene Cräffte der Seelen zu den himlischen erscheinenden Configurationibus und werden von denselben aufgemuntert und in des mentschen geburth formiret und geartheţ." Wenn er weiterhin in einer Constellation die Hinweisung auf eine stattliche Heirath findet, sagt er scherzend: „die Astrologi pflegen hinzu zusezen, das es eine Witib, und mit Sohn aber an herrschaften gebeu Viehe und bahren gelde reich sein werde[1]). Ich bin der meinung, er werde ihme eine solche vor allen andern belieben lassen, ob es wohl Himmelshalber nit so specificirt werden kann, dan sein natur und neigung gilt bei mir mehr den kein

1) Noch in demselben Jahre heirathete Wallenstein eine reiche Witwe (S. 7). Indeß darf man nicht annehmen, daß Keppler so etwas schon gemerkt gehabt. Denn die Witwe war nicht „mit Sohn" und Keppler's Vorhersagung ging nicht auf 1609, sondern auf 1615.

Sterne.“ Und an einer andern Stelle sagt er: Wan die Astrologi diese direction sehen sollten, würden sie alle ohne Zweifel einen Todtfall votirn, ich aber mir nichts daraus als dieß, daß er zu derselben Zeit jach, unbesonnen sein wirdt und leichtlich in ein gefahr gerathen möge.“ — Wir kommen noch weiterhin auf Keppler's Astrologie zurück.

Im Uebrigen setzte sein erster Kalender Keppler in den Ruf eines gar geschickten Astrologen, indem man darin die Bauernunruhen in Oesterreich und den strengen Winter von 1593—94 vorausgesagt fand.

Gewichtigern Beifall verdiente ihm das erste von ihm verfaßte wissenschaftliche astronomische Werk, wenn es auch mehr nur als „Belustigung des Verstandes und Witzes“ gelten mag: seine Entdeckung einer Uebereinstimmung der Raumverhältnisse der fünf der Sonne nähern (damals bekannten) Planeten mit denen der fünf regulären Körper der Mathematiker. Er verfaßte diese Schrift[1]), die er zugleich mit großer Freude als eine Bestätigung des Copernicanischen Systems ansah, 1595. Sie kam aber erst 1596 zum Druck, indem der akademische Senat in Tübingen, dem sie Keppler im Manuscripte vorgelegt hatte, sich erst durch das beifällige Gutachten Mästlin's und das Wohlwollen, mit welchem Herzog Friedrich[2])

---

1) Prodomus dissertationum cosmographicorum orbium coelestium demonstratus per quinque regularia Corpora geometrica. Sie erschien zu Tübingen, mit einer Vorrede und einem Anhange von Mästlin.

2) Geb. 19. August 1557, verm. 22. Mai 1581 mit Sibylle von Anhalt (geb. 20. Sept. 1564, † 16. Nov. 1614), † 29. Jan. 1608. Er interessirte sich für die Sache so, daß er sehr geneigt war, auf Keppler's Vorschläge einzugehen, die copernicanisch-pythagoräische Sphäre bildlich darstellen zu lassen, wozu Keppler erst einen Credenzbecher, dann ein Uhrwerk vorschlug. Die Sache scheiterte an der Un-

Keppler's Mittheilungen über die Sache aufgenommen hatte, bestimmen ließ, sie zum Drucke zu lassen. Auch dann noch mußte Hasenreffer[1]) an Keppler die Warnungsworte schreiben: „Gott verhüte es, daß du deine Hypothese mit der H. Schrift öffentlich in Uebereinstimmung zu bringen suchst. Ich fodere von dir, daß du blos als Mathematiker handelst und die Sache der Kirche ungestört lässest.“ Bei den Männern vom Fache fand Keppler's Erstlingsschrift um so größern Beifall. Tycho de Brahe erkannte den Scharfsinn und die Darstellungsgabe des jungen Gelehrten gar wohl und dachte ihn, durch die Einladung, zu ihm zu kommen und an seinen Beobachtungen theilzunehmen, zu einem Vertheidiger seines eigenen Systems, in welchem er einen Mittelweg zwischen dem alten und dem neuen Systeme versucht hatte und an dem er bis an sein Ende mit Autorliebe festhielt, zu gewinnen. Darauf konnte Keppler, der zwar die Mängel des Copernicanischen Systems gar wohl erkannte, aber mit Recht voraussagte, daß sie sich bei und in diesem Systeme selbst verbessern ließen, nicht eingehen, ließ sich aber, da ihm der Instrumente[2]) halber an Tycho's Gunst gelegen war, bestimmen, die Vertheidigung desselben gegen den kaiserlichen Hofastronomen Reimarus Ursus[3]) zu übernehmen, der sich für den eigentlichen Erfinder des Tycho'-

geschicklichkeit des Silberarbeiters, der sie ausführen sollte. Keppler ließ aber seine Zeichnung in Kupfer stechen und widmete sie dem Herzog, der ihn dafür mit einem silbernen Becher beschenkte.

1) Matth. Hasenreffer von Lorch starb als Kanzler in Tübingen 1619. Er war ein milder Mann und besonderer Gönner J. V. Andreä's.

2) Mit welchen mangelhaften, selbstgefertigten Instrumenten er sich behelfen mußte, s. bei von Breitschwert S. 42.

3) Contra Ursum. 1600.

schen Systems ausgegeben hatte. Galiläi ferner schrieb glückwünschend an Keppler und blieb sein Leben lang mit ihm in Correspondenz. Im Uebrigen gab Keppler die in jener Schrift noch herrschende metaphysische Methode später auf, erklärte, die Astronomie müsse mit der Physik verbunden, die eine aus der andern erklärt werden, und antwortete Mästlin, der ihn gebeten hatte, von dieser Auffassung abzustehen: „Hypothesen sind bloße Einbildungen; ich nehme nur dasjenige für wahr an, was reell physisch wahr [1]) ist. Dieses Verfahren ist mein Vergnügen und mein Ruhm, der mir nachfolgen wird."

Keppler kam um diese Zeit noch mit dem einflußreichen und gelehrten baierischen Geheimen-Rathe Johann Georg Herwart von Hohenburg, einem Affilirten der Jesuiten, in Correspondenz und hat den astronomischen Calcul zu dem chronologischen Werke desselben geliefert. Ebenso gab eine zufällige Mittheilung jenes Gelehrten zu Keppler's bedeutungsvollen Forschungen und Berechnungen über die Abweichungen der Magnetnadel und über den Magnet überhaupt Anlaß [2]).

Doch wir haben es an dieser Stelle weniger mit den wissenschaftlichen Leistungen, als mit den persönlichen Zügen und Schicksalen des Mannes zu thun. Sein Leben in Graz gestaltete sich im Anfang vielversprechend. Er war allgemein geachtet und beliebt und hatte zu den angesehensten Familien des steierischen Adels Zutritt. In dem Hause der reichbegüterten Müller von Mühleck, welche gleichfalls zu dem protestantischen Adel

---

1) Wohl zu merken: Keppler sagte: „wahr", nicht: „wahrnehmbar".

2) De Magnete. 1600. Vergl. von Breitschwert S. 44.

gehörten, lernte er die schöne Barbara, eine Tochter des Hauses, kennen, die zwar schon zwei Gatten gehabt hatte, aber, von dem ersten nach kurzer Ehe durch den Tod, von dem zweiten durch eine von ihr gesuchte Scheidung getrennt, erst 23 Jahre alt war. Sie schenkte ihm ihr Herz. Die Zustimmung der Aeltern wurde aber von dem Nachweise der adeligen Abkunft, auf die er sich berufen hatte, abhängig gemacht, und als er, um die erfoderlichen Beweisstücke zu holen, in die Heimat gereist war, hätte man ihm die Braut beinahe abtrünnig gemacht. Indeß bei seiner Rückkehr siegte der Eindruck seiner Persönlichkeit von neuem und die Verbindung ward noch 1597 geschlossen. Die junge Frau brachte ihm eine Tochter aus früherer Ehe, aber auch eigenen und ihres Kindes Besitz, sowie weitere Aussichten, neben der Verbindung mit einer angesehenen Familie, mit.

Bald aber kam eine Prüfung. Erzherzog Ferdinand übernahm die Regierung selbst und damit war eine Aenderung in der kirchlichen Politik der Regierung entschieden. Die protestantischen Geistlichen selbst gaben den Anlaß, indem sie, wie Keppler am 9. Dec. 1598 schrieb, die Katholiken durch Schmähungen von der Kanzel reizten, sowie auch Kupferstiche zur Verspottung des Papstes verbreiteten. Kaum war der Erzherzog aus Italien zurückgekehrt, so erklärte er den Ständen, daß hierdurch ihrerseits der Friede gebrochen sei, beschloß die Aufhebung des von seinem Vater ertheilten Freiheitsbriefes und befahl, die protestantischen Lehrer innerhalb 14 Tagen zu entlassen. Am 17. Sept. kam an diese selbst der Befehl, die Stadt bei Todesstrafe vor Sonnenuntergang zu räumen. Auf den Rath ihrer Vorgesetzten gingen sie einstweilen blos bis an die ungarische und kroatische Grenze, und hier wurde zu Gunsten Keppler's

eine Ausnahme gemacht, für den sich, außer den Verwandten seiner Frau, auch am Hofe einflußreiche Personen und Gelehrte [1]) verwendet zu haben scheinen und an dessen „Erfindungen" der Erzherzog selbst Vergnügen fand, sowie ihm auf der andern Seite sein harmloses und verträgliches, lediglich vom Durst nach Wahrheit, nicht von Disputirsucht und Rechthaberei, einer Mutter der Unduldsamkeit, durchdrungenes Wesen zu Statten gekommen sein mag. Er erhielt Befehl, nach Graz zurückzukehren und bekam, auf sein Ansuchen, noch eine Art Schutzbrief in der Form des nachfolgenden Decrets: „Ihro Durchlaucht wollen aus besondern Gnaden bewilligt haben, daß der Supplicant, der Generalausschaffung ungeachtet, noch länger hier verbleiben möge; doch soll er gebührliche Bescheidenheit gebrauchen und sich also unverweißlich verhalten, damit Ihro Durchlaucht nicht verursacht werden, solche Gnaden wiederum aufzuheben." Der Unterricht an dem Gymnasium hatte aber aufgehört und Keppler, dem es peinlich war, daß ihm die Besoldung „mehr aus Mitleid, als wegen eines zu erwartenden Nutzens" gereicht werde, würde sich sofort nach Württemberg gewendet haben, hätte er dort eine sichere Aussicht gehabt und hätte nicht seine Gattin „an ihren Gütern und an der Hoffnung der Erbschaft der älterlichen Güter gehangen." Aber schon im August 1599 fand er seine Stellung in dem mit strenger Gewalt zur ausschließlichen Herrschaft der katholischen Kirche zurück-

---

1) Namentlich die ingolstädter Jesuiten: Johann Fickler, aus Weil, Keppler's Verwandter, Lehrer des Erzherzogs und des Herzogs von Baiern; Johann Cysatus, welcher auswirkte, daß die anderwärts inhibirten Ephemeriden Keppler's in Ingolstadt gedruckt werden durften, und Christoph Schreiner, der Beichtvater des Erzherzogs Karl, der Entdecker der Sonnenflecken.

geführten Lande so schwierig, daß er ernstlich an einen Wegzug dachte. Dem Dienste der Kirche könne er sich freilich nicht widmen, schrieb er an Mästlin; denn — dies bezeichnet die Trefflichkeit des echt christlichen Mannes — er könnte bei seiner Ueberzeugung keine größere Pein leiden, als wenn er an den Streitigkeiten der Theologen theilnehmen müßte. Einer Stelle in der philosophischen Facultät zu Tübingen glaubte er aber, in seiner Bescheidenheit, „nicht unwürdig zu sein". Drei Monate später klagte er sehr, keine Antwort von Mästlin erhalten zu haben, dem es zu schwer gefallen war, seinem Freunde zu eröffnen, wie abgeneigt der akademische Senat demselben war und daß er in Württemberg schwerlich etwas zu hoffen habe.

Keppler fand Trost in der Wissenschaft. Er übergab dem Erzherzog einen Aufsatz über die im Jahre 1600 zu erwartende Sonnenfinsterniß, zerlegte zuerst den Sonnenstrahl in seine sieben Farben und erforschte den Bau der Netzhaut und der Krystalllinse, sowie die Gesetze ihrer Wirksamkeit im menschlichen Auge[1]). Er kam zuerst auf die Einrichtung eines aus zwei convexen Gläsern zusammengesetzten astronomischen Fernrohrs, für dessen Herstellung er freilich keinen Künstler in Deutschland fand, und ward in seinen damals gepflegten, wiewol erst später veröffentlichten Untersuchungen[2]) der Begründer der Dioptrik. Eben in dieser Zeit zeigte er auch die Weisheit des Schöpfers in Erschaffung der Welt, in seiner Schrift: De causis obliquitatis in Zodiaco. „In der Schöpfung", sagte er, — und das war die

---

1) Paralipomena ad Vitellionem. 1604.
2) Dioptrica. 1611.

Weihe seines ganzen Strebens — „greife ich Gott gleichsam mit Händen.“

Wenn ihm sein wahrhaft christlicher Sinn alles Hadern um theologische Spitzfindigkeiten, um menschliche Zuthat, um Außerwesentliches überhaupt zur Pein machte, so war er doch keineswegs lau und gleichgiltig gegen die Sache einer gemeinsamen Ueberzeugung, und die bedrückte Lage der Protestanten in Steiermark rührte ihn so, daß er, unbekümmert um die Folgen, die eine solche active Parteinahme für ihn haben konnte, vielleicht auch darauf vertrauend, daß er sich keinen Angriff auf die Katholischen erlaubte und nur Liebe und Frieden athmete, einen Trost- und Ermuthigungsbrief an seine Glaubensgenossen schrieb und unter ihnen verbreitete. Weiter sprach er in einem Briefe an Herwart von Hohenburg seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an das Augsburgische Glaubensbekenntniß, seine Theilnahme an dem Loose der ihrer Religion halber Verfolgten, seine Betrübniß über die Lage der Dinge in Steiermark mit einer Offenheit und Entschiedenheit aus, welche die Vermuthung [1]) unterstützten, er habe mit so bestimmter und rücksichtsloser Erklärung Anmuthungen begegnen wollen, die auf der Voraussetzung beruhten, Keppler könne seinen Glauben seiner Wissenschaft zum Opfer bringen.

Welche von beiden Erklärungen nun die Veranlassung gegeben habe, die Regierung fand jetzt, daß Keppler die im Schutzbriefe zur Bedingung seiner Duldung gemachte „gebührliche Bescheidenheit“ und das „unverweißliche Verhalten“ verletzt habe, und so wurde ihm aufgelegt, innerhalb 45 Tagen die Güter seiner Gemahlin entweder zu verkaufen, oder zu verpachten und

---

1) S. von Breitschwert S. 51—52.

das Land zu verlassen. Er entschied sich, wie es scheint auf den Wunsch seiner Gattin, für die Verpachtung, wiewol dabei nur eine unbedeutende Rente erlangt ward, von der überdies noch der zehnte Theil dem Fiscus zugewendet werden mußte.

Seine Hoffnung und Sehnsucht war immer noch auf Württemberg gerichtet und dringender erneuerte er seine desfallsigen Schreiben. Alles aber fruchtlos. Der Mann der Liebe und Duldung, welchem theologische Zänkereien, der Stolz und die Wonne der Pfründner seiner Zeit, eine Pein waren, der hellblickende Forscher, der nicht einmal den Gregorianischen Kalender aufgeben wollte, gegen den sich doch der akademische Senat zu Tübingen (1583) ausdrücklich erklärt hatte[1]), der Vertheidiger des Copernicanischen Systems konnte in Württemberg keine Stelle finden. Doch schon war ihm ein anderes Asyl bereitet, wo er, wenn auch unter mannichfach widrigen und beengenden Verhältnissen, doch eine Reihe von Jahren hindurch und mit bessern Hilfsmitteln seinen Forschungen leben konnte. Tycho de Brahe, der am Hofe Kaiser Rudolf's II. eine Zuflucht gefunden hatte, lud ihn ein, sein Gehilfe bei Verbesserung der von Copernicus entworfenen astronomischen Tafeln zu werden. Keppler nahm die Einladung wenigstens versuchsweise an und verließ Steiermark im Oct. 1600, ließ jedoch seine Familie und Habe in Linz zurück, da er immer noch auf Württemberg hoffte. Er hatte sich bedungen, daß der Kaiser den Fortbezug seiner grazer Besoldung

---

1) Der neue Kalender sei offenbar zur Beförderung des Papstthums gestellt; der Papst greife damit den Reichsfürsten nach ihren Fürstenhüten; solche und ähnliche Dinge brachten die Weisen von Tübingen vor.

auswirken und 100 Gulden zulegen sollte, wofür er zwei Jahre bei Brahe bleiben wollte. Aber kaum in Prag angekommen und dabei von einem Tertianfieber geplagt, erfuhr er, daß die kaiserliche Empfehlung fruchtlos gewesen, die steierische Besoldung ihm entzogen sei, fand auch sonst die Verhältnisse in Prag mislich und in Tycho einen hochfahrenden und unverträglichen Mann, ging mit dem Plane um, Medicin zu studiren und darauf seine fernere Existenz zu gründen [1]), und kündigte noch im October seinen Vertrag mit Tycho. Aber gleich darauf erhielt er aus Württemberg solche Nachrichten, die ihn überzeugen mußten, er habe dort nichts zu hoffen, und so sah er sich genöthigt, sich ganz in Tycho's Hände zu geben. Sein Fieber drohte, in eine Auszehrung überzugehen. Seine ihm nach Prag nachgekommene Gattin erkrankte gleichfalls und fand das Verhältniß der Abhängigkeit ihres Gatten von Tycho, von welchem Keppler's Besoldung zu beziehen und oft nur thalerweise zu erbetteln war [2]), unerträglich, und auch sonst mußte es Keppler's und Brahe's gegenseitige Stellung erschweren, daß jede Beobachtung, welche Keppler auf der kaiserlichen Sternwarte machte, eine Bestätigung des Copernicanischen Systems und eine Widerlegung des Brahe'schen war. Daß Brahe gleichwol mit Keppler nicht brach, spricht sowol für des Letztern eminente Brauchbarkeit, als dafür, daß dem Tycho die Wissenschaft doch noch höher stand, als sein System. Keppler aber schrieb von neuem

1) Ausgeführt hat er diesen Plan nicht und keineswegs, wie man gesagt hat, ärztliche Praxis betrieben.

2) Einst drängte sie ihren Mann durch einen Beschwerdebrief zu heftigen Vorwürfen gegen Tycho. Als aber Keppler vorgestellt ward, daß Tycho selbst von Geld entblößt gewesen sei, bat Keppler seine Uebereilung ab.

an Mästlin, an den er sich immer wendete, ungeachtet ihm derselbe erklärt hatte: „Frage Klügere um Rath, ich bin in politischen Dingen ein Kind", und bat inständig, dafür zu sorgen, daß, wenn eine Stelle in Tübingen vacant würde, Keppler sie erhalte. Gewiß würden sich viele steierische Edelleute nach Tübingen ziehen, wenn er dahinkäme.

Tycho's Tod (24. Oct. 1601) erleichterte Keppler's Lage in anderer Weise. Der Kaiser ernannte ihn sofort zu dessen Nachfolger, wobei der bescheidene Keppler, statt der 3000 Goldgulden, welche Tycho als Jahresgehalt ausgesetzt gewesen, von denen aber die Mitarbeiter zu bezahlen und manche sonstige Unkosten zu tragen waren, nur 1500 beanspruchte. Wären diese nur regelmäßig und vollständig ausgezahlt worden! Aber oft mußte er ganze Tage in der Hofkammer stehen, um eine Abschlagssumme zu erwirken, und schon 1612 beliefen sich die Rückstände auf 4000 Thlr.[1]).

Doch für Vieles entschädigte ihn die Wissenschaft, welche jenen Jahren eine Reihe schöner Entdeckungen verdankt. Noch 1601 entdeckte er einen neuen Fixstern im Sternbilde des Schwans, den er bis 1620 beobachtete, worauf er wieder verschwand, 1655 aber durch Cassini von neuem beobachtet wurde. Nach längerm Streite gelang es, die Brahe'schen Beobachtungen, deren Herausgabe dessen Erben verweigerten, durch kaiserliche Entscheidung zur Benutzung zu erhalten, und nun brachte es

1) Es trug weniger wirklicher Mangel die Schuld, als daß es zu den vielen Marotten Kaiser Rudolf's II., über welchen wundersamen Kaiser und seine Umgebungen wir vielleicht künftig einmal handeln, gehörte, das Geld aus seinen Truhen nicht herauszugeben. Die Alchymisten lockten es ihm aber doch zuweilen heraus.

Keppler durch die mühsamste Vergleichung und Beobachtung, zunächst auf den Mars gerichtet, in welchem Planeten er von vorn herein den Schlüssel zu den Geheimnissen der Sternkunde gesucht hatte, zu der hochwichtigen Entdeckung, welche die erste Kepplerische Regel genannt wird, daß die Planeten sich nicht kreisförmig, sondern in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen. Ferner erkannte er, daß die Planeten sich in ihrer Sonnennähe schneller, in ihrer Sonnenferne langsamer bewegen, als in ihrer mittlern Entfernung von der Sonne, gleichwol aber eine von der Sonne nach den Planeten gezogene Linie (radius vector) in gleichen Zeiten immer gleiche Flächenräume der Bahn abschneidet. Das ist die zweite Kepplerische Regel, und durch beide wurden künstliche Hypothesen überflüssig, zu denen sich noch Copernicus genöthigt gefunden hatte. Galiläi las zu Pavia über Keppler's „neue Astronomie"[1]), die in der That erst den rechten Schlußstein zu dem System des Copernicus legte. Weiter fügte er zu den 777 Fixsternen, welche Tycho beobachtet hatte, 280 und widmete 1607 dem nachher nach Halley benannten Kometen, wenn auch unter ungünstigen Witterungsverhältnissen, seine Aufmerksamkeit.

Als kaiserlicher Hofastronom war er verpflichtet, auch die astrologische Bedeutung der Erscheinungen am Sternenhimmel anzuzeigen und wurde bei mehrfachen Gelegenheiten amtlich dazu aufgefodert. Er half sich in seiner schon früher besprochenen, oft humoristischen, immer

---

1) Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis. 1609. Keppler widmete diese Schrift, in deren Zueignung er auch Tycho's Verdiensten um die Beschaffung des Materials Gerechtigkeit widerfahren ließ, dem Kaiser.

sinnreichen und geistvollen, mit wohlmeinender Schalkhaftigkeit und treuen Winken ausgestatteten Weise, und in ähnlicher Weise trat er, wie schon 1601 in den „Fundamenten der Astrologie", so auch 1610 gegen Diejenigen auf, welche die Astrologie ganz verwarfen[1]). Dabei wahrte er aber stets die Würde seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, und als er z. B. 1606 von dem Kaiser zu einem astrologischen Gutachten[2]) über den Streit zwischen dem Papste und Venedig aufgefodert ward, erstattete er es ausdrücklich so, wie es die Astrologen, denen er aber in dem Glauben an die stimmgebende Einmischung des Himmels nicht beipflichte, geben würden. Doch auch so brachte er, wie das die Astrologen auch gethan haben würden, ein Resultat heraus, das seinen eigenen Wünschen und Ansichten entsprach und das auch zutraf. Auch fehlte es nicht an Winken für den sorglosen Kaiser über die ihm selbst drohenden Gefahren.

Sie sollten nur zu bald hereinbrechen und auch Keppler unsanft berühren. Im Jahre 1607 trat der am Alter nächste Bruder des Kaisers, Mathias, mit Zustimmung der beiden jüngern Brüder, Maximilian und Albrecht, an die Spitze des Hauses und trat schon 1608 als König von Ungarn, 1611 auch in Böhmen als König auf, wo der Kaiser zuletzt auf das prager Schloß

1) Tertius interveniens, oder: Warnung an etliche Theologos, Medicos, Philosophos, daß sie mit billiger Verwerfung des sternguckerischen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. — Was er von dem Kometen von 1607 astrologisch sagte, sich auch diesmal gegen jede Specialbedeutung desselben verwahrend, dabei aber gute Einsicht in die sonstigen Zeichen der Zeit bewährend, s. bei von Breitschwert S. 67 ff.

2) S. dasselbe bei von Breitschwert S. 85.

beschränkt blieb. Als 1607 die passauer Truppen, welche der Kaiser endlich zur Gegenwehr hatte werben lassen, wegen rückständigen Soldes plünderten und dies auch in der Nähe von Keppler's Wohnung thaten, erschrak seine schon seit längerer Zeit in Schwermuth verfallene Gattin dergestalt, daß sie epileptische Zufälle bekam, aus denen sich völlige Geistesstörung entwickelte, bis 1611 der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Sie hatte die Verhältnisse, in denen sie in Steiermark gelebt, nie vergessen können. In demselben Jahre verlor Keppler drei Kinder an den Blattern, und seine Stieftochter, die sich wieder nach Steiermark gewendet, machte ihren Geschwistern die mütterliche Erbschaft streitig [1]). Der Kaiser Mathias bestätigte ihn zwar in dem Amte eines kaiserlichen Mathematicus, aber die Besoldung wurde nun noch viel schlechter ausgezahlt, sodaß die Rückstände, die sich in eilf Jahren unter Rudolf II. auf 4000 Thlr. erhoben hatten, in den sieben Jahren unter Mathias auf 12,000 Thlr. stiegen. Die Gehilfen, Arbeiter und Diener der Sternwarte konnten nicht mehr bezahlt werden, und Keppler, der sich und die Seinen durch Kalender und Prognostica ernähren mußte, wandelte allein in den verödeten Sälen umher. Auf die Frage des kaiserlichen Geheimenraths Wakher von Wakhenfels: warum die Tafeln so lange nicht erschienen, antwortete Keppler: „Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geschont werde, schrieb

---

1) Sie hat sich später nach Walderbach bei Regensburg verheirathet und scheint wieder in gutes Vernehmen mit ihrem Stiefvater getreten zu sein, indem sie, auf dessen Veranlassung, Keppler's Mutter einlud, mit ihr in das Karlsbad zu gehen. S. von Breitschwert S. 122—23.

ich nichtswerthe Kalender mit Prognostica; dies ist etwas besser, als betteln. Als mein Mädchen starb, verließ ich die Tafeln, und wendete mich zur Harmonie des Himmels." — Im Jahre 1613 folgte er dem Kaiser nach Regensburg, wo er dem Reichstage ein ausführliches Gutachten zu Gunsten der Kalenderreform erstattete, die jedoch abermals an der Starrheit der protestantischen Vorurtheile scheiterte. Den Ausweg übrigens, welchen Keppler damals vorgeschlagen hatte, daß man nämlich, damit es ja nicht schiene, als ließe man sich die Tage der beweglichen Feste vom Papste vorschreiben, den Ostervollmond nicht nach den prutenischen Tabellen, denen der päpstliche Mathematiker gefolgt war, sondern nach den genaueren Rudolphinischen Tabellen berechnen sollte, schlugen die Protestanten 1700 in der That ein. Da dies aber zur Folge hatte, daß das Osterfest 1724 und 1744 von den Protestanten an einem andern Sonntage, als von den Katholiken gefeiert wurde, so fügten sich die Protestanten endlich 1776 darein, den Gregorianischen Kalender als allgemeinen Reichskalender angenommen zu sehen. Auf demselben Reichstage von 1613 wurden Keppler's Ansprüche an die Kammer anerkannt, ohne daß sie deshalb besser befriedigt worden wären.

Da der Kaiser ihn nicht bezahlen konnte, fand Keppler sich schon 1612 genöthigt, mit des Kaisers Bewilligung die ihm von den Ständen von Oesterreich ob der Ens angetragene Professur am Gymnasium zu Linz anzunehmen. Hier aber sollte er gleich von vorn herein geistliche Kränkungen erfahren und neue Beweise protestantischer Unduldsamkeit erhalten. Der Hauptpastor der lutherischen Gemeinde in Linz, Daniel Hizler[1]), ein

---

[1]) Er war seit 1610 in Linz, wurde 1626, infolge der „kaiser-

geborener Württemberger, legte ihm nach den ersten Kirchenbesuchen die Concordienformel zur Unterschrift vor, und da Keppler in Betreff der Verfluchung der Reformirten wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einsetzungsworte eine Verwahrung beifügen wollte, so schloß er ihn von dem heiligen Abendmahle aus. Keppler wendete sich an das Consistorium zu Stuttgart und bat, ihm entweder seine Zweifel zu lösen, oder doch zu erklären, daß Hizler ihn ohne Gewissensverletzung zur Communion lassen könne. Im Gegenfalle würde er genöthigt sein, außerhalb der Stadt zu communiciren, und das könnte „bei dem gemeinen Mann, der die Subtilitäten der Schule nicht begreife", den Wahn erzeugen, als wären der Geistliche und die Gemeinde, wo er das heilige Abendmahl genösse, reformirt, während er doch mit den übrigen abweichenden Lehren der Reformirten keinesweges einverstanden sei, wie er denn gegen die Prädestinationslehre geschrieben habe. Das Consistorium entsprach jedoch seinen Wünschen nicht und konnte es auch wol, nach dem Standpunkte jener Zeit, nicht, nachdem Keppler allerdings erklärt hatte, in einer der unterscheidenden Lehren der lutherischen Kirche von derselben abzuweichen; auch nahm es Bezug darauf, daß Keppler auch sonst in

---

lichen Reformation", die dem Aufstande der österreichischen Bauern folgte, ins Gefängniß geworfen und erst nach 30 Wochen, auf Verwendung des Herzogs von Württemberg, freigelassen, worauf er nach Württemberg zurückkehrte, Decan zu Kirchheim, später Propst zu Stuttgart wurde, 1634 mit Herzog Eberhard III. nach Straßburg floh und 6. Dec. 1635 daselbst starb. Er war sonst kein unmilder Mann, wie er denn 1633, im Bade zu Teinach, alte, schon 1619 auf einer confessionellen Sendung nach Linz geschlossene Freundschaft mit J. V. Andreä erneuerte. (S. des Letztern Selbstbiographie, herausgegeben von Seybold, Winterthur 1799, S. 141, 146, 169), auch sich später mit Keppler aussöhnte.

„unterschiedlichen Schreiben, Confessionibus, Protestationibus, Quaestionibus, Notis et Scrupulis" abweichende Meinungen, „ungewisse zweifelhafte opiniones" an den Tag gelegt, sich und Andere „tucken und irre gemacht" und insonderheit „der Formulae Concordiae in etlichen Articuln widersprochen" habe. Hizler, dem dies bekannt gewesen, habe ganz recht gethan, daß er Keppler „vor geschehener Vergleichung in doctrina cum Ecclesia Orthodoxa ad communionem nicht admittiren wollen"; Keppler excludire sich selbst, indem er in seinem Schreiben an Hizler die „tröstliche, in Gottes Wort gegründete", von ihm aber „mit dem verhaßten Namen der Ubiquität verschimpfte" Lehre von der „omnipraesentia carnis Christi ex actu personali resultante", die er selbst als eine „notam confessionis nostrae" anerkenne, für eine neue Lehre erkläre und ihr widerspreche. Wenn daraus ein Aergerniß entstehe, so gäbe nicht Hizler, sondern „Dominus Kepplerus dazu Ursach, der sich nicht will warnen noch weisen lassen, sondern seine Singularitates defendirt, so gut er sie ihm einbildet". Insoweit erscheint dieses Gutachten [1]), den Standpunkt jener Zeit ins Auge gefaßt, allerdings concludent und das Uebel lag nur eben darin, daß man solche „notas confessionis", an deren Sinn und Bedeutung doch theologische Auslegung größern Antheil hatte, als Christus, aufstellte und von Allen, die zu Christi Mahle zu gehen begehrten, anerkannt wissen wollte. Die Verfasser des Gut-

---

1) S. dasselbe (vom 25. Sept. 1612) bei von Breitschwert S. 184 ff. Im Ganzen gelesen, macht es, wie so häufig, einen andern Eindruck, als in den gewöhnlichen Referaten darüber, mit, sei es auch unwillkürlich, nach der Auffassung des Referenten zugestutzten Auszügen. Wir hoffen jedoch, daß von unsern Auszügen nicht dasselbe gilt.

achtens gingen aber davon aus, daß die Laien unter allen Umständen den Theologen überlassen sollten, festzustellen, was der rechte Glaube sei, dem sich die Erstern dann, ohne weiteres Fragen und Bedenken, „in piscatoria simplicitate" zu unterwerfen hätten. Für sich die Entscheidung, für die Andern die „christliche Einfalt in Religions-Sachen", meinten sie. Hätten sie nur bedacht, daß es für den Christen der rechte Glaube ist: Christum liebhaben, woraus alles Andere von selbst fließt und worin viel Besseres und Größeres liegt, als in allen Bekenntnißformeln, welche die theologische Subtilität und Gelehrsamkeit ausgedacht. Darin hatte Keppler allerdings fehlgegriffen, daß er sich nicht einfach auf seinen Widerwillen gegen die Verfluchung berief[1]), sondern seine gleichfalls theologischen Bedenken gegen eine specielle Lehre aufführte. Am Schlusse des Gutachtens heißt es: „Derowegen, besonders lieber Herr, bitten und ermahnen wir euch, um der Ehre Gottes und Euerer Seligkeit willen, daß ihr bei der reinen gesunden Lehr, in denen ihr singulari clementia et sumptibus illustrissimorum Ducum Wirtembergicorum seyd erzogen worden, beständig verharren und die christliche Einfalt in Religions-Sachen euch wohl belieben lassen wollet. Ihr seyd zwar dessen beredt, euere subtilitates seyen dem gemeinen Mann viel zu hoch. Bedenket aber darneben, daß Mysteria in scripturis revelata unvergeßlich höher, und eurem Verstand, wenn ihr gleich an Scharfsinnigkeit

1) In einem Briefe an Mästlin gibt er gar wohl als seinen Beweggrund nur das schöne Gefühl an: „ich will ihren Haß nicht theilen; mein Gewissen erlaubt mir nicht, durch meine Unterschrift mich zum verdammenden Richter aufzuwerfen; ich verdamme meine Brüder nicht, sie stehen oder sie fallen, so sind sie des Herrn und meine Brüder."

Platoni et Aristoteli, Ptolemaeo et Copernico weit überlegen wäret, zu begreifen schlecht unmöglich seyen. Trauet eurem guten Ingenio nicht zu viel und sehet zu, daß euer Glaub nicht auf Menschen-Weisheit, sondern auf Gottes Kraft bestehe, 1. Cor. 2. Es wird doch hierdurch Gottes Ehr nicht gefördert, es dienet nichts zur Gottseeligkeit noch zu Erbauung der Gemein Gottes, euch selber kann es nicht nutzen, wenn ihr gleich alle Tage neue subtilitates erdenket und viele curiöse Fragen. Laßt uns dem nachstreben, das zum Frieden und was zur Besserung untereinander dient, Röm. 14. Ihr habt einen ordentlichen Beruf, darbei sollt ihr billig bleiben, und dessen euch stets annehmen, was euch Gott befohlen hat." Nun Keppler beschied sich sicherlich, die in der Schrift geoffenbarten Geheimnisse auch mit seinem Geiste nicht durchdringen zu können. Hatten aber die Verfasser der Formula Concordiae soviel höhere Befähigung dazu, daß sie ihre Auffassung der göttlichen Mysterien zum Glaubensprüfstein erheben und Diejenigen verdammen und verfluchen durften, die ihr nicht huldigten? Und hat nicht in alten und neuen Zeiten die Kirche nur gar zu viel Gewicht auf „subtilitates und curiöse Fragen" gelegt, welche nicht zur Förderung der Ehre Gottes, nicht zur Gottseligkeit, nicht zur Erbauung der Gemeinde Gottes, nicht zum Frieden und zur Besserung der Menschen unter einander dienten? Bemerkenswerth ist es übrigens, daß Keppler in dem ganzen Gutachten lediglich als Mathematiker genommen wird und die Verfasser seine theologischen Studien vollständig ignoriren. Mit Hizler versöhnte er sich, als dieser selbst in Bedrängniß kam, und beobachtete mit ihm 1620, in dem von dem liguistischen Heere belagerten Linz, in brüderlicher Eintracht eine Mondfinsterniß.

In Linz dachte Keppler bald an eine neue Verheirathung, um seinen Kindern eine Mutter zu geben. Es waren ihm eilf Frauenzimmer vorgeschlagen worden, und er wählte diesmal nicht aus vornehmem Stande, aber ein schönes, gebildetes Mädchen von treuem, liebevollem Herzen: Susanne Rettinger aus Effertingen in Oberösterreich, die Tochter eines Tischlers, aber von der Grundherrin des Ortes, einer Freiin von Starhemberg, erzogen. Sie hat ihm auf seinem fernern dornigen Lebenspfade treu und liebevoll zur Seite gestanden und ihn mit sieben Kindern beschenkt, von denen jedoch drei schon bei seinen Lebzeiten starben und auch die übrigen nicht zu reifern Jahren gelangten. — Bis 1620 war Linz Keppler's Hauptsitz. Er hat hier, unter mancherlei Störungen und Bedrängnissen, seine reifsten und erhabensten Werke verfaßt.

Erst von den äußern Vorgängen zu reden, so fällt in die Jahre 1615—21 die langwierige Angelegenheit seiner der Hexerei beschuldigten Mutter, die ihn zu mehrfachen Reisen nach Württemberg veranlaßte, ihm aber auch Gelegenheit gab, sich in unabläſſigem Eifer als treuer Sohn zu bewähren und der Beschützer und Retter seiner Mutter zu werden. Darüber weiterhin. Der Tod des Kaisers Mathias (10. März 1619) brachte neue Ungewißheit in Keppler's Lage, und in der That wurde er erst am 30. Dec. 1622 in dem Amte eines kaiserlichen Mathematicus bestätigt. Im Jahre 1620 hatte er die Belagerung der Stadt Linz zu bestehen. Mitten in dieser Bedrängniß und Ungewißheit lehnte er einen Ruf nach England ab, den König Jakob I. durch seinen Gesandten zu Venedig, Sir Henry Wotton, an ihn ergehen ließ. „Soll ich über das Meer hinübergehen", schreibt er an seinen treuesten Freund Bernegger in Straßburg, „wohin

mich Wotton einladet? Ich ein Deutscher? Ein Freund des Festlandes? Dem vor der engen Insel bange ist? Der ihre Gefahren ahnet? Ich mit meinem schwachen Weibe und einem Haufen Kinder? Denn außer einem jetzt dreizehnjährigen Sohne, Ludwig, habe ich eine erwachsene Tochter, einen zweijährigen Sohn aus zweiter Ehe und ein neugeborenes Mädchen. Das mütterliche Erbe meiner Kinder[1]), mein übriges Geldvermögen haben die österreichischen Stände in Händen." Er lehnte den Ruf ab, ungeachtet er damals weder vom Kaiser das Geringste, noch seine linzer Besoldung ausgezahlt erhielt, letztere nicht, weil der Herzog von Baiern die Auszahlung aller Besoldungen inhibirt hatte. Später sollte er nach Venedig, wohin ihn Julius von Medici, der nachherige Papst Clemens VII., durch Galiläi empfohlen hatte, ja sogar an die päpstliche Universität Bologna berufen werden, scheute sich aber vor den italienischen Zuständen und dem Schicksale des Astronomen Jordan Brunus, der am 7. Febr. 1600 zu Rom auf dem Scheiterhaufen endete. In Venedig hätte er zwar ein solches Schicksal schwerlich zu befahren gehabt; indeß hätte ihm da seine Gewohnheit, sich „im Reden und Handeln der deutschen Freiheit zu bedienen", in anderer Beziehung gefährlich werden können.

Für seine Mutter, die er zur Zeit des englischen Rufes nicht für so gefährdet hielt, als sie später wurde, war es ein Glück, daß er in Deutschland blieb, wo bei den Protestanten die Hexenprocesse an die Stelle der katholischen Ketzerprocesse getreten waren. Katharine Keppler scheint bis zum Jahre 1615, wo ihre großen Bedrängnisse anhoben, zu Leonberg im Ganzen in leid-

---

1) Dieses hatte er also doch herausgestritten.

lichen Verhältnissen gelebt zu haben. Die Schwiegertochter eines Bürgermeisters von Weil, die Mutter des kaiserlichen Mathematicus und Schwiegermutter eines Pfarrers, galt sie für eine Art Standesperson, genoß eines guten Leumundes[1]), der auch in ihrem langen Processe nicht durch irgend eine Beschuldigung in Betreff ihres Wandels, während der vielen Jahre, daß sie von ihrem Manne verlassen war, getrübt worden ist, und scheint auch ihr leidliches Auskommen gehabt zu haben. Der Eindruck der Nachrede, daß sie ihren Mann in die Fremde getrieben, war das Einzige, was in der Meinung gegen sie fortwirkte. Sie blieb auch im höhern Alter eine rasche, unruhige Frau, der es im Hause zu einsam war und die viel bei den Nachbarn umherlief, um mit Gevatterinnen zu plaudern. Im Jahre 1601 war sie, das Grab eines Enkels besuchend, auf den seltsamen Einfall gekommen, den Schädel ihres Vaters ausgraben lassen zu wollen, um ihn in Silber fassen zu lassen und ihrem Sohne, dem Mathematicus, zu schicken. Sie war zwar durch den Todtengräber davon abgebracht worden; die Sache ward aber nicht vergessen. Eine ihr fremde Frau, der sie in der Badestube gegen ein unbedeutendes Uebel ein Mittel[2]) gerathen und geschickt hatte, wendete dieses wahrscheinlich unpassend an und bekam einen bleibenden Schaden. Seit ihre Tochter verheirathet war, ließ sie aus Bequemlichkeit, um nicht so oft in den Keller zu müssen, einen Vorrath von Wein in zinnernen Kannen

---

1) Auch im Processe ward er durch neun unverwerfliche Zeugen bescheinigt.

2) Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß sie 1602, allem Anscheine nach, ihren Sohn in Prag besucht hat. S. von Breitschwert S. 212.

im Zimmer stehen und der Genuß desselben war, aus sehr natürlichen, aber damals unbegriffenen Gründen, dem Einen oder Andern übel bekommen. Ein krankes Kind, über das sie einen Segen gesprochen, starb. Mehre Personen, die in Krankheit verfielen und vergeblich nach einer Ursache derselben sannen, oder an die wahre Ursache nicht denken mochten, erinnerten sich, einmal etwas bei der Keppler genossen zu haben, und gaben nun dem die Schuld. Wenn ihr so etwas zu Ohren kam, so vermehrte sie durch unwirsche und verletzende Antworten nur die Erbitterung. Besonders ward ihr die Glaserin Ursula Reinbold, eine Verwandte des Forstmeisters zu Leonberg und Schwester des Leibbarbiers des Prinzen Friedrich Achilles von Würtemberg[1]), Ulrich Kräutlein, gefährlich. Das war sonst eine gute Freundin von ihr gewesen und sie waren oft zu einander, nach damaliger Ortssitte, zu Weine gegangen. Da hatte die Reinbold einmal von einem Kräuterweine gekostet, den die Keppler für sich selbst hingestellt hatte. Als sich später aus heftigen Mutterbeschwerden ein periodischer Wahnsinn bei ihr entwickelte, sann sie, durch ihren Bruder, der an ihr curirt hatte, veranlaßt, umher, wer ihr wol etwas angethan haben möge und kam endlich auf den bittern Trank, den sie vor Jahren bei der Keppler gekostet. Diese dagegen, als sie von dem Verdachte erfuhr, ließ die unbedachten Worte fallen: die Glaserin müsse nur das unrechte Kännchen erwischt haben; ihr Zustand rühre von einer Arznei her, die ihr ein Apothekergeselle, mit dem die Ursula zu Anspach unerlaubten Umgang gepflogen, zu Verhinderung einer Schwanger-

1) Geb. 25. April 1591, † 20. Dec. 1630, der siebente Sohn Herzog Friedrich's I. und der Sibylle von Anhalt.

schaft gegeben; sie möge brauchen was sie wolle, es werde nicht besser mit ihr werden. Endlich mußten selbst unmuthige Aeußerungen ihres Sohnes Heinrich, den sie bei seiner Rückkehr aus den Kriegsdiensten wegen seines Religionswechsels schalt und kurz hielt, verdreht und misgedeutet, nach seinem bald danach erfolgten Tode gegen sie zeugen [1]). Ja wer mag wissen, ob in der finstern Zeit nicht auch der Ruf ihres großen Sohnes, ob namentlich nicht seine astrologischen Scherze [2]) und seine Zerwürfnisse mit der Orthodoxie ihr geschadet? Ein vor kurzem nach Leonberg gekommener Untervoigt, Lutherus Einhorn, griff einige der Hexerei verdächtige Weiber auf den Amtsorten auf, und man fragte sich unter den Leuten, ob es in der Stadt nicht auch dergleichen gäbe. Jetzt begann die Reinbold, vor der Hausthüre sitzend, allen Vorübergehenden ihre Beschwerden und die angeblichen Hexenstücke des Kätherichens, wie die Keppler gemeiniglich genannt wurde, zu erzählen, schrie die Vorwürfe auch wol in der Pein ihrer Anfälle zum Fenster hinaus. Ja sie nahm bei ihrem Beichtvater, Decan Beck, das heilige Abendmahl auf ihre Aussage. Dieser war seitdem der Keppler entschieden entgegen. Den Voigt Einhorn soll sie sich zunächst durch den Vorwurf der Bestechlichkeit zum Feinde gemacht haben; auch glaubte er, durch den Forstmeister und den Leibbarbier in die Gunst des Hofes zu kommen, und später mußte er Alles gegen sie aufbieten, um sein vielfach willkürliches und rechtswidriges

---

1) Das Speciellste über diese ganze Sache s. bei von Breitschwert S. 97 ff., der die Acten des Processes gefunden und sorgfältig benutzt hat.

2) In seinem ersten Schreiben in der Sache sagt er in der That: „Es will sogar verlauten, als ob auch ich selbst verbotener Künste bezüchtigt worden sei.“ S. von Breitschwert S. 107.

Verfahren in der Sache zu verdecken. — Sie kam in das allgemeine Geschrei, eine Hexe, eine Unholdin, eine unrechte Frau zu sein. Man verbat sich ihre Besuche und schrieb jeden Unfall auf ihre Rechnung. Fabeln aller Art entstanden über sie und verbreiteten sich und abergläubische Mittel wurden angewendet, um neue Zeugnisse gegen sie zu gewinnen [1]).

Zwar hatte die der Zauberei beschuldigte Apollonie Wellinger aus Eltingen, dem Geburtsorte der Keppler, selbst unter den Schmerzen einer vom Voigt Einhorn über sie verhängten Folter, bei der ein Daumen an der Waage hängen blieb, nichts gegen sich oder die Keppler ausgesagt. Aber desto gravirender ward es für Letztere, daß ein Gerichtsbeisitzer Frick, auch ein Verwandter der Reinbold, auf eine spöttische Frage eine unwirsche, von ihm als Bedrohung mit einem Schaden ausgelegte Antwort erhalten und gleich darauf einen Schmerz im Fuße empfunden hatte, der sich verloren, als er, in der Kirche die Keppler stehen sehend, drei mal vor sich hingemurmelt hatte: „Kätherichen, hilf mir um Gottes willen“. Hier war, so glaubte man, Bedrohung mit Bezauberung, Ausführung derselben und Lösung derselben durch eine zweite. Zugleich knüpfte sich an diesen Vorgang ein Versuch des Voigts und des Leibbarbiers, die sich beim Forstmeister wohl bezecht und Brüderschaft gemacht hatten, die Keppler durch Versprechungen und Bedrohungen zu bewegen, daß sie auch der Reinbold wieder zu ihrer Gesundheit helfen möge. Theils mochten sie an diese Möglichkeit wirklich glauben und um der Reinbold willen die Erfüllung wünschen; theils war es eine Falle, die der Keppler gelegt ward.

1) S. von Breitschwert S. 105.

Diese aber erklärte standhaft: sie habe der Reinbold die Gesundheit nicht entzogen und könne sie ihr daher auch nicht wiedergeben; was man von ihr fodere, sei teuflisch; wenn man glaube, man könne etwas an ihr suchen, so solle man es vor Gericht bringen.

Jetzt glaubten ihr Schwiegersohn, der Pfarrer, und ihr Sohn, der Zinngießer, daß sich nicht mehr zu der Sache schweigen lasse und erhoben einen Injurienproceß, zunächst gegen die Reinbolds gerichtet, aber auch für den Voigt und den prinzlichen Leibbarbier bedenklich. Wie diese nun Alles aufboten, um die Familie zu drücken und zu chicaniren, erfuhr endlich auch Johann Keppler das Vorgefallene durch einen Brief seiner Schwester, der ihn zunächst zu einem heftigen Schreiben [1]) an den Magistrat zu Leonberg bestimmte, das nur Oel in das Feuer goß. Seine damalige Erklärung aber: daß er seine Mutter mit Daransetzung Leibes und Guts, mit Hilfe seiner Freunde und Gönner, zu verfechten gedenke und nicht eher ruhen werde, als bis er ihre Sache auf rechtlichem Wege zu Ende geführt habe, hat er redlich erfüllt. — Er lud seine Mutter ein, zu ihm nach Linz zu ziehen; sie wollte aber nicht von der Stelle weichen, bis der Proceß zu Ende geführt sei. Nur als die Parteilichkeit des Voigts zu arg hervortrat, zog sie zu ihrer Tochter nach Heumaden. Der Voigt ließ jetzt den Proceß über ein Jahr ruhen, um inzwischen den Verdacht gegen die Keppler rechte Wurzel schlagen zu lassen und wo möglich von anderer Seite her eine Anklage gegen sie erhoben zu sehen. Dies geschah durch ein eilfjähriges Kind einer Frau, die bereits früher durch abergläubische Possen etwas auf die Keppler zu bringen

1) S. von Breitschwert S. 105 ff.

gesucht hatte, und deren Mann, Jerg Heller, ein Wächter der eingesperrten Hexen war. Das Kind wollte von der Keppler, als es mit andern Mädchen vor derselben, als einer Hexe, entflohen, einen Schlag erhalten haben, worauf es keinen Finger mehr rühren können. (Es war übrigens sehr bald wieder frisch und munter.) Nun setzte der Voigt (21. Oct. 1616) das anberaumte Zeugenverhör in dem Injurienprocesse aus, wobei die Keppler wieder die Thorheit beging, ihn durch einen silbernen Becher zur Fortführung des Rechtsstreites bestechen zu wollen, und erstattete einen parteiischen und lügenhaften Bericht an die Kanzlei, die auch ihre Verhaftung und ihr Verhör verfügte. Jetzt brachten sie ihre Kinder dazu, die Reise nach Linz anzutreten, wobei sie aber blos bis Ulm ging und dann, um nicht den Schein eines bösen Gewissens auf sich zu laden, zurückkehrte. Neue Verfolgungen bestimmten sie aber doch, mit ihrem Sohne Christoph nach Linz zu reisen, wo sie bei Johann Keppler eintraten, als dieser eben einen Brief in der Sache an den Vicekanzler Sebastian Faber [1]) zu schreiben begonnen hatte. Er bestellte Sachwalter zu Leonberg, Stuttgart und Tübingen und wendete sich unmittelbar an Herzog Johann Friedrich [2]), dem er sich und seine Familie, bei dessen Regierungsantritte, zu landesfürstlicher Gnade empfohlen. Seiner Absicht, seine Mutter unter kaiser-

---

1) Er hatte ihn wol 1609 kennen gelernt, wie er als Mitglied der Gesandtschaft der protestantischen Union an den Kaiser Rudolf II. in Prag war.

2) Geb. 5. Mai 1582, succedirt 29. Jan. 1608, † 18. Juli 1628, vermählt 5. Nov. 1609 mit Barbara Sophie von Brandenburg (geb. 16. Nov. 1584, † 13. Febr. 1636), ältester Sohn Herzog Friedrich's I., Stammvater des jetzigen württembergischen Hauses, ein nicht übelwollender, aber schwacher, träger, von durch Familieneinfluß bestellten Räthen abhängiger Fürst.

licher Jurisdiction zu lassen, da er nicht zugeben könne, daß „eine geschwätzige, von Alter gebeugte Frau einer Reinigung unterworfen werde, die ungerecht, grausam und mit dem höchsten Grade der Unterdrückung verbunden sei und der sie nothwendig unterliegen müsse“, wirkte es wieder entgegen, daß der Pfarrer und der Zinngießer, die immer nach eigenem Kopfe handelten, sich erboten hatten, sie zu stellen. Auch die Mutter selbst war gleichen Sinnes, reiste zurück und als er ihr folgte, um sie wieder abzuholen, wozu er auch die Erlaubniß erwirkte, ließ sie ihn allein wieder abziehen. Er empfahl die Sache seinem Freunde Besold, der aber auch klagte: daß die Keppler'schen Verwandten „Alles hinter ihm verhandelten“.

Keppler hatte denn doch erwirkt, daß dem Voigt die Fortstellung des Injurienprocesses aufgegeben ward, während die Heller'sche Beschuldigung erst später wieder in der Reinboldschen Klageschrift auftauchte. Der Voigt aber verschob das Zeugenverhör bis 1618, erstattete dann einen parteiischen Bericht, der jedoch ohne nachtheiligen Erfolg war und blieb nun wieder unthätig, bis Keppler durch den Tod des Kaisers Mathias in seiner Stellung erschüttert und obendrein in dem belagerten Linz eingeschlossen war. Jetzt gestattete der Voigt der Reinbold eine Gegenklage auf Zauberei, worin alle die alten Fabeln zusammengestellt und noch durch die Behauptung vermehrt wurden, daß die Keppler ein Mädchen die Schwarzkunst habe lehren wollen [1]) und daß sie einem Bürger ein, wo nicht zwei Kinder getödtet.

---

1) Man wollte das Mädchen zu einer Bestätigung der fraglichen Beschuldigung überreden; indeß gelang dies nicht und der Klagepunkt blieb ganz unbescheinigt. S. von Breitschwert S. 198—99.

Der Zinngießer verdarb durch eine unbedachte Entgegnung die Sache mehr, als daß er die Klage entkräftet hätte [1]), und der Pfarrer, ihr Schwiegersohn, gestattete ihr zwar den Aufenthalt im Pfarrhause, verbot ihr aber, ihm unter die Augen zu treten! Vergebens lud Keppler die Mutter ein, mit seiner Stieftochter ins Karlsbad zu reisen. Sie kam auch diesmal nur bis in die Gegend von Ulm, wo sie wieder umkehrte. Nun wurde ihre Verhaftung befohlen, die in der Nacht zu Heumaden vollzogen ward. Die erschrockene Tochter sprang im Hemde aus dem Bette und trug die schlafende Mutter in eine Truhe, und auch dies galt als neuer Verdachtsgrund. Margarethe ließ aber nicht von ihrer Treue ab und übergab eine Fürbitte, worin sie bezeugte, daß ihre liebe Mutter sie in der Furcht Gottes und in allen Tugenden unterwiesen, auch selbst einen christlichen Wandel geführt habe. Auch im Gefängniß suchte sie ihr Schicksal zu erleichtern. Die Beklagte wurde gleich den Tag nach ihrer Verhaftung einem völlig tumultuarischen Verhör unterworfen, wobei der Stadtschreiber Feucht, ein junger, unwissender Mensch, eine Creatur Einhorn's, das liederlichste Protokoll führte, und auf die daraus gefertigte Relation ward die Anklage auf Tortur anbefohlen. Der Zinngießer erwirkte zwar eine Verlegung des Processes an einen andern Ort, nach Güglingen, that es aber lediglich mit dem Anführen, daß das nunmehr bevorstehende Mittel schimpflich sei, weshalb er bitte, daß seiner Mutter ihr Recht an einem andern Orte angethan werde, und Voigt Einhorn entwarf für Voigt Aulber zu Güglingen die Anklage und schrieb ihm dazu, daß nun nur noch Meister Jakob (der Scharfrichter)

---

1) S von Breitschwert, S. 100—1.

nöthig sei. Diese von Einhorn verfaßte Anklage[1]) trug Voigt Aulber am 4. Septbr. 1620 vor dem Gericht zu Güglingen vor. An demselben Tage ward aber, auf Bitten Johann Keppler's, zu Stuttgart verfügt, daß bis zu des Letztern Ankunft mit dem peinlichen Processe innegehalten werde. Auf die Nachricht von der Verhaftung seiner Mutter trat er die Reise nach Württemberg an, traf am 26. Septbr. zu Güglingen ein, und erwirkte sogleich, daß die Gefangene in die Wohnung des Gefängnißwärters gebracht wurde, wo der gefesselten, alten und kranken Frau gleichwol zwei Wächter gehalten werden mußten. Auch erlangte Keppler die Gestattung des schriftlichen Processes, was wieder dem Zinngießer, der Kosten halber, nicht recht war. Nach mancherlei processualischen Weiterungen und nach einem Zeugenverhör, in welchem sich besonders der Decan Beck leidenschaftlich gegen die Beklagte benahm[2]) und sich jedenfalls herausstellte, daß ganz Leonberg sie für eine Hexe hielt und sich über Johann Keppler ärgerte, weil dieser Ursache sei, daß mit ihr mehr Umstände gemacht würden, als mit andern Hexen, wurde die Exceptionsschrift am 7. Mai 1621 in 58 Bogen übergeben[3]). Keppler hat sie wahrscheinlich, ganz oder zum Theil, selbst verfaßt; die Vertheidigung selbst war aber dadurch sehr erschwert, daß es Niemandem damals beikommen

---

1) S. von Breitschwert, S. 199 ff.

2) Einhorn und Beck legten auch darauf viel Gewicht, daß sie nicht weine; man glaubte, daß die Hexen nicht weinen könnten. Bei einem frühern Verhör hatte sie ein Gerichtsbeisitzer wenigstens nach der Ursache gefragt, worauf sie die rührende Antwort gab: „Ich habe in meinem Leben so viel geweint, daß ich nicht mehr weinen kann.“

3) Ein Auszug daraus s. von Breitschwert, S. 203 ff.

konnte, die Möglichkeit der Beschuldigungen zu leugnen, sondern daß man nur ihre thatsächliche Begründung in Abrede zu stellen hatte. Es folgte nun eine Gegenschrift[1]) und eine von Johann Keppler in zwei Tagen verfaßte[2]) Conclusionsschrift, die der Voigt Aulber für bloße Wiederholung der alten Ausflüchte erklärte, wodurch der Richter in dieser sonnenklaren Sache irregemacht werden solle. Zum Glücke ward befohlen, rechtliches Bedenken von der Juristenfacultät zu Tübingen einzuholen, und dieses fiel (am 10. Sept. 1620) dahin aus, daß die Beklagte zwar an den zur Tortur bestimmten Ort geführt, ihr der Nachrichter und die Instrumente gezeigt und sie mit der Tortur ernstlich bedroht, diese selbst aber nicht an ihr vollstreckt werden sollte. Am 28. Sept. erfolgte nun diese Scene, wobei sie ihre Unschuld aufs Feierlichste betheuerte, auf die Knie fiel, Gott ihre Sache empfahl und betete, worauf sie von der Klage absolvirt und, nachdem ihr Unvermögen zur Bezahlung der Kosten dargethan worden, indem Johann Keppler bewies, daß er auf Alles, was sie besitze, alte Ansprüche habe, aus dem Gefängniß entlassen wurde. Die Kosten wurden nun scharf moderirt und das Verbleibende den Städten Güglingen und Leonberg, dem Fiscus, dem Reinbold und dem Christoph Keppler aufgelegt. Reinbold wollte nicht zahlen und wurde in den Thurm gesteckt, bis er sich fügte. Die Leonberger wunderten sich am meisten, daß sie „eine so hochgravirte

---

1) Bei dieser Gelegenheit steht im Protokoll wörtlich: „Die Verhaftete erscheint leider mit Beistand ihres Herrn Sohnes, des Mathematikers Johann Keppler."

2) Es war ihm gestattet worden, seinen Rechtsfreund nicht zu nennen.

Person aus dem Malefizrechte lösen sollten, was ihnen und ihren Nachkommen in ewigen Zeiten zu Hohn und Spott gereichen würde". Sie drohten in ihrer Eingabe an das Oberamt, daß gewiß ein Todtschlag erfolgen würde, wenn die Keppler länger in Leonberg bleiben dürfe, und das Oberamt ahndete diese Sprache nicht. Die Stadt mußte zwar 40 Fl. zahlen, aber der Voigt zog dieselbe eigenmächtig der Tochter der Keppler an dem Hauskaufschilling ab und entgegnete auf ihre Beschwerde: sie solle froh sein, daß es mit ihrer Mutter „einen so leidentlichen Ausgang genommen" habe. Und in der That würde bei einer andern Frau der dritte Theil des gegen die Keppler Vorliegenden hingereicht haben, sie auf die Folter und auf den Scheiterhaufen zu bringen, und es ist kein geringer Beweis des hohen Ansehens, in welchem Keppler denn doch stand, und des treuen Eifers seiner Freunde, namentlich Faber's und Rath Bidenbach's [1]), daß die Sache einer nach damaligen Begriffen so schwer gravirten Frau, die den Voigt und den Decan und eine Hofpartei und die Meinung der ganzen Stadt wider sich hatte, doch noch „einen so leidentlichen Ausgang" nahm.

Die Dulderin selbst entging durch ihren am 13. April 1622 erfolgten Tod jeder weitern Verfolgung. Keppler wurde mit seinen Erbansprüchen auf Grundstücke verwiesen, an denen er bei den damaligen Verwirrun-

1) Wilhelm Bidenbach, Professor der Rechte in Tübingen, ein Gegner Besold's, kam wegen eines Aufsatzes gegen diesen 1630 nach Urach, mußte aber auf kaiserlichen Befehl in Freiheit gesetzt werden, und ging nach Wien, wo es ihm anfangs nicht besonders ging, da er sich beharrlich weigerte, zum Katholicismus überzugehen. Später wurde er dänischer Resident in Wien und auch von Herzog Eberhard III. von Württemberg vielfach als diplomatischer Agent gebraucht.

gen viel verlor. Er eilte darauf nach Linz zurück, wo man inzwischen allerlei Gerüchte über ihn ausgestreut hatte, die sich zum Theil auch weiterhin erhalten haben, wie daß seine Mutter wegen Giftmischerei angeklagt gewesen sei, daß Kaiser Mathias, dessen Tod er vorausgesagt, einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt gehabt habe, daß sein Kalender verbrannt worden sei. Letzteres geschah allerdings, aber erst 1624, und lediglich deshalb, weil die Landeskreise sich um den Vorrang stritten und er den Kreis ob der Ens vorangesetzt hatte.

Doch zu Erfreulicherem überzugehen, die von so manchen Bedrängnissen erfüllte Zeit, in welche diese Begegnisse fallen, war doch auch reich an geistigen Genüssen für Keppler. Am 8. März 1618 entdeckte Keppler zuerst seine dritte Regel, prüfte sie seit dem 15. Mai von neuem und theilte sie im nächsten Jahre der Welt in einem classischen Werke [1]) mit: das Gesetz der Entfernungen und Umlaufszeiten der Weltkörper, nach welchem die Würfelzahl der Entfernungen gleich ist der Quadratzahl der Umlaufszeiten, sodaß man mit Leichtigkeit aus letztern die erstern berechnen kann. Er eignete dieses Werk dem Könige Jakob I. von England zu, aus Dankbarkeit für den früher erwähnten Ruf. Ferner verfaßte er in diesen Jahren seinen Inbegriff der Copernicanischen Lehre [2]), welcher 1618—1622 in vier Bänden erschien. Neu waren in diesen beiden Werken auch die Lehren: daß alle Fixsterne Sonnen seien, jeder wahrscheinlich mit einer Planetenwelt umgeben, unser Sonnensystem aber wol in einer nähern Beziehung zu der Milchstraße stehe. Daneben versuchte er sich in allerlei kleineren

---

1) Harmonices mundi. 1619.
2) Epitome astronomiae copernicanae.

Arbeiten, wie die Stereometrie der Fässer[1]), welche Fermont auf die Erfindung der Differentialrechnung brachte. Er stellte Forschungen über die Gestalt der Schneeflocken an[2]), erging sich in Gedanken über die Vermehrung des Menschengeschlechts, gab Paradoxa physica heraus und erfand die Wasserschraube. Er beschrieb die Mondfinsternisse des Juni und December 1620. Als Lord John Nepper's (Napier's, geb. 1550, † 1617), des Erfinders der Logarithmen, Canon mirificus Logarithmorum erschien (1614), worin der Verfasser den wissenschaftlichen Grund seiner Erfindung verschwiegen hatte, weshalb derselben kein Zutrauen geschenkt ward, erkannte Keppler sofort, worauf es ankam, und erst seit er die Theorie der Logarithmen erklärt hatte[3]), bedienten sich die Mathematiker der erleichternden Methode.

Seit seiner Rückkehr nach Linz verschritt er auch wieder zu der Fortsetzung jenes seit 1600 ohne seine Schuld so oft unterbrochenen Riesenwerkes der Rudolphinischen Tafeln, worin zum ersten male die astronomischen Berechnungen auf die wahren Gesetze der planetarischen Bewegung begründet waren und deren Vollendung von allen Freunden der Sternkunde mit Ungeduld erwartet und oft erinnert wurde. Damals ließ Keppler durch seinen Freund Mathäus Bernegger[4]) heimlich den Druck einer Apologie besorgen, worin die Umstände dargelegt waren, die das Erscheinen der zum Druck bereitliegenden Tafeln behinderten. Jetzt wies der Kaiser 6000 Fl. zu den Druckkosten auf die Reichsstädte Nürnberg, das

---

1) Stereometria doliorum. 1615.
2) De nive sexangula.
3) Chilias Logarithmorum, 1624.
4) Geb. zu Hallstadt 1582, † als Professor zu Straßburg 3. Febr. 1640.

4000 Fl. zahlen sollte; Memmingen und Kempten an. Keppler meldete sich persönlich mit den Anweisungen bei diesen Städten, aber Nürnberg, angeblich durch Wallenstein behindert[1]), zahlte gar nichts, die beiden andern nur einen Theil. Dennoch begann er den Druck, den er aber 1626, wo er sich, infolge der neuen Maßregeln gegen die österreichischen Protestanten, in Linz nicht mehr sicher glaubte, nach Ulm verlegte, wohin er sich, nachdem er die kaiserliche Erlaubniß dazu erhalten, mit der Druckerei und sonstigen Apparaten begab. Frau und Kinder ließ er in Regensburg zurück. Vorher hatte er noch eine abermalige Belagerung von Linz, diesmal durch Protestanten, durch Mansfeld nämlich und die aufständischen österreichischen Bauern, bestanden, welche 14 Wochen andauerte, bis Wallenstein zum Entsatz kam, worauf der Kaiser Ferdinand II. die sogenannte kaiserliche Reformation anordnete, welche natürlich eine Gegenreformation war.

In Ulm dachte Keppler doch daran, im Nothfall auch außer Deutschland, in Frankreich nämlich, den Niederlanden oder England, nach dem Erscheinen der Tafeln eine Stellung zu suchen, wo er dieselben, gegen ordentlichen Gehalt, vor einem zahlreichen Publicum erklären könne. Doch ist er darüber zu keinem Entschluß gekommen und fiel es ihm stets zu schwer, sich von Deutschland zu trennen. Ja am liebsten wäre er auch jetzt noch in Württemberg geblieben, das er auch von Ulm aus, während der bald durch Geldmangel, bald durch Einquartierung gestörte Druck nur langsam fortschritt, besuchte und zu Göppingen den Sauerbrunnen trank. In Ulm, wo er mit Johann Faulhaber, einem Astronomen

---

1) S. von Breitschwert S. 166.

und Ingenieur, in vertrautem Verkehr lebte, maß er die Polhöhe der Stadt und gab ein Originalmaß in Form eines Kessels an, welches das Ulmer Wein-, Getreide- und Ellenmaß in sich begriff und noch jetzt im städtischen Archive aufbewahrt wird. Im Jahre 1627 erschienen endlich die Rudolphinischen Tafeln, auf deren Titel er zugleich des Kaisers Rudolph II., als des kaiserlichen Mäcens der Unternehmung, wie des Tycho de Brahe, der den Gedanken dazu zuerst gefaßt gehabt, zu gedenken nicht unterließ [1]). Da Keppler die Kosten zum großen Theil vorgeschossen hatte, war ihm gestattet worden, so viele Exemplare zu 3 Fl. [2]) voraus zu verkaufen, als erfoderlich waren, um seine Auslagen zu decken; den weitern Erlös sollte er mit den Erben Tycho's theilen. Er erhielt jedoch von Fürsten, Universitäten und einzelnen Freunden der Wissenschaft für einzelne Exemplare Summen, die alle seine Erwartungen überstiegen.

Gegen den Schluß seines Lebens sollte er noch in ein eigenes Verhältniß versetzt werden. Er hatte seit seiner Bestätigung als kaiserlicher Mathematicus seine Besoldung wieder ausgezahlt erhalten; der Hof war aber keinesweges geneigt, ihn, den standhaften Protestanten [3]), im Lande zu haben und seine Dienste zu

---

1) Tabulae Rudolphinae totius Astronomicae scientiae a Tych. Braheo primum conceptae continuatae et absolutae. Ulmae 1627.

2) Den Preis hatte, auf Keppler's Wunsch, die kaiserliche Büchercommission bestimmt.

3) Seine Anhänglichkeit an den Protestantismus bewies er auch seinem Freunde Besold gegenüber, der ihm die ersten Andeutungen einer Stimmung gab, die jenen, aus Widerwillen über den grübelnden Verfolgungseifer der protestantischen Theologen, 1630 zum Katholicismus führte, bei Keppler aber nur die Stimme des warnenden Freundes fand.

nutzen. Da wünschte denn die kaiserliche Hofkammer, sich der Besoldung sowol, als der immer noch unberichtigten Rückstände mit einem male zu entledigen, indem man Keppler mit all seinen Ansprüchen an Wallenstein, den neuen Herzog von Mecklenburg, der ja ein Freund der Astrologie war, überwies, damit er aus den Einkünften Mecklenburgs sowol die Besoldung, als die frühern Foderungen Keppler's bezahle. Diese Combination hatte er freilich in dem mehrerwähnten Horoskope nicht gefunden. Dem Wallenstein war er übrigens schon durch seinen Lehrer Verdungus (S. 6) empfohlen, und Keppler zog anfangs mit ziemlichem Vertrauen nach Sagan, sodaß er sowol einer Einladung, zu dem Landgrafen von Hessen-Kassel[1]) zu kommen, als der seines Freundes Bernegger, den Rest seiner Tage bei ihm in Straßburg zu verleben, keine Folge leistete. In Sagan empfahl ihn Wallenstein seinem Landeshauptmann daselbst als einen „in der Mathematic und Astronomia qualificirten und hocherfahrenen Mann" und befahl, ihn nicht allein mit einer bequemen Wohnung gegen leidliche Bezahlung zu versehen, sondern ihm auch sonst in Allem die behilfliche Hand zu bieten[2]), trug ihm auch die Berechnung der nächsten Zusammenkunft des Jupiter und Saturn auf und scheint ihm auch seine Besoldung gezahlt zu haben[3]). An die Tilgung der Rückstände dachte er aber nicht und als ihn Keppler in einem

---

1) Es war dies jedenfalls Landgraf Moritz I. (geb. 25. Mai 1572, † 15. März 1632), der im Jahre 1627 die Regierung niedergelegt hatte und sich in seiner Zurückgezogenheit wesentlich mit physikalischen Wissenschaften beschäftigte.

2) Leipelt, Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan, S. 134—35. Das Schreiben datirt Prag, 26. April 1628.

3) S. von Breitschwert, S. 166.

Schreiben nach Güstrow darum mahnte (10. Febr. 1629), wollte er sich des kaiserlichen Decrets nicht mehr erinnern. Ein zweites Schreiben vom 24. Febr.[1]) hatte wenigstens die Folge, daß der Herzog dem akademischen Senat zu Rostock befahl, Keppler auf den Lehrstuhl der Mathematik zu berufen, was auch geschah. Keppler aber mochte dem Bestande der Wallenstein'schen Herrschaft in Mecklenburg nicht trauen, wie er denn schon früher an seinen Freund Bernegger geschrieben hatte: „Wenn das bisherige Glück dieses Herren fortdauert, so kannst Du sehr leicht in Rostock angestellt werden, denn er buhlt nach dem Ruhme eines Beförderers der Wissenschaften ohne Unterschied der Religion, sollte hingegen sein Glück sich wenden, so kann ich noch leichter zu Dir nach Straßburg kommen"; er trug auch gerechtes Bedenken, seine Ansprüche an den Kaiser völlig aufzugeben und sich lediglich auf Wallenstein's unsicheres Glück anweisen zu lassen. So erklärte er dem Herzoge furchtlos: er werde diesem Rufe nicht eher folgen, als bis der Herzog die kaiserliche Genehmigung ausgewirkt haben und die Rückstände bezahlt sein würden, und sagte in einem Briefe an Bernegger, worin er diesem den Vorgang erzählte: „Du wirst über meine Kühnheit staunen und lachen; doch bedenke, daß der Herzog über seine Gnade Herr und Meister, das Glück aber beides über den Herzog ist."

In Sagan bezog er einen Thurm neben dem Spitalthore, der nach ihm benannt wurde, und blieb bis 1630 dort, in welchem Jahre er noch sein jüngstes Kind, Anna Maria, taufen ließ. Auch hatte er hier eine seiner letzten Erdenfreuden, indem seine einzige Tochter erster Ehe, Susanna, mit ihrem jungen Gemahl, dem Professor

1) Förster, Wallenstein's ungedruckte Briefe, II, 1 ff.

Bartsch in Straßburg, mitten durch die Fährlichkeiten des Krieges zu ihm reiste, den väterlichen Segen zu ihrer Verbindung zu empfangen. Sie war im Fräuleinstift zu Pforzheim erzogen worden, und als sie heranwuchs, hatte Keppler seinen Aerger über seine Schwester, die der Nichte gern einen Mann verschafft hätte und sie, wie er meinte, „mit ihren Ausrufungen lächerlich machte". Aber auch Bernegger, gegen welchen Keppler diese Klagen angestimmt hatte, beschäftigte sich mit ihrer Versorgung und schrieb an Bartsch, der damals als Gehilfe bei Keppler in Sagan war, er möchte sich doch um Susanna bewerben, legte aber den Brief in der Zerstreuung unversiegelt einem Briefe an Keppler bei, der ihn las und die Sache vor der Hand ruhen ließ, indem er die Zerstreuung seines Freundes einem Schutzgeiste beimaß. Als aber Bartsch bald darauf Professor der Mathematik in Straßburg wurde, übertrug Keppler seinem Freunde die Stelle des Vaters und beauftragte ihn, seine[1]) Tochter zu fragen, ob sie frei sei und ob sie glaube, sich sicher auf Bernegger verlassen zu können, wenn dieser ihr einen Bräutigam auswähle, den er ihr der Entfernung halber nicht persönlich zeigen könne. Die Hochzeit möge zu Leonberg oder Straßburg gehalten werden; in Sagan sei er ein unbekannter Fremdling. Sie ward im März 1630 in Bernegger's Hause begangen; der Bruder der Braut, Ludwig, Student der Medicin zu Tübingen, die Tante Margarethe und der Oheim Christoph, der Zinngießer, waren zugegen. Den Vater wird der Besuch des liebenden Paares sicherlich mehr gefreut haben, als die goldene Ehrenkette, die

---

1) Frage du „meine, ja deine Tochter", schrieb er.

ihm der Großherzog von Florenz[1]) nach Sagan schickte. Die Ehe ward übrigens schon nach einem Jahre, wo Bartsch an der Pest starb, wieder getrennt und die Witwe verehelichte sich anderweit mit Martin Heller.

In Sagan berechnete Keppler, in kaiserlichem Auftrage, astronomische Ephemeriden bis 1637. Er arbeitete hier seinen Hipparch, ferner die Schrift: Terrentii epist. ex regno Sinarum ad mathemat. Europ. missae; cum coment. J. Keppleri; acc. J. Keppler de insigni defectu Solis (Sagan 1630); und als opus posthumum sein Somnium de Astronomia lunari, von dem er selbst schreibt: „In meiner Astronomie des Mondes stehen ebenso viele Räthsel als Zeilen, Räthsel, welche nur mit Hilfe theils der Sternkunde, theils der Naturlehre, theils der Geschichte aufgelöst werden können." Die Kriegsunruhen aber brachten die Druckerei wie den Vertrieb seiner Werke zum Stillstand, und so beschloß er, sich mit seinen Foderungen an den Reichstag zu Regensburg zu wenden, denselben Reichstag, der die Entlassung Wallenstein's erwirkte. Seine Absicht war, von Regensburg nach Linz und wieder zurück nach Sagan zu reisen; doch nahm er eventuell, „bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge", das erneuerte Erbieten der Gastfreundschaft Bernegger's mit innigem Danke an, wie er diesem aus Leipzig, 21. Oct. 1630, schrieb. Wahrscheinlich wollte er in Linz seine dortigen Foderungen betreiben und in Sagan seine Familie und Apparate abholen, um nach Straßburg überzusiedeln. Die in rauher

---

1) Ein Cosmus, wie von Breitschwert S. 118 schreibt, kann dies nicht gewesen sein, denn Cosmus II. war schon 1621 gestorben und Cosmus III. wurde erst 1642 geboren; wahrscheinlich der Großherzog Ferdinand II. (geb. 1610, † 1670).

Jahreszeit zu Pferde gemachte Reise griff ihn an; er kam erschöpft nach Regensburg, ward mit Kälte empfangen und, durch die Aussichtslosigkeit seiner Hoffnungen gekränkt, erkrankte und starb er, im Hause des Handelsmanns Hillibrand Pylli, am 15. Nov. 1630. Er ward auf dem St.-Peterskirchhof beerdigt und erhielt die von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras;
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Die Grabstätte ward bei der Erstürmung von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, im Nov. 1632, von den einstürzenden Außenwerken der Festung verschüttet, und konnte nur mit Mühe wieder aufgefunden werden, als Karl von Dalberg, als Fürstbischof von Regensburg, ein geschmackvolles Denkmal, das seinen Kunstwerth Döll und Dannecker verdankt, errichten ließ.

Das Inventarium über die Effecten, welche Keppler bei seinem Tode bei sich führte[1]), woneben er auch in Würltemberg und in Sagan noch Besitz hatte, sowie es ihm sonst auch nicht an Freunden und Zufluchtsstätten mangelte, zeigt allerdings, daß es etwas zu viel gesagt war, wenn man ihn den Hungertod sterben ließ. Die Schuldbriefe, die er bei sich führte und die ein für jene Zeit gar nicht unansehnliches Vermögen darstellten, waren freilich theils völlig aussichtslos, theils wenigstens vorläufig, bei den Stockungen, die der Krieg erzeugte, ohne Nutzen.

Die Studienkosten seines Sohnes Ludwig scheinen aus dem Vermögen bestritten worden zu sein, welches seine Schwester Margarethe für ihn in Händen hatte,

1) S. dasselbe aus dem Göttinger Magazin II, 4, bei von Breitschwert, S. 225—28.

woneben auch der treue Bernegger aushalf [1]). Zu jenem ihrem Stiefsohn kam Keppler's Witwe mit vier kleinen Kindern nach Tübingen und brachte ihm das Manuscript des Somnium, mit der Bitte, es zum Besten der Verwaisten herauszugeben, was derselbe auch 1634 that und die Schrift dem Landgrafen Philipp von Hessen zueignete. Ludwig Keppler blieb aber nicht in Württemberg, sondern lebte und starb als Arzt in Königsberg und mit seinem einzigen Sohne erlosch der Mannsstamm des großen Johann Keppler.

1) S. von Breitschwert, S. 171.

IV. Waldsteine und Sinzendorfe in den Herrschaften Trebicz und Selowicz.

Es ist im ersten Aufsatze dieses Bandes beiläufig des Oberstburggrafen von Böhmen, Grafen Adam von Waldstein, des Vetters des Friedländers und des Stammvaters zweier noch jetzt blühenden Linien dieses berühmten Hauses, zugleich auch seiner mährischen Besitzungen und des darauf errichteten Seniorats zu Trebicz gedacht worden. Diese in der äußersten östlichen Ecke des iglauer Kreises gelegene Herrschaft, zu welcher auch das Städtchen Trebicz, früher ein Hauptsitz der Hussiten und dann der mährischen Brüder gehört, war ehedem ein Besitzthum der bis gegen das Ende des Mittelalters überaus angesehenen und reichen Benedictinerabtei Trebicz (Trebjč), die auch unter dem Namen „Maria Himmelfahrt" oder „Maria Reich" bekannt war. Sie war von Fürst Ulrich von Brünn († 1115) und Fürst Leopold von Znaim († 1112), beides Söhnen Herzog Konrad's von Znaim und Neffen König Wratislaus' II. von Böhmen, um das Jahr 1109 gestiftet worden, und es soll damals ein an jener Stelle gestandenes landesfürstliches Schloß in das Stiftsgebäude umgewandelt und dabei eine Kirche zu Ehren der Geburt Mariä erbaut worden sein, in wel-

cher Kirche auch beide fürstliche Stifter nach ihrem Tode beigesetzt wurden. Die Propsteien desselben Ordens zu Wollein und Kumrowicz waren Filiale dieser Abtei, als deren erste Aebte Kuno († 1138), Adalbert, zu dessen Zeiten Herzog Konrad II. von Znaim († 1150) und Prinz Spitihnew von Brünn († 1151) ebendaselbst beerdigt wurden, Radeg, wahrscheinlich ein Sohn des Fürsten Swatopluck von Olmütz, ein zweiter Kuno, um 1174, und seit 1184 Tiburz genannt werden. Um 1169 soll sein Mönch dieses Klosters, Namens Albinus, ein geschichtliches Werk über Mähren verfaßt haben, das sich zu Comenius', des bekannten Verfassers des Orbis pictus, Zeiten in der Zierotin'schen Bibliothek befunden, und mögen bald darauf die Annales monasterii Trebitiensis begonnen worden sein, von denen der mährische Geschichtsforscher Pessina von Czecherod ein Bruchstück besessen hat. Noch im 14. Jahrhundert galt diese Abtei für die erste des Benedictinerordens in Mähren und selbst Benedict XII. erließ an ihren Vorstand eine Bulle in Betreff der Ordenscapitel, der Disciplin und der Studien für den Orden in Mähren. Im 15. Jahrhunderte begann der Verfall, zunächst infolge der Hussitenkriege. Gegen die Hussiten hatte der fromme, gelehrte und tapfere Abt Benedict von Lomnic mannhaft gekämpft und den Bischof Johann den Eisernen von Olmütz bei Belagerung und Einnahme der Burg Czernahora (1423) wesentlich unterstützt. 1430 fiel aber Prokop der Kahle in Mähren ein, verwüstete die Stiftsgüter und soll Trebicz bis 1431 behauptet haben, ohne jedoch das Stiftsgebäude, trotz eines von den Bürgern unterstützten verrätherischen Anschlags [1]), in seine Gewalt bekommen zu

1) Schon hatten sich hussitisch gesinnte Bürger in die Stiftskirche

haben. Von jener Zeit an kam die Abtei in unentwirrbare finanzielle Bedrängnisse, zu denen wol auch das Abnehmen der Spenden der Umwohner beigetragen hat, veräußerte oder verpfändete ein Einkommen, ein Besitzthum nach dem andern und contrahirte eine beträchtliche Schuldenlast. Den Hauptstoß gab dem Stifte aber der Krieg zwischen König Georg Podiebrad von Böhmen und König Mathias Corvin von Ungarn. Der Sohn des Erstern, Herzog Victorin von Münsterberg [1]), warf sich 1468, von König Mathias mit einem starken Heere gedrängt, in die Stadt Trebicz, welcher König Mathias darauf mit grobem Geschütz und wiederholten Stürmen gewaltig zusetzte, während die Böhmen sie, vielmehr sich, auf das Tapferste vertheidigten. Endlich gelang es den Ungarn, eine Bresche zu schießen, durch die zuerst ein Rittmeister der im Heere des Ungarkönigs gegen die ketzerischen Böhmen fechtenden Kreuzsoldaten mit den Seinen eindrang, worauf die Ungarn dem Beispiele folgten und im Innern der Stadt ein wüthender Kampf entbrannte. Vergebens ließen die Bürger die weiße Fahne wehen. Ein in den Vorstädten ausgebrochenes Feuer ergriff die innere Stadt und in dem furchtbaren Brande sollen über 1000 Menschen umgekommen sein, während der Kampf auf Seiten der Vertheidiger über 250 Kriegsleuten und Bürgern das Leben kostete. Prinz Victorin zog sich nun, obwol die Brücke über die Iglawa unter den ersten Wagen brach, mit seinen Krie-

---

eingeschlichen, von wo man am St.-Nikolaustage (6. Dec,) das Stift überrumpeln wollte, als sie entdeckt, gefangen und nach Brünn geliefert wurden, wo zwei geviertheilt, drei gehängt, die Uebrigen durch Abschneiden der Nasen und Ohren bestraft wurden.

1) Starb am 30. Aug. 1479. Sein Mannsstamm erlosch 1515.

gern und Anhängern in das Stift zurück, von dessen Größe es einen Beweis geben mag, daß damals an 4000 Mann, die Weiber und Kinder ungerechnet, in demselben Raum fanden. König Mathias belagerte darauf das Stift, dessen Abte er mit Verweisung oder ewigem Kerker drohte, wenn er die Uebergabe nicht ermögliche. Dies hing aber nicht von dem armen Abte Mathias, sondern von dem Prinzen Victorin ab, der die Abtei erst verließ, nachdem über 300 Pferde nebst den vorhandenen Katzen aufgezehrt worden [1]). Da schlug sich Victorin mit einem Theil seiner Leute glücklich zu seinem Bruder Heinrich durch, der ihm zu Hilfe geschickt war und in der Nähe lagerte. Immer noch hatte er, wol zur Deckung des Rückzugs, eine Besatzung im Stifte zurückgelassen, die sich noch 1½ Wochen vertheidigte und dann noch freien Abzug erwirkte. König Mathias soll die Beute in vielen Wagen abgeführt haben und schaltete übrigens mit dem Stifte wie mit einem eroberten Lande. Er verpfändete die Stiftsgüter erst an Zdenek von Sternberg, dann, ungeachtet der Friede von Wienerisch-Neustadt (21. Juli 1479) die Rückgabe an den Orden ausdrücklich bedingt hatte, 1480 an Jaroslaw und Waneck von Lomnic, 1490 aber an Wilhelm von Pernstein, den er zugleich ermächtigte, alle versetzten Stiftsgüter einzulösen. Darüber ging das Stift, das sich vergeblich durch Absetzung des Abts Mathias zu retten gesucht und in Tiburz seinen letzten Abt gefunden hat, dergestalt zu Grunde, daß man über die weitern Schicksale des Abts und seiner Ordensbrüder nichts irgend Sicheres

1) Scriptores rerum Bohemicarum, III, 188 ff. S.: Wolny, Mähren, VI, 570 ff.

weiß [1]). In guten Zeiten hatte die Abtei bei 200 Ordensmänner gehabt.

Die Stadt Trebicz, welche übrigens ihre eigenen Burggrafen gehabt hat, soll sieben Jahre wüst gelegen haben, war aber 1476 schon wieder so stark und übermüthig, daß sie, aus unbekannten Ursachen, in eine Empörung gegen den Abt ausbrach, um deren Beschwichtigung sich die 18 Vasallen des Stifts vergebens mühten, sodaß zuletzt die landesfürstliche Hilfe angerufen ward. Dieselbe Stadt wurde darauf ein Hauptsitz der akatholischen Secten. Bald nach 1494 erbauten sich die Utraquisten ein eigenes Bethaus in der Vorstadt Unterkloster. Zwar wurden 1505 auf dem Landtage zu Brünn strenge Beschlüsse gegen die Akatholiken gefaßt; aber 1523 fand Paul Sperat [2]), nachdem er aus Iglau verwiesen, in Trebicz Aufnahme und predigte dort und in der Umgegend die Lehre Luther's, bis er gefangen genommen und nach Olmütz abgeführt wurde, wo er zum Tode verurtheilt ward, jedoch, auf Fürsprache gleichgesinnter Barone, mit Landesverweisung davonkam. Aber um 1570 hing die ganze Stadt dem Utraquismus an; der katholische Dechant war nach Jarmeritz ausgewichen und der akatholische Geistliche hatte die Pfarrkirche der Stadt unter Glockengeläute in Besitz genommen. Auch das pikarditische Brüderhaus wurde mit Pastoren des

---

1) Einer Tradition zufolge soll der letzte Abt in Budischau gestorben und begraben sein.

2) Eigentlich Speter oder Spetter, geb. 13. Dec. 1484 in Schwaben, studirte zu Paris und auf den italienischen Universitäten, schloß sich den Reformatoren an und zog propagandistisch umher, bis er nach seinen mährischen Fährlichkeiten noch 1523 zu Luther nach Wittenberg kam, der ihn nach Königsberg empfahl. Er wurde zuletzt Bischof zu Pomezan in Preußen und starb am 17. Sept. 1554.

neuen Glaubens besetzt. Nun mußten zwar diese Geistlichen diese Kirchen und mit einem Theile ihrer Glaubensgenossen auch die Stadt 1628 räumen. Im Allgemeinen aber hatte ihr Grundherr, der edle und geistvolle Karl von Zierotin [1]), den Akatholischen seiner Herrschaft einen kaiserlichen Schutzbrief erwirkt, und so klagte noch 1656 der Dechant von Polna in Böhmen, daß sich in Trebicz, außer den Juden, nicht weniger als 21 akatholische Secten befänden. Im dritten Decennium dieses Jahrhunderts enthielt es dagegen, unter 6731 Einwohnern, nur 10 helvetischen Bekenntnisses, neben 1490 Juden, die in einer eigenen Judenstadt [2]) wohnten.

Dem Wilhelm von Pernstein wurde 1502 vom König Ladislaus von Böhmen der erbliche Pfandbesitz der Herrschaft nochmals zugesichert. Kaiser Ferdinand schenkte dieselbe mit allem Zubehör schließlich am St.-Philipps- und Jakobstage (1. Mai) 1556 dem Ladislaus von Pernstein, für dessen „wichtige, den kaiserlichen Prinzen Maximilian und Ferdinand geleistete Dienste", sowie wegen der großen auf den Stiftsgütern haftenden Schuldverschreibungen des Hauses Pernstein. Das Stiftsgebäude war damals ganz herabgekommen und zerstört, seit langer Zeit weder von einem Abte, noch von Ordensmännern bewohnt [3]). Der neue Erwerber verkaufte

---

1) Ueber diesen vielleicht künftig einmal.

2) Die dortige Judengemeinde soll eine der ältesten in Mähren sein und hat man die Erbauung einer Synagoge bis auf das Jahr 922 zurückführen wollen. Sie wurde 1410 von den sokolischen Raubrittern geplündert und nachher zwei Mal vertrieben. Graf Ferdinand von Waldstein gab (18. Juli 1693) eine ausführliche Judenordnung. S. Wolny, Mähren, VI, 563.

3) Wenn der verdienstvolle Wolny die handschriftliche Nachricht, ein Pfandinhaber der Herrschaft, Arkleb von Bozkowic, der sie von

die Herrschaft aber sofort an Burian Osowsky von Daubrawic, mit dessen Sohn oder Enkel Smil der Mannsstamm dieses alten Geschlechts am 16. Febr. 1613 erlosch. Smil war in erster Ehe mit Bohunka von Zierotin († 1588), in zweiter mit Katharina von Waldstein, einer Vatersschwester des Friedländers, verheirathet, nahm die Letztere 1612 in die Gemeinschaft des Besitzes und setzte sie zur Erbin ein. Nach seinem Tode heirathete sie den Karl von Zierotin, dem sie gleichfalls keine Kinder brachte. Dem Glauben der mährischen Brüder treuer ergeben, als ihr Vetter und Neffe, wanderte sie 1620 lieber nach Breslau aus, als daß sie zum Katholicismus übergetreten wäre, und überließ (15. Mai 1628) die Herrschaft ihrem Vetter, dem Oberstburggrafen Adam Grafen Waldstein, gegen eine jährliche Rente von 6000 Fl. Indeß noch in demselben Jahre erhielt sie die kaiserliche Erlaubniß zur Rückkehr und nahm am 30. Sept. die Herrschaft wieder in Besitz.

In ihrem letzten Willen nun, den sie am 6. Febr. 1637, also nach dem Sturze des Friedländers, errichtete, ernannte sie ihren Vetter Adam zum Haupterben und

---

den Pernsteins einige Zeit lang übernommen gehabt, habe 1551 alle katholischen Geistlichen von Trebicz, und darunter auch 14 Benedictiner, den Ueberrest der Stiftsgeistlichkeit, aus Trebicz vertrieben, in Widerspruch mit obiger Versicherung der Schenkungsurkunde findet, so können wir dem nicht unbedingt beistimmen. Abgesehen davon, daß bei der Zahl 1551 ein Irrthum obwalten könnte, sodaß etwa 1531 zu lesen wäre, in welche Jahre der Besitz der Bozkowic fällt, und daß man auch für möglich halten kann, die Schenkungsurkunde habe den Verfall des Stifts geflissentlich als älter dargestellt, wie er war, so löst sich der Widerspruch auch sehr leicht, wenn man annimmt, daß jener Ueberrest der Stiftsgeistlichkeit sich zwar nicht mehr in dem verfallenden Stifte halten konnte, aber doch noch in der nahen Stadt weilte und auf bessere Zeiten harrte.

substituirte diesem seinen ältesten Sohn Rudolf und dessen männliche Nachkommen, diesem aber wieder, im Falle des Aussterbens, seine jüngern Brüder und deren Mannsstamm dergestalt, daß immer der Aelteste unter ihnen die Herrschaft besitzen und benutzen sollte.

Neben dieser fideicommissarischen Stiftung traf sie in dem erwähnten Testamente noch folgende, zum Theil charakteristische Bestimmungen: Zu ihrem Begräbniß, das in Trebicz an der Seite ihres ersten Gemahls, Smil Osowsky, stattfinden sollte, wies sie 1000 Ducaten an. Ihrem Haupterben Adam legirte sie noch 30,000, seinem ältesten Sohne Rudolf 25,000 Fl. rhein., dessen Sohne Franz Adam eine goldene Kette, 1000 Ducaten schwer; der Tochter Rudolf's, Katharine Polyxena, ein großes Halsband mit einer Diamantenspange, sieben Diamanten-, sieben Rubinen- und 14 Perlengliedern, letztere je zu vier Perlen; dem Berthold Bohobud Freiherrn von Lipa 25,000 Fl. rhein. und den größern Theil des Silbergeräths; seinen drei Söhnen, Adam, Karl und Czenek Howora von Lipa, jedem 25,000 Fl. rhein., die sie auf der Herrschaft Brandeis stehen hatte; ihrem Vetter Friedrich von Kaunitz 25,000 Fl. rhein. nebst 24 Silberschalen; ihrem Vetter Erdmann von Lobkowitz 25,000 Fl. rhein. nebst einer kleinen Truhe mit Silberwerk; der Schwester Friedrich's von Kaunitz, Eusebia, und der Gemahlin Rudolf's von Waldstein, Zdislawa Sezyma von Austj, den Rest des Erbtheils, das die Testatorin von ihrem zweiten Gemahl, Karl von Zierotin, in Breslau erhalten; der Tochter Friedrich's von Kaunitz, Maria, eine neue Perlhaube mit diamantenen Verzierungen; der jüngern Katharina Zehussicka von Waldstein 1000 Ducaten und eine Schnur großer runder Perlen, welche fünf Mal um den Hals gebunden

werden konnte und sieben Loth wog; jeder von ihren drei Leibdienerinnen eine Goldkette von 100 Ducaten im Werth und 1500 Fl. rhein.; den übrigen weiblichen Dienerinnen zusammen 400 Ducaten; dem Hofmeister Martin Sternfeld 1000 Ducaten; der männlichen Dienerschaft adeligen und bürgerlichen Standes gegen 3000 Fl. rhein. Die Kutscher, Vorreiter, Senftenträger und geringern Dienstleute wurden gleichfalls besonders bedacht. Kleider, Bett-, Tisch- und anderes Linnenzeug sollte unter die oben genannten Verwandtinnen vertheilt werden, der Ueberrest von jeder noch nicht vertheilten Habe an Frau Maria von Lipa, geb. Zaruba von Husterow fallen. In einem Codicill vom 28. Dec. 1637 setzte sie noch dem zweiten Sohne Adam's von Waldstein, dem Grafen Max, 25,000 Fl. rhein., dem Bartholomäus von Zierotin 5000 Fl. rhein., dem nachgelassenen Sohne des Laurenz von Zierotin, Karl, 5000 Fl. rhein., der Stadt Trebicz 2992 Fl. rhein. und dem städtischen Spital 546 Fl. rhein. aus [1]).

An der Stelle des ehemaligen Benedictinerstifts befindet sich jetzt das herrschaftliche Schloß, der Sitz des Wirthschaftsamts mit den Kanzleien und Beamtenwohnungen, auf einem sich im Westen der Stadt ziemlich steil erhebenden Hügel gelegen und eine reizende Ansicht der Stadt und des Iglawathals gewährend. In den Zimmern des Schlosses finden sich viele Porträts der Häuser Daubrawic und Waldstein und ein in Oel gemalter Stammbaum des Daubrawicer Geschlechts. Dicht am Schlosse nach Norden zu steht der letzte Rest der Abtei, die Stiftskirche, jetzt dem heil. Prokop ge-

1) Wolny, a. a. O. S. 554.

weiht und seit 1751 von einem Schloßkaplan verwaltet. Sie ist ein großartiges Denkmal der gothischen Baukunst; ihrer innern Einrichtung nach von Graf Johann Joseph von Waldstein 1730 „aus profanirten Trümmern" wieder hergestellt, während die zwei Thürme am Frontispiz 1750 von seiner Tochter, der Fürstin Maria Anna von Fürstenberg [1]), erbaut wurden [2]).

Graf Adam genoß das Seniorat nur wenige Monate. Auch sein Sohn Rudolf starb schon 1644 und dessen minderjähriger Sohn Franz Adam, für welchen seine Mutter Zdislawa Sezyma von Austj die Verwaltung führte, trat zwar 1655 die eigene Leitung des Besitzthums an, starb aber 1666 ohne männliche Nachkommenschaft. Nun folgte im Seniorat ein Brudersſohn seines Vaters, der k. k. Obersthofmarschall und Großprior des Johanniterordens, Graf Franz Augustin, und nachdem dieser am 11. August 1684 verstorben, dessen jüngerer Bruder, Graf Karl Ferdinand. Den Letztern succedirte am 9. April 1702 sein Sohn Graf Karl Ernst, geb. am 13. Mai 1661, vermählt 1686 mit Marie Therese Gräfin von Losenstein (geb. 2. Dec. 1667, † 20. Aug. 1729), k. k. Oberst-Kämmerer, Geheimer Conferenzrath, Gesandter in Portugal, dessen Beitritt zu der großen Allianz er 1703 erwirkte, dafür aber auf der Heimfahrt von französischen Kriegsschiffen gefangen genommen und zehn Monate lang nach Vin-

1) Geb. 21. Febr. 1707, ward sie am 6. Juni 1723 die erste Gemahlin des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst von Fürstenberg (geb. 11. April 1699, k. k. wirklicher Geheimer Rath, 1716 gefürstet, längere Zeit k. k. Principal-Commissarius auf dem Reichstage, starb am 29. April 1762) und starb am 13. Nov. 1756, eine Stammmutter der heutigen Fürsten.

2) Wolny, a. a. O. S. 561 ff.

cennes gesetzt ward [1]), gestorben am 7. Jan. 1713, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Karoline Henriette, die sich am 11. März 1717 mit Fürst Georg Christian von Lobkowitz (geb. 10. Aug. 1686, k. k. wirklicher Geheimer Rath, Generalfeldmarschall und commandirender General in Ungarn, † 9. Oct. 1753) vermählte. Nach seinem Tode entstand unter den männlichen und weiblichen Erben ein Rechtsstreit über den Nachlaß, der jedoch am 12. Dec. 1763 durch Vergleich geschlichtet wurde. Das Seniorat übernahm Graf Johann Joseph, welchem 1731 sein Neffe Franz Ernst, diesem aber sein Bruder Franz Joseph Georg folgte. Der Letztere, geb. am 24. April 1709, war k. k. wirklicher Geheimer Rath und (12. Mai 1729) mit Marie Josephe Gräfin Trautmannsdorf (geb. 27. April 1704, † 12. Oct. 1757) vermählt, trat aber am 15. April 1760 in den Kapuzinerorden, that am 2. Oct. Profeß und starb noch in demselben Jahre. Ihm folgte im Seniorat sein Sohn Emanuel Philibert auf Groß-Skal, Dux ꝛc., k. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Erbvorschneider im Königreich Böhmen, geb. am 2. Febr. 1731, † am 22. Mai 1775, vermählt am 21. Mai 1754 mit Maria Anna Prinzessin von Liechtenstein; diesem aber sein Vetter Graf Vincenz, von der ältern Linie zu Münchengraz, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Inhaber des genannten böhmischen Erbamts, geb. am 17. Juni 1731, † 1790, vermählt am 14. April 1759 mit Gräfin Sophia von Sternberg. Dann ist das Seniorat wieder

1) Man behandelte ihn anfangs sehr hart, nahm ihm alle seine Effecten und ließ ihm nur zwei Hemden, damit das eine gewaschen werden könne, während er das andere trüge. Später gab man ihm einen Theil seiner Sachen zurück und ließ ihm größere Freiheit.

auf die Duxer Linie übergegangen und nach einander von Graf Joseph Karl († 17. März 1814 als k. k. Generalfeldwachtmeister), dessen Bruder Graf Franz Anton († 24. Juni 1823), Graf Ernst († 24. Juni 1823) und dem gegenwärtigen Inhaber, Graf Anton Georg Christian auf Leutomischl, Dux, Oberleutersdorf, Maltheuern und Brandeis an der Adler, k. k. Kämmerer und Major in der Armee, geb. am 10. Juli 1797, besessen worden [1]).

Graf Adam Waldstein besaß in Mähren auch noch die im brünner Kreise, gleichfalls an der Iglawa, belegene Herrschaft Selowicz [2]), die Kornkammer Mährens, wie man sie genannt hat. Dieselbe hatte schon 1420 einem Hinko von Waldstein gehört, der sich auch danach nannte und 1450 seine Schwester Anna von Waldstein in Gütergemeinschaft nahm. Dieser fiel die Herrschaft auch wirklich zu. Sie vermachte sie aber in ihrem letzten Willen vom Jahre 1482 ihrer Muhme Kunka von Krawar-Straznic und den Jaroslaw und Ladislaw von Bozkowic, für die ihr und ihrem Bruder erwiesenen Liebesdienste. Kunka trat 1483 ihren Antheil den Bozkowic ab, von denen sie 1508 durch Kauf auf Wilhelm von Pernstein kam. Wratislaw von Pernstein verkaufte sie 1560 an Johann Zdansky von Zastrzizl, der sie 1564 dem Friedrich von Zierotin testamentarisch überließ. (Seine Gemahlin, Elisska, war eine Zierotin und bekam für ihre Lebzeit die Burg Buchlau, das Silbergeräth und das baare Geld in der Truhe zu Selowicz.) Auch Friedrich von Zierotin verfügte testamentarisch über die Herrschaft,

---

1) Wolny, a. a. O. S. 554 ff.

2) Wolny, II, 2, 415 ff.

zu deren Erben er 1598 seinen Vetter Johann Dionys von Zierotin-Namiescht bestimmte. Der Erbe mußte dafür den Getrzich, Kasper Melchior und Ladislav Welen von Zierotin jedem 10,000 Fl. rhein., der Witwe des Erblassers, Magdalene von Chlum-Kossenberg, die auch das Gut Paußram erhielt, jährlich 1000 Fl. rhein. zahlen. Das Gut Moritz fiel an Johann den ältern, Victorin und Johann Wilhelm, Prerau aber an Karl von Zierotin. Den Unterthanen auf diesen Gütern wurde auf ein Jahr jede Zahlung erlassen. Jeder der drei Testamentsvollstrecker erhielt einen alten silbernen Pokal, der Besitzer von Selowicz eine runde silberne Flasche. Der dem Testator von den mährischen Ständen verehrte Pokal in Form zweier Schwäne sollte für immer bei der Zierotinschen Familie verbleiben. Dem Spital in Selowicz wurden für ewige Zeiten jährlich 100 Fl. rhein. ausgesetzt. Die Pferde erhielt die Dienerschaft.

Johann Dionys starb um 1615 ohne männliche Erben und am 12. Oct. 1616 verkauften die sämmtlichen Zierotine die Herrschaft Selowicz, zu welcher das Städtchen gleiches Namens, sowie die Städtchen Lautschitz, Menitz, Nußlau und Pohrlitz gehören, um 400,000 Fl. rhein. an den oft erwähnten Grafen Adam von Waldstein. Dieser trat die Herrschaft um 1630 seinem ältesten Sohne, dem Grafen Rudolf, ab, von dem sie 1640 an Franz Adam, 1666 aber an dessen einzige Tochter, Maria Anna Francisca, überging, welche sich mit Graf Octavian Ladislaus von Waldstein vermählte und mit ihrem Vetter, dem Grafen Karl Ferdinand von Waldstein, einen mehrjährigen Rechtsstreit um den Besitz von Selowicz führte, in dem sie obsiegte. Sie starb am 23. Juli 1689, nachdem sie in ihrem letzten Willen vom

21. Jan. 1689 die Herrschaft ihren beiden Töchtern, Maria Anna Francisca, nachher verehelichten Gräfin von Paar [1]), und Rosina Katharina Isabella, nachher verehelichten Gräfin von Löwenstein, vermacht hatte. Von diesen wurde dieses Besitzthum am 31. Dec. 1714 und 30. März 1715 an den zweiten Gemahl der Letztern [2]), Philipp Ludwig Wenceslaus Grafen von Sinzendorf, k. k. Oberst-Landvorschneider, Ritter des goldenen Vließes, Geheimer Conferenzrath und Oberst-Hofkanzler, um 660,000 Fl. rhein. verkauft. Graf Sinzendorf, der das schöne Schloß in Selowicz erbaut und die großen Gartenanlagen hergestellt hat, war 1671 geboren, der zweite Sohn jenes reichen Hofkammerpräsidenten, Georg Ludwig, der, am 17. Juni 1616 geboren, unter Ferdinand III. Kämmerer und Hofkammerrath, dann Geheimer Rath, Hofkammervicepräsident und Obersthofmeister der Kaiserin Eleonore war, 1653 Reichserbschatzmeister wurde und zur katholischen Kirche überging und 1657 Hofkammerpräsident ward, mit welchem Posten er seit 1672 auch den eines Präsidenten der böhmischen Kammer verband. Dies zu seinem Unglück. Denn aus Böhmen kamen die Anzeichen, welche dazu führten, daß er 1680, als er sich eben mit dem Kaiserhofe zu Prag befand, plötzlich suspendirt und vor ein judicium delegatum, unter Vorsitz des böhmischen Kanzlers, Grafen Nostitz, gestellt ward, das ihn, wegen zahlreicher

---

1) Mit Graf Joseph Ignaz von Paar, unter Kaiser Joseph I. Oberstjägermeister, Obersthofmeister des Kaisers, wirklicher Geheimer Rath, Gesandter, geb. 1660, † 1744.

2) Rosine Katharine Isabelle Waldstein vermählte sich zuerst 1692 an Graf Wilhelm von Löwenstein-Rochefort, k. k. Oberstlieutenant, der aber schon 1693 starb. Die junge Witwe ward dann die Gemahlin Graf Sinzendorf's.

Defraudationen, die sich auf nahe an 20 Tonnen Goldes belaufen haben sollen, zu ewigem Gefängniß und Confiscation seiner gesammten Güter verurtheilte. Seine Gemahlin erwirkte die Rückgabe einiger Güter und daß er sich auf eins derselben zurückziehen dürfe, und schon im nächsten Jahre gab ihm ein kaiserliches Absolutorium völlige Freiheit und Erlaß weiterer Foderungen; er starb aber schon am 14. Dec. 1681. In erster Ehe mit Anna Regina aus dem alten Geschlecht der Jörger vermählt, ward (20. Nov. 1661) seine zweite Gemahlin die Prinzessin Dorothea Elise von Holstein-Wiesenburg (geb. 1645), eine Tochter jenes Philipp Ludwig von Holstein-Wiesenburg, dessen im zweiten Bande dieser Geschichten (S. 98 und 102) gedacht worden. Nach seinem Tode und schon am 13. März 1682 vermählte sie sich anderweit und zwar mit dem tapfern Franzosen Grafen Ludwig Bussy-Rabutin, der am 19. Nov. 1717 als k. k. Generalfeldmarschall, Geheimer Rath und Gouverneur von Siebenbürgen starb. Ihr Haus war noch bis zu ihrem erst am 8. Jan. 1725 erfolgten Tode ein Sammelplatz der wiener vornehmen Welt.

Sie nun war die Mutter jenes Grafen Philipp Ludwig Wenceslaus Sinzendorf, den sie 1671 als ihren zweiten und jüngsten Sohn gebar, weshalb er anfangs zum geistlichen Stande bestimmt und Domherr in Köln wurde. Da aber sein älterer Bruder 1687 in Ungarn wider die Türken fiel, so trat Philipp Ludwig zum Militär über, machte unter seinem Stiefvater Campagnen in Italien und am Rheine mit, wurde k. k. Kämmerer und seit 1694 mehrfach zu diplomatischen Sendungen nach München, Brüssel, Paris, wohin er 1697 als außerordentlicher Gesandter ging, und nach Polen zu Karl XII. gebraucht, 1705 aber vom Kaiser Joseph I. zum Oberst-

hofkanzler für die Staatssachen [1]) ernannt. Er wohnte den fruchtlosen Haager Friedensverhandlungen bei und war kaiserlicher Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Utrecht. 1712 erhielt er das goldene Bließ, ward 1713 zweiter Geheimer Conferenzminister und unter der ganzen Regierung Karl's VI. ein Hauptleiter der auswärtigen Politik, soweit nicht theils der Kaiser selbst, theils der stille, aber mächtige Einfluß Bartenstein's eingriff. Mit Prinz Eugen, mit welchem er sehr befreundet war, und Fürst Adam Liechtenstein bildete er die englische Partei am wiener Hofe, was denn doch für jene Zeiten, wo Englands Politik und Zustände wesentlich andere waren, als gegenwärtig, dafür spricht, daß er nicht blos der vollendete Hof- und Weltmann war, als der er allgemein anerkannt wurde, sondern auch staatsmännischen Blick besaß. Dasselbe beweist der Eifer und die Ausdauer, mit welcher er für die pragmatische Sanction gewirkt hat, dieses oft bespöttelte Werk, das aber doch schon der Maria Theresia in ihrem großen Kampfe den wichtigen Beistand des Rechts, des Besitzstandes, der öffentlichen Meinung und des eigenen guten Glaubens verschafft [2]) und dann wieder in unsern Zeiten sich rettend erwiesen hat. Er war Mäcen der Gelehrten, wobei jedoch einige Ostentation im Spiele gewesen sein soll, wie er denn selbst, bei passenden Gelegenheiten, einen Nimbus von Gelehrsamkeit um sich zu breiten liebte. Doch ward er nie pedantisch, sondern besaß Geschmack, Takt, die feinste Weltbildung. Allen Genüssen der Sinnlichkeit ergeben, blieb er namentlich den Tafelfreuden bis an sein Ende

1) Graf Seilern übernahm die Rechtssachen.

2) Vergl. meine „Geschichte des europäischen Staatensystems", II, 212 ff.

so treu, daß Friedrich II. ihn den Apicius des Kaiserhofs nannte. Die wol auch dadurch mit veranlaßte häufige Verwickelung seiner Finanzen schmälerte seine Unabhängigkeit, und er ließ zuletzt Manches verdrossen gehen, dem er nicht mit Entschiedenheit entgegenzutreten wagte. Marie Theresie bestätigte ihn zwar in seinen Posten; er zog sich aber von den Geschäften zurück und starb 1742.

Seine Söhne, mit denen der Mannsstamm seiner Linie, der zu Friedau oder Neuburg, erlosch [1]), verkauften Selowicz nebst dem Gute Rohrbach 1743 für 1,100,000 Fl. rhein. an Graf Leopold von Dietrichstein (geb. 24. Juni 1703, vermählt 1770 mit der zwanzigjährigen Gräfin Marie Josephe von Schrattenbach, nachherigen Gräfin Khevenhüller-Metsch, starb im März 1773), k. k. wirklichen Geheimen Rath und Oberstkämmerer in Mähren, der das Jagdschloß Leopoldsruhe baute, das ganze Besitzthum aber bereits am 26. Juli 1748 seinem Bruder, Karl Maximilian Philipp Franz Xaver Fürsten von Dietrichstein (geb. 28. April 1702, vermählt 2. Sept. 1725 mit Maria Anna Josepha Gräfin von Khevenhüller, Witwer 4. Oct. 1764, † 1782), k. k. wirklichem Geheimen Rath und bis 1754 Obersthofmarschall, um 1,130,000 Fl. rhein. überließ. Der Enkel des Letztern, Franz Joseph (geb. 28. April 1767, vermählt

---

1) Zuletzt mit Graf Octavian, Johanniter-Comthur zu Klein-Oels († 19. Juli 1767). Auch die ältere Linie der Sinzendorf, aus welcher der Letzte des Stammes, Prosper (geb. 23. Febr. 1751), 1803 in den Fürstenstand erhoben ward, erlosch mit dessen am 18. Aug. 1822 erfolgtem Tode. Die Sinzendorfe waren Erbschatzmeister des heil. römischen Reichs, Oberst-Erbmundschenken in Oesterreich ob der Ens, Oberst-Erbschildträger, Kampfrichter und Oberst-Erblandvorschneider in Oesterreich ob und unter der Ens.

16. Juli 1797 mit Alexandrine Gräfin Schuwalow, succed. 25. Mai 1808, Witwer 10. Nov. 1847, † 8. Juli 1854), Fürst von Dietrichstein zu Nikolsburg, Graf von Proskau und Leslie, Freiherr von Hollenburg, Finkenstein und Thalberg, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, verkaufte Selowicz, sammt Groß-Niemtschitz und Pürschitz, am 10. Dec. 1819 für 1,500,000 Fl. C.-M. an den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen (Th. III, S. 346 fg.), welcher bekanntlich den gefeierten Erzherzog Karl zum Universalerben einsetzte, auf welchen daher auch Selowicz am 11. Febr. 1822 überging.

V. Die Königswahl in Warschau 1669.

Nach einem deutschen Tagebuche.

Von G. E. Guhrauer.

Der König Johann Kasimir von Polen [1]) faßte nach einer zwanzigjährigen unglücklichen und betrübten Regierung den Entschluß, einen lange gehegten Wunsch auszuführen und die Krone niederzulegen. Dies geschah den 16. Sept. 1668. Er ging nach Frankreich und zog sich in das Kloster von Saint-Germain de Prés zurück, wo er Abt wurde, sowie späterhin Abt des Klosters St.-Martin in Nevers, in welchem er am 16. Dec. 1672 starb.

Von verschiedenen Seiten erhoben sich gleich anfangs Bewerber um den erledigten Thron, dessen Wiederbesetzung unter den damaligen Verhältnissen eine Angelegenheit von der höchsten und allgemeinsten Bedeutung war; es traten gleichzeitig der russische Thronerbe, der

1) Geb. am 22. Mai 1609, ein Sohn Sigismund's III. aus dem Hause Wasa und der Constantia von Oesterreich, succedirte seinem Bruder Ladislaus am 10. Mai 1648 und vermählte sich 1649 mit dessen Witwe, Marie Gonzaga, welche 1667 starb. B.

Prinz von Conti, der Prinz Karl von Lothringen und in Deutschland der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg als Candidaten der polnischen Krone auf. Unter allen diesen hatte Rußland die geringste Aussicht auf Erfolg; Frankreich unterstützte den Prinzen von Conti; hinter Karl von Lothringen stand Oesterreich; der Pfalzgraf von Neuburg aber wurde von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, kräftig unterstützt. In der That schien Niemand bessere und begründetere Ansprüche als er aufzuweisen [1]). Um diesen Ansprüchen Geltung und Erfolg zu verschaffen, übertrug der Pfalzgraf von Neuburg, auf den Rath des Kurfürsten von Brandenburg, die Werbung um die Krone und die Gesandtschaft nach Polen dem berühmtesten Staatsmann im deutschen Reiche in dieser Zeit, dem Freiherrn Johann Christian von Boineburg, welcher bis vor wenigen Jahren erster Minister des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war, jetzt aber in der Zurückgezogenheit lebte und seine Zeit zwischen religiösen Uebungen und den Wissenschaften theilte, in denen er ebenso seine Heimat hatte, wie in der Staatskunst. Vor kurzem hatte er einen jungen Gelehrten von glänzendem Genie und erstaunlicher Gelehrsamkeit auf einer Reise durch Nürnberg entdeckt und an sich gezogen:

---

[1]) Er war seit 1642 mit der einzigen Schwester der beiden letzten Könige, Anna Katharine Constantie (geb. am 7. Aug. 1619, † am 16. Sept. 1651), vermählt. Schon sein Vater war 1614 zur katholischen Kirche übergetreten. Er selbst war am 5. Nov. 1615 geboren, der Sohn des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und der Magdalene von Baiern. Aus seiner polnischen Ehe erhielt er keine Kinder. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt, gebar ihm dagegen deren 17, und doch erlosch sein Mannsstamm schon 1742. Für das ihm entgehende Polen entschädigte die Kurpfalz, die ihm 1685 zufiel. Er starb am 2. Sept. 1690. B.

dies war Leibnitz, welcher dort den Secretär einer geheimen Gesellschaft gemacht hatte, die den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubte und ihn wenigstens mit Eifer suchte. Leibnitz folgte seinem neuen Gönner nach Frankfurt und widmete den Winter von 1668 der Ausarbeitung einer Staatsschrift zu Gunsten des Fürsten, welcher dem Freiherrn von Boineburg die Gesandtschaft nach Polen übertragen hatte. Als das Frühjahr 1669 herankam, trat Boineburg seine schwierige Sendung an, unbekümmert um die Warnungen und Ahnungen seines berühmten Freundes und Lehrers, des Professors Herm. Conring an der Universität zu Helmstädt, dessen Befürchtungen nur allzu sehr in Erfüllung gingen.

Der Ausgang dieser Sendung und der polnischen Königswahl im Juli 1669 ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Von der Gesandtschaftsreise des Freiherrn von Boineburg aber ist uns ein ungedrucktes Tagebuch in deutscher Sprache von der Hand eines seiner Begleiter in die Hände gekommen, der sich nicht weiter genannt hat, und aus welchem wir alles Dasjenige für unsere Leser ausziehen wollen, was zur Kenntniß der Sitten in den Gegenden, welche die Gesandtschaft besuchte, aber auch zur nähern Beleuchtung der Königswahl selbst dienen kann [1].

Am 11. April also, um 9 Uhr Vormittags, begab sich das Gefolge der fürstlichen Gesandtschaft von Neuburg an der Donau, der Residenz des Pfalzgrafen, auf den Weg. Es bestand aus vier Cavalieren, vier Pagen,

---

[1]) Ich verdanke dieses Manuscript der Güte des Herrn Majors a. D. Frhrn. A. von Boineburg, welcher durch vieljährige Forschungen die reichhaltigsten Materialien zur Geschichte seines berühmten Vorfahren, Johann Christian von Boineburg, erworben hat.

zwei Trompetern, sechs Lakaien, einem Küchenmeister, einem Koch, einem Einkäufer, einem Zahlmeister, einem Silberdiener, zwei Scribenten, drei Handpferden, drei mit sechs Pferden bespannten Kutschen, einer Kalesche mit vier Pferden, zwei Bagagewagen, zwölf Gardereitern und andern Dienern. Diesen folgte der Gesandte, nach dem Essen, um zwölf Uhr, mit seinem Beichtvater und vier Bedienten. Die erste Nacht wurde in Neustädtel zugebracht. Von hier aus schickte Boineburg einen Cavalier nach Regensburg an den fürstlich neuburgischen Residenten, um Quartier zu bestellen. Der Resident ging dem Gesandten vor der Stadt entgegen, setzte sich mit in seine Kutsche und sie fuhren in die Stadt, während die Wagen mit der Garde etwas zurückbleiben mußten. Auf die Nachricht dieser Ankunft kamen noch denselben Tag der brandenburgische erste Gesandte, Freiherr von Marenholz und der triersche Gesandte zum Besuche des Freiherrn. Diesen folgten am andern Tage (den 13.) der brandenburgische zweite Gesandte, Dr. Jena, der schwedische Gesandte Schnolsky und der kurmainzische, Hettinger. Nachmittags erschienen der französische Gesandte Gravell, der dänische, der gräflich wetterau'sche und der fürstlich kasselsche. Der Magistrat der Stadt erzeigte den Gesandten die übliche Ehre durch Präsentiren des Weins, bestehend aus 36 Kannen von allerhand fremden Weinen, getragen von 18 Rathsknechten in rothen und weißen Röcken, denen ihre „Verehrung" gereicht wurde. Zwei Männer vom Rathe waren gegenwärtig, welche den Wein präsentirten.

Den andern Tag besuchte der Freiherr das Jesuitercollegium, wo er seine Andacht verrichtete, bevor er die Reise fortsetzte. Den 16. erreichte er im Böhmer-

walde die Grenze Böhmens. „Es gibt Bären da herum", heißt es. Den 18. in Prag, wo sie in den drei Kronen in der Altstadt wohnten. Die Merkwürdigkeiten der Stadt sind mehr oder weniger ausführlich beschrieben; ich übergehe sie als bekannte Gegenstände. Am 20. wurde Boineburg von dem Oberstburggrafen von Martinitz auf dem Hradschin zu Gaste geladen und nach Tische ging die Reise weiter. Bis zu dem drei Meilen entfernten Dorfe Stewitz wurde dem Freiherrn der Graf Kubsch nebst einem Trompeter und einem Lakaien mitgegeben. Den 23. näherte sich der Zug dem Riesengebirge. „In selbigen Gebirg (heißt es) soll sich ein Gespenst aufhalten, quod vulgo nominatur der Rübezahl." Den 24. näherten sie sich der Stadt Glatz in der Grafschaft gleichen Namens. „Als wir fast in die Stadt gelangt, kam der allda wohnende Ober-Regent, so einer von Adel, uns mit einer Kutsche mit sechs Pferden entgegen, sowie einem Pater Jesuiter. Nachdem er Ihre Gnade complimentirt, führte er sie in seiner Kutsche nach dem Jesuiter-Collegio (dieses wurde damals erst gebaut) und nachdem sie in selbiger Kirmeß gehört, wurden sie in dem Collegium gespeist" (zu merken: die Speisen wurden hingeschickt). Der Ober-Regent gab ihm nach dem Essen das Geleite bis Wartha, dem berühmten Wallfahrtsort zur Mutter Gottes. Eine Viertelstunde davon beginnt das eigentliche Schlesien. Die Gesandtschaft nahm ihren Weg nach Breslau, wo sie den 26. um 12 Uhr Mittags anlangten und zum Güldenen Baum abstiegen. „Es ist dieses die Hauptstadt in der Schlesien, groß, volkreich, hat auch schöne Häuser und breite Gassen. Die Thore sind mit starker Wacht versehen, und wird in der Stadt Handel mit Kunst-Bäumen getrieben. Das schönste hier zu sehen

ist das Rathhaus und das Zeughaus, sammt etlichen Kirchen, sowohl lutherischen als katholischen." Gleich nach dem Mittagsessen schickte der Bischof einen Domherrn zu dem Freiherrn von Boineburg, ihn zu becomplimentiren und dieser erwiderte die Artigkeit. Am 29. kamen sie, als es bereits dunkel war, in Oels an. Sobald die verwitwete Fürstin von Oels-Württemberg [1]) Nachricht von seiner Ankunft erhielt, schickte sie, gemeinschaftlich mit ihren drei erwachsenen Prinzen, fünf Edelleute nebst etlichen Lakaien und Pagen mit Fackeln zu dem Gesandten, ihn zu becomplimentiren und ins Schloß zu führen. Dieser aber ließ sich entschuldigen, worauf die Fürstin Speisen mit Wein und Bier in das Haus besorgte.

Den 30. April gelangte der Zug über die polnische Grenze. In dem nächsten Dorfe Schwenkowitzke mußte die Gesellschaft bei großer Hitze im Freien vor dem Hause essen, denn „die allda wohnende Starosten-Frau wollte uns nicht einlassen, weil ihr Mann nicht zu Hause und im Wirthshaus keine Gelegenheit war. Wir hatten zu thun, daß wir Bier und für die Pferde Futter bekamen." Von da ging es durch einen Wald und über drei böse Brücken über Morast auf Chronabritza, einem Dorfe, wo sie die Nacht in der Kutsche zubrachten.

Den 2. Mai gelangte man nach dem Städtchen Widowe, wo Mittag gegessen wurde und welches bei unserm Berichterstatter „ein rechtes Dorf" heißt. Eine

---

1) Es war dies Elisabeth Maria, geb. 1625, die Erbtochter des letzten Herzogs von Oels aus dem Hause Podiebrad, Karl Friedrich, und der Anna Sophia von Sachsen-Altenburg, vermählt am 28. April 1647 mit Prinz Sylvius Nimrod von Württemberg (geb. 2. Mai 1622), dem sie fünf Söhne und vier Töchter gebar, Witwe 16. April 1664, † 17. März 1686. B.

Compagnie Polaken, stattlich angezogen („wohl mundirt" drückt sich unser Bericht aus) passirte eben durch und als sie vorüber waren, schickte der Officier zwei Edelleute, den einen mit einem Panzer angethan, indeß der andere einen Bogen mit Pfeilen führte, wieder zurück, und „ließen Ihro Gnaden eine glückliche Reise und gute Expedition für sie und das ganze Königreich wünschen." Die Polen hatten an 20 Wagen bei sich. Der Gesandte hörte in dem dortigen Franziscanerkloster die Messe und ließ sein Essen dorthin bringen; den Mönchen kaufte er Wein ab. In einem drei Meilen davon entfernten Dorfe, Butzke genannt, kam der Besitzer, ein Graf, der in einem hübschen Hause wohnte, dem Freiherrn zuvorkommend entgegen und bot ihm sein Haus zum Nachtquartier an. Boineburg entschuldigte sich aber wegen großer Eile, aß nur ein Weniges vor dem Hause in der Kutsche und fuhr die Nacht durch bis Warschau, wo er mit einem Theile seines Gefolges in der Nacht zum 5. Mai anlangte. Die beiden ersten Tage vergingen unter den Bewillkommnungen der anwesenden fremden Gesandten in Warschau, des kaiserlichen Abgesandten Grafen Schaffgotsch, des kurbrandenburgischen, Dr. von Jena, des französischen, Herrn von Bezieres und des päpstlichen Nuntius. Die Begrüßung geschah gegenseitig durch Absendung von Cavalieren. Nachher wurden die Besuche persönlich abgestattet. Man schickte Creditive ab und bald war man mitten in den Verhandlungen. Am 10. wurde der Marschall gewählt in der Person Potocky's, welcher nach der Meinung des Berichts auf der Seite des Pfalzgrafen von Neuburg stand.

Den 26. Mai hielt der Fürst Bogislaus Radzivil seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Sein Vetter Michael Radzivil zog ihm entgegen mit 1000 Mann

von Adel, sämmtlich in Galla; bei mehreren war das Pferdezeug von Gold rund umgeben und mit Steinen besetzt, Schild und Decken mit Gold gestickt, erstere auch mit Steinen besetzt, sowie mit Gold auch das Reihergebüsch. Ihnen folgten drei Compagnien Heiducken, jede Compagnie 120 Mann stark. Die Heiducken hatten ein langes gezogenes Rohr, Säbel und eine andere Waffe, welche in dem Bericht nicht deutlich bezeichnet ist. Sie waren theils roth, theils blau gekleidet, voran Schalmeien und Sackpfeifen. Ferner sah man vier Compagnien Deutsche und zwei Compagnien Polaken zu Pferde; dann eine Compagnie Moldauer mit lang gezogenem Rohr und Säbel, voran Schalmeien und eine große Trommel, „nur mit einem Klüppel geschlagen, lautet fast wie eine Pauke“. Den Schluß bildete eine Compagnie Musketiere. Alle diese Truppen waren an der warschauer Seite an der Weichsel aufgestellt und bildeten den Vortrab. Hinter diesen folgten 16—17 Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannt. Darauf kam eine kleine polnische Compagnie, ganz in Panzer, mit Wurfspießen, Säbel und Pistolen, zum Theil noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Dann wiederum viele Polen von Adel und Officiere von der Miliz mit Pfeilen und Pistolen. Nach ihnen des Fürsten Cavaliere, über 60 und deutsch gekleidet, und hinter ihnen viele andere polnische und deutsche Herren. Mitten unter ihnen ritt der Fürst Bogislaus und ihm zur Linken sein Vetter Michael. Bogislaus war deutsch gekleidet, mit einem blauen, mit Silber und Gold verbrämten Rock, sein Vetter aber in polnischer Tracht. Zwei junge Fürsten Lubomirski ritten hinter ihnen. Diesen allen folgte die fremde Cavallerie, erst zwei deutsche Compagnien, alle mit langen Kollern, voran fürstliche Trompeter in

blauer Kleidung mit gelben und schwarzen Schnüren; drei deutsche Compagnien Dragoner, eine polnische, dann wieder zwei deutsche zu Pferde und eine Compagnie Janitscharen und Kürassiere. Mit etlichen Kutschen wurde der Zug geschlossen. Unser Bericht schätzt die Mannschaft auf 6000 Mann, bemerkt aber dabei: „es wurden keine Trompeten geblasen und keine Pauken geschlagen". Der Fürst begab sich in seinen Palast in der Vorstadt; sein Gefolge, 3000 Mann stark, blieb vor der Weichsel zurück.

Am 4. Juni wurde der päpstliche Nuntius zur Audienz gerufen. Er ließ darum allen Gesandten dieses kundthun und jeden um eine Kutsche mit den Cavalieren zur Cortege bitten. Der Freiherr von Boineburg, welcher mit dem lothring'schen Gesandten wegen der Präcedenz im Streit war, schickte keine Kutsche und ließ sich entschuldigen. Darauf ließ der Nuntius sogleich, um alle Gefahr zu vermeiden, heißt es, dem Lothringer absagen.

Der Zug entfaltete sich um 5 Uhr Nachmittags, nachdem sich eine kaiserliche und eine französische Kutsche, sammt denen vieler andern Fürsten und vornehmer Herren, am Palaste des Nuntius eingefunden hatten. Der Nuntius stieg, begleitet von zwei Bischöfen und dem Erzbischof von Gnesen und Primas des Königreichs, in des Letztern Kutsche, welcher seine drei eigenen folgten. Vor der Kutsche des Nuntius ritten an 50 polnische Cavaliere. Von der Vorstadt an bis auf die Kohl, wo das neu erbaute Wahlrathshaus stand, waren zu beiden Seiten 23 Compagnien zu Pferde und 24 Compagnien zu Fuß aufgestellt, Polen, Deutsche, Ungarn, Moldauer und Husaren, sämmtlich in Parade, etliche Compagnien im Panzer, die Deutschen alle mit langen Kollern. Die

Fahnen und Standarten flatterten alle lustig und die Trommeln, Schalmeien, Trompeten und Pauken wurden gerührt. Die Stärke der anwesenden Soldateska betrug 6000, die des Adels 2000 Mann, wozu an 2000 von den Dienern und Zuschauern kamen. Das Feld war ringsum mit Kutschen und Pferden bedeckt und das Haus war gedrückt voll. Hier hielt der Nuntius unter freiem Himmel, nachdem er sein Creditiv übergeben, eine Anrede, worin er die Republik ermahnte, einen König zu wählen, welcher gut katholisch, ein Beschützer des wahren Glaubens und ein eifriger Feind und Vertilger aller Ketzereien und bösen Secten wäre. Mit dieser Rede schloß die ganze Handlung.

Den 7. Juni erfolgte endlich die Audienz des Freiherrn von Boineburg, als Gesandten des Pfalzgrafen von Neuburg. Die Feierlichkeit wird in folgender Art beschrieben. Der Gesandte wurde im Namen der Republik von einem Woiwoden mit sechs Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannt, nebst 20 Cavalieren zu Pferde abgeholt. Der Aufzug erfolgte des Abends um 6 Uhr. Voran fuhren über 50 sechsspännige Kutschen; ihnen folgten über 100 polnische Cavaliere zu Pferde mit sehr reicher und kostbarer Ausstattung. Hinter ihnen die zwei Trompeter des Gesandten, darauf der Gesandte selbst mit zwei vornehmen Polen, in der Kutsche des Erzbischofs von Gnesen; ihr zur Seite gingen 18 Lakaien und hinter der Kutsche ritten acht Pagen. Dann folgte des Gesandten Leibkutsche ledig; sie war von rothem Sammet, der Kasten vergoldet, mit Glasfenstern. In der nächstfolgenden Kutsche, von rothem und geblümtem Sammet, saßen die Cavaliere und in einer dritten von grünem Sammet verschiedene Bediente. Die Kleidung des Gesandten war goldgestickt auf spanisch mit einem

Mantel. Die Diener trugen Livreen mit silbernen Schnüren und sie alle hatten, wie auch die Kutscher, Federn auf und ganze Kragen mit Spitzen. Doch hatten nur die Trompeter und Pagen ganze Federbüsche, die Andern aber nur eine Feder an dem Hut. Draußen auf dem Felde stand die nämliche Mannschaft zu Pferde und zu Fuß in Gewehr, wie bei der Audienz des Nuntius. Durch alle diese Mannschaft fuhr der Gesandte mit großer Pracht, ja, wie der Bericht bemerkt, mit weit größerer Pracht, als der Nuntius. Auf das Rathhaus gelangt, wurde er empfangen und hineingeführt; da übergab er sein Creditiv und darauf trug er seine Orationen vor, die er aber von dem Papiere ablas. Nach Beendigung seiner Rede befragte der Marschall die Woiwodschaften alle, ob sie ihre Zustimmung geben würden, worauf sie alle mit „ja" antworteten. So endigte sich dieser Actus, welcher scheinbar große Hoffnungen erregte. Bei dieser Handlung saß der Erzbischof oben an und ringsum die Senatoren, unten aber der Gesandte.

Den folgenden Tag, als den 8. Juni, wurde der französische Gesandte zur Audienz gefodert; weil aber den Tag vorher der Candidat Frankreichs, der Prinz Conti, ausgeschlossen worden war, so weigerte er sich, zu erscheinen. Um die Nacht vom 10. Juni wurde die Ruhe der Stadt durch einen furchtbaren Brand unterbrochen, welcher von 9 Uhr Abends bis an den Morgen währte und über 100 Häuser in Asche legte. Außer daß mehrere Menschen in den Flammen verunglückten, fielen auch viele Todschläge und Räubereien vor; unter anderm wurde eine vornehme Jungfrau, welche mit einem jungen Menschen die Straße hinaufkam, um etwas zu retten, beraubt und sammt ihrem Begleiter erschlagen.

Am 9., als am Pfingstfeste, kam der polnische Unterfeldherr, Fürst Demetrius Wisnowiesky, mit seinem Bruder, dem Fürsten Michael, an und sie hielten einen schönen Einzug, heißt es, fast wie der Fürst Radzivill, aber nicht so stark.

Am 12. war zum andern Mal die Reihe an dem pfalzneuburg'schen Gesandten, Freiherrn von Boineburg, vor der Versammlung aufzutreten. In dem Hause, von wo der Zug ausging, stellten sich „die vornehmen Herrn ein, als der Erzbischof, alle Feldherrn und Kanzler und die vornehmsten Cavaliere, welche alle eingeladen worden waren. Es wurden alle wohl tractirt mit Confect und Wein, alles in der Menge; sowohl Großen als Kleinen, wurde Alles gegeben, was sie begehrten, und hat solches Saufen fast den ganzen Tag gewährt. Der Wein, so getrunken wurde, hat sich auf 300 Thaler, und das Confect auf 200 Thaler belaufen, ohne das was an Bier und andern Sachen aufgegangen. Die Kutscher und Heiducken hatten Wein und Bier genug. Nur die fremden Gesandten hatten sich auf die an sie ergangene Einladung entschuldigen lassen, wie auch der Fürst Radzivill wegen des Präcedenzstreites, so sie mit dem Feldherrn Sobiesky hatten. — Um 4 Uhr Nachmittags kamen zwei Kutschen, eine vom Erzbischof, die andere von der Republik geschickt, um den Gesandten abzuholen, von vielen Cavalieren begleitet. Die Einladungs-Oration hielt der Woiwode, worauf der Gesandte mit ihm und dem Kanzler in des Erzbischofs Kutsche stiegen. Der Aufzug geschah wie folgt: die Spitze bildeten gegen 30 Kutschen mit sechs Pferden bespannt, welche zur Begleitung bei dem Gesandten vorgefahren waren; zu diesen kamen noch mehrere vor dem Thore, sodaß es zusammen gegen 50 waren. Darauf folgten

gegen 60 polnische Cavaliere zu Pferde, nach ihnen die deutschen Cavaliere; dann die Kutschen der Republik und hinter ihnen die des Erzbischofs, worin der Gesandte saß. Neben der Kutsche gingen die Lakaien. Vor der Kutsche ritten unsere zwei Trompeter, hinter ihr vier Pagen, hierauf unsere Leibgarde mit Livreeröcken. Darauf kam unsere ledige Leibkutsche, inwendig mit rothem Sammet, mit goldenen Franzen und Glasfenstern; auswendig war sie ganz vergoldet und künstlich gemalt. Unsere Livree war stahlgrünes Tuch mit Roth gefüttert und Silber- und Nacaraschnüren besetzt. In dem Felde vor der Vorstadt bis an die Kohl standen auf beiden Seiten bis auf die 60 Fahnen und Standarten und bei jeder ein Gewehr. Um das Haus, gleichwie drinnen, war es gedrückt voll Volks, man schätzte Alles auf 2000 Menschen." Als der Zug an dem Schlagbaum der Kohl angelangt war, kamen die beiden Kron- und Rittermarschälle dem Gesandten bis an den Schlagbaum entgegen und führten ihn und sein Gefolge herein. Als sie hineinkamen, saßen alle Senatoren unter freiem Himmel in einem weiten Kreis, der Erzbischof oben an. Als der Gesandte die Versammlung begrüßte, trat ein Geistlicher an ihn heran und holte sein Creditiv. Während Boineburg und der Kanzler Giese unten bei den Marschällen Platz nahmen, eröffnete der Erzbischof das Creditiv, worauf der eben genannte Geistliche es öffentlich vorlas, erst den Titel und die Unterschrift und dann erst den Inhalt. Als die Vorlesung beendigt war, begann der Gesandte, seine „Proposition", sitzend und mit bedecktem Haupt, diesmal auswendig in ununterbrochenem Fluß vorzutragen. Der Erzbischof beantwortete sie, worauf der Rittermarschall im Kreise herumging und alle Woiwodschaften fragte, ob sie mit der Proposition content

wären? Alle sagten ja! — Als er seinen Platz wieder eingenommen hatte, begann er, dem Gesandten seinen Dank auszudrücken, wegen des guten Affects, so Ihre Durchlaucht zu der Republik trieben. Darauf gingen die zwei Marschälle mit dem Gesandten hinauf in den Kreis zu dem Erzbischof, welcher sie bewillkommnete, was auch die übrigen Senatoren und Bischöfe thaten. Hierauf nahm er Abschied und fuhr in dem vorigen Comitat zuerst in das Haus zurück und, nachdem die fremden Herren sich am Trinken gut gethan, nach Valent.

Nach dem Freiherrn von Boineburg wurde der lothringische Gesandte zur Audienz eingeführt, mit den nämlichen Ceremonien.

Den 14. wurden verschiedene Besuche gegeben und empfangen, unter den letztern der Fürst Michael Wisnowieczki, welcher in deutscher Kleidung erschien.

Den 15. Vormittags wurde der Bischof von Varna und darauf der Großfeldherr Sobieski besucht. Des Letztern Palast wird näher beschrieben: „Es war im Palast eine dreidoppelte Guardia von Deutschen, Polaken und Türken. Des Fürsten Gemach war mit Goldstück tapezirt; auf dem Tische lagen ein Säbel, ein Degen und ein Regimentsstab, alles mit Edelsteinen besetzt. An der Wand hingen zwei paar Pistolen mit doppelten Läufen." Von da zu dem lithauischen Großkanzler, welcher sie, wie der Großfeldherr, unten empfing. In dem schön tapezirten Gemach hingen schöne Gemälde und ein großer Leuchter von lauter Krystall, welcher wol 20 Lichter tragen konnte.

Am 16. wurden, außer mehreren Besuchen, Schreiben an alle Palatinaten, die im Felde standen, abgefertigt. Nachmittags hatte der schwedische Gesandte mit den nämlichen Feierlichkeiten, wie Tags vorher, Audienz.

Am 17. Abends wurde in dem Schlosse des Erzbischofs eine zweistündige Conferenz gehalten, an welcher die Gesandten von Pfalz-Neuburg, Frankreich und Kurbrandenburg theilnahmen. Bei seiner Zurückkunft empfing Boineburg zwei aus dem Lager abgeordnete Officiere, welche die Antwort auf die vorerwähnten Schreiben überbrachten. Es war in diesen Tagen eine große Bewegung und Unruhe unter den Polen. Der ganze Adel aus den Woiwodschaften rückte vor die Kohl; er begehrte die Wahl des Königs. Es verdroß den Adel sehr, daß der Erzbischof nicht hinaus wollte. Unser Tagebuch gibt an, daß verschiedene aus dem Adel von der lothringischen Partei diesen Tag mit 100,000 (polnischen) Gulden bestochen worden, um ihren Herzog mit Gewalt zum Könige zu machen, weshalb denn Etliche angefangen, mit Pistolen auf die pfalzgräfliche Partei zu schießen; vier blieben todt und 14 wurden verwundet. „Es hat der Feldherr Sobieski den Säbel gezücket."

Den folgenden Tag wurde der Versuch wiederholt, die Wahl zu beschleunigen; da aber die Erzbischöfe und Senatoren sich hinauszukommen weigerten, so zogen die Pospolite Russenie wieder in ihr Lager und beschlossen, von nun ab nicht Alle hinzukommen, sondern Deputirte zu schicken. Diesen Tag war die Session der Senatoren im Schlosse bei dem Erzbischof, wobei Letzterer, unserm Bericht zufolge, scharf für Pfalz-Neuburg gestritten, die Urheber des Tumults am vorhergehenden Tage scharf getadelt und mit Nachdruck eine Untersuchung gegen diejenigen, welche das Geld von dem Herzog von Lothringen empfangen, gefodert, auch verlangt haben soll, daß sie solches herausgeben sollten. Die Großpolen bekannten sich mit vieler Devotion dem Feldherrn Sobiesky ergeben; was er thäte, damit wollten

sie zufrieden sein. Der Erzbischof bat die Versammlung, keine Spaltung zu machen und sich aus Liebe zum Vaterlande in Güte zu vergleichen; er seinerseits rathe zu Neuburg. Einer in der Versammlung trat auf und machte den seltsamen Vorschlag, zwei Zettel zu nehmen mit den Namen Neuburg und Lothringen, sie in einen Kelch legen und ein kleines Kind „um den König greifen zu lassen". Der Feldherr Sobiesky antwortete hierauf nur: „sie wären keine, so des Lebens verwirkt hätten, daß sie darum loosen sollten". Nach beendigter Session, nachdem die Versammlung auseinandergegangen war, fuhr der Freiherr von Boineburg incognito allein mit zwei Pferden zum Erzbischof zurück, wo sich auch der französische Gesandte und der Palatinus Pomeraniae eingefunden hatte und man hielt Conferenz bis Mitternacht, worauf Boineburg den Palatinus in seine Kutsche nahm und nach Hause fuhr. Hätte nicht den Tag über ein so großer Sturmwind geherrscht (bemerkt unser Bericht), sodaß Niemand vor dem aufgewirbelten Staub bleiben konnte, so hätten die Senatoren mit Gewalt in die Kohl gemußt. Bis Abends um 10 Uhr brannte ein Haus in der Vorstadt dicht am Pulverthurm und man ergriff etliche Gefangene, welche das Feuer angelegt hatten.

Der 19. Juni endlich war der Tag der Wahl. Nachdem das Veni Creator spiritus gesungen worden, schritt man zur Ernennung des Königs. Die Vota fast sämmtlicher Senatoren fielen auf Neuburg und nur zwei stimmten für Lothringen, und schon gab sich die neuburg'sche Gesandtschaft und Partei der Hoffnung eines glänzenden Erfolgs hin, als unvermuthet einer aus der Pospolite Russenie auftrat und ausführte, wie bei solcher zwiefacher Wahl dem Vaterlande Krieg und großes

Blutvergießen entstehen würde, daher er einen Piasten zum Könige vorschlug, und nachdem sie keine Stunde deliberirt hatten, wurde der Fürst Thomas Michael Wießnowieczki [1]) gewählt und zwar in Abwesenheit des Erzbischofs und der vornehmsten Senatoren. Ersterer mußte mit Gewalt hinaus und den König proclamiren. Unser Berichterstatter wollte diese Wahl nicht anders als dem göttlichen Verhängniß zumessen, weil der Gewählte nicht im Geringsten früher selbst daran gedacht und weil eine große Menge Volks wider ihre Natur so bald übereingestimmt hatte. Der neugewählte König selbst hatte ausdrücklich seine Stimme keinem Andern, als dem Pfalzgrafen von Neuburg, gegeben und sich hierüber noch denselben Tag mit seinem Vetter, dem Fürsten Demetrius, gestritten. Als er hörte, daß man ihn wählen wollte, fing er an zu weinen und rief aus: Ah! non sum dignus tantae dignitatis! (sic.)

Die Senatoren hatten die Wahl prolongiren wollen, allein die Pospolite widersetzte sich dem und die Wahl mußte durchaus beendigt werden; der König wurde alsbald in die Stadt nach dem Palaste geführt, auch das Te Deum laudamus gesungen, die Stücke gelöst und aus andern Gewehren eine Salve gegeben. Das Schießen währte die ganze Nacht und ein Jubelgeschrei tönte auf allen Gassen.

---

1) Derselbe stammte von dem Herzog Coributh, später Demetrius, von Litthauen († 1393), einem Bruder des Königs Jagello von Polen, vermählte sich 1670 mit Eleonore, der Tochter Kaiser Ferdinand's III., und starb bereits am 10. Nov. 1673, worauf Johann Sobiesky und nach diesem Friedrich August von Sachsen gewählt wurden. Michael's Wahl, durch die der niedere Adel den Magnaten seine Macht hatte zeigen wollen, war eine unglückliche, da der Gewählte zwar nicht bös, aber den Verhältnissen in keiner Weise gewachsen war. B.

Anlangend den König, heißt es in dem Bericht, so ist er sehr kleiner Statur und etwas schwarz, an Mitteln aber sehr arm, indem seine Güter von den Tataren und Moskowitern alle zu Grunde gerichtet worden. Sein Vater ist sonst sehr reich gewesen. Er ist der französischen und italienischen Sprache kundig, hat auch Frankreich und Italien selbst besucht, übrigens auch die Wissenschaften getrieben, da ihn der König Johann Casimir hat studiren lassen. Seinem Alter nach mag er bei 29 Jahren sein.

Den 20. wurden dem neuen Könige viel Geschenke gegeben, als gegen zwölf Züge Pferde, viele Reitpferde, Kutschen, Tapisserien, Silbergeschirr und andere Dinge, aber auch ganze Compagnien Zugpferde. Es wurde dem Könige von allen vornehmen Herren, auch den Gesandten des Kaisers und Frankreichs, gratulirt, und Mittags ein treffliches Banket vom Erzbischof im Schlosse gehalten und der König tractirt. Nach dem Essen ritt der König zu Pferde aus der Stadt auf das Feld, in Begleitung des kaiserlichen Ambassadeurs und vieler vornehmer Herren. Er wollte sich bei der Pospolite und der andern Miliz für die Wahl bedanken. Die Armee, welche sich auf 120,000 Mann, meistens Polen, und zwar Edelleute, belief, stand in drei großen Kreisen im Gewehr, und begrüßte den König mit Trompeten-, Pauken-, Schalmeien- und Trommelschall. Sobald der König bei einer Compagnie vorbeiritt, wurde von ihr eine Salve gegeben, wie auch gleichzeitig aus den Stücken, die nahe an der Stadt standen. Die Pospolite hatte starke Compagnien, die eine bis auf 500, ja bis auf 600 Mann. Der König und die Armee blieb bis in die Nacht draußen stehen. Als der König in die Stadt zurückritt, zerstreuten sich die Uebrigen. Er begab sich

jetzt wieder in den Palast und wurde hier von dem Erzbischof mit Confect tractirt.

Den 21. Vormittags verabschiedete sich Boineburg von dem französischen Gesandten. Nachmittags fuhr er in den Palast zu dem neuen Könige. Dieser kam, umgeben von vielen polnischen Herren, in das Vorzimmer heraus und empfing den Freiherrn, indem er stehend mit ihm sich unterredete. „Es wollten die Polacken gar nicht zurückweichen, sondern blieben dabei stehen, und wußte der König seine Gravität auch schon sehr wohl in Acht zu nehmen.“

Am 23. Juni reiste der Freiherr von Boineburg mit seinem ganzen Gefolge von Warschau ab und trat die Rückreise an. Den 28. traf er in Breslau ein, den 6. Juli in Leipzig, den 9. in Jena (hier die Bemerkung: „man zeigte auf der Bibliothek daselbst ein Stück von der Muttergottes ihrem Rock“), den 14. Juli in Würzburg. — Das Tagebuch bricht hier ab.

VI. Französische Gesandtenhändel in Rom.

Das hochfahrende und aufbrausende Wesen, das die französischen Gesandten besonders seit Ludwig XIV. anzunehmen und dadurch oftmals zaghaften Ministern oder schwerfälligen Collegen zu imponiren wußten, und das allerdings einestheils auf das stolze Bewußtsein, einer mächtigen, zu voller Wirksamkeit ihrer Kräfte gegen außen geeinigten Nation anzugehören, begründet, anderntheils aber auch aus Uebermuth und angeborener Reizbarkeit entsprungen war, hat vielleicht nirgends so oft zu Reibungen Anlaß gegeben und ist nirgends so bitter empfunden worden, wie in Rom. Allerdings gaben die Zustände des Kirchenstaats und seiner Hauptstadt, mit der mittelalterlichen Verwirrung, die sich dort, nächst Konstantinopel, mit am längsten erhielt, auch andern Gesandtschaften oft zu Beschwerden Anlaß, deren Erledigung meist nur im Wege der Selbsthilfe zu suchen war. Am öftersten aber ist es doch den französischen Gesandten begegnet, daß sie mit der päpstlichen Regierung in Conflicte geriethen, und die Gesandten keiner Nation haben solchen Conflicten mit so viel Stolz und Energie zu begegnen gewußt, während sie z. B. in England, meist auch in Rußland, die Gefügigkeit selbst zu sein

pflegten und nur durch sanfte und heimliche Mittel zu wirken suchten.

In den sechsziger Jahren des 17. Jahrhunderts war der Cardinal d'Este mit der Wahrung der französischen Interessen in Rom beauftragt, und war von Paris aus angewiesen worden, die Ansprüche der Herzöge von Parma und Modena auf gewisse, von der apostolischen Kammer eingezogene Güter bei dem heiligen Stuhle zu befürworten. Bei Erfüllung dieses Auftrags trat er um so entschiedener mit dem Stolze auf, der ihn als Vertreter einer großen Macht beseelte, je mehr die Sache zugleich das Interesse seines Hauses berührte. Denn Rainald d'Este (geb. 1618, † 1672), der seit 1641 die Cardinalswürde bekleidete, war der fünfte Sohn des Herzogs Alphons I. von Modena und der Isabelle von Savoyen [1]), der Bruder des Herzogs Franz I. (geb. 5. Sept. 1610, succedirt 1629 [2]), † 13. Oct. 1658), der Oheim des damals regierenden Herzogs Alphons II.

---

1) Eine fruchtbare Mutter, welche ihrem Gemahl in den 18 Jahren ihrer Ehe 14 Kinder gebar, worunter sechs Söhne zu mannbaren Jahren gelangten. Und doch war dieses Haus schon am Ende desselben Jahrhunderts so arm an Prinzen, daß ein jüngerer Cardinal Rainald d'Este (geb. 25. April 1655, Cardinal 1686, † 26. Oct. 1737) den geistlichen Stand aufgeben mußte, um die Regierung zu übernehmen, sich zu vermählen (mit Charlotte Felicitas von Hannover) und dem Hause Nachfolger zu erwecken, deren Mannsstamm doch auch erlosch, als wieder ein Jahrhundert abgelaufen war.

2) Sein Vorgänger und Vater, Alphons I., starb zwar erst 1644, ging aber schon 1629 in ein Kloster, nachdem er nur ein Jahr regiert hatte. Alphons war ein jähzorniger Fürst, der aber den Entschluß, Mönch zu werden, schon 1626 an dem Sterbebette seiner Gemahlin und unter dem Eindrucke ihrer Ermahnungen gefaßt hatte. Am 24. Juli 1629 machte er plötzlich sein Testament, bestimmte über Nachfolge und Apanagen und ging zu Ende des Monats nach Trient, wo er sich als Kapuziner einkleiden ließ und den Namen Johann Baptista von Modena annahm.

(geb. 13. Febr. 1634, † 16. Juli 1662), der Großoheim des damals kaum geborenen Herzogs Franz II. (geb. 6. März 1660, † 7. Sept. 1694), der nur zwei Jahre später auf den Thron kommen sollte, und dessen podagrischer Vater schon damals sehr kränklich war. Der Papst aber, ohnedies in verdrießlicher Stimmung wegen des ohne alle Theilnahme des römischen Hofs geschlossenen pyrenäischen Friedens, und dem Cardinal nicht sonderlich gewogen, ward durch die stolze Sprache des Prälaten nur gereizter, nicht eingeschüchtert. Uebrigens war der damalige Papst Alexander VII.[1]) von jeher antifranzösisch gesinnt, hatte dem kaiserlichen Interesse gedient, hatte im Conclave anfangs dem französischen Veto unterlegen, welches nur zurückgezogen wurde, weil durchaus über keinen andern Candidaten eine Vereinigung zu erlangen war, und mußte sich bewußt sein, daß man ihn in Paris nicht mit geneigten Augen betrachte. Er erwiderte diese Gesinnung und ließ eben 1660 eines der Streitobjecte, das dem Herzog von Parma gehörige Herzogthum Castro, welches bis dahin nur, unter dem Vorwande darauf haftender Schulden, sequestrirt war, förmlich einziehen und den Kammergütern der römischen Kirche einverleiben, es damit unter die Bulle stellend, welche alle Veräußerung von Kirchengütern verbietet. (In der That haben die Herzöge von Parma, welche jenes Besitzthum übrigens einer Schenkung des Papstes Paul III. an seinen Sohn Peter Aloys Farnese, nachherigen Herzog von Parma und Piacenza, verdankten, es nie zurückerlangt und 1736 allen Ansprüchen darauf entsagt.)

1) Fabio Chigi aus Siena, geb. 1599, Nuntius beim Westfälischen Frieden, 1652 Cardinal, 7. April 1655 Papst, † 22. Mai 1667.

Jetzt kam ein neuer, durch das gesandtschaftliche Asyl- und Schutzrecht hervorgerufener Streit hinzu. Dieses in Zeiten der Willkür und Gewaltthätigkeit sehr natürliche und gerechtfertigte Befugniß hatte sich nirgends im christlichen Europa in solcher Ausdehnung erhalten, wie in Rom, wo die Gesandtschaften sich förmlich als Staaten im Staate gerirten, gelegentlich Truppen annahmen, um mit einander oder gegen die päpstliche Polizei einen kleinen Krieg zu führen, und die gesandtschaftlichen Exemtionen auf ganze Stadtquartiere ausdehnten. Am 21. Juni 1660 wollten einige Sbirren einen Handelsmann wegen einer Schuld von 10 Scudi verhaften. Da er aber in den Wagenremisen des Cardinals von Este wohnte, so widersetzten sich dessen Leute und trieben die Sbirren mit blanker Waffe fort. Mario Chigi [1]), der Bruder des Papstes und General der päpstlichen Truppen, die einflußreichste Person an dem Hofe dieses Papstes, der als Cardinal gegen allen Nepotismus geeifert und nach seiner Erwählung den Seinigen verboten hatte, nach Rom zu kommen, bald aber seinen Bruder und dessen Familie an seine Seite berief, befahl jetzt dem Obersbirren, sich mit verstärkter Mannschaft in die Wohnung des Beklagten zu begeben und ihn mit Gewalt zur Haft zu bringen. Die Leute des Cardinals aber liefen in großer Zahl zusammen, griffen die Sbirren, die den Gesuchten bereits ergriffen hatten und fortführten, an, entrissen ihn ihren Händen, tödteten drei Menschen und verwundeten mehrere andere. Jetzt befahl Mario Chigi den Corsen und andern päpstlichen Soldaten, den

---

1) Geb. 1594, † 1667, Vater des Cardinals Flavio Chigi (geb. 1631, Cardinal 1657, † 1693), Oheim des Cardinals Sigismund Chigi (geb. 1631, Cardinal 1667, † 1678).

Obersbirren zu unterstützen. Da bewaffnete sich die ganze Dienerschaft des Cardinals; alle Gesandten, selbst der spanische, und viele römische Barone, welche Anhänger Frankreichs waren, boten dem Cardinal Leute zur Vertheidigung an, und alle Franzosen zogen sich in seinen Palast. Chigi fand nun nicht für gut, Gewalt zu versuchen, und begnügte sich, die Straßen sperren und starke Posten ausstellen zu lassen. Indeß mochten es beide Theile nicht gern zu einem Eclat kommen lassen; der Cardinal schickte zu Mario Chigi und ließ erklären, daß er von dem ganzen Handel nichts wisse; der venetianische Gesandte vermittelte und Cardinal Pio setzte dem Papste das Sachverhältniß auseinander, worauf dieser den Cardinal Barberini zu Abschließung eines Vergleichs ermächtigte, der denn auch zu Stande kam.

Indeß der Groll beider Theile hatte sich bei diesem Anlasse nur vermehrt und der Cardinal von Este empfahl der französischen Regierung die Absendung eines eigenen Gesandten nach Rom. Die Wahl desselben und sein erstes Auftreten sprechen stark dafür, daß nicht die Absicht der Versöhnung bei der Wahl gewaltet hatte. Charles de Blanchefort, Herzog von Crequi, war ganz Franzose und grand seigneur, in den Waffen erzogen, stolz und furchtlos. Er brachte Officiere und Soldaten mit, und Mario Chigi fand gleich bei seiner Ankunft für gut, die gewöhnliche Wache mit 150 Corsen zu verstärken. Er verweigerte den Verwandten des Papstes den ersten Besuch, erklärte, als ihm das Herkömmliche dieses Schrittes vorgestellt wurde, er würde ihn seiner Würde als Herzog und Pair von Frankreich zuwider finden, und entschloß sich erst auf königlichen Befehl dazu. Seine Leute benahmen sich im Geiste ihres Gebieters und es fehlte nicht an kleinen Reibungen. Endlich kam

es zu einem größern Ausbruch. Drei päpstliche Soldaten von der Nachtpatrouille kamen in ein Wirthshaus und trafen dort einen französischen Fechtmeister mit seinen Kumpanen, die sogleich auf die corsischen Soldaten schimpften, ihnen die Waffen nahmen und sie davonjagten. Der Cardinal Imperiali, als Gouverneur der Stadt, setzte einen Preis auf Einlieferung des Fechtmeisters. In dieser Stimmung geriethen am 20. Aug. 1662 zwei Franzosen mit drei corsischen Soldaten, denen sie begegneten, in Streit und wurden von diesen zur Flucht gebracht und verfolgt. Die Stallbedienten des Herzogs kamen ihnen zu Hilfe und verwundeten einen Corsen, der keinen Antheil an den Händeln gehabt haben soll, gefährlich. Die Corsen liefen nun nach ihrer Caserne und alarmirten diese, worauf 400 Corsen, ohne auf ihre Officiere zu hören [1]), herausbrachen, unter Trommelschlag nach dem Palast Farnese, wo der französische Gesandte wohnte, marschirten und auf alle Franzosen, die ihnen aufstießen, Feuer gaben. Der Bediente eines französischen Edelmanns und der eines Buchhändlers wurden wirklich von den Wüthenden erschossen, auf einige Cavaliers des Gesandten, die den Auflauf stillen wollten, gefeuert, der Capitän seiner Leibwache verwundet; ja auf den Gesandten selbst soll geschossen worden sein, als er auf den Balkon trat, um sich nach dem Lärm umzusehen [2]). Da die Corsen den Palast ge-

1) Flassan, Histoire de la diplomatie française, läßt die Corsen sogar von ihren Officieren zu dem Attentate geführt werden. Graf de Garden, in seinem Traité complet de la diplomatie, läßt jedoch diesen Punkt unentschieden und die römischen Berichte sagen das Gegentheil.

2) Römischer Seits wurde dieser Punkt in Abrede gestellt, und es wird freilich schwer zu ermitteln gewesen sein, ob die Corsen den Gesandten erkannt und mit Absicht auf ihn geschossen haben.

schlossen fanden, so zogen sie ab, stießen aber auf einen Wagen, in dem sich die von einer Spazierfahrt zurückkehrende Gemahlin des Herzogs befand, griffen diesen an, schossen auf ihn, tödteten einen Pagen der Herzogin und einen armen Hausknecht, der dem sterbenden Pagen hatte beistehen wollen, und verwundeten noch ein paar ihrer Leute, namentlich auch einen im zweiten Wagen fahrenden Edelmann, sodaß die Herzogin voll Schrecken in den Palast des Cardinals d'Este floh [1]), der sie nach ein paar Stunden zu ihrem Gemahl zurückbrachte. (Die Herzogin hieß Armande und war eine Tochter des Giles von Lausac, Barons von Balon.) Mario Chigi schickte zwar nun seinerseits einen Cavalier an den Herzog, um seine Nichtbetheiligung bei dem Vorfall und sein Bedauern desselben zu bezeugen, aber der Abgesendete wurde kaum angehört, und die Ueberzeugung des Herzogs, daß der Groll der päpstlichen Familie zum Grunde liege, erhielt neue Nahrung, als die Rädelsführer der Tumultanten in der Nacht entflohen waren.

Am folgenden Tage berief der Papst ein Consistorium, von dem sich aber die französischen und spanischen Cardinäle ausschlossen, und sprach sein Bedauern über das Vorgefallene aus. Man schickte sogleich einen Courier mit Schreiben an den König ab, welche berechnet waren, den zu erwartenden Unwillen desselben möglichst zu besänftigen. Aber auch der Herzog von Crequi fertigte einen Courier mit Depeschen ab, welche die Sache in ganz entgegengesetztem Lichte darstellten und die ganzen Reibungen als eine Kette behandelten, die in dem Grolle der

---

1) Die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit ihres Kutschers rettete sie.

Chigi ihren Anfang habe, und deren Schuld namentlich Cardinal Imperiali und Mario Chigi trügen.

In Paris wurde sogleich nach Eintreffen der Depeschen großes Conseil gehalten, nach dessen Schlusse sich der Graf von Brienne zu dem päpstlichen Nuntius [1]) begab, um denselben zu veranlassen, sich nächsten Tages nach Meaux zu verfügen und dort bis auf Weiteres zu bleiben, damit er, wie sarkastisch hinzugesetzt ward, vor einem ähnlichen Vorfall gesichert werde, wie dem französischen Gesandten zu Rom begegnet sei. Der Nuntins verlangte, vorher gehört zu werden, und begab sich noch denselben Abend nach Hofe, konnte aber nur Hrn. von Lionne sprechen, dem er fruchtlos das lebhafte Bedauern des Papstes über das Vorgegangene bezeugte und den vom Papste erlassenen Befehl der Bestrafung der Schuldigen mittheilte. Er mußte Paris verlassen, ging jedoch, um den Schein zu vermeiden, als gestehe er der französischen Regierung das Recht zu solcher Maßregel zu, nicht nach Meaux, sondern nach St.-Denis. Hier wurde er von 40 Musquetaires bewacht. Dennoch schien sich die Stimmung des französischen Hofes zu beruhigen, als ein Gesandtschaftscavalier die Nachricht brachte, daß der Herzog sich veranlaßt gefunden habe, Rom zu verlassen. In der That hatte man in Rom dem Unmuth gegen die Franzosen keine Zügel anlegen wollen, oder können, während die Letztern wieder ein herausfoderndes Benehmen festhielten, das sich unter den damaligen Umständen, wo sie jeden Schein der Furcht verleugnen mußten, allerdings entschuldigen läßt. Aber es scheint, daß eine Zeitlang kein Franzose in Rom sicher war; wer französisch sprach, sah sich Mishandlungen

1) Ein Piccolomini.

ausgesetzt; selbst französischen Pilgern begegnete dies. Nicht blos die Stimmung des Publicums war so. Auch bei der Regierung sprach man davon, den Cardinal d'Este zu verhaften und dem Duca Cesarini, der dem Herzog seinen Beistand angeboten, den Proceß zu machen. Man löste die corsische Garde auf, eine Maßregel, die man als Genugthuung darstellen wollte, die aber offenbar die Wirkung hatte, jede Möglichkeit, eine solche Genugthuung durch Bestrafung Schuldiger zu gewähren, aufzuheben. Man bekleidete den Cardinal Imperiali mit der eine Zeitlang unbesetzt gewesenen Legation zu Ancona, die man eigends für ihn wieder herstellte. Der Gesandte hatte inzwischen alle seine Leute, durch zahlreiche neu angenommene verstärkt, bewaffnet, zeigte sich nie auf den Straßen, außer von einer starken Garde begleitet, und erklärte, auf ihm von päpstlicher Seite gemachte Gegenvorstellungen, daß er um seiner Sicherheit willen so zu handeln genöthigt sei. Nun ließ die päpstliche Regierung 4—5000 Mann, sowol Cavalerie als Infanterie, nach Rom kommen und alle zu dem Palast Farnese, in den sich die Franzosen aus der ganzen Stadt geflüchtet hatten, führenden Straßen besetzen; sie verbot allen Handelsleuten, irgend einen Verkehr mit Franzosen zu pflegen; selbst der Bäcker und Fleischer der Gesandtschaft durfte ihr nicht über ein gewisses tägliches Maß liefern, das der Gesandte obendrein ungenügend fand. Dergestalt bedroht und blokirt, hielt sich der Gesandte veranlaßt, Rom zu verlassen und begab sich nach S. Quirico, einem zwischen Siena und den Grenzen des Kirchenstaats gelegenen toscanischen Orte, wo er von dem Großherzog von Toscana [1]), der damals in den freundlichsten

[1]) Damals Ferdinand II., geb. 1610, succedirte 1621, † 24. März

Beziehungen zu Frankreich stand, alle erdenkbaren Aufmerksamkeiten erfuhr. Der Papst schob übrigens Alles auf den Gesandten, der so viel Truppen versammelt habe, daß die Römer nichts Geringeres, als die Plünderung und Verwüstung der Stadt befürchteten. Er bestellte eine Congregation von Cardinälen und andern hohen Prälaten und erklärte sich bereit, dieser die Entscheidung über die ihm, dem Papste, gebührende Genugthuung zu überlassen.

In Frankreich schien man zu den äußersten Maßregeln bereit. Auf die Vorstellungen des Papstes ließ man sich nicht ein, sondern verwies ihn ganz einfach an den Herzog von Crequi. Den päpstlichen Nuntius ließ man, unter Bewachung durch 40 oder 50 Musquetaires, bis zur Brücke von Beauvoisin (Buonvicino), an der Grenze Savoyens, bringen. Der Herzog von Crequi erhielt Befehl, Namens des Königs eine dem Attentat entsprechende Genugthuung zu fodern. Man drohte, Truppen nach Italien zu senden. Das beunruhigte alle italienischen Staaten und von verschiedenen Seiten gab man sich Mühe, zu vermitteln. Namentlich interessirten sich Venedig und Toscana für eine Ausgleichung. In der That fing man jetzt auch päpstlicher Seits an, einige Concessionen zu versuchen, die freilich dem Gesandten nicht genügen konnten. Man theilte ihm die Namen der Mitglieder der Congregation mit, von der er natür-

---

1670; vermählt 1633 mit Victorie von Urbino († 1694). Eben (19. April 1661) war der Erbprinz, nachher Großherzog Cosmus III. mit der Prinzessin Margarethe Luise von Orleans vermählt worden, welche Ehe freilich nichts weniger als glücklich war, weil die Prinzessin Paris, wohin sie auch später zurückkehrte, hauptsächlich aber weil sie den Herzog Karl von Lothringen nicht vergessen konnte. Wir besprechen diese Geschichte vielleicht künftig einmal.

lich den Cardinal Imperiali und den Mario Chigi, die man unbedachter Weise mit aufgenommen hatte, ausschloß. Die Congregation zeigte ihm die Auflösung der corsischen Garde an, worauf er, da diese Maßregel mehr wider als für das Interesse Frankreichs diente, gar keine Antwort gab. Man erklärte ihm, daß der Cardinal Imperiali nicht mehr Gouverneur von Rom sei, worauf er erwiderte, daß die Legation von Ancona den Gouverneurposten reichlich aufwiege und der Cardinal sonach mehr belohnt als bestraft sei. Selbst daß man ein paar arme Teufel, einen Corsen und einen Sbirren, die sich hatten fangen lassen, hängen ließ, befriedigte den Gesandten nicht. Man schickte nun den Cesare Rasponi [1]), Secretär der Consulta, nach S. Quirico, wo sich eine Art italienischen Congresses bildete, und trug ihm auf, zu ermitteln, was der König denn eigentlich verlange. Als eigentlicher Vermittler war von beiden Theilen der Großherzog von Toscana angenommen worden, der die Sache durch den Prinzen Mathias (S. 141) betreiben ließ. Der Herzog verlangte vorläufig die Verbannung des Cardinals Imperiali und die Auslieferung des Mario Chigi, als des Capitäns der corsischen Leibwache, weiterhin vollständige Erledigung der Ansprüche Modenas und Parmas.

Der letztern Angelegenheit begegnete man lediglich ausweichend. Die erstgedachten Foderungen konnte man nicht gewähren. Sie waren auch um so unbilliger, als es gewiß scheint, daß der einzige Vorgang, der eine solche Foderung rechtfertigen konnte, das Attentat der Corsen, in keiner Weise etwas Vorbedachtes und Verabredetes,

---

1) Nicht den Abbé, spätern Cardinal Rospigliosi, wie man auch findet.

sondern ein spontaner Act der natürlichen Aufwallung dieser hitzigen und rachsüchtigen Menschen war. So wollte sich auch Chigi nicht zu dem von ihm verlangten förmlichen Geständniß, daß er den Zorn des Königs verdient habe, verstehen. Crequi verließ S. Quirico und ging nach Siena, wo der Großherzog vergeblich eine Fortsetzung der Unterhandlungen versuchte. Man glaubte päpstlicher Seits auf nichts mehr eingehen zu können und sah sich nach äußerer Hilfe um. Ueberall aber fruchtlos. Nur der Kaiser versprach insgeheim einigen Beistand, der sich doch auch nur auf die Erlaubniß zu päpstlichen Truppenwerbungen im Reiche beschränken sollte. Der König von Spanien schützte den portugiesischen Krieg vor, der ihm nicht erlaube, sich in andere Händel zu mischen. Toscana, Parma, Modena waren auf französischer Seite. Venedig hielt an seiner Neutralitätspolitik fest, durch die es zwar vielen Gefahren entgehen, aber auch mehr und mehr verfallen sollte. Die Bewohner von Avignon und Venaissin, stets bereit, sich der geistlichen Herrschaft zu entziehen und der militärischen Herrschaft Frankreichs anzuschließen, vertrieben den Vicelegaten Lascari, rissen die päpstlichen Wappen ab und setzten die französischen an deren Stelle. Ludwig XIV. ließ Besitz ergreifen und durch das Parlament von Aix die Wiedervereinigung dieser alten Lehne mit Frankreich aussprechen. Unter dem Vorwande, Parma und Modena [1]) zu schützen,

1) In Parma regierte damals Ranuzzio II., geb. 17. Dec. 1630, succedirte 1646, † 8. Dec. 1694. Er war ein Sohn Odoardo's II. und der Margarethe von Medicis, und damals in erster Ehe mit Margaretha Jolanthe von Savoyen (geb. 1635, vermählt 1660, † 1663), einer Tochter Victor Amadeus' I. und der Christine von Frankreich, vermählt. Später heirathete er hintereinander zwei modenesische Prinzessinnen. In Modena war soeben der Herzog Al-

wurden einige Regimenter französischer Reiter und Fußvolks in diese Staaten geschickt. Der Papst faßte den kühnen Entschluß, 20,000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter aufzustellen, und zu diesem Behufe in Deutschland und der Schweiz werben zu lassen. Er nahm Anleihen auf und schrieb auf die italienischen Klöster, die venetianischen ausgenommen, eine Auflage von 300,000 Scudi aus. Indeß das war Alles weitaussehend und, was man sich hätte sagen mögen, wenig versprechend, weniger, als wenn man es darauf ankommen ließ, was der allerchristlichste König gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche unternehmen werde. Man versuchte nochmals den Weg der Güte und sendete Rasponi nach Frankreich ab. Dort wurde er nicht über die Grenze gelassen; wol aber fand zwischen ihm und Crequi, der inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt war [1]), eine Unterredung auf der Brücke von Beauvoisin statt. Hier kam man, unter Vermittelung der Gesandten Spaniens und Venedigs, über verschiedene Hauptpunkte überein; aber Alles gerieth wieder ins Stocken, als Crequi die sofortige Zurückgabe von Castro an Parma verlangte. Inzwischen kam d'Aubeville in Florenz an und suchte bei dem Großherzog freien Durchzug für 6000 Franzosen, die, unter dem Befehle des Marschalls du Plessis-Praslin, im Frühjahr in den Kirchenstaat einfallen sollten, sowie den Gebrauch der toscanischen Seehäfen für die seewärts zu sendenden Truppen und Kriegs-

phons II. gestorben und für seinen unmündigen Sohn führte seine Witwe, die kluge Laura Martinozzi (vermählt 1655, † 19. Juli 1687), eine Verwandte des Cardinals Mazarin, die Regierung.

1) Er wurde noch später zu Gesandtschaften gebraucht und starb am 13. Febr. 1687.

bedürfnisse nach, lud auch den Großherzog zur Theilnahme an den Unternehmungen gegen den Kirchenstaat ein. Der Großherzog erklärte sich bereit, den Durchmarsch und die Seehäfen einzuräumen, beharrte aber sonst auf vollkommener Neutralität. Denn, abgesehen von allen andern Bedenken, war eben damals der Cardinal Johann Karl Medicis [1]) (geb. 1611, Cardinal 1644) gestorben (23. Jan. 1663); der einzige noch übrige Cardinal aus dem Hause Medicis, Karl [2]) (geb. 1595, Cardinal 1615, † 1666), war hochbejahrt, und es lag dem Hause daran, die Erhebung eines andern seiner Prinzen zur Cardinalswürde zu sichern, die auch 1667 in der Person eines Bruders des Großherzogs, des Prinzen Leopold (geb. 1617, † 21. Nov. 1675), erfolgte. Auch hatte man einen geheimen Wunsch, dem Prinzen Matthias, der, seiner mehr kriegerischen Dispositionen wegen, weniger zum Cardinalate paßte, als der die Wissenschaften liebende Leopold, eine spanische Statthalterschaft zu verschaffen.

Frankreich that jetzt einen letzten Schritt. Der König schrieb (8. Jan. 1664) an den Cardinal von Medicis, als den Doyen des Cardinalcollegiums, und erklärte: nachdem er 18 Monate hindurch auf Genugthuung gewartet, sei er jetzt entschlossen, seine Truppen über die Alpen zu schicken; die Cardinäle sollten einschreiten und sich vorsehen, daß der apostolische Stuhl nicht größeres Unheil erleide; er habe dem französischen Auditor rotae Bourlemont, der sich in Florenz aufhalte, eine Vollmacht zugehen lassen, welche bis zum 15. Febr.

---

1) Der nächstfolgende Bruder des Großherzogs.

2) Ein Oheim des Großherzogs, Sohn Ferdinand's und der Christine von Lothringen.

gelte; nach Ablauf dieser Frist solle die Gewalt entscheiden; er wolle im Allgemeinen auf die bei Beauvoisin verabredeten Bedingungen eingehen, müsse aber auf der Freigebung des Herzogthums Castro von Seiten der päpstlichen Kammer bestehen. Der Unterdoyen Cardinal Barberini [1]) theilte dieses Schreiben dem Cardinalscollegium mit, und die einmüthigen Vorstellungen der Cardinäle bestimmten den Papst, dem Rasponi auch wegen Castros die nöthigen Vollmachten zu ertheilen.

Nun wurde am 28. Jan. 1664 zu Pisa, wo der Großherzog von Toscana, von seiner Jugend an, diese Zeit des Jahres zu verbringen pflegte, ein Congreß eröffnet, auf welchem endlich am 12. Febr. die den Streithandel beendigende Uebereinkunft zu Stande kam. Päpstlicher Seits hatte sie Cesare Rasponi, französischer Seits Louis de Bourlemont unterhandelt. Der Papst erkannte im Eingange an, daß das „abscheuliche Attentat" der Corsen dem Könige eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben und versicherte, daß es ihm selbst den lebhaftesten Kummer verursacht habe. Die Einverleibung von Castro und Ronciglione sollte zurückgenommen werden. Da aber die Foderungen des römischen

---

1) Es war dies Franz Barberini, geb. 1597, Cardinal 1623, † 10. Dec. 1679, ein Neffe Papst Urban's VIII., wie sein Bruder, Anton Barberini (geb. 1608, Cardinal 1628, † 4. Aug. 1671). Ein anderer Cardinal Anton Barberini (geb. 1569, Cardinal 1622, † 11. Sept. 1616) war der Bruder Urban's VIII., dessen anderer Bruder, wie Mario Chigi, General der päpstlichen Truppen war. Dieser war der Vater der vorgenannten Cardinäle, und deren Bruder Thaddäus ward Ahnherr der Fürsten von Paläſtrina, Vater des Cardinals Karl Barberini, der zu jener Zeit auch schon im Collegium war, und Großvater des Cardinals Franz Barberini. Die Familie dieser Cardinäle, die zur französischen Partei gehörten, stammte aus Florenz.

Monte di pieta zu sichern waren, so sollte der Herzog Castro binnen acht Jahren mit 1,629,750 Scudi einlösen. Würde er die erste Hälfte dieser Summe gezahlt haben, so sollte er in den Besitz der Hälfte des Landes, nach einer binnen zwei Monaten vorzunehmenden Theilung, wobei dem Herzog das Wahlrecht blieb, gesetzt werden. Die Sache war im Ganzen einem Vertrage von 1649 gemäß [1]); aber schon damals hatte man parmesanischer Seits eine längere Zahlungsfrist, von 20 Jahren, verlangt, und auch diesmal würde man die Erfüllung jener Vertragsclausel nur dann erwirkt haben, wenn Frankreich das Geld vorgeschossen hätte. So aber begnügte sich dieses, seinem eigenen Stolze genuggethan zu haben, bekümmerte sich nicht weiter um die Sache, und Castro ist bei dem Kirchenstaate verblieben. Wegen der Ansprüche Modenas in Betreff der Thäler von Comacchio und sonst verglich man sich dahin, daß die päpstliche Kammer den Monte di Este, d. h. die modenesische Schuld von 300,000 Scudi nebst Zinsen übernehmen, dem Herzog noch 45,000 Scudi baar herauszahlen, ihm auch noch zwei Patronate verleihen sollte. Auch dies war nur eine geringe Entschädigung im Vergleich zu

---

1) So viel nämlich die Zahlung und deren Frist betraf. Damals hatte aber der Papst die Bedingungen dictirt, nachdem er eben Castro hatte erobern und die Stadt Castro, weil in derselben ihr Bischof ermordet worden, schleifen und eine Schandsäule darauf errichten lassen. Es war dies Papst Innocenz X. Der Bischof von Castro wurde durch vier Banditen ermordet, die der parmesanische Minister Gaufrid, der sich vom Sprachlehrer bis zum Minister emporgeschwungen und die unter Odoardo II. erlangte Gewalt noch unter Ranuzzio II. fortsetzte, gedungen haben sollte. Als er im Kriege unglücklich war, stürzte er; man soll in seinen Papieren Beweise seines Antheils an jenem Morde gefunden haben, und er wurde noch vor der Schleifung von Castro hingerichtet.

dem Betrage der Ansprüche. Ungleich großartiger, wenn auch nur persönlicher Natur, war die Genugthuung, welche Frankreich für sich selbst erwirkte. Der Cardinal Chigi (S. 322), Neffe des Papstes, sollte als legatus a latere nach Frankreich gesendet werden und dem Könige in der Antrittsrede, wie ausdrücklich vorgeschrieben ward, sagen: „wenn ich und unser Haus einigen Antheil an dem Attentate vom 20. Aug. gehabt hätten, so würden wir uns als unwürdig der Verzeihung betrachten, die wir von Ew. Majestät zu erbitten gehabt und erbeten haben würden." Mario Chigi sollte auf Cavaliersehre versichern, daß er an dem Vorgefallenen keinen Theil gehabt, und sich so lange von Rom entfernt halten, bis der Cardinal seine Deprecationsrede bei dem König gehalten. Augustus Chigi [1]), ein anderer Neffe des Papstes, sollte dem Herzog von Crequi bei dessen Rückkehr nach Rom, und seine Schwägerin, die Signora Beatrice, sollte der Herzogin von Crequi entgegengehen und sie im Namen des Papstes des Kummers versichern, mit dem das Verfahren der Corsen Se. Heiligkeit erfüllt habe. Der Cardinal Imperiali [2]), der bereits seiner Legation enthoben

---

1) Der Sohn August Chigi's († 1651), geb. 1630, erhielt die Herrschaft Farnese und starb 1705. Er hatte sich 1659 mit Marie Virginie Borghese vermählt. Sein Bruder war der Cardinal Chigi

2) Lorenz Imperiali, geb. 1612, ein Sohn Michael's Marquis von Oyra, 1654 Cardinal, † 1672. Sein Vetter, den er selbst nach Rom gebracht, der Genuese Joseph Renat, geb. 29. April 1651, wurde 1690 Cardinal, war Legat zu Ferrara und Protector der Augustiner, Theresianer, Malteser und Irlands, gehörte zur österreichischen Partei, stiftete 1703 die Akademie der Pizzardani für Kirchenrecht, † 15. Jan. 1737. Durch ihn stieg wieder sein Vetter Cosmus Imperiali, geb. zu Genua 24. April 1685, lange in päpstlichen Diensten, 1747 Gouverneur von Rom, 1753 Cardinal, † 10. Oct. 1764.

und aus Rom verwiesen, ja auch aus Genua, seiner Vaterstadt, aus Rücksicht auf Frankreich entfernt worden war, erhielt die Erlaubniß, den König persönlich um ein gnädiges Vergessen des Geschehenen zu bitten. Die corsische Nation sollte für immer für unfähig erklärt werden, im Kirchenstaate zu dienen, und ihrer Hauptwache gegenüber sollte, auf Kosten der päpstlichen Kammer, eine Pyramide errichtet werden, worauf das gegen die corsische Garde erlassene Decret und seine Gründe zu verzeichnen waren. Wenn dies Alles erfolgt war, dann wollte der König den Papst wieder in den Besitz von Avignon und Venaissin setzen, dessen Bewohner man, wie gewöhnlich, fallen ließ, nachdem man sie im französischen Interesse benutzt hatte. Demgemäß geschah es. Cardinal Chigi wurde in Paris mit dem größten Pompe und den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen, was ja der demüthigenden Sendung und der in ihr liegenden Genugthuung für Frankreich nur um so größern Eclat gab, und auch Cardinal Imperiali fand gnädige Aufnahme.

Weniger Erfolg hatte Ludwig XIV. in einem Streite, den er ein paar Decennien später wieder mit der päpstlichen Regierung und wieder des Asylrechts halber führte, bei dem aber freilich das Recht in keiner Weise auf seiner Seite war. Innocenz XI. [1]), einer der würdigsten Päpste, die je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, wünschte das Asylrecht der Gesandten auf denselben Fuß zu bringen, auf dem es bereits in andern Residenzen stand, und namentlich die ungebührliche Ausdehnung auf

1) Benedict Odescalchi aus Como, geb. 1611, 1647 Cardinal, 21. Sept. 1676 Papst, † 12. Aug. 1689.

die das Gesandtschaftshotel umgebenden Häuser, welche den größten Verbrechern zum Aufenthalt dienten, zu beseitigen. Er hatte deshalb an alle Staaten, welche Gesandte bei ihm hielten, geschrieben und ihnen die schreienden Nachtheile der alten Unsitte auseinandergesetzt. Er wollte zwar den Gesandten, die sich bereits in Rom befanden, den Fortgenuß ihrer hergebrachten Rechte lassen, erklärte aber, daß er sie keinem neuantretenden einräumen, vielmehr keinen neuen Gesandten annehmen werde, der nicht ausdrücklich auf jenen Misbrauch verzichtet hätte. Venedig wollte Einspruch thun, fügte sich aber. Der Kaiser, die Könige von Spanien, England und Polen willigten ohne Zögerung ein. Ludwig XIV. hatte anfangs auch ganz willfährig geantwortet: er werde sich hierin nach dem Beispiele anderer Fürsten richten und nicht der Letzte sein, der sich dem heiligen Vater gehorsam bezeige. Als aber die andern Fürsten in der That das Beispiel gegeben, weigerte er sich auf einmal, demselben zu folgen und erklärte ganz in seiner Weise: er habe sich niemals nach dem Beispiele Anderer gerichtet; vielmehr komme es ihm zu, als Beispiel zu dienen.

Als nun am 30. Jan. 1687 der französische Gesandte in Rom, der Herzog d'Estrées, mit Tode abging, gab der Papst sogleich nach Beendigung der Obsequien Befehl, daß die Sbirren auf dem farnesianischen Platze patrouilliren und alle Missethäter, die sich dorthin flüchten würden, festnehmen und ins Gefängniß bringen sollten. Vergebens widersprach der Cardinal d'Estrées (Th. I, S. 105), der für sich, als Vertreter der französischen Kirche, dasselbe Privilegium in Anspruch nahm, das sein Bruder als Gesandter genossen. Der Papst erkannte das nicht an, erließ am 12. Mai 1687 eine von den mei-

sten Cardinälen unterzeichnete Bulle, welche Jeden, der sich fernerhin die Quartierfreiheit anmaßen würde, für excommunicirt erklärte, und ließ den König ersuchen, lieber gar keinen Gesandten vor Ausgang des Streites zu schicken, indem der Papst von seinem Grundsatze nicht abgehen könne, ohne das Wohl des Staats aufs Spiel zu setzen. Ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, vielmehr nun erst recht zum Widerstande gereizt, ernannte Ludwig den Heinrich Karl Beaumanoir Marquis von Lavardin zu seinem außerordentlichen Botschafter in Rom und gab ihm Befehl, sofort nach Rom abzureisen und das alte Recht mit Festigkeit zu behaupten. Man muß dabei ins Auge fassen, daß das Recht, Gesandte zu schicken und zu empfangen, dem allgemeinen europäischen Völkerrechte nach, ein völlig facultatives ist, und daß jeder souveräne Staat das Recht hat, sich zu entschließen, ob er überhaupt von einem andern Staate einen Gesandten und ob er diesen speciellen Gesandten annehmen wolle. Es ist deshalb ein allgemeiner Gebrauch, daß dem betreffenden Staate die Person des gewählten Gesandten vertraulich mitgetheilt wird und daß der Gesandte nicht vor Empfang einer zustimmenden Antwort hingeht. Unbekümmert darum reiste Lavardin im September mit einem Gefolge von 300 Personen ab. In Versailles und Toulon gingen gegen 450 Militärs, theils Officiere, theils zur Garde des Königs gehörig, zu Schiffe und stießen im Florentinischen zu Lavardin. Mit einem solchen Truppencorps hielt er am 16. Nov. seinen Einzug in Rom, nahm Besitz von dem Palast Farnese und dessen Umgebungen, stellte überall seine bewaffneten Wachen aus und ließ seine Reiter Tag und Nacht mit blanker Waffe in den Gegenden patrouilliren,

auf die zeither das Asylrecht [1]) ausgedehnt worden. Der Papst ignorirte ihn, verweigerte die wiederholt nachgesuchte Antrittsaudienz, betrachtete ihn mit allem Rechte gar nicht als Botschafter [2]) und verbot den Cardinälen und dem Adel, mit ihm Verkehr zu pflegen. Lavardin lachte darüber, fuhr in größtem Pomp, mit einer Reihe von Wagen, von einer Garde von 200 Reitern begleitet, in Rom umher, ließ vor seinem Palaste unausgesetzt 300 Mann Wache halten, gab offene Tafel und ließ stolze und drohende Reden ausgehen. Dem Papste fiel es freilich nicht bei, an Aufstellung eines Heeres und einen Krieg mit Frankreich zu denken, wie sein Vorgänger. Als ihm etwas dergleichen gerathen ward, sagte er mit einer Mischung von Frömmigkeit und feiner Ironie: „Hi in curribus et in equis, nos autem in nomine Domini nostri invocabimus.“ Unbekümmert darum, daß er der Bulle vom 12. Mai 1687 unterlag, fuhr Lavardin am Vorabend der Weihnacht mit großem Gepränge nach der Kirche des heil. Ludwig und wohnte dem Gottesdienste bei. Sofort wurde das Interdict über diese Kirche ausgesprochen. Hierauf erschien Lavardin mit einer Wache von 300 Mann in der St.-Peterskirche, die aber sogleich von allen Priestern verlassen ward. Auch erließ er eine Protestation gegen das Interdict, von dem er nicht glauben könne, daß es von Sr. Heiligkeit ausgegangen sei. Sein Charakter als Repräsentant der ge-

1) Die Franchigie, oder die Listone, wie es in Rom genannt wurde.

2) Erst die Uebergabe des Creditivs bezeichnet den wirklichen Antritt der Gesandtschaft. Zwar werden dem Gesandten auch vorher die gesandtschaftlichen Vorrechte und Freiheiten zugestanden, aber doch erst nachdem seine bevorstehende Ankunft angezeigt und in dieselbe gewilligt worden war.

heiligten Person eines so großen Monarchen [1]) müsse ihn gegen jeden Bannspruch sichern. Ludwig XIV. ließ sein Parlament einen Beschluß gegen die Maßregeln des Papstes fassen, der an die Thüre des Nuntius Ranucci zu Paris angeschlagen ward, und ließ darauf diesen Nuntius selbst, der von Paris abberufen wurde, nicht abreisen, sondern im St.-Lazaruskloster detiniren, wo er acht Monate zubringen mußte, für welche kleinliche Quälerei der lächerliche Vorwand gebraucht ward, der Nuntius solle als Geißel für Lavardin dienen. Ludwig drohte, bald selbst nach Italien zu kommen und die Sache in Ordnung zu bringen.

Innocenz XI. ließ sich durch das Alles nicht irre machen. Er ließ Processionen veranstalten, verbot die Lustbarkeiten des Carnevals und befahl, seine Seeplätze in Vertheidigungsstand zu setzen. Er verstand sich zwar, auf den Rath einiger befreundeten Fürsten, dazu, das Interdict gegen die Ludwigskirche aufzuheben, lehnte aber die angebotene Vermittelung Englands und Venedigs ab, indem er erklärte: die Rechte der Kirche könnten nicht von einem Schiedsrichterspruche abhängig gemacht werden, und er werde Lavardin nicht als Gesandten anerkennen, bevor ihm nicht die seiner verletzten Souveränetät gebührende Genugthuung geworden. So stand die Sache, als Lavardin zurückberufen ward. Vor seiner Abreise ließ er das königliche Wappen von dem Gesandtschaftspalais herabnehmen und entzog ihm damit seine öffentliche Qualität. Wie Lavardin durch Toscana reiste, fand er keinen Priester, der ihm die Sacramente

1) Ein nicht anerkannter Gesandter ist nichts als ein distinguirter Fremder.

reichen wollte. Der Hof begab sich aufs Land, um ihm auszuweichen.

An eine nahe Ausgleichung war um so weniger zu denken, als auch über die kölner Erzbischofswahl der bekannte Streit zwischen Frankreich auf der einen, Kaiser und Papst auf der andern Seite ausbrach. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Ludwig sich auch, daß sein Verbündeter, der Herzog von Parma, noch immer nicht in den Besitz von Castro und Ronciglione, den Bestimmungen des Vertrags von Pisa zufolge, gesetzt sei, und erklärte daher (6. Septbr. 1688): wenn dieselben nicht sofort restituirt würden, werde er seine Truppen nach Italien marschiren lassen und Avignon bis zur vollständigen Erfüllung des Vertrags von Pisa behalten, oder dem Herzog von Parma einräumen. In der That wurden Avignon und Venaissin, nach Beschluß vom 2. Oct. 1688, wieder einmal von den Franzosen besetzt. Unter diesen Umständen starb der ebenso milde als feste und standhafte Papst Innocenz XI. (12. Aug. 1689) und an seine Stelle trat der Cardinal Peter Ottoboni, ein Venetianer, als Papst Alexander VIII. [1]). Diese Gelegenheit glaubte Frankreich benutzen zu müssen, um sich aus dem leidigen Streithandel zu ziehen und durch Nachgiebigkeit in einer unwichtigen Sache vielleicht den neuen Papst, den es sich freundlich gesinnt hielt, zu Concessionen in wichtigern Dingen zu bestimmen. Schon der Herzog von Chaulnes, der als französischer Gesandter zum Conclave in Rom war, erhob die Ansprüche nicht mehr, um die man gehadert hatte, und der König erklärte sich bereit, in eine Beschränkung

1) Geb. 1620, Cardinal 1652, Papst 6. Oct. 1689, † 31. Aug. 1691. Der Cardinal Peter Ottoboni war sein Großneffe.

des Asylrechts zu willigen, ließ auch Avignon und Venaissin wieder räumen (3. Nov. 1689), ohne weiter an den Vertrag von Pisa und die Interessen des Herzogs von Parma zu denken. Das erwartete Entgegenkommen des Papstes fand er aber nicht, und erst unter dem nachfolgenden Papste, Innocenz XII. [1]), kam die definitive Einigung durch gegenseitige billige Nachgiebigkeit zu Stande.

Ueber die Streitsache Choiseul's bei seiner gesandtschaftlichen Wirksamkeit in Rom ist Th. II, S. 237 schon gehandelt worden.

---

1) Anton Pignatelli, ein Neapolitaner, geb. 1615, Cardinal 1681, Papst 12. Juli 1691, † 27. Sept. 1700.

VII. Noch etwas über d'Eon.

Von E. Köhler.

In einem Werke, wie „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen", durfte ein so räthselhaftes Individuum, wie der berühmte oder berüchtigte Chevalier d'Eon, begreiflicher Maßen nicht fehlen. Ihm ist denn auch schon im ersten Theil desselben, von S. 184—195, ein Abschnitt gewidmet, er darin jedoch mehr in seiner Eigenschaft eines der Agenten der „geheimen Diplomatie Ludwig's XV.", als nach seinen übrigen, frühern und spätern, Lebensverhältnissen betrachtet worden. Genau genommen, sind auch diese, selbst in einer Biographie des abenteuerlichen Menschen, das weniger Wesentliche. Das Abenteuerliche an ihm aber ist bekanntlich, um es kurz zusammenzufassen, daß ein Mann, der bis zum Alter von 43 Jahren eben als Mann und Ritter gegolten, der bis dahin der Reihe nach als Doctor der Rechte, Parlamentsadvocat, Censor schöngeistiger Schriften, diplomatischer Agent, Ordensritter von St.-Louis, Dragonercapitän, Gesandtschaftssecretär und während einiger Monate provisorisch als Stellvertreter des bevollmächtigten Ministers der Krone Frankreich am londoner Hofe fungirt, der während des Siebenjährigen Kriegs den Degen nicht ohne Auszeichnung geführt

hatte, der sich gleich jedem andern Dragoner rasirte und, wie sich Beaumarchais ausdrückt, soff, rauchte und fluchte, gerade wie ein deutscher Bedienter (estafier allemand): daß ein solcher auf den eigenen Einfall gerathen, oder einer fremden Zumuthung Gehör geben konnte, als ein reifer Funfziger das Dragonerhabit abzulegen und 1778 sich zu Versailles in Jupe und Haube zu präsentiren, welche die so travestirte Chevalière d'Eon von da an bis zu ihrem Tode trug. Wir wissen gegenwärtig, daß Beaumarchais, dem sich d'Eon als zum sexus femininus gehörig offenbart hatte, und der für seine Person steif und fest glaubte, der verkappte Dragoner sei ein Weib, und zwar ein sterblich in ihn verliebtes, es war, der ihm 1775 im Namen und Auftrag Ludwig's XVI. das Versprechen abnahm, sich öffentlich als Weib zu bekennen und demzufolge Weiberkleider anzuthun; wissen auch, daß d'Eon die abverlangte Erklärung wirklich unterzeichnete, nur daß er erst drei Jahre nachher in dem octroyirten Costüm sich vor der Welt zu zeigen wagte, vielleicht weil er zuvor noch einige ritterliche Bedenken, die sich in ihm regten, hatte niederkämpfen müssen, oder, wie noch wahrscheinlicher, aus einem andern Grunde, der weiter unten in Betracht kommen wird. Der Ruf von dieser seltsamen Metamorphose, oder vielmehr, wie man glauben machen wollte, Anamorphose verbreitete sich bald auch durch Druckschriften. Unter d'Eon's thätiger Mitwirkung kam ein hübscher Roman zu Stande: „Vie militaire, politique et privée de la demoiselle d'Eon," worin es heißt: Seine Aeltern hätten ihr Töchterlein als Knabe taufen lassen, um sich eine Besitzung zu erhalten, die in Ermangelung männlicher Erben für die Familie verloren gewesen wäre. Er selbst veröffentlicht, Beweises halber, eine Reihe von Thatsachen, worin er sich als

Ritterin geberdet und gerirt, und preist sich glücklich, daß er mitten im Getümmel des Lagerlebens, der Schlachten und Belagerungen ein so kostbares und so gebrechliches Gut, wie „die Blume jungfräulicher Keuschheit", unbefleckt zu bewahren vermocht habe. Kein Wunder, wenn man ein solches Tugendmuster mit Minerva und Jeanne d'Arc zusammenstellte, wenn Dorat verliebte Episteln an diese alte Heroine richtete. Lassen sich doch die bedächtigsten Schriftsteller, und die man für die bestunterrichteten halten sollte, ebenso gut, als alle andern, hinters Licht führen. Auf Flassan, den umsichtigen Flassan, ist in dieser Beziehung schon Th. I, S. 195 hingewiesen worden. Je umsichtiger aber der Mann, desto komischer nimmt sich jetzt der Vorwurf aus, den er noch 1808 der vermeintlichen Demoiselle macht, daß sie von der Sucht besessen sei, den Mann zu spielen.

Nun ist zwar die eine große Hälfte des Räthsels durch die im Jahre 1810 in London vorgenommene Section, welche das männliche Geschlecht der vulgo Chevalière außer allen Zweifel setzte, vollkommen gelöst worden [1]). Ueber die zweite Hälfte des Räthsels aber, oder die geheimen Ursachen, welche die lächerlichste und mährchenhafteste aller Mystificationen, wie jene abenteuerliche Travestie war, welcher derjenige am wenigsten widersprach, der die Sache am besten wissen mußte, allgemach bei Hofe, in Stadt, Provinzen und Ausland, vielleicht

---

1) Das über das chirurgische Ergebniß ausgestellte und durch die Unterschriften einer Menge notabler Zeugen beglaubigte Attest lautet, wie folgt: „Ich bezeuge durch Gegenwärtiges, daß ich den Leichnam des Ritters d'Eon in Gegenwart der Herren Adair, Wilson und des Paters Elisée untersucht und secirt, und daß ich die männlichen Zeugungsorgane in jedweder Hinsicht vollkommen ausgebildet befunden habe. Den 23. Mai 1810. Thom. Copeland, Chirurgus."

auch bei einem sonst so hellsehenden Minister, wie de Vergennes, Boden gewinnen und eine so lange Reihe von Jahren hindurch Glauben finden ließen, ist das Dunkel ungelichtet geblieben. Bestimmter gefaßt, lautet die Räthselfrage so: Wie hat eine possenhafte Maskerade zu einer Art Staatsfrage werden, zu einer Menge von Verhandlungen Anlaß geben, königliche und ministerielle Hände, Zungen und Federn in Bewegung setzen, Couriere auf die Beine bringen und so gewaltigen Geldaufwand verursachen können? Man ist versucht, auf diese verschiedentlichen Fragen mit einem Scherz Montaigne's zu antworten: La plupart de nos vacations sont farcesques. Wenn nur, kann man freilich sagen, es überhaupt die Mühe lohnte, in einer mehr die Neugier kitzelnden, als historisch wichtigen Sache den Rest des Dunkels lichten zu wollen! Genug, auch durch die folgenden Nachträge wird die Räthselfrage keine summarische Lösung finden. Verdankt werden diese Nachträge den von Louis de Loménie neuerdings herausgegebenen und in der Revue des deux Mondes, wovon jedoch nur das erste Märzheft von 1853 hierher gehört, niedergelegten „Denkwürdigkeiten von Beaumarchais' Leben, Schriften und Zeit". Es erhellt aus diesen, daß auch Beaumarchais unter den geheimen Agenten Ludwig's XV. und des grundehrlichen Ludwig's XVI. eine hervorragende und sehr interessante Rolle spielte; zweitens, daß auch er, wie übrigens schon oben bemerkt, unter die über d'Eon's Geschlecht Mystificirten gehörte und bis zu seinem Tode (1799) diesen für ein Weib hielt. Das Erstere kann zu Vervollständigung des in Th. I über die geheime Politik des französischen Cabinets Mitgetheilten dienen; das Andere kommt hier nur als nebensächlich in Erwägung. Die räthselhaft gebliebenen Motive der

sexuellen Metamorphose anlangend, bringen zwar, wie gesagt, die Denkwürdigkeiten keine völlige Entscheidung, verbreiten indeß durch ihr reiches und bisher unbekanntes Detail nicht wenig neues Licht über den geheimnißvollen Punkt und ermöglichen im besten Fall ein individuelles Urtheil über das wahre Sachverhältniß. Doch zur Sache.

Es wird versichert, daß in seinen Jugendjahren der Chevalier d'Eon in Aussehen, Stimme und Benehmen einer hübschen Frau täuschend ähnlich war. Hieran zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden. Solch ein Aeußeres soll Ludwig XV. auf den Gedanken gebracht haben, sich seiner zu einer heimlichen Sendung an den petersburger Hof zu bedienen, woselbst er auch wirklich in Frauenkleidern Eingang fand, von der Kaiserin Elisabeth als Vorleserin angenommen wurde und zur gegenseitigen Annäherung der zwei Höfe nicht wenig beitrug. Gewiß also politische Beweggründe, nicht eine romanhafte Grille, veranlaßten den König zu dieser vertraulichen Mission. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich tauchten die ersten Zweifel über d'Eon's Mannheit auf, so heißt es, zerstreuten sich aber bald wieder, als man in seinem ganzen Thun so gar nichts Weibliches oder Weibisches wahrnahm, er vielmehr während seiner folgenden öffentlichen Laufbahn sich vollkommen als Mann und Ritter erwies, als Dragonerofficier sogar mehrfache Proben ungemeiner Mannhaftigkeit ablegte. Weiter heißt es nun, erst lange Jahre nachher habe der König selbst die längst außer Cours gekommenen Gerüchte wieder in Anregung gebracht und zwar, infolge des Aufsehens, welches der scandalöse Streit seines geheimen Agenten mit dem französischen Gesandten, dem Grafen de Guerchy, in der londoner und pariser Welt erregte, geflissentlich

in neuen Umlauf setzen lassen. Wir stehen hier bei der am wahrscheinlichsten befundenen und daher am weitesten verbreiteten Deutung des Mysteriums. Nach ihr wollte der König nicht hart mit einem Manne verfahren, der ihm und seiner Diplomatie so ersprießliche Dienste geleistet hatte, doch aber auch der Familie des Gesandten Genugthuung geben, ohne es zu einem Duell kommen zu lassen, da der junge Guerchy geschworen hatte, seinen Vater zu rächen, d'Eon aber als Duellant ein gefürchteter Gegner war, wollte also, mit einem Worte, allen mislichen Folgen des ärgerlichen Streites vorbeugen. Da er sich nun wohl erinnerte, mit welchem Geschick und Erfolg der Chevalier in früherer Zeit seine Rolle in St. Petersburg gespielt hatte, so mußte sich dieser auch jetzt zu gleichem Spiel hergeben und, auf Commando seines königlichen Gebieters, das Gerücht aussprengen helfen, er sei ein Weib. Ludwig XVI. endlich, der in diesem Stücke die großväterliche Politik beibehielt, that hierzu nichts, als daß er den Ritter zu einer öffentlichen Erklärung und zum Anlegen von Damenkleidern verpflichtete.

Diese Meinung theilt selbst Madame Campan, wenn sie spricht: „Seit geraumer Zeit suchte dieser sonderbare Mensch um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich nach; aber es mußte vorerst ein Mittel gefunden werden, um der von ihm beleidigten Familie den Schimpf zu ersparen, welchen sie in der Bewilligung des Königs gesehen haben würde; man nöthigte ihm also das Costüm eines Geschlechtes auf, dem in Frankreich Alles verziehen wird.“ Voltaire dagegen weiß sich die Sache in keiner Weise zu deuten. Er schreibt im Jahre 1777: „Die abenteuerliche Geschichte macht mich ganz verdutzt; ich kann weder den d'Eon, noch das damalige Ministe-

rium, noch Ludwig's XV. Maßregeln, noch was man jetzo thut und vorhat, begreifen; diese Leute bleiben mir ein Räthsel.“ Irren wir nicht, so könnte man sich noch, zu mehrerer Beglaubigung der die Maskerade betreffenden Cabinetsmotive, auf ein Schreiben des Herrn de Vergennes, Ministers des Auswärtigen, an Beaumarchais, d. d. 26. August 1775, berufen. Nachdem der Minister darin seine große Besorgniß über die Folgen des Wiederauftretens d'Eon's in Frankreich und Paris geäußert hat, wo, wie er sagt, seine Feinde Wache stehen und ihm schwerlich je vergeben würden, was er über sie gesagt u. s. w., fährt er so fort: „Si M. d'Eon voulait se travestir, tout serait dit: c'est une proposition que lui seul peut se faire.“ Nur bleibt in den Worten s'il voulait se travestir unklar, ob Vergennes sie so verstanden wissen wollte: „Herr d'Eon ist ein Mann, soll sich aber in Frauenkleider stecken“, oder ob er damit meinte: „Herr d'Eon sollte sich als Frau kleiden, da er ja als Frau anerkannt ist.“ Im erstern Falle würden die Briefe des Beaumarchais, für welchen das weibliche Geschlecht des Ritters außer allem Zweifel war, völlig unverständlich sein. Im andern Falle wäre der Ausdruck se travestir etwas uneigentlich gebraucht, und man käme zu dem Schluß, daß Vergennes ebensowol als alle Andern in Betreff des Geschlechts des Ritters getäuscht war und sein Auftreten in Frauenkleidern als eine natürliche Folge der Entdeckung seines wirklichen Geschlechts betrachtete[1]).

---

1) Louis de Loménie theilt den Brief des Ministers vollständig mit, aber bei einer spätern Gelegenheit und in verschiedenem Zusammenhang, ohne, wie es scheint, zu bemerken, daß er gar wohl als Zeugniß des umlaufenden Gerüchts dienen könnte.

Wie glaubwürdig indeß auch obige Annahme befunden werden und wie verbreitet sie sein mag, erhebt sich dennoch mehr als ein Bedenken gegen sie, ja sie erscheint bei genauerer Prüfung geradezu unbegreiflich, unzulässig. Wie sollte zuerst ein König nicht ein einfacheres Mittel auffinden, um die Nachwehen eines Streits zu hintertreiben, als indem er den einen der beiden Widersacher in ein Weib umwandelte? Wie erklärt man sich ferner, daß ein 47jähriger Officier lieber auf jeden männlichen Wirkungskreis Verzicht leistet, sich lieber sein ganzes übriges Leben hindurch in Weiberkleider hüllt, als daß er ganz einfach erklärt, der König befehle ihm, die Herausfoderung abzulehnen, und also müsse er sie ablehnen? daß er nicht lieber in Ungnade und Verbannung bleibt, wo er seine Freiheit und sein Geschlecht behaupten kann? Endlich, wenn der Ritter d'Eon wirklich das ergebene Schlachtopfer Ludwig's XV. und XVI. war, wie erklärt man sich, daß nach dem Tode der zwei Könige, nach dem Zerfall der französischen Monarchie, d'Eon, der jetzt zu London in der Zurückgezogenheit lebte, jetzt durch kein finanzielles Interesse noch sonstige Speculation mehr gebunden war, dennoch bis an seinen Tod die Maske nicht ablegte? In den Augen sehr Vieler trug er sie freilich, trotz aller Geheimthuerei, längst nicht mehr. Denn es hat sich herausgestellt, daß, während man in Frankreich noch im Jahre 1809 seine Weiblichkeit für etwas Ausgemachtes hielt, in England Alle, die in irgend einer Weise mit ihm verkehrten, nicht mehr bezweifelten, daß d'Eon ein Mann sei.

So schiene demnach obige Annahme sehr zweifelhaft zu sein. Eine andere, die vor etlichen und zwanzig Jahren auf die Bahn kam, ist nicht nur höchst gewagt,

sondern klingt auch so anstößig, daß wir ihrer nur um des Zusammenhanges willen gedenken. Sie befindet sich in einem zweibändigen Werke, das einen gewissen Gaillardet, den Verfasser von La Tour de Nesle, zum Urheber hat, und dessen Angaben sich auf Familienpapiere d'Eon's und anderes Urkundliche im Ministerialarchive der auswärtigen Angelegenheiten stützen sollen. Gedachtes Machwerk ist nun aber kein anderes, als die bekannten Mémoires du Chevalier d'Eon, die erwiesener Maßen längst ins Reich der Fiction gehören, womit denn auch der in ihnen enthaltenen Behauptung hinsichtlich der Motive der Vermummung des Ritters ihr Urtheil gesprochen ist. Diese Vermummung, will der Autor glauben machen, geschah keinesweges im Ehreninteresse des Hauses Guerchy, sondern, wohl zu merken! zur Ehrenrettung der Königin von England und Gemahlin Georg's III., einer Fürstin also, deren sittlicher Ruf bis dahin fleckenlos und unangetastet gewesen. Der König nämlich, heißt es da, überraschte d'Eon bei der Königin, ließ sich indeß durch die Versicherung eines Arztes, der zur Königin hielt, der Ritter sei nur ein verkapptes Weib, einstweilen wieder beruhigen. Georg III. habe sich nun zwar insgeheim bei Ludwig XV. erkundigt, dieser aber, in wohlgemeinter Rücksicht auf die Gemüthsruhe seines königlichen Bruders, mit der Erklärung geantwortet, d'Eon sei in der That eine Dame. Aber von dem Tage an habe dieser sich zu dem Geschlechtswechsel bequemen müssen, wobei ihm jedoch der Trost geblieben sei, den Engländern einen König gegeben zu haben. Denn der Autor der Memoiren geht in seiner Dreistigkeit bis zu der Behauptung, die angebliche Frau sei der wahre Vater des Prinzen von Wales oder Georg's IV. Durch Beweisgründe wird diese Angabe

oder vielmehr Verleumdung nicht unterstützt oder gerecht-
fertigt; sie zerfällt von selbst in ihr romanhaftes Nichts.
Verlohnte sich die Widerlegung des Herrn Gaillardet
der Mühe, so könnte man fragen: warum schweigt d'Eon,
wenn ihm wirklich um die Rettung der königlichen Ehre
zu thun ist, vier Jahre lang (seit 1771) zu allen Wet-
ten, die um seines Geschlechts willen eingegangen wur-
den, und nur dazu dienten, den Verdacht zu unterhal-
ten, oder zu bestätigen? Hatte sodann Georg III., dem
so viel an Aufklärung des Mysteriums gelegen sein
mußte, so gar kein Mittel, hinter die Wahrheit zu kom-
men? Auch einem constitutionellen König, sollte man
denken, müßte ein solches leicht zu Gebote stehen. Würde
endlich — und dieser Gegenbeweis ist entscheidend —
die Königin nicht alles Mögliche gethan haben, um nach
des Ritters Ableben die Entdeckung seines Geschlechts
vermittelst der Section zu verhindern? Nichts leichter,
als sie zu verhindern. D'Eon starb bekanntlich in sehr
ärmlichen Umständen. War er nun der Königin ergeben
genug, um ihr dreißig Jahre lang sein Leben und Glück
zu opfern, so hätte er sich gewiß auch von ihr für ge-
ringen Preis bestimmen lassen, in ein fernes Land zu
wandern und dort zu sterben, anstatt daß er in London
fort und fort einer wundärztlichen Untersuchung aus-
gesetzt blieb. Endlich paßt auch die Zeit in keiner Weise.
Denn Georg IV. wurde am 12. Aug. 1762 geboren und
d'Eon kam erst im September als französischer Gesandt-
schaftssecretär nach London.

Die ersten nachhaltigen Zweifel über das Geschlecht
des Ritters scheinen ins Jahr 1771 zurückzugehen. We-
nigstens fingen in dieser Zeit die Wetten in England
an, wobei d'Eon den stummen Zuschauer abgab und
dadurch die Wettlustigen in ihrer Neugier und Ungewiß-

heit bestärkte. Sein Zerwürfniß mit dem Grafen de Guerchy hatte ihm Ungnade und Verbannung zugezogen, ohne daß er jedoch damit die ihm seit 1766 ausgezahlte geheime Pension von 12,000 Livres einbüßte: eine Summe, die er auch nach Ludwig's XV. Tode regelmäßig bezog. Dies in stillschweigender Anerkennung seiner früher geleisteten Dienste. Denn was dem Manne in den Augen der französischen Regierung eine so große Wichtigkeit gab, war keinesweges sein geschlechtliches Geheimniß, sondern vielmehr der Umstand, daß man ihn, den vieljährigen geheimen Correspondenten Ludwig's XV. und der wenigen Vertrauten desselben, im Besitze von Aufschlüssen und Papieren wußte oder dachte, die nicht einmal zur Mitwissenschaft der Minister gelangen, geschweige vor das Forum der Oeffentlichkeit treten sollten. Mag d'Eon immerhin den Werth von manchen dieser Papiere überschätzt und übertrieben haben, so verstand er ihn doch geltend zu machen und Prätensionen darauf zu gründen, die bis zum Unverschämten gingen. So trieb er's z. B. mit den auf den englisch-französischen Frieden von 1763 bezüglichen. Er gibt zu vermerken, daß die Publication derselben ohnfehlbar den Krieg zwischen beiden Nationen aufs Neue zum Ausbruch bringen würde; daß ihm die englische Opposition ungeheure Summen dafür geboten, er aber, als guter Franzose, die Zumuthung abgelehnt habe; daß er jedoch, weil er viel Schulden machen müssen, Geld, viel Geld brauche, und daß, wenn die Regierung sich in den Besitz seiner Papiere setzen wolle, sie vorerst seine Schulden tilgen müsse. Mit dieser Foderung hat er es keinesweges auf eine Gratification, auf ein Geschenk abgesehen; nein, die französische Regierung ist seine Schuldnerin, sie schuldet ihm viel mehr Geld, als er selbst schuldig ist.

Indeß war dieses noch lange nicht die einzige Foderung. Im Jahre 1774 hatte der kostspielige Agent dem Minister Vergennes die Rechnung über ein Guthaben von 145,000 Livres geschickt: zum Ersatz eines Diamanten im Werthe von 6000 Livres, den er bei einem gewissen Vorfall in Polen eingebüßt haben will; zum Ersatz ferner eines Geldgeschenks, das ihm der König von England zugedacht habe, aber durch den Grafen Guerchy davon abgebracht worden sei, und das er zu 24,000 Livres veranschlagte; weiter zu Schadloshaltung für den Verlust, den er in den Jahren 1763—73 wegen Nichtbewirthschaftung seiner Weinberge in der Bourgogne erlitten habe (15,000 Livres, dies etwa nur, sagt er, die Hälfte des wirklichen Verlustes); endlich zu Erstattung des Aufwandes, den er in den gedachten zehn Jahren zu laufenden und außerordentlichen Ausgaben habe in London machen müssen (100,000 Livres). Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, wie sich des Ritters Gesammtfoderung auf 318,477 Livres[1]) 76 Sous belief. Außerdem verlangte er hinsichtlich der 12,000 Livres Pension, daß diese in eine gleich hohe lebenslängliche Rente umgewandelt werden sollte. Um ihn nun zu Aushändigung der Papiere unter annehmbaren Bedingungen zu vermögen, schickte man nacheinander zwei Unterhändler an ihn. Der eine von ihnen, Namens de Pommereux, Grenadierhauptmann und ein Mann von seltener Unerschrockenheit, ging während der Verhandlungen so weit, daß er dem Dragonerhauptmann

1) In der erstmaligen Anführung obiger Summe ist statt 318, wie alle folgenden male steht, bei Loménie, jedenfalls durch einen Druck- oder Schreibfehler, 316 gesetzt.

ein Ehepactum antrug. Allein d'Eon wollte nichts von seinen Ansprüchen fahren lassen, und so ließ man die Unterhandlungen fallen. Im Mai des nächsten Jahres (1775) befand sich Beaumarchais, obwol um ganz verschiedener Angelegenheiten willen, in London, auf welche Nachricht der Ritter nicht säumte, ihm einen Besuch abzustatten. Bei Gelegenheit dieses und der folgenden Besuche war es nun, wo sich der sonst so schlaue und welterfahrene Beaumarchais durch die Suada und sogar Thränen des noch schlauern Abenteurers, der ihm so beredt eindringlich vorzulügen wußte, berücken ließ und ihm nachdrückliche Verwendung zu Gunsten seiner Ansprüche zusicherte. Denn Beaumarchais war so entzückt über die Gelegenheit, sich eine durch ihren kriegerischen Muth, ihre diplomatischen Talente, ihre Widerwärtigkeiten so interessante Dame verpflichten und zugleich eine so schwierige Verhandlung zu Ende führen zu können, daß er die rührendsten Briefe an Ludwig XVI. richtete und u. A. sagte: „Wenn man bedenkt, daß diese arme, verfolgte Creatur einem Geschlechte angehört, dem Alles gern verziehen wird, so fühlt man sich das Herz von Mitleid bewegt." Ein anderes mal heißt es: „Ich wage Ew. Majestät zu versichern, daß, wenn man dieses wunderliche, aber durch zwölfjähriges Ungemach reizbar gemachte Geschöpf mit Geschick und Freundlichkeit behandelt, es sich leicht zu Auslieferung aller den hochseligen König betreffenden Papiere, und zwar auf vernünftige Bedingungen hin, willig finden lassen wird." Seinerseits läßt es d'Eon nicht an Liebkosungen und schönen Worten fehlen; er nennt Beaumarchais seinen Schutzengel; er schickt ihm, mit der Bitte um nachsichtige Beurtheilung, seine „Oeuvres complètes" in 14 Bänden. Denn dieses merkwürdige Mixtum Composi-

tum von Dragoner, Weib und Diplomaten war außerdem auch der ärgste Papierverwüster.

Noch voll der Eindrücke, welche die vermeintliche Chevalière auf ihn gemacht, langt Beaumarchais in Versailles an, verficht aufs wärmste ihre Sache, ist beflissen, darzuthun, daß alle in ihren Händen befindlichen Papiere, die er doch nicht einmal zu sehen bekommen hat, von höchster Wichtigkeit seien, und bittet um die Erlaubniß, von Amtswegen die abgebrochenen Unterhandlungen mit ihr wieder anzuknüpfen. Letztere wird ihm auch von Vergennes zugestanden, der in seinem Antwortschreiben vom 21. Juni 1775 zugleich auf des Ritters Gesuch um Verwandlung seines Jahrgehalts in eine lebenslängliche Rente eingeht, dagegen die Uebernahme und Realisirung seiner enormen Schulden schwierig, ja unmöglich findet, ohne jedoch zu zweifeln, daß der Chevalier honett und klug genug sein werde, sich zu einer beträchtlichen Ermäßigung seiner Geldansprüche zu verstehen. Er setzt hinzu, daß, wenn wider Erwarten, Beaumarchais nichts ausrichten, d. h. die Herausgabe der Papiere nicht erlangen sollte, man diesseits auf alle Folgen gefaßt und vorbereitet sei; anfangs möchte zwar ihr Bekanntwerden ein für die Regierung unangenehmes Aufsehen machen; die spätern Folgen aber dürften für Herrn d'Eon schrecklich ausfallen; ein verbannter Vaterlandsverräther spiele eine sehr erniedrigende Rolle; Verachtung sei sein Loos. — Beaumarchais benahm sich von jetzt an, dem d'Eon gegenüber, mit vieler Vorsicht. War er in einem Punkte — wir wissen, welchem — der Dupirte, so war er in einem andern, dem Geldpunkte, desto zäher. Die ungereimten Foderungen d'Eon's weist er geradezu ab, setzt aber statt ihrer keine eigene Ziffer, sondern, laut der Transaction vom 5. Oct. 1775, wonach

sich der Ritter zu Auslieferung der königlichen Papiere anheischig macht, verpflichtet sich seinerseits Beaumarchais einzig zu Ausstellung eines Contracts über eine Rente von 12,000 Livres, ingleichen, zur Deckung seiner Schulden in England, über stärkere Summen, deren Betrag ihm zugestellt werden soll. Im Grunde hielten sich beide Contrahenten ein Hinterpförtchen offen. Kamen die stärksten Summen dem Ritter noch immer nicht stark genug vor, so gedachte er einen Theil der Papiere innezubehalten, um noch stärkere zu ertrotzen; Beaumarchais dagegen, ganz und gar nicht gesonnen, sämmtliche ihm von d'Eon zugerechneten Schulden zu übernehmen, bittet den König um Ermächtigung, mit der Demoiselle über eine Summe von 100 bis 150,000 Livres capituliren (batailler, wie er sich ausdrückt) zu dürfen, wobei er sich vorbehält, das Geld nur in Raten (par fractions) herzugeben und, je nach dem Vertrauen, das ihm die Demoiselle einflößen würde, die Summe zu vergrößern oder zu beschränken.

D'Eon deponirt nun bei dem Admiral Lord Ferrers, seinem Freunde, als Unterpfand für eine Schuldsumme von 5000 Pfd. St., einen mit Vorlegeschlössern versehenen Eisenkoffer, der, nach seiner Versicherung, die gesammte geheime Correspondenz enthalten soll. Alsbald erhebt sich für Beaumarchais eine schwere Bedenklichkeit. Gesetzt, er gibt Geld her, so kann er ja dafür Wäschrechnungen oder so etwas im Koffer finden; eine Vollmacht aber, die Papiere zu untersuchen, besitzt er nicht. Es wird also eine neue Reise nach Paris nöthig, um sich die Vollmacht zu Aufnahme eines Inventars zu holen, und er erhält sie. Sein Verdacht ist nur zu wohl gegründet gewesen. Bei Oeffnung des Koffers findet sich, daß Lord Ferrers, er sei nun wirklicher oder

vorgeblicher Gläubiger gewesen, zum Unterpfande nichts erhalten hat, als eine Menge fast ganz bedeutungsloser Papiere. D'Eon muß beschämt eingestehen, daß die werthvollsten noch bei ihm unter dem Estrich seines Zimmers versteckt liegen. Dort finden sich denn auch wirklich, wie Beaumarchais dem Minister meldet, fünf wohlversiegelte Mappen mit der Ueberschrift: „Geheimpapiere, dem König allein zuzustellen." Diese machten nach d'Eon's Erklärung die ganze geheime Correspondenz und überhaupt die Gesammtmasse der in seinem Besitze befindlichen Papiere aus. Beaumarchais machte sich ohne Säumen an Verzeichnung des Fundes, um sich gegen Unterschlagung eines der Papiere zu sichern; noch mehr, während der Ritter an dem Inventar schrieb, durchlief Beaumarchais in aller Eile die Papiere, um sich zu überzeugen, daß keins darunter fehle. Jetzt erst zahlte er an Lord Ferrers die Schuldfoderung, und erhielt dagegen eine entsprechende Zahl Anweisungen, von d'Eon unterzeichnet, worauf er sich mit seinem Koffer zur Abreise nach Versailles anschickte. Der Ritter fand natürlicher Weise die starken Summen noch nicht stark genug; aber die Uebereinkunft vom 5. Oct. verpflichtete ihn zur Auslieferung der Papiere, zum Anlegen von Frauenkleidern und Schweigen über seine ehemaligen Händel mit der Familie Guerchy, und solange er sich hierzu nicht verstand, bekam er den Brodkorb oder Leckerbissen nur aus der Ferne zu sehen. Uebrigens verabschiedete sich Beaumarchais mit dem Versprechen, daß, wenn Demoiselle d'Eon sich klug, sittsam, discret und gut betrüge, er sich bei Minister und König für sie verwenden und hoffentlich einige fernere Begünstigungen auswirken würde. Er stellte diese Aussicht im Hinblick auf einen Geldvorrath von 41,000 Livres, der, wie er an den Minister

schrieb, noch zu seiner Verfügung stand. Bei seiner Ankunft in Versailles mit dem obligaten Koffer fand Beaumarchais nicht nur bei Vergennes die artigste Aufnahme, sondern erhielt auch durch diesen ein schriftliches Zeugniß, daß Se. Majestät von dem Eifer, der Einsicht und Geschicklichkeit, womit sich Beaumarchais des ihm gewordenen Auftrags entledigt habe, höchst befriedigt sei.

Bei einem etwas spätern Aufenthalt in London fand jedoch Beaumarchais die Demoiselle ihren Verpflichtungen zu Ehrbarkeit und Stillschweigen wenig nachkommend und sah sich daher zu lebhaften Vorwürfen genöthigt. Anstatt den Wettlustigen über einen Punkt, der nun doch als erledigt gelten durfte, Einhalt zu thun, bekräftigt sie der eitle Mensch durch sein geheimnißvolles Thun und Reden. Auf die Vorwürfe antwortet er mit größter Gereiztheit. Er ist bitterböse darüber, daß ihm der gestrenge Freund den Geldbeutel des Königs vor der Nase zuhält. Also Bruch und ein Briefverkehr, worin es bald Injurien regnet, wie sie nur ein Mann über Feder und Lippen bringen kann, bald wieder verliebte Klagen über den Undank des Treulosen. Beaumarchais antwortet im ernsten Tone, wie ein Mann, der seine Pflicht thut und sich Mühe gibt, bei den Schmähungen und verbuhlten Lockungen der alten Jungfer unempfindlich zu bleiben. Höchst spaßhaft aber ist folgender Brief von ihm an Vergennes: „Alle Welt sagt mir, daß diese närrische Person närrisch in mich verliebt ist. Sie denkt, ich habe sie verachtet, und eine solche Beleidigung vergeben die Weiber nie. Ich bin weit davon, sie zu verachten, aber wer zum Teufel hätte sich vorgestellt, daß ich, um den König in dieser Angelegenheit gut zu bedienen, einem Dragonercapitän gegenüber zum galanten Ritter werden sollte? Die Geschichte kommt

mir so possirlich vor, daß ich alle Mühe von der Welt habe, mich bei Ernst zu erhalten." Wußte der Minister nun das wahre Geschlecht der Chevalière, so mußte er beim Lesen des Obigen gewiß herzlich lachen, aber auf Kosten von Beaumarchais. Auch d'Eon schreibt an Vergennes, als er sieht, daß er kein Geld mehr bekommt; aber in seinen Briefen ist aus dem Schutzengel, wie er ihn vormals nannte, ein Narr, ein Schurke, ein unverschämter Uhrmachergesell, ein Barbier Olivier Ledain, nicht aus Sevilla, sondern aus Ludwig's XI. Zeit geworden. Beaumarchais nimmt alle diese Invectiven mit dem Gleichmuth eines galanten Cavaliers hin. D'Eon stellt sich, als habe er noch Papiere in seinen Händen, und droht mit ihrer Preisgebung; Beaumarchais geräth anfangs in Unruhe, faßt sich aber bald wieder und denkt: „es ist eine von d'Eon's Aufschneidereien, er hat nichts mehr, er hat für 120,000 Livres alles Verlangte herausgegeben."[1]) Ueberdies hat Beaumarchais den Rentenbrief in Händen und kann ihn vorkommenden Falls inhibiren lassen, wenn sich die Demoiselle den Bestimmungen des Vertrags nicht fügt. Dem Minister räth er, das eitle Individuum fernerhin ganz unbeachtet zu lassen: ein Rath, der gut anschlägt. Denn wie er sich mit Vergessenheit bedroht sieht, kommt eines schönen Morgens (im August 1777) der Ritter ungeladen in Versailles an. Nur hat er vergessen, Weiberkleider anzulegen, leistet aber Folge, als man ihm dies zur Pflicht macht, ist eine Zeitlang Gegenstand der öffentlichen Neugierde;

---

1) Statt seiner anfänglichen Foderung von 318,000 Livres fand man ihn mit 109,000 ab, deren Betrag nachgehends durch einige Nachschüsse auf 120,000 erhöht wurde.

dann, als er sieht, daß das Interesse an ihm müde wird, reist er wieder nach London ab. Mit Beaumarchais stand er von da an in keiner weitern Verbindung. Er hatte gegen ihn das Gerücht ausgesprengt, als habe er einen Theil des ihm bestimmten Geldes an sich behalten. Beaumarchais, der laut Versicherung der Memoiren nicht einmal seine Reisekosten erstattet sah, beklagte sich bei Vergennes über diesen neuen Unglimpf, worauf ihm dieser d. d. Versailles 10. Jan. 1778 in der beruhigendsten und ehrenvollsten Weise antwortete, ihm zugleich die Erlaubniß zu Veröffentlichung seines Briefs ertheilte.

Es ist, um zum endlichen Schluß zu kommen, schon anderwärts unstatthaft befunden worden, daß auch so ehrenhafte und ernste Männer, als Ludwig XVI. und Vergennes, sich zu einer so lächerlichen Komödie hergegeben und dem d'Eon Frauentracht aufgenöthigt haben sollten, ohne selbst den allgemeinen Wahn zu theilen. Man könnte höchstens sagen: da Beiden die sogenannte Entdeckung des wahren Geschlechts ein recht gelegenes Mittel darbot, um den möglichen Folgen der alten Streitigkeiten des Chevalier mit den Guerchy und deren Freunden vorzubeugen, so ließen sie dieselbe gern als ausgemachtes Factum gelten, ohne sich viel um dessen Verificirung zu kümmern. Mit dieser Annahme stimmt nun auch der oben (S. 349) angeführte Brief des Ministers vollkommen überein. D'Eon nun aber, scheint es, ließ sich um so eher gefallen, die ihm höchsten Orts angewiesene Rolle vollends durchzuspielen, als dabei zwei, freilich nicht eben noble, aber ganz zu seiner Sinnesart und Lage passende Triebfedern wirksam waren: zuerst die zuversichtliche Hoffnung, der französischen Regierung noch mehr Geld abzupressen, sodann die Eitel-

keit, das Bedürfniß, um jeden Preis von sich reden zu machen. Eitelkeit ist auch der hervorspringendste Zug seines Charakters. In einem unedirten Briefe von ihm an einen Freund liest man: „Ich bin ein Lamm, das Guerchy zur Raserei gebracht hat, weil er es in den Strom der Vergessenheit stürzen wollte.“ Diese Phrase malt den Mann, wie er war. Hätte er sich in einer gewöhnlichen Stellung befunden, so würde er unbemerkt geblieben sein, besonders seit die scandalöse Geschichte mit dem Grafen Guerchy ihm jede fernere officielle Laufbahn verschloß [1]). Galt er als Frau oder als ein Amphibium, dessen Geschlecht ein Geheimniß war, so war er gewiß, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu heften. Wie eitel und selbstgefällig der Mann war, geht auch aus einem seiner Briefe an den Herzog von Praslin hervor, worin er sagt: „Liegt Ihnen etwas daran, Herr Herzog, mich kennen zu lernen, so muß ich Ihnen frei bekennen, daß ich nur zum Denken, Sinnen, Fragen, Reflectiren, Combiniren, Lesen, Schreiben, Herumstreifen von Morgen nach Abend, von Süden nach Norden, zum Fechten auf freiem Felde oder im Gebirge tauge. Hätte ich zu Alexander's oder Don Quixote's Zeiten gelebt, so wäre ich Parmenio oder Sancho Pansa geworden. Heißen Sie mich da meiner Wege gehen, so verzehre ich Ihnen, ohne einen dummen Streich zu machen, binnen eines Jahres alle Einkünfte Frankreichs, und alsdann schreibe ich Ihnen einen prächtigen Tractat über Oekonomie. Wollen Sie den Be-

1) Er hatte im Jahre 1765 das Scandal so weit getrieben, daß er den Gesandten vor den englischen Tribunalen belangte, als habe dieser ihn vergiften oder sonst ermorden lassen wollen.

weis hiervon, so sehen Sie einmal an, was ich Alles in meiner Geschichte der Finanzen über Verwendung der Staatsgelder geschrieben habe."

Doch genug der Belege. Seine List ist ihm geglückt, denn sie hat ihm eine Celebrität verschafft, wozu es große Charaktere und edle Handlungen nicht immer bringen.

VIII. Graf Friedrich Ludwig von Solms.

Das erlauchte Haus Solms, von seinem ersten Auftreten an gräflich [1]), jetzt zum Theil zu fürstlichem Stande erhoben, mag man es nun mit dem gründlichen und scharfsinnigen Wenck, dem auch der Rheinische Antiquarius, eine gewichtige Autorität auf solchem Felde, beitritt, von den hessischen Gisonen und deren Abkömmlingen, den Grafen von Wegebach oder Weibach herleiten, oder gemeinsamen Ursprunges mit dem salischen Königsstamme sein lassen, welche letztere Ableitung noch 1828 Archivrath Schaum vertheidigt hat, hat ohne Frage eine beträchtliche Zahl bedeutender Männer, tapferer Kriegshelden und gewiegter Staatsmänner, aus seinem Schoose geboren und zum Theil seinen Namen bedeutsam in die Zeittafeln der Geschichte gegraben. Schildern wir dies-

---

1) Urkundlich kommt zuerst 1129 ein Marquardus de Sulmese und dann wieder 1141 jedenfalls derselbe Marquardus de Solmese vor. Dann erscheinen erst 1232 und 1245 wieder Henricus et Marquardus dicti comites de Solmese in Urkunden. Marquard's II. Stamm erlosch im 14. Jahrhundert. Von den Söhnen Otto's († 1. Sept. 1409) hat Bernhard II. die Linie zu Braunfels gestiftet und Johann ist der Stammvater der Linien zu Lich, Hohen-Solms, Laubach, Wildenfels, Sonnenwalde, Baruth, Rödelheim 2c. geworden.

mal das Leben eines Mannes, welcher zuerst sich im Kampfe die ritterlichen Sporen und die Achtung und Zuneigung berühmter Feldherren erworben, dann eine lange Zeit als treuer, väterlich waltender Beamter eines neugewonnenen Vaterlandes sich ein dankbares Andenken in Vieler Herzen gesichert hat, auch in dieser Stellung in seltsame kriegerische Händel, in geheime patriotische Wirksamkeit gezogen ward und dabei auch die Wissenschaft nicht blos hochschätzte, sondern selbst erfolgreich pflegte.

Graf Friedrich Ludwig stammte aus dem wildenfelser Zweige des Hauses Solms und war ein jüngerer Sohn der ersten Ehe des Grafen Heinrich Wilhelm zu Wildenfels. Dieser war der Stifter der Speciallinie zu Wildenfels, das er in der Erbtheilung übernahm, während sein Bruder Friedrich Ernst die Speciallinie zu Laubach, sein anderer Bruder Karl Otto die mit dessen Sohne Karl Ludwig wieder erloschene zu Utphe stiftete. Wildenfels, eine Herrschaft im sächsischen Erzgebirge, war an die Solmse, vermöge einer vom Kurfürsten August von Sachsen 1585 ertheilten Anwartschaft, gekommen, als der Letzte des alten, danach benannten Dynastengeschlechts, Anarch Friedrich von Wildenfels, kurfürstlicher Hauptmann im Voigtlande, am 26. Febr. 1602 zu Prag in der Trunkenheit aus dem Bette gefallen war und darüber den Hals gebrochen hatte [1]). Graf Heinrich Wilhelm von Solms, unsers Helden Vater,

---

1) Dem Rheinischen Antiquarius macht es Scrupel, daß schon eine Solmsische Gerichts= und Landordnung vom 4. April 1576 auf Wildenfels bezogen ist. Sollte ihm nicht ein späterer Abdruck vorgelegen haben, in den man die neuerworbene Herrschaft eingeschoben?

war 16. Mai 1675 geboren, preußischer Kammerherr und Generalmajor, lebte lange in Königsberg, besaß Güter bei Labiau, brachte 1730 die Herrschaft Bielitz in Oberschlesien an sich und starb zu Wartenberg 15. Sept. 1741. Derselbe war in erster Ehe (18. März 1701) mit Helene Dorothee, einer Tochter Graf Joachim Heinrich's Truchseß von Waldburg, preußischer Linie, vermählt. Sie gebar ihm 28. Febr. 1706 Heinrich Karl († 7. Oct. 1746), auf den und dessen Nachkommen die Herrschaft Wildenfels übergegangen ist, und am 2. Sept. 1708 unsern Friedrich Ludwig, dem am 30. Nov. 1709 eine Schwester folgte, Sophie Charlotte, die als Canonissin zu Hervorden unvermählt in hohem Alter gestorben ist (29. Jan. 1786).

Friedrich Ludwig war kein volles Jahr alt, als ihn seine Aeltern nach Karwinden zu der befreundeten gräflich dohnaischen Familie brachten, wo er drei Jahre blieb, indem die Aeltern inzwischen eine große Reise zu ihren Verwandten und Besitzungen in Sachsen und dem Reiche unternahmen. Der Obhut der Gräfin Luise Dohna anvertraut, ward er von dieser glücklich aus den Fährlichkeiten eines Sturzes ins Wasser und eines verschluckten Pflaumenkernes gerettet. Kaum waren ihm seine Aeltern wiedergegeben, als er die Mutter für diese Welt gänzlich verlor. Sie starb am 11. Juli 1712, wol an den Folgen ihrer am 11. Juni desselben Jahres stattgehabten Entbindung von ihrem jüngsten Sohne, Friedrich Christoph, der nachmals als sächsischer General und Gouverneur der Festung Königstein in hohem Alter (11. Mai 1792) verstorben ist. Sterbend hatte sie ihren Gemahl gebeten, ihren Kindern eine zweite Mutter zu geben, und ihm dazu die Gräfin Sophie Albertine von Dohna (geb. 12. August 1674, † 23. Sept. 1746),

eine Tochter des Grafen Friedrich von Dohna-Schlobitten, empfohlen, mit der er sich auch bereits am 16. April 1713 verband. Auch diese Wahl war eine glückliche. Bald nach Vollziehung derselben zog die Familie, da in Königsberg eine epidemische Krankheit ausgebrochen war, nach Sachsen und ließ sich zu Wildenfels nieder.

Hier begannen nun die Studien, anfangs durch Privatlehrer geleitet. Ein zum Protestantismus übergetretener Jesuit, Harding, später Prediger in Weißenborn bei Zeitz, hatte aus dem Orden die Liebe zu classischem Latein mitgebracht und Friedrich Ludwig hat später Beweise gegeben, daß diese Liebe auch auf ihn übergegangen war. M. Büchner, nachmals gräflich reußischer Archivar, gab mathematischen Unterricht. Der Familienkreis erweiterte sich durch die am 28. Mai 1714 erfolgte Geburt einer Schwester, Friederike Amalie Albertine, welche nachmals (1734) an den preußischen Generallieutenant Grafen Christoph von Dohna-Schlodien vermählt worden, aber schon am 9. April 1755 gestorben ist. Sonst wird von diesem Jugendaufenthalte in Wildenfels berichtet, daß die beiden ältern Brüder einstmals, bei einem Gewitter auf einem Tische am Fenster stehend, von einem dicht vorbeifahrenden Blitzstrahl, der in einen Hollunderbusch einschlug, betäubt wurden und vom Tische herabfielen. Ebenso glücklich ging eine noch bedrohlichere Gefahr an Friedrich Ludwig vorüber, nach dem ein von der stillen Wuth befallener Hund schnappte, den er, arglos und mitleidig, streicheln wollte. Im funfzehnten Lebensjahre kam er mit seinem Bruder auf das Pädagogium zu Halle, in dem er zwei Jahre blieb und dann, sich aus freier Neigung einer auf wissenschaftliche Bildung basirten Laufbahn bestimmend, während

sein älterer Bruder sich auf die dereinstige Verwaltung der Güter vorbereitete und der jüngere den Waffendienst wählte, 1724 die Universität des genannten Ortes bezog. Eigene Fügungen haben ihn später auch die Laufbahnen seiner Brüder nacheinander einschlagen lassen und schließlich in Lagen gebracht, wo er alle drei Berufszweige vereinen mußte. Seine Studien zu Leipzig leitete, als beigegebener Hofmeister, Crusius, nachmals erster Cabinetssecretär August's III., zuletzt Kammerassistenzrath. Im Jahre 1726 ging er, mit seinem ältesten Bruder, nach Leipzig, und bestand nach Ablauf des Trienniums, nachdem er eine von ihm selbst verfaßte Abhandlung de Majoratu vertheidigt hatte, das Examen vor der Juristenfacultät. Die Dissertation hatte er dem Kaiser Karl VI. dedicirt, der ihm dafür die dereinstige Verleihung einer Reichshofrathsstelle in Aussicht stellte. Zu solcher sich würdig vorzubereiten, begab er sich, nach damaliger löblicher Sitte, auf die hohe Schule der praktischen Reichspublicisten, nach Wetzlar, dem Sitze des Reichskammergerichts, wo er in einem angenehmen Kreise gelehrter und strebsamer Männer und Jünglinge lebte und viele Beweise von Achtung und Freundschaft erhielt.

Fast aber wäre er damals von seinem eigenen Bedienten, und wider dessen Willen, getödtet worden. Er war mit einem Herrn von Uffel, der sich gleichfalls seiner Bildung halber in Wetzlar aufhielt, nach Gießen geritten, um seine dort studirenden Rödelheimischen Vettern zu besuchen. Unterweges hatten die beiderseitigen Bedienten Freundschaft geschlossen und wollten diese, bei der Zurückkunft, durch ein Glas Wein bekräftigen. Fischer, der Diener unsers Grafen, der schon drei Jahre lang bei ihm gewesen und sich jederzeit ordentlich, redlich und treu erwiesen hatte, war aber des Weines

ungewohnt und trank mehr, als ihm gut war. Sie gerathen in Streit und gehen im Zorn auseinander. In dieser Aufregung und auch sonst die Zeichen seines Zustandes an sich tragend, erscheint er vor seinem Herrn, bei welchem von Uffel noch verweilte. Der Graf heißt ihm ruhig seinen Rausch ausschlafen; aber unten im Hause geräth er mit dem fortgehenden von Uffel in einen Wortstreit, läuft in vollem Zorne in das Weinhaus zurück, seinen dort zurückgelassenen Hirschfänger zu holen, trifft bei der Rückkehr seinen Herrn in der Hausflur, hält ihn für von Uffel und versetzt ihm, durch einen gewaltigen Hieb über den Kopf, eine schwere Wunde. Doch behielt der Graf die Fassung und Kraft, ihn zu Boden zu werfen, worauf Fischer verhaftet ward. Der Graf mußte 14 Wochen die Stube hüten und es wurden ihm 29 Splitter aus dem Hirnschädel gezogen. Ueber den Thäter wurde eine schwere Strafe verhängt, bei der es als eine große Milderung erschien, daß sie, auf Fürbitte des Grafen, zu dreijähriger Baustrafe auf der Festung Wittgenstein herabgesetzt wurde.

Graf Friedrich Ludwig dachte nun nach Wien zu gehen. Sein Vater aber hatte theils einige Besorgnisse, man könne den jungen Mann in Wien zur katholischen Kirche hinüberziehen wollen; theils wünschte er ihn in Schlesien, wo er vor kurzem die Herrschaft Bielitz gekauft hatte, bei sich zu haben und für die Oekonomie zu bilden, die des Vaters Lieblingsfach war und in der er in dortiger Gegend für besonders bewandert galt. Der folgsame Sohn fügte sich, fand aber damals wenig Geschmack an der Landwirthschaft und gefiel sich überhaupt in seinen neuen Umgebungen nicht besonders. An der Jagd fand er niemals Geschmack. Der Adel der Umgegend hatte aber nur für Jagd, Pferde und Zechgelage

Sinn, und der gänzliche Mangel an Bildungsmitteln [1]) und gelehrtem Umgang fiel den wissenschaftlichen Neigungen des jungen Reichshofrathscandidaten überaus empfindlich. Er tröstete sich mit dem einzigen Zweige der Landwirthschaft, der ihm damals zusagte, der Fischerei, zu deren Betriebe ihm über 100 Teiche, die Weichsel und zahlreiche Bäche zu Gebote standen, und mit seinem Horaz, den er allmälig in deutsche Reimverse zu übertragen begann, welche oft gefeilte Arbeit 1757 zu Braunschweig im Druck erschienen ist.

Da sollte 1735 der Krieg, der von der polnischen Thronfolge seinen Anfang genommen und in Italien (und Lothringen) sein Ziel hatte und sein Ende fand, auch unsern Grafen auf eine neue Laufbahn führen, die ihn zunächst noch weiter von seinen gelehrten Freunden entfernte, die ihm aber später den Uebergang zu einer diplomatischen Wirksamkeit bahnte, in der er wieder an seine wetzlarschen Zeiten anknüpfen konnte. Ein für den Rhein bestimmtes russisches Hilfscorps von 10,000 Mann, von Kaiserin Anna zu Oesterreichs Beistand gesendet — der erste Versuch einer derartigen Einmischung Rußlands in die Händel des westlichen Staatensystems — rückte in Schlesien ein. Ein Vetter des Grafen, Georg Wilhelm, früher in sächsischen Diensten, hatte da Verdruß gehabt und war in die russische Armee als Hauptmann übergetreten. General Lascy (Th. I, S. 8), mit Keith [2]) der Führer dieses Corps, wünschte noch mehrere Deutsche herbeizuziehen und veranlaßte jenen Capitän, unsern Grafen dazu einzuladen. Mehr

---

1) Der nächste Buchladen war 30 Meilen entfernt.

2) Der bekannte nachherige preußische Feldmarschall Jakob Keith, dessen Leben Varnhagen geschildert hat.

nur scherzweise trug er den Vorschlag seinem Vater vor, der die Sache für Ernst nahm und ihm sorgfältig die Gründe für und wider entwickelte, ihm die Entscheidung völlig überlassend. Nachdem er das russische Corps in eigenen Augenschein genommen, entschloß er sich zum Eintritt, ward von seinem Vater stattlich equipirt und begann seine militärische Laufbahn im Juni 1735 bei dem Veronizischen Regimente als Fähnrich.

Ueber die damaligen russischen Befehlshaber und das russische Heerwesen überhaupt hat er handschriftliche Mittheilungen[1]) hinterlassen. Lascy bezeichnet er als einen geschickten und vorsichtigen Kriegsmann, der aber ein allzu genauer Wirth gewesen sei. Keith sei besonders ein großer Ingenieur gewesen, dabei ein liebreicher Mann, für Freundschaft und Liebe hochempfänglich. Generalmajor Karl Biron blos Soldat, brav, furchtlos, ein Feind von Complimenten und Falschheit, ein Freund aller Tapfern, aber brutal und trunksüchtig. Generalmajor Iwan Iwanowitsch Bachmetoff, ein wahrer Russe, der nicht weiter ging, als seine Ordre besagte. Oberst Kaiserling sei ein großer Windmacher gewesen und auch als General dasselbe geblieben. Sein eigener Oberst, der Prinz Peter August von Holstein-Beck[2]), habe für sein Regiment gut gesorgt, sei aber in militärischen Kennt-

---

1) Lebensbeschreibung des Reichsgrafen F. L. von Solms zu Tecklenburg. Leipzig, 1795.

2) Peter August Friedrich, geb. 7. Dec. 1697, † als russischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Esthland 22. März 1775. Vermählt war er 1) 1723 mit Sophie von Hessen-Philippsthal (geb. 6. April 1695, † 9. Mai 1728), 2) 15. März 1742 mit Natalia, einer Tochter des russischen Admirals Nikolaus Grafen Gholowin, die, am 4. Sept. 1724 geb., am 8. Jan. 1767 †. Von ihm, aus seiner ersten Ehe, stammt das heutige Haus Holstein-Glücksburg.

nissen nur mittelmäßig beschlagen gewesen. Er war aus der preußischen Schule und hielt auf schöne lange Leute. Die russischen Officiere schildert er als weniger brav, wie ihre Leute; sie hätten sich immer nach Hause gesehnt. Deshalb fechte auch der russische Soldat lieber unter fremden Officieren, als unter nationalrussischen (die humanere Behandlung wird da wol auch etwas ausmachen). Die russische Infanterie sei die beste in der Welt; sie stehe gleich einer Mauer und weiche fast gar nicht. Die liefländischen Officiere seien brave, treuherzige Leute, die Kurländer dagegen prahlerisch, auch wol falsch, die Engländer und Irländer in russischem Dienste fast verwegen zu nennen gewesen. Wer in Rußland fortkommen wolle, müsse nicht geldgierig sein, Bravour besitzen, die Nation nicht verachten, den Trunk und Plaudereien vermeiden.

Mit dem russischen Corps rückte Graf Solms nun zunächst nach Böhmen, wo es bei Pilsen gemustert wurde. Eine zweite Musterung bestand es bei Ladenburg in der Pfalz, wo es auch dem Prinzen Eugen [1]) vorgestellt wurde. Die Waffenthaten der Russen beschränkten sich damals lediglich darauf, daß sie zur Allarmirung des Feindes ein Commando über den Rhein schickten, das sich nach Anzündung eines Heumagazins

---

1) Dieser, damals schon hochbejahrt und entkräftet — er † im April 1736 —, sprach wenig; „aber was er sagte, war groß und bündig". Für ihn übernahm bald darauf Herzog Alexander von Württemberg das Commando, an dem man „eine beständige Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst" bemerkte. Auch der alte Dessauer war da, und als derselbe mit den Preußen, mit denen er, auf Befehl ihres Königs, nichts gethan hatte, zeitig in die Winterquartiere ging und von Eugen Abschied nahm, sagte ihm dieser, wie Solms berichtet: „wir hätten es längst gern gesehen".

wieder zurückzog, worauf das Corps bei Wieseloch oberhalb Philippsburg ein Lager bezog, im November aber, nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien [1]), die Winterquartiere erst im Württembergischen, dann in Böhmen und Mähren nahm.

Graf Friedrich Ludwig hatte von Württemberg aus seinen jüngern Bruder, der damals in schwedischen Diensten stand, aber den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, in Mainz besucht, wobei er auch den General Seckendorf kennen lernte. Er kam darauf als Lieutenant zu dem Caporischen Regiment, dessen Obersten, Kermann, er als sehr eigennützig schildert, während der Oberstlieutenant, Browne, nachmals Generalgouverneur von Liefland, brav, menschenfreundlich und geschickt gewesen sei. Ihm und seinem Capitän de Grave, der später Generaladjutant bei Keith wurde, dankte er viel von seiner Dienstkenntniß. Im Frühjahr ging das Corps durch Schlesien und Polen nach Rußland. Bei dem Durchmarsch durch Polen, wo von Seiten der Polen einzelne Störungen gemacht wurden, die zu Sicherungsmaßregeln veranlaßten, empfahl sich der Graf dem Feldmarschall Münnich, indem er für die noch nicht angekommenen Ingenieure eintrat und fünf Redouten anlegte. Er kam nun als Capitän zu dem Rostosischen Regiment, dessen Oberst Fermor war, und lernte einen größern Kreis höherer Officiere des russischen Heeres kennen. Das höchste Lob zollt er Münnich, den er einen gebornen General nennt, der Feuer, Bravour und Ambition mit der höchsten Umsicht vereinigt habe. Gustav Biron sei ein stolzer und geiziger, aber tapferer und unterrichteter Mann gewesen; Romanzoff ein russischer

---

1) Zu Wien, 3. Oct. 1735.

General, der geführt werden müsse, und allein keine Anstalten zu treffen verstanden, gegen Münnich aber sich sehr undankbar erzeigt habe. Löwendahl (Th. III, S. 129 ff.), „vielleicht der größte Artillerist seiner Zeit, ein gefälliger, freundlicher Mann, von viel Verstand und Witz, aber sonst von keinem guten Charakter und nicht fähig, Freundschaft zu halten.“ Sagreski, ein Russe, der nur diente, um reich zu werden, was ihn schließlich ins Unglück gebracht habe. Fürst Repnin, ein guter General, der aber sein Wissen nicht merkbar zu machen und seinen heimlichen Feinden nicht auszuweichen verstand. Apraxin, generös und lernbegierig, damals aber noch Anfänger. Der älteste Lieven, ein geschickter Mann, aber mistrauisch gegen alle Welt, daher ihm auch nicht zu trauen war. — Fermor, des Grafen Oberst, war vier Jahre lang Generaladjutant bei Münnich gewesen, und versah im nächsten Kriege die Stelle des Generalquartiermeisters. Doch schreibt ihm Solms nur mäßige Geschicklichkeit zu und schildert ihn außerdem als eigennützig, rachgierig, falsch und servil. Keith, Biron, Löwendahl und Lieven seien dem Fermor sehr abgeneigt gewesen; bei Münnich aber habe er gehorchen müssen, weshalb dieser ihn brauchen können.

Noch in demselben Jahre, in welchem der Graf nach Rußland gekommen war, begann der von den Franzosen schon seit mehreren Jahren geschürte Türkenkrieg, den aber auch Münnich bereits vorhergesehen und seine Maßregeln dafür getroffen hatte. Der Krieg, den die Türken zunächst durch Grenzverletzungen provocirten, ward von beiden Seiten schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1735 thatsächlich begonnen; die Kriegserklärung erfolgte erst im Frühjahre 1736. Auch beschränkte sich der Krieg in diesem Jahre auf die Eroberung der Krim,

nach Einnahme von Perekop und Asow. Während des folgenden Winters ward Graf Solms, der sein eigentliches Quartier in Oster hatte, nach Kiew commandirt, und hatte hier Gelegenheit, zu beobachten, wie der Feldmarschall die Polen, die als türkische Kundschafter dahin gekommen, auf falsche Fährde zu führen und zu dem Glauben zu bringen wußte, Münnich's Anschlag sei auf Bender gerichtet. Oeffentlich sprach er von Oczakow, dessen Eroberung er wirklich im Sinne hatte; im Vertrauen ließ er aber den Polen Charten von der Route nach Bender zeigen, was denn die Türken bestimmte, einen großen Theil ihrer Streitmacht bei letzterm Platze zu concentriren.

Im Frühjahr 1737 hatte Graf Solms den Transport wiedergenesener Soldaten und vieler Bagage von Kiew bis Mischurnirog am Almenik, wo das erste Lager jenseits des Dnieper war, auf neun Schiffen zu leiten. Anfangs Mai brach die Armee auf und rückte nach dem Bug, Proviant, Munition und sonstiges Gepäck auf ein halbes Jahr in ungeheuern Wagenzügen mit sich führend. Im Juni ging es über den Bug und die Truppen erhielten Befehl, alles schwere Gepäck unter Bedeckung zurückzulassen und nur das Nöthigste mitzunehmen. Noch war Alles in Zweifel, ob es auf Bender oder auf Oczakow gehen werde, und der erste Marsch ging nach jener Seite. Sogleich, erzählt Solms, verließen alle Polen und alle Spione die Armee und eilten nach Polen, um die Türken zu benachrichtigen, daß es Bender gelte, wohin die Türken nun eilends Verstärkungen von Oczakow zogen. Die Russen aber rückten in Eilmärschen auf Oczakow und eröffneten die Belagerung sofort mit aller Kraft. Als bei dem Hauptsturm vom 13. Juli ein großes türkisches Pulvermaga-

zin[1]) in die Luft flog, erfaßte die Türken, die sich bis dahin verzweifelt gewehrt hatten, ein panischer Schrecken, sodaß sie zu Tausenden nach der See liefen und sich in die Galeeren warfen. Auch der Seraskier, dem die gesuchte Capitulation abgeschlagen worden, versuchte mit dem Reste der Besatzung seinerseits zu entkommen, ward aber von den Russen daran verhindert und mußte sich auf Discretion ergeben. Die Russen hatten große Verluste gehabt; Keith und Löwendahl waren verwundet. Auch Graf Friedrich Ludwig war durch die Seite und durch den Fuß geschossen worden.

Münnich ließ in dem kaum noch haltbaren Oczakow den Generalmajor von Stoffeln zurück, der darauf im Spätjahr eine vierwöchentliche Belagerung durch die Türken glücklich bestand. Das Hauptcorps zog gegen Bender und erwartete den Feind am Bug. Die Türken aber hatten sich über den Dniester zurückgezogen und so ging auch die russische Armee für den Winter in die Ukraine zurück. Von hier ging Graf Friedrich Ludwig auf Urlaub zu seinem Vater, dessen Zustimmung er für seine Wünsche, sich um die jüngste Tochter des Grafen Münnich, Comteß Beate, zu bewerben, einholen wollte. Er erhielt sie bereitwillig und schrieb deshalb selbst an Münnich, der auch seinerseits einverstanden war. Doch bei der Rückkehr zur Armee, wo Graf Solms zum Second-Major bei dem Rostosischen Regiment ernannt ward, traf ihn die Nachricht, daß seine Braut auf dem Wege von Petersburg nach Moskau an den Blattern verstorben war. Ungefähr gleichzeitig starb aber auch der Gemahl ihrer Schwester, Luise Dorothee (geb. 30. Sept.

---

1) Graf Solms schreibt von zweien.

1713), der anspachische Oberstallmeister Freiherr Johann Michael von Schaumburg, und Fermor, der unserm Grafen dies mittheilte, rieth ihm zugleich, seine Bewerbung auf diese überzutragen, da der Feldmarschall ihn so schon für seinen Schwiegersohn gehalten habe.

Inzwischen wurde der Feldzug von 1738 am 29. Mai eröffnet, wobei Münnich jedoch mit seiner auf 55,000 Mann geschmolzenen Armee nur an den Dniester rückte, die Türken in guter Verfassung zu seinem Empfange fand und dann wieder zurückging, nachdem der Hin- und Hermarsch, durch Krankheiten, Mangel und die unablässigen Anfälle der Tataren, an 20,000 Mann gekostet hatte. In den Winterquartieren ersuchte General Fermor den Grafen Solms, Oberquartiermeistersdienste, mit Premiermajorsrange, zu übernehmen, in welcher Stellung er fünf Monate lang des Nachts in kein Haus kam, sondern die Nächte in seinem Schlafschlitten, oder in unterirdischen Höhlen, die die Kosaken gegraben hatten, zubringen mußte. Im Frühjahre reiste er wieder nach Hause, die Ehepacten zu holen, wurde bei Opatowice von 13 Polen, die ihn anfielen, beinahe erschlagen, und mußte sich durch einen Straßenräuber über ausgetretene Gewässer setzen lassen. Im Mai ins Lager zurückgekehrt, feierte er seine öffentliche Verlobung mit der Baroneß Schaumburg und ward Generaladjutant ihres Vaters, des Grafen Münnich.

Während des glänzenden Feldzugs von 1739, der im Juni eröffnet ward und in dessen Verlaufe Münnich den großen Sieg von Stawutschane erfocht, Choczim nahm, über den Pruth drang, in Jassy einzog, seine leichten Reiter bis Braila streifen ließ und im Begriff war, auf Bender zu rücken, als die Nachricht von dem

Belgrader Frieden und Befehle aus Petersburg den Fortschritten Einhalt thaten, war Graf Solms in mehr diplomatischen Aufträgen in Polen. Er hatte dem Woiwoden von Sendomir, Grafen Tarlo, ein Präsent von 100,000 Rubeln gebracht und blieb dann bei ihm in der kleinen Veste Zloviek, von wo er, überhaupt mit Wahrung der russischen Interessen in Polen beauftragt, eine Chiffrecorrespondenz mit dem petersburger und dem polnisch-sächsischen Hofe und dem Grafen Münnich besorgte, zu deren Beförderung auf gewissen Stationen in Polen Officiere mit einigen Dragonern bereitstanden. In Lemberg stand Lewinsky, der den Schweden Sinclair ermordet hatte, und Wasiltschikoff. Zu seinen Ausfahrten gab ihm der Woiwode allemal sechs Dragoner nebst einem Officier, oder einem Pater mit. Und das mit Grund, indem nur drei Meilen davon der junge von Zezschwitz, Flügeladjutant des Grafen Löwendahl, der für Graf Solms angesehen worden, von zwei Polen, Lasdozky und Schinulewsky, im Schlafe in seinem Wagen erschossen und seiner Papiere beraubt wurde.

Den Grafen Tarlo schildert Solms als einen damals schon ältlichen, aber großen und schönen Mann, der fest zu der einmal ergriffenen Partei gehalten und — bei den Polen das Seltenste — unbedingt zuverlässig gewesen sei. Einen guten Beistand hatte Graf Solms an dem Pater Stanislaus Konarsky, Rector piarum scholarum in Warschau, Bruder des Castellans von Sendomir. Er schildert ihn als einen guten Kopf, einen Mann von großer Gelehrsamkeit und edlem Herzen, bei allen Vorfällen unerschrocken. Durch seinen Rath konnte der Graf drei gegen die Russen beabsichtigte Confoderationen beseitigen. In Volhynien hatte der Woiwod Jablonowsky zum Zwecke einer solchen Geld vertheilen

wollen [1]). Solms aber bestimmte ihn durch Versprechungen, das Geld zu Gunsten der Russen zu verwenden. Polanowsky stand schon als Marschall an der Spitze einer antirussischen Conföderation. Der Graf schickte seinen Vetter (Georg Wilhelm?) an ihn, mit Briefen von Tarlo und Konarsky, welche ihn zu dem Versprechen bewogen: dafern die Russen nichts Feindliches in Polen unternehmen wollten, wolle er nicht Einen mehr in das Buch schreiben lassen, was er auch that und ein ihm gebotenes Geschenk von 1000 Ducaten ausschlug. In der Woiwodschaft Halicz nahm der erwählte Marschall Wolinsky ein weit geringeres Präsent an und zerriß seine Conföderation. In Podolien kam eine zu Stande. Der Grodrichter, Fürst Meszersky, ließ den Grod schließen; aber der einäugige Gurocky, der schon die Tataren hatte durch Polen führen wollen, um den Russen in den Rücken zu fallen, sprengte den Grod auf, und als der Bischof von Kaminiec ihn deshalb in den Bann that, verfolgte er den Bischof mit bloßem Säbel bis in den bischöflichen Palast. Als jedoch der Woiwod Rzewusky, der Fähndrich von Podolien, Telephus, und Andere eine Gegenconföderation gegen Alle, die sich in jenen Grod einschreiben würden, errichteten, gab Gurocky die Sache auf.

Nach Beendigung des Kriegs eilte Graf Solms zu seiner Braut und brachte acht auserlesene Pferde von Graf Tarlo zum Geschenk mit. Am 14. Dec. 1739 feierte er zu Kiew seine Vermählung, unter Anwesenheit vieler Bischöfe, Generäle und Stabsofficiere. 1740 erhielt er das Patent als Oberst und das Kiew'sche Re-

---

1) Viel scheint bei dem armen polnischen Adel nicht nöthig gewesen zu sein. Graf Solms spricht nur von einigen 100 Ducaten.

giment, wurde aber im November nach Wartenberg gesendet, um diese Biron'sche Herrschaft nach dem Sturze des Herzogs für die Krone zu administriren, bald darauf auch für Graf Münnich, dem die Großfürstin Anna sie geschenkt hatte, in Besitz zu nehmen [1]), und besuchte bei dieser Gelegenheit seinen Vater in Bielitz mit einer Suite von mehr als 40 Pferden. Auf der Reise nach Wartenberg fuhr er durch beide feindliche Armeen und unter den Kanonen von Neiße hindurch, wo er die Vorstädte noch brennen sah. Er sollte aber nun auch seine Erfahrung von der Natur russischen Glückes, wie es damals war, machen. Noch im März 1741 wurde er zum wirklichen Geheimen Rath und Gesandten nach Dresden ernannt, hatte aber seinen Posten noch nicht angetreten, als sein Schwiegervater erst bei der Großfürstin Anna, der damaligen Regentin des Reichs, in Ungnade fiel und (24. März) entlassen, dann bei der großen Thronrevolution, welche der Großfürstin Elisabeth die Kaiserkrone verschaffte (6. Dec.), völlig gestürzt ward. Graf Solms wurde natürlich in dessen Fall mit gezogen, ohne jedoch weitere Nachtheile zu erfahren, als den Verlust der Stellen und Einkünfte, zu denen ihm seine russische Carriere verholfen. Selbst seine Entlassung wurde ihm „in Gnaden" gewährt. Wie überhaupt sein bescheidenes, gefälliges und uneigennütziges Verhalten ihm nur Freunde gemacht, so hatte sich auch in den bei jener Katastrophe durchsuchten Papieren nichts gefunden, was ihn compro-

---

1) Unsere Hauptquelle, die oben angeführte, nach handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Solms gearbeitete Schrift hat hier eine kleine Ungenauigkeit. Sie läßt den Grafen erst nach Wartenberg gehen, dasselbe für die Krone zu administriren und dann „im November" für Münnich in Besitz nehmen. Aber Biron stürzte erst 20. Nov. 1740.

mittirt hätte, wol aber der Beweis, daß er sich stets nur mit ihm vom Hofe aufgetragenen Sachen befaßt habe und dabei stets mit Geschick und Discretion verfahren sei. Namentlich soll man Belege gefunden haben, wie er geräuschlos und uneigennützig in einer wichtigen Sache zum Besten des Reichs gehandelt habe, indem er den Einfluß des alten Grafen Stolberg-Wernigerode benutzte, den dänischen Hof von Frankreich ab und zu Rußland zu lenken. So ließ man ihn ungefährdet und in Ehren abziehen. Freilich konnte es nun scheinen, als wäre er jetzt gerade wieder auf dem Punkte, auf dem er gestanden, bevor er in den russischen Dienst trat, und aus dieser ganzen glänzenden Episode seines Lebens wäre ihm nichts geblieben, als eine, zunächst doch mehr aus conventionellen Rücksichten, als aus Liebe gewählte Frau und der weiße Adlerorden, den ihm August III. verliehen, als er zum russischen Gesandten am polnisch-sächsischen Hofe ernannt wurde. Indeß dem war doch nicht so. Theils besaß er an der in Rußland gewonnenen Gemahlin eine treue und liebevolle Lebensgefährtin, welche 36 Jahre hindurch das Glück seines Hauses begründet hat. Theils mußten die gewonnenen Erfahrungen, die gesammelte Menschen- und Lebenskenntniß, die militärische, wie die civilgeschäftliche Schule, die dem früher etwas zu gelehrtem Pedantismus neigenden jungen Manne gegebene praktische Richtung, die Verbindung, in die er mit so vielen angesehenen Männern gekommen und in der er sich deren Achtung und Zutrauen erworben hatte: das Alles mußte ihm auch für sein weiteres Leben zu Statten kommen. Sollte doch selbst die Stellung, die er in Polen eingenommen, wo er als geheimer Agent der russischen Regierung unter auflauernden Feinden und verworrenen Zuständen leben und unter

tausend Fährlichkeiten sich umherbewegen mußte, später einmal zum Nutzen seines neuen Vaterlands gereichen.

Dies ward Sachsen, wo sich der Graf auf dem Rittergute Sachsenfeld bei Schwarzenberg niederließ und 1744 von August III., unter Zustimmung des russischen Hofes, zum Amtshauptmann, bald darauf zum Kreishauptmann im erzgebirgischen Kreise und wirklichen Geheimen Rathe [1]) ernannt wurde. Diese Stellungen wurden damals nur im Kreise mit Rittergütern Angesessenen verliehen und hatten allerdings in jener wenig regierenden und nicht sehr organisationssüchtigen Zeit noch lange nicht den ausgefüllten Wirkungskreis, der ihnen später zu Theil ward; doch waren sie im Allgemeinen auf dieselben Objecte gewiesen und es hing von dem Einzelnen ab, wie viel er in seinen Wirkungskreis legen wollte. Graf Friedrich Ludwig war ganz der Mann dazu, ihn würdig zu erfassen und auszufüllen und bei den vielartigen Angelegenheiten, in denen er dabei rathend, helfend, ordnend, befürwortend einzugreifen Gelegenheit hatte, war seine vorhergehende wechselvolle Lebensbahn ihm eine treffliche Vorbereitung. Er behandelte das Geschäft nicht als Formsache, sondern mit ganzem Geist und Herzen, sah überall selbst, ging auf den Grund der Sachen und wußte überall solches Vertrauen zu erwecken, daß es ihm leichter ward, als tausend Andern, Wahrheit zu ermitteln. Bald ward es Gewohnheit der obern Behörden, bei jeder das Erzgebirge betreffenden Angelegenheit, über die sie gründliche Auskunft zu erlangen wünschten, zu sagen: wir wollen nur an Graf Solms rescribiren. Die Unterthanen aber be-

---

[1]) Dieser Titel gab das Prädicat Excellenz.

trachteten ihn wie einen Vater, und Jeder, der eines Rathes benöthigt war, wendete sich mit kindlicher Zuversicht an ihn. Sein schlichtes, wohlwollendes Wesen, die echte Menschenfreundlichkeit, die ihn belebte, das Ganze seiner kernigen Natur fesselte die Herzen an ihn und machte ihn im edelsten Sinne des Worts populär. Bieder und ohne Nebenrücksicht, ein Mann der Pflicht und des Gewissens, nach allen Richtungen treu und edel, fand er in dem Bewußtsein nützlichen Wirkens, in dem sorgsamen Streben für Menschenwohl den einzigen Lohn, den er suchte. — Mehrfach wurde er auch in jener Zeit mit commissarischen Aufträgen versehen. Er unterhandelte mit den Grafen Reuß wegen der Winterquartiere für einige Regimenter. Er brachte, unter Mitwirkung des Geheimen Kammerraths von Poigk[1]) und des Kammerherrn Preuß, die verworrene Forstwirthschaft im Hennebergischen, mit deren Regulirung man sich Jahre lang fruchtlos gemüht, in drei Monaten in Ordnung. In jener Zeit (1743) gründete er auch zu Sachsenfeld die Loge „Zu den drei Rosen", welche aus der zu Dresden 1738 von Graf Rutowski (Th. I, S. 198) gegründeten Loge „Zu den drei weißen Adlern" hervorging. Rutowski war (1735) zu Warschau in den Maurerbund aufgenommen worden und bei Stiftung der dresdener Loge der französische Legationsrath d'Ecombes besonders thätig, was denn dazu beitrug, daß das Clermont'sche System längere Zeit in diesen Logen vorherrschte. Die sachsenfelder Loge wurde später nach Rußdorf verlegt, wo sie einging.

---

1) Hans Georg von Poigk, geb. 1722, starb als Kanzler schon am 17. Mai 1767, vor seinem Vater, dem Kammerpräsidenten und Director des Berggemachs, Hans Christoph von Poigk, geb. 1696, † 5. Jan. 1779.

Der Siebenjährige Krieg, welchen Friedrich II. bekanntlich zum großen Theile auf Kosten Sachsens führte und sich dabei mit jener Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel verhielt, welche sich bei jenem berühmten Monarchen nicht selten darlegte, sollte auch unsern Grafen in Lagen bringen, welche, wie schon bemerkt, ihn an seine polnischen Fährlichkeiten erinnern konnten. Die Kreishauptleute, die Vorsteher der Provinzen, waren die Nächsten, an die sich die militärische Zwischenherrschaft um Auskunft und Dienste wendete, und Graf Solms war nicht geneigt, die erstere zum Nachtheil seines Fürsten zu geben, die letztern zum Schaden des Landes zu leisten. Man fand in ihm kein blindes Werkzeug jeglicher Gewalt und hatte schon Anstalt getroffen, ihn in sichere Verwahrung zu bringen, als es ihm gelang, an die böhmische Grenze zu kommen und sich dort von dem Oberstlieutenant Wehse entführen und zu dem österreichischen General Grafen Burghaus nach Schlackenwerda bringen zu lassen. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt zu Karlsbad. Als die Preußen in Böhmen eindrangen, flüchtete Solms, auf den sie eifrig fahndeten, bis Tirschenreuth in der Oberpfalz, und als es auch da unsicher ward, ging er nach Regensburg, wo der kursächsische Gesandte von Ponickau ihn zu Schiff nach Crems schaffte, wo die sächsischen Soldaten gesammelt wurden [1]), die theils mit preußischen Uniformen, Fahnen und Officieren versehen, theils geradezu unter die preußischen Regimenter gesteckt worden waren, aber überall, einzeln oder schaarenweise, den verhaßten Dienst verließen und sich dahin wendeten, wo sie gegen die

---

1) Ein Theil derselben. Ein anderer Theil zog sich nach Polen.

Preußen kämpfen und die Leiden ihres Vaterlandes an diesen rächen konnten. Als sie nach Ungarn gingen, kaufte Graf Solms ein Schiffchen, um ihnen zu folgen. In Wien sprach er den Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz [1]), welcher einige Jahre vorher die Solmssche Herrschaft Bielitz, die die Brüder, wie es scheint, nicht zu behaupten vermocht hatten, um 280,000 Fl. erkauft und bald darauf (1752) an den Fürsten Sulkowsky um 600,000 wieder verkauft hatte, jetzt obersten Kanzler der vereinigten österreichischen und böhmischen Hofkanzlei, und Graf Rudolf Choteck [2]), damals Chef der Hoffinanzkammer, später Haugwitz' Nachfolger, und ward von ihnen befragt, ob er nicht geneigt sei, als Bevollmächtigter seines Herrn, des Königs und Kurfürsten, zu der kaiserlichen Armee zu gehen, bei deren Aufenthalte in Sachsen für ihre Verpflegung Sorge zu tragen, die Beschwerden des Landes anzunehmen, für ihre Abstellung zu sorgen und die Rechte und Interessen seines von Sachsen getrennten Fürsten wahrzunehmen. Der kursächsische Gesandte Graf Flemming (Th. IV, S. 364 ff.) unterstützte diesen Antrag, und wie gefährlich es auch

1) Sohn des sächsischen Generals Georg Karl von Haugwitz, der sich später in Schlesien niederließ und 1722 in den Grafenstand erhoben wurde. Sein Sohn ging, als die Preußen Schlesien eroberten, nach Wien, ward katholisch, heirathete eine Gräfin Frankenberg und schwang sich durch eine damals in Oesterreich seltene Thätigkeit, durchgreifenden Ordnungsgeist und große Geschäftsgewandtheit zu den höchsten Posten auf, in denen er den Grund zu vielen Einrichtungen legte, die sich bis 1848 erhalten haben. Er starb 1765 und seine großen Güter kamen an Vettern.

2) Geb. 24. Juli 1708, † 7. Juli 1771. Die heutigen Chotecks stammen von seinem ältern Bruder, dem Grafen Johann Nepomuk Karl. Rudolf Choteck wurde der Gründer des österreichischen Mauthsystems.

sein mochte, als der Vertreter des Kurfürsten von Sachsen in dem von den Preußen als ihr Depot betrachteten Lande aufzutreten, Graf Solms erklärte sich bereit und erhielt 1757 von dem König-Kurfürsten eine Generalvollmacht, in ganz Sachsen und den nicht incorporirten Landen das landesherrliche Interesse nach bestem Wissen und Gewissen zu befördern. Er ging nun nach Ofen, um sein Gepäck abzuholen, und eilte dann über Wien nach Zittau. In Wien wurde er der Kaiserin-Königin vorgestellt, die ihn sehr gnädig aufnahm und unter Anderm sagte: sie sei ihm sehr verbunden, daß er diese Geschäfte über sich nehmen wolle; er wage aber sehr viel und möge sich ja wohl vorsehen, um seinem Herrn einen so getreuen Diener zu erhalten. Er ging nun zu dem kaiserlichen Heere, wo er diesem, wie dem Lande gegenüber die sächsische Regierung in allen Zweigen vertrat, im Namen des Landesherrn Befehle ins Land ergehen ließ, Einkünfte erhob, wo dergleichen zu erlangen waren, und der königlichen Familie und den Stellen eines sonstigen Bedürfnisses auf geheimen Wegen zusendete, die sächsischen Soldaten sammelte, Nothleidenden, z. B. den durch das Bombardement so schwer betroffenen Zittauern, Unterstützungen auswirkte, die Versorgung der kaiserlichen Armee mit Lebensmitteln in so zweckmäßiger Weise vermittelte, daß, solange er bei ihr war, niemals eine militärische Fouragirung nöthig ward, ja die Oberlausitz am Ende des Jahres 1751 noch Fourage zum Verkauf übrig hatte, und mit dem Hofe eine stete Correspondenz unterhielt. Dieser genehmigte Alles, was er that.

Auch über die kaiserlichen Generale, mit denen er damals zu thun hatte, hat er charakteristische Schilderungen hinterlassen. Herzog Karl von Lothringen (Th. IV, S. 124) sei nicht unwissend im Kriegshandwerk und na-

mentlich geschickt in der Wahl von Stellungen gewesen; im Gefecht aber habe es ihm an Ueberblick und Geistesgegenwart gefehlt; er habe „nicht an sich gehalten, zumal wenn ihn der Durst geplagt.“ Auf seine Erzählungen sei sich nicht zu verlassen gewesen. General Browne [1]) sei ein guter General, aber bei der Armee nicht beliebt gewesen, weil er die Schwelgerei und das Spielen gehaßt habe. Hypochondrischen Temperaments, habe er Wenigen getraut, auf diese Wenigen aber sich zu sehr verlassen. In Rückzügen wäre er groß gewesen, und ohne

---

1) Maximilian Ulysses Graf von Browne, geb. zu Basel 23. Oct. 1705, war von irländischer Abkunft. Sein Vater, Ulysses Browne (geb. 24. Aug. 1659), verließ mit seinem jüngern Bruder Georg Irland 1690 nach der Schlacht am Boyne (Th. II, S. 152 ff.) und Beide gingen in k. k. Kriegsdienste, wo Ulysses Oberster der Reiterei wurde, aber 1712 in Ruhestand trat. Noch 1716 wurde Ulysses Reichsgraf und starb 1731. Seine Gemahlin, eine Anna Fitzgerald (geb. 1677, vermählt 24. Jan. 1699, † 1747), Tochter des Earl von Drumond, hatte ihm den Maximilian Ulysses geboren, welcher zugleich von seinem Oheim Georg, der am 11. Oct. 1729 als k. k. Generalfeldzeugmeister zu Pavia unvermählt gestorben war, adoptirt wurde und gleichfalls in k. k. Dienste trat. Maximilian Ulysses zeichnete sich 1734 in Italien, 1737—39 gegen die Türken aus, wurde Feldmarschalllieutenant und Beisitzer des Hofkriegsraths, führte bei Mollwitz den rechten Flügel, bei Chotusitz den Oberbefehl, war dann in Baiern, Italien, am Rhein beschäftigt, siegte bei Velletri und Piacenza, nahm die Engpässe der Bocchetta, war 1749 Gouverneur von Siebenbürgen, dessen Indigenat er 1751 erhielt, dann in Böhmen, 1754 Feldmarschall. Am 6. Mai 1757 bei Prag in den linken Schenkel verwundet, starb er am 26. Juni zu Prag. Friedrich II. bekannte, viel von ihm gelernt zu haben. Er war mit der Gräfin Marie Philippine von Martinitz vermählt (geb. 21. Juli 1705, vermählt 15. Aug. 1726, † Sept. 1760) und von seinen zwei Söhnen stieg Graf Philipp Georg gleichfalls zu hohen Militärwürden in der k. k. Armee, hinterließ aber keine Descendenz. Der jüngere, Graf Joseph Ulysses, Generalmajor, ward bei Hochkirch so schwer verwundet, daß er im April 1759 zu Wien starb. Demselben Geschlechte gehörte der russische Feldmarschall, Graf Georg von Browne, an, über dessen merkwürdiges Leben wir vielleicht künftig einmal handeln.

seine tödtliche Verwundung bei Prag die Schlacht gewiß nicht verloren gegangen. Nach ihrem Verluste habe General Wied [1]) „mit bewundernswürdiger Gelassenheit" die Zerstreuten gesammelt und dem General Daun [2])

---

1) Friedrich Georg Heinrich Graf zu Wied-Runkel, geb. 19. Oct. 1712, Sohn des Reichskammergerichtspräsidenten Grafen Karl (geb. 21. Oct. 1684, † 21. Juni 1764) und der Charlotte Albertine Gräfin zur Lippe-Detmold (geb. 14. Oct. 1674, vermählt Febr. 1707, † 13. Juli 1740), starb als des heil. römischen Reichs Generalfeldzeugmeister, k. k. wirklicher Geheimer Rath, des Marien-Theresienordens Großkreuz, Generalfeldmarschall, Commandirender in Italien, zu Mailand am 16. Febr. 1779, nachdem er 1772 katholisch geworden. Die Linie Wied-Runkel, von der er einem Nebenzweige angehörte, erlosch mit einem andern tapfern österreichischen Generale, dem Grafen Friedrich Ludwig, 1824.

2) Leopold Joseph Maria, Graf von Daun, geb. zu Wien 24. (25.?) Sept. 1705, der zweite Sohn des k. k. Feldmarschalls Grafen Ulrich Philipp Laurentius von Daun, Fürsten von Thiano, gewesenen Vicekönigs zu Neapel (geb. 19. Oct. 1668, † 30. Juli 1741) und der Gräfin Maria Barbara von Herberstein († 24. Nov. 1735), war anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, für den er in Rom gebildet ward, wo er bis 1719 blieb und dann mit dem Vater nach Wien zurückkehrte. Aus Neigung zum Kriegswesen trat er in das Regiment seines Vaters, doch auch, zur Erinnerung an seine frühere Bestimmung, in den Johanniterorden, schwang sich bis 1737 zum Generalfeldwachtmeister, 1739 zum Feldmarschalllieutenant auf, kämpfte seit 1741 in Schlesien, Böhmen, Baiern, am Rhein, trat aus dem Orden und heirathete am 1. März 1745 Maria Josepha verw. Gräfin von Nostitz, geb. Gräfin von Fuchs (geb. 4. April 1711, † 19. Jan. 1764), die Tochter der einflußreichen Erzieherin und Oberhofmeisterin der Kaiserin, die jedoch am 27. April 1754 starb, wurde Generalfeldzeugmeister, als welcher er in den Niederlanden focht, Hofkriegsrath, 1748 wirklicher Geheimer Rath, 1751 Commandant von Wien, 1752 Director der durch ihn gegründeten Militärakademie, 1754 Generalfeldmarschall, 1756 Präsident des Hofkriegsjustizcollegiums, 1757—63 Commandirender, 1762 Hofkriegsrathspräsident. 1766 erkrankte er an einem Harnleiden und starb 5. Febr. Er besaß Rallenheim, Sassenheim, erkaufte 1755 die Grafschaft Niederwallsee, führte den Fürstentitel von Thiano, und hinterließ einen Sohn, den Grafen Franz, der schon 1771 an einem Blutsturze starb und von dessen Söhnen der eine jung starb, der andere in den geistlichen Stand trat, und eine Tochter, die Gräfin Leopold Palffy.

zugeführt. Dieser sei in der That ein großer Feldherr und der Einzige gewesen, der dem Könige von Preußen entgegenzusetzen, besonders mit einem angreifenden Loudon [1]) an der Seite. Friedrich habe nur Schlachten gewünscht, in denen er sein Volk nicht geschont und jede vom Feinde gegebene Blöße augenblicklich benutzt habe. Daun aber habe keine Blößen gegeben und ihm überall die Spitze geboten. Er sei sehr vorsichtig gewesen, habe Alles durch eigene Augen gesehen, gute Ordnung gehalten, sorgfältig Nachrichten eingezogen, seine Absichten verborgen, für den Unterhalt der Armee gesorgt und sich nicht leicht außer Fassung bringen lassen. Etwas hochmüthig sei er allerdings gewesen; auch habe man ihn des Neides beschuldigt; es seien aber auch viele Cabalen gegen ihn gesponnen worden; denn er habe eine starke Gegenpartei und bei seiner Armee viel falsche Generäle, auch viele junge Fürsten gehabt, die ziemlich muthwillig und nicht achtsam genug gewesen seien. Deville sei unbedeutend gewesen, Fürst Löwenstein [2]) dagegen, wenn auch etwas leichten Wandels, tapfer, einsichtsvoll und zuverlässig. Sincere habe gern Tabellen gemacht, was im Felde freilich nicht ausreiche; Bucquoy sei wenig begabt gewesen. Lascy [3]) war, sagt Solms, zu hitzig,

---

1) Diesen behalten wir uns zu ausführlicher Darstellung vor.

2) Christian Philipp, k. k. General der Cavallerie, Großkreuz des Maria-Theresienordens und Inhaber eines Dragonerregiments.

3) Sohn des russischen Feldherrn, geb. zu Petersburg 21. Oct. 1725, zu Liegnitz und Wien erzogen, trat früh in k. k. Dienste, wurde für seine Leistungen bei Lowositz General, dann Generalquartiermeister, entsetzte 1758 Olmütz, entwarf den Ueberfall bei Hochkirch, ward für Maxen Feldzeugmeister, befehligte 1760 ein eigenes Corps, ward 1760 Feldmarschall, 1766 Präsident des Hofkriegsraths, wählte im baierischen Erbfolgekriege die Stellung bei Jaromirz, was

setzte sich sehr der Gefahr aus, war ehr- und geldgeizig, sorgte nicht für sein Volk, ließ den Leuten zu viel Willen; an Kopf fehlte es ihm aber nicht. Maguire war brav und geschickt, doch Vormittags mehr, als Nachmittags. Feuerstein zeichnete sich als Artillerist aus. Graf Marschall ein ganzer Mann, nur vom Alter gedrückt [1]). Haddik [2]) war brav und nahm guten Rath an; sein Unglück war, daß ihn seine Gemahlin immer begleitete. Brentano ein Mann von gutem Charakter und trefflicher Führer leichter Truppen, als welcher auch Janus unvergleichlich war. Kleefeld sei übervorsichtig gewesen und habe sich immer etwas zu früh zurückgezogen. Der ältere Guasco war ein guter Generalquartiermeister. Müffling studirte das Terrain sorgfältig. Serbelloni [3]) fehlte es nicht an Geist; er war aber eigensinnig, nei-

---

ihm die Gunst Joseph's II. verschaffte, war 1788 im Türkenkriege unglücklich, lebte dann kränklich und zurückgezogen in Wien und starb am 24. Nov. 1801.

1) Ernst Dietrich Graf von Marschall auf Pausche &c., aus dem sächsischen Thüringen, geb. 31. Oct. 1692, k. k. wirklicher Geheimer Rath, des Maria-Theresienordens Großkreuz, Generalfeldmarschall, Vertheidiger von Olmütz (1758), 1760 Reichsgraf, Gouverneur von Luxemburg, † 31. Aug. 1771. Vermählt mit Henriette Sophie verw. von Einsiedel, geb. von Schönberg-Purschenstein (geb. 17. Nov. 1720, vermählt 22. April 1747, † 16. Febr. 1779) ist er der Stammvater der heutigen Grafen Marschall.

2) Andreas Graf von Haddik, geb. 1710 zu Futek in Ungarn, studirte die Rechte, ward Soldat, stieg im Siebenjährigen Kriege zum General der Cavallerie auf, nachher Gouverneur in Siebenbürgen und Galizien, 1774 Hofkriegsrathspräsident und Feldmarschall, 1778 und 1789 bei der Armee, starb 1790 zu Wien.

3) Johann Baptista Serbelloni, trat früh in k. k. Dienste, 1745 Generalmajor, 1746 Feldmarschalllieutenant, entschied die Schlacht bei Piacenza, bei Collin schwer verwundet, 1761 Feldmarschall, 1762 vom Commando entfernt, später Commandant von Mailand, wo er 1778 starb.

disch, mehr als wunderlich und nie zum Angreifen geneigt. Desto mehr war dies Nadasty [1]), welchen Solms der Unvorsichtigkeit zeiht. Prinz Friedrich von Zweibrücken [2]) sei ein schöner und prächtiger Herr, der Herzog von Württemberg eine glänzende Erscheinung, aber nicht zu gebrauchen gewesen. Beim Generalkriegscommissariate war bei Zittau Graf Nattolisky, „der recht dazu geboren zu sein schien, dergleichen Mann sie so leicht nicht wiederbekommen würden." Unter ihm stand Baron Astfeld, der einzige ganz ehrliche Kriegscommissär, welchen Solms gekannt hatte, und der zugleich sein Handwerk recht gut verstand. Die nach diesem gekommen, hätten nichts getaugt, als das Land, theils durch Geiz, theils durch Unverstand, zu verderben.

Der Graf begleitete das kaiserliche Heer gegen Görlitz, wohnte dem Siege bei Moys über Winterfeld bei, den er hauptsächlich der Bravour des Prinzen Karl von Sachsen [3]) und seiner Begleiter zuschreibt, und blieb dann

---

1) Franz Leopold Graf Nadasty, geb. 1710, schon bei der Insurrection treuer Anhänger des Kaiserhauses, zeichnete sich als Reitergeneral im österreichischen Erbfolgekriege aus, schlug 1757 Winterfeld bei Moys, † 1787.

2) Friedrich Michael, geb. 27. Febr. 1724, wurde 8. Dec. 1746 katholisch, starb 15. August 1767. Er war des heil. römischen Reichs, k. k., kurpfälzischer und des oberrheinischen Kreises Generalfeldmarschall, königlich französischer Generallieutenant, des Marien-Theresienordens Großkreuz, und befehligte 1758—60 die klägliche Reichsarmee. Durch Marie Francisca von Pfalz-Sulzbach wurde er Vater Herzog Karl's von Zweibrücken und König Maximilian's I. von Baiern.

3) Des Herzogs von Kurland. Der dritte überlebende Sohn August's III. und der Kaisertochter Marie Josephe, war er 13. Juli 1733 geboren, von 1758—63 Herzog von Kurland, schloß 25. März 1760 eine heimliche Ehe mit einer edeln Polin Francisca Krasinska, welche 1775 in den Reichsfürstenstand erhoben ward, lebte später in

bei dem Corps des Grafen Marschall in der Oberlausitz, bis die Schlachten von Roßbach und Lissa zu dem Rückzuge nach Böhmen veranlaßten. 1758 war er in dem Lager der Reichsarmee bei Pirna und hatte noch den Geheimen Rath von Ponickau und den Landeshauptmann von Schönberg zur Seite, von denen er den Erstern bei der österreichischen, den Andern bei der Reichsarmee ließ. Ihn selbst ließ der Prinz von Zweibrücken rufen und machte den Vorschlag, man möchte doch einen kaiserlichen General in die Festung Königstein beordern, um das Verhalten des Commandanten derselben, Generallieutenant von Pirch [1]), zu überwachen. Dieser nämlich und sein bei ihm verweilender Bruder, General Nikolaus von Pirch, ständen sehr in Verdacht, preußisch gesinnt zu sein; sie hätten ihren Neffen, den sie auf dem Königstein die Ingenieurkunst lernen lassen, zum König von Preußen als Pagen geschickt, correspondirten mit preußischen Officiers in Dresden, erhielten die Festung in sehr schlechtem Vertheidigungsstande, wären auf die Versorgung der Garnison mit Lebensmitteln nicht bedacht, wiesen Diejenigen, die sich aus preußischem Zwangsdienste auf die Festung flüchteten, mit harten Ausdrücken ab und erklärten sie für Verräther und Meineidige [2]). Es

---

Dresden und starb 16. Juni 1796, kurz nach seiner am 30. April 1796 verstorbenen Gemahlin. Vergl. über ihn auch Th. I, S. 18 und 370 ff.

1) Michael Lorenz von Pirch, 1744 Generallieutenant, seit 1753 Commandant des Königsteins, † 12. Sept. 1761 im 74. Jahre.

2) Daß der Commandant keine Leute aufnahm, die in den Augen der Preußen Deserteurs waren, konnte er allerdings mit der für die Festung bedingten Neutralität rechtfertigen. Die Ausdrücke, mit denen er sie abgewiesen haben soll, würden aber freilich, wenn er sie wirklich gebraucht hat, seine persönliche Gesinnung als preußenfreundlich erscheinen lassen.

stehe zu besorgen, sobald die Armee weiter rücke, werde der Königstein den Preußen übergeben werden, oder doch aus Mangel an Lebensmitteln übergeben werden müssen, was dann die Armee behindern würde, das Lager bei Struppen wieder zu beziehen, wie zur Einnahme von Dresden allerdings nöthig sei. Graf Solms fand sich jedoch genöthigt, diesen Vorschlag abzulehnen, indem er vorstellte, daß der König die Neutralität des Königsteins mit seinem Worte verbürgt habe, welches er unverbrüchlich halten würde. Der Commandant werde, ohne Ordre vom Hofe, einen fremden General gewiß nicht einlassen und Zwang sei nicht anwendbar. Er sei jedoch bereit, unter höherer Zustimmung, sich selbst auf den Königstein zu begeben. Sowol der Prinz, als Graf Daun, erklärten sich solchenfalls vollkommen beruhigt, und nachdem Graf Solms die Zustimmung des sächsischen Gesandten in Wien erhalten, auch nach Warschau und an den Kurprinzen berichtet hatte, begab er sich auf den Königstein und legte den beiden Generälen seine Vollmacht vor. Der Commandant nahm ihn gebührend auf, wies ihm ein Zimmer an und erklärte sich bereit, ihn als den Gouverneur zu betrachten und ohne sein Vorwissen keine Correspondenz zu führen. Er fand nun allerdings viele Mängel und Versäumnisse in den getroffenen Anstalten, worüber auch die auf der Festung anwesenden Stabsofficiere, Kötzschau, Burgsdorf, Zanthier, Rouvroi, Birnbaum, unwillig waren, weshalb er diese veranlaßte, einen Kriegsrath zu verlangen, infolge dessen die gerügten Uebelstände abgestellt wurden [1]). Die Hauptaufgabe war die Verproviantirung der Festung, in der sich nur auf

1) Die Einzelheiten s. in der angeführten Schrift, S. 51—52.

vier Wochen Proviant befand, während die Versorgung aus Dresden vielen Schwierigkeiten unterlag. Graf Solms unterzog sich dem Geschäft. Von dem Oberforstmeister in Cunnersdorf erlangte er, daß das nöthige Brennholz sofort geschlagen wurde. Er verschaffte sich, alles Widerspruchs des Commandanten ungeachtet, trockene Gemüse aus Böhmen, Butter und Rauchfleisch aus dem Gebirge und sonst allerlei Victualien aus den nächsten Bezugsquellen, schoß sein eigenes Geld dazu her, oder brauchte seinen Credit. Den k. k. Generalkriegscommissarius Graf Wilczek bestimmte er, 24 ungarische Ochsen herzugeben. Am schwierigsten war die Beschaffung des nöthigen Mehls, zumal der Commandant hier tausend Bedenklichkeiten vorbrachte, das eine zu naß, das andere zu alt, das dritte zu jung fand, auch die erfoderlichen 1000 Ctr. alle auf einmal haben wollte, damit die Preußen nicht, wenn die Armee weiter gerückt wäre, das noch nicht auf die Festung Geschaffte wegnähmen. Graf Solms führte aber gleichwol, unter dem freundlichen Beistande der k. k. Behörden, das Gewünschte glücklich durch. Auch Geld für die Garnison ward durch einen günstigen Zufall beschafft. Der Kreiscommissarius im meißener Kreise, von Bünau, war gestorben und die Erben zeigten dem Grafen an: die für gelieferte Fourage an den Kreis gezahlten Gelder lägen bei ihnen; sie fürchteten, dieselben könnten vor der Austheilung weggenommen werden und bäten daher, sie gegen Quittung an sich zu nehmen. Solms ließ die Gelder auf den Königstein bringen, die Quittung von dem Commandanten ausstellen, und berichtete an den Kurprinzen und an das Ministerium, worauf er die Antwort erhielt, daß diese Gelder wohl angewendet wären und dem Kreise ersetzt werden sollten. Den Uebergang des Grafen Daun

über die Elbe erleichterte er, unter Genehmigung des Hofes, durch Ueberreichung eines Risses der Elbe und der darin befindlichen Tiefen und Fuhrten. Als in Dresden die pirnaische Vorstadt niedergebrannt worden war [1]), brachte er die obdachlosen Einwohner im Großen Garten unter, versorgte sie einige Tage mit Brot und sammelte bei der k. k. Generalität und in den benachbarten Städten reichliche Unterstützungen für sie ein, traf auch Anstalten, sie in Pirna, Dohna und den umliegenden Orten unterzubringen. Als die Armee aus der Gegend abzog, fragte Graf Solms den Commandanten, ob er ihn bis zum nächsten Feldzug auf dem Königstein behalten wolle, erhielt aber zur Antwort, daß er nicht mit in der Capitulation begriffen sei, der Commandant folglich, falls der König von Preußen seine Auslieferung verlange, diese nicht würde weigern können. Er mußte sich nun eilends fortmachen, um den nachsetzenden Preußen zu entgehen, die ihn in Altenberg fast ereilt hätten. Während die Oesterreicher in der Gegend lagen, besuchten mehrere k. k. Generale den Königstein, aber stets unter andern Namen: Serbelloni als ein mailändischer, Graf Althan als ein neapolitanischer, Graf Wilczeck als ein schlesischer Cavalier.

Aus Böhmen ging er nach Altorf, wurde dort krank und fand erst in Karlsbad (1759) seine Genesung. Nun erhielt er Befehl, zu der russischen Armee zu gehen, von

---

1) Durch die Preußen unter Schmettau, am 10. Nov. 1758. Es wurden dabei 285 Häuser eingeäschert; mehrere Personen verloren ihr Leben, viele Familien Hab und Gut. Schlimmer noch ging es 1760 bei der fruchtlosen Belagerung durch Friedrich II. selbst. Da wurden fünf Kirchen und 416 Häuser (216 in der Altstadt) durch die Preußen zerstört.

der man damals erwartete, daß sie nach Sachsen rücken würde, die sich aber bald wieder nach Schlesien zurückzog [1]). Von Hoierswerda an konnte er aber nicht mehr durch, worauf er nach Prag zum Kurprinzen ging, sich neue Befehle zu holen. Die Verpflegung der Armee übernahmen die Stände und es soll dann viele Unordnung eingerissen sein. Solms ward zu Daun geschickt, bei dem er das Interesse des Landes vertreten sollte. Er klagt aber, daß er, zwar bei Daun viel guten Willen, dagegen auf anderer Seite wenig Unterstützung gefunden habe. Bei den Ständen seien der Köpfe zu viel und Vielen sei mehr darum zu thun gewesen, Gage, Auslösung, Versorgung, Befreiung ihrer Häuser und Güter zu erlangen, als das Beste des Landes zu fördern. Dabei habe er auf keine Anfrage an das Geheime Consilium Resolution erhalten. Die kaiserliche Armee und die Reichsarmee harmonirten auch nicht mehr recht. Solms that was er konnte, begleitete die Armee bis Schilda und unterstützte Daun mit nützlichen Nachrichten.

Als er 1760 wieder in Karlsbad war, wurde ihm

---

1) Selbst das große Genie und die standhafte Ausdauer Friedrich's II. würden nicht ausgereicht haben, ihn und Preußen im Siebenjährigen Kriege zu retten, wenn die gegen ihn geschlossene Allianz wahrhaft durch das Bewußtsein eines großen gemeinsamen Interesses zusammengehalten worden wäre und demgemäß gehandelt hätte. Aber dem war nicht so. Von seinen Gegnern muß man von vorn herein die Schweden und die Reichsarmee abziehen, welche letztere nicht so jämmerlich gewesen sein würde, wenn auch nur die katholischen Reichsstände ihre Pflicht gethan hätten. Die Franzosen ferner haben ihn seit dem Tage von Roßbach nicht wieder incommodirt, wurden durch die Truppen seiner Verbündeten vollkommen beschäftigt und unterlagen obendrein den pariser Cabalen und Gegenintriguen. Die Russen verfolgten ihre besondern Pläne und wurden gleichfalls mehrfach durch heimische Parteiungen neutralisirt. Sachsen war im ersten Anfall wehrlos gemacht worden. Der wahre Krieg ging nur zwischen Preußen und Oesterreich.

die ganze Landescommission, und zwar „nicht auf die beste Weise", abgenommen. Es scheint, man hat geglaubt, er würde sich viel Geld dabei gemacht haben. Die das dachten, erstaunten dann freilich, als sie nach dem Frieden seine Rechnung sahen und jeden Heller berechnet, für ihn selbst aber nur sechs Thaler täglich angesetzt fanden. Jetzt bezeigten die gnädigsten Schreiben der höchsten Herrschaften die größte Zufriedenheit mit seinem Verfahren. — Er hatte manche Gefahren bei seinem Auftrage bestanden und war oft nur wie durch ein Wunder gerettet worden. Schon bei seiner ersten Entweichung aus Sachsen war er nur eben aus Tirschenreuth fort, als die Preußen daselbst eintrafen. Als Haddik gegen Berlin gerückt war, wagte er sich auch auf acht Tage nach Hause, um sich Geld zu holen, einige Befehle für den erzgebirgischen Kreis zu ertheilen und seine Familie fortzuschaffen. Er mußte dabei so nahe bei dem Sonnenstein und Kohlberg vorbeifahren, daß er die preußischen Schildwachen erkennen konnte und zwei Deserteurs hinten auf seinen Wagen sprangen. Auf dem Rückwege hielt ihn der Postmeister in Meißen so lange auf, daß, wenn er noch eine Stunde hätte bleiben müssen, die Preußen, die den Amtmann Weida daselbst abholten, ihn auch mit bekommen hätten. Als er Zittau verließ, schickte ihm ein Verräther eine Estaffette mit der falschen Nachricht nach: er möchte wieder zurückkommen, es wäre alles sicher. Zum Glück ritt der Postillon vor dem einzelnen Häuschen vorüber, wo er sich, um eine Stunde zu schlafen, niedergelegt hatte, und verfehlte ihn. Später wäre er einmal in Zwickau oder in Wildenfels aufgehoben worden, wenn ihn nicht Graf Rindsmaul gewarnt hätte. Ein anderes Mal warnte ihn der nachherige württembergische Major von Schütz vor einem

Ueberfall des preußischen Majors von Reitzenstein. Während er in dem Berghäusel an der böhmischen Grenze ein wenig schlummerte, plünderten die Preußen, eine halbe Stunde davon, das böhmische Städtchen Weipert (Weinberg). Manche Nacht mußte er einsam umherschleichen und sich in Wäldern, Scheunen und abgelegenen Häusern verbergen. — Nach seiner Entlassung von dem Landescommissariate zog er in Böhmen umher und war lediglich auf seine eigenen Mittel gewiesen. Als jedoch sein Schwiegervater, Graf Münnich, durch Kaiser Peter III. zurückberufen worden war und wieder hohen Einfluß am russischen Hofe erlangte, diesen aber auch in Preußen, um dessen willen er ja zum Theil gestürzt worden [1]), zu Gunsten der Solms'schen Familie geltend machte, wagte er sich wieder nach Sachsenfeld, wo in seinem Hofe die letzten Gefangenen der Preußen gemacht worden sein sollen.

Nach dem Kriege kehrte er wieder in seine frühere Stellung zurück, in der es ihm, namentlich nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten Friedrich August, für den er ganz der rechte Mann war, wohl ging. Er hatte die Ehre, für diesen trefflichsten Fürsten an mehrern Orten des Erzgebirges die Erbhuldigung einzunehmen. — Besonders thätig und unermüdlich in menschenfreundlichem Eifer war er bei der furchtbaren Theuerung von 1771—72, die das Erzgebirge so schwer traf, und lange noch hat das dankbare Andenken seines damaligen Wirkens im Gebirge fortgelebt. Auch aus eigenen Mitteln

---

1) Man machte es Münnich wenigstens zum besondern Vorwurf, daß er preußisch und antiösterreichisch gesinnt gewesen sei, und dies bewirkte zum Theil mit seine erste Entlassung durch die Großfürstin Anna. S. Herrmann, Geschichte des russischen Staates, IV, 666 ff.

that er Vieles und schenkte z. B. zu dem damals errichteten Waisenhaus in Marienberg 232 Thlr. Er war so populär, daß die Löffelschmiede seinen Schattenriß auf den damals so weitverbreiteten Blechlöffeln anbrachten [1]). 1773 hatte der Graf den Kurfürsten auf dessen Reise durch das Obergebirge zu begleiten, wobei sich der Kurfürst besonders über die von dem Grafen errichteten Arbeitsschulen freute und ihm durch das Geschenk einer mit seinem Porträt geschmückten goldenen Dose seine Zufriedenheit zu erkennen gab. — Am 23. Dec. 1775 hatte er das Unglück, seine nächste und beste Freundin, seine innig geliebte Gattin, infolge einer schmerzhaften Wassersucht, zu verlieren, nachdem sie ihm vier Söhne und eine Tochter geboren hatte, von denen jedoch nur noch zwei Söhne am Leben waren.

1776 begannen wieder politisch-kriegerische Verwickelungen. Die zweifelhafte Stellung der Schönburge war zwar durch die für die letztern sehr günstigen, auf dem Wege des freien Vertrags zu Stande gekommenen Recesse von 1740 völlig geordnet worden. Der damalige

---

1) Diese Blechlöffelfabrication war und ist gerade auf der Besitzung des Grafen, in Sachsenfeld und dem dazu gehörigen Beierfeld, nebst der sonstigen schwarzenberger Gegend, eingebürgert, zuerst aber (seit 1710) eben in Sachsenfeld erfunden worden und der Siebenjährige Krieg hatte das wohlfeile Product allerwärts bekannt gemacht. Bald aber verpflanzte sie sich nach Schlesien und Böhmen und nun traten Einführungsverbote ein. Nach Schlesien brachte sie ein ehemaliger Verwalter des Grafen, Müller, aus Rache, weil man ihm den Alleinverkauf der Löffel abgeschlagen hatte. (Vielleicht waren die Löffelschmiede auch dafür dem Grafen so dankbar.) In Schwung brachte sie dort der Löffelzinner Springer aus Beierfeld, der zu preußischem Militärdienst gezwungen worden war und den Abschied nur unter der Bedingung erhalten konnte, sein Gewerbe in den preußischen Staaten zu treiben. Nach Böhmen zog sich das Geschäft in den Theuerungsjahren.

Graf zu Glaucha aber, Albrecht Christian Ernst, mochte die Zeitverhältnisse, wo sich Sachsen enger an Preußen angeschlossen hatte und ebendeshalb die Verbindung mit dem wiener Hofe gelockert war, den ältern Prätensionen günstig halten, und hatte schon 1768 die Giltigkeit des Hauptrecesses [1]) angefochten, weil er weder von Kaiser und Reich, noch von der Krone Böhmen bestätigt sei. Seit 1772 behauptete denn auch die deutsche Lehnshauptmannschaft zu Prag, daß der Krone Böhmen die Landeshoheit kraft der Incorporationsbulle von 1355 zustehe, in welcher alle böhmischen Vasallen für böhmische Unterthanen erklärt wurden, was denn freilich nichts zum Nachtheile der Rechte Dritter beweisen, auch die unbestreitbare Eigenschaft Sachsens als eines territorium clausum nicht schmälern konnte. Auch der Reichshofrath erließ 1776 zwei Conclusa, worin der fragliche Hauptreceß für ungiltig erklärt wurde, weil dadurch dem Reiche ein unmittelbarer Reichsstand entzogen worden und mit der Reichsstandschaft jederzeit auch die Landeshoheit verbunden sei. Aber eben die Unmittelbarkeit war von Sachsen bestritten und eine Landeshoheit der Schönburge auch vor den Recessen nicht anerkannt worden. Der Kurfürst verwahrte sein Recht, nahm aber anfangs, in seiner jederzeit zarten Rücksicht gegen Rechtsansprüche und vollends Schwächerer, nichts Ernsteres vor.

---

1) Nur von diesem, der die Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein betraf, konnte die Rede sein; denn nur diese drei Herrschaften waren in der That im 14. Jahrhundert in eine Lehnsverbindung mit der Krone Böhmen gekommen, an die sie, wie von Böhmen und den Schönburgen behauptet wurde, jedoch nicht beweisbar war, von Kaiser und Reich gewiesen worden sein sollten, sodaß man sie als böhmische Reichsafterlehne betrachten wollte. Die übrigen Besitzungen waren unbezweifelt meißnische Lehen.

Da erhob der eigene Schwiegersohn des Grafen Schönburg, Graf Friedrich Ludwig Karl von Finkenstein, ein preußischer Edelmann, der seit dem 2. Nov. 1770 mit der ältesten Tochter desselben [1]) vermählt war, Klage wegen des Einbringens seiner Gemahlin, im Betrage von mehr als 20,000 Thlrn., gewann den Proceß, konnte aber keine Zahlung erlangen, und brachte es zuletzt dahin, daß die Landesregierung [2]) gerichtliche Execution verhängte, wogegen der böhmische Lehnshof Dehortatorien erließ. Schon vorher hatte der Graf höhern Auftrag erhalten, die Sache in Güte abzumachen, wozu sich ihm auch anfangs günstige Aussichten zu eröffnen schienen. Plötzlich aber entschloß sich Graf Schönburg, angeblich durch seinen Rath Keller bewogen, nach Böhmen zu gehen, wo er zur katholischen Kirche übertrat und sich ganz unter den österreichischen Schutz stellte. Jetzt ward die Execution durch Graf Solms [3]) und den zwickauer Justizbeamten, unter dem Schutze eines Bataillons Infanterie, vollstreckt und das gräfliche Schloß zu Glaucha in Besitz genommen. Hierauf verlangte die Kaiserin, als Königin von Böhmen, in einem Schreiben vom 3. März 1777 von dem Kurfürsten die Herstellung des frühern Standes der Dinge in den „Schönburgischen

---

1) Dem einzigen Kinde aus erster Ehe. Ihre Mutter, Karoline Regine von Carlowitz (geb. 1730, vermählt 13. Sept. 1747, † 16. Sept. 1755), galt für eine natürliche Tochter des Markgrafen Karl von Brandenburg.

2) Nicht die Staatsregierung, sondern eine unter jenem Namen damals bestehende obere Justiz- und Polizeibehörde.

3) Nach uns wahrscheinlich dünkenden Nachrichten wäre dieser Auftrag nicht an unsern Grafen, sondern an seinen Sohn, Graf Otto Wilhelm, ergangen, der ihm seit 1773 als Amtshauptmann zur Seite gesetzt war. Die öfters angeführte Schrift bezieht aber die Sache auf Graf Solms den Vater.

böhmischen Lehnsherrschaften". Der Kurfürst nahm die Verwendung des Königs von Preußen in Anspruch, antwortete der Kaiserin-Königin, er habe blos seine Hoheitsrechte behauptet, ohne die böhmischen Lehnsrechte zu beinträchtigen, und der Gang des Rechts gegen den Grafen könne nicht unterbrochen werden, und beschwerte sich über das Verfahren des böhmischen Lehnshofes, ließ auch durch seinen Gesandten eine Vorstellung einreichen. Statt aller Antwort rückten aber österreichische Truppen [1]), nebst dem böhmischen Lehnscommissarius von Escherich und dem Grafen Schönburg, in Glaucha ein. Der Commissarius erklärte der Schönburgischen Gesammtregierung, daß die Kaiserin-Königin die Landes- und Oberlehnsherrlichkeit über die Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein als ihr allein zustehend betrachte, und erklärte, durch Erlaß vom 21. April, den Receß für aufgehoben, verbot auch, 23. April, den Schönburgischen Unterthanen, nachdem er sämmtliche Vasallen, Beamte, Pfarrer und Schuldiener vor sich geladen, den kursächsischen Gesetzen fernerweit Folge zu leisten, dem Kurfürsten Abgaben zu bezahlen, an dessen Gerichte zu appelliren, oder Acten an kursächsische Dikasterien zu verschicken und das Kurhaus in dem Kirchengebete zu erwähnen. An den Grenzen der drei Herrschaften wurden Reichsadler aufgerichtet. Im ganzen Erzgebirge stand damals nur ein einziges Regiment sächsischer Infanterie, und der Kurfürst war viel zu beson-

---

1) Nach Pölitz (Die Regierung Friedrich August's, I, 189) 200 Mann. Nach Weiße (Geschichte Friedrich August's) 1 Bataillon, 4 Kanonen und 150 Husaren. Nach der oben angeführten Schrift, S. 69, gar 4000 Mann. Ja S. 99 ist sogar von 8000 Mann die Rede, die unter Graf Kinsky an der Grenze gestanden hätten. Diese waren vielleicht nur zur eventuellen Deckung da.

nen, bei solcher Gelegenheit irgend von den Waffen Gebrauch machen zu lassen. Er befahl seinen Truppen, sich überall vor den österreichischen zurückzuziehen, that aber in Wien wiederholte, auch von Preußen unterstützte Vorstellungen, und erbot sich zu einer Unterhandlung nach Herstellung des Status quo, wie er vor dem Jahre 1771 gewesen. Am 25. Sept. versprach eine Note des Fürsten Kaunitz die Zurückziehung der Truppen und der Lehnscommission ꝛc., und bald darauf erfolgte beides und die Unterhandlung wurde nach Wien verlegt, die ganze Streitsache aber, deren Beilegung 1778 durch den Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges verzögert ward, in den Friedensschlüssen von Teschen (13. Mai 1779) definitiv und zwar so erledigt, daß Böhmen seine lehnsherrlichen Rechte in den fraglichen Schönburgischen Herrschaften zunächst an Baiern, dieses aber dieselben an Sachsen abtrat.

Der baierische Erbfolgekrieg brachte übrigens auch für unsern Grafen Störung und Unruhe mit sich, welche ihm diesmal von seinen alten Freunden, den Oesterreichern, kamen. Am 10. Sept. 1778 mußte er in aller Eile Sachsenfeld verlassen, indem ein österreichisches Corps, unter dem Befehl des General Sauer, von Marienberg hereinbrach, plünderte, brandschatzte und Geißeln mitnahm. Letzterm Schicksal entzog sich der Graf durch die Flucht, wofür ihm sein Schloß rein ausgeplündert wurde. — Von dem Frieden an verbrachte er seine übrigen Tage in Ruhe, seinen amtlichen Geschäften, deren er jedoch 1788, auf sein Ansuchen, in der gnädigsten Weise und mit Beibehaltung seines vollen Gehalts, enthoben ward, der Landwirthschaft und dem Gartenbau, gelehrter Correspondenz und wissenschaftlichen Beschäftigungen lebend. Auch nachdem er aus dem Amte getreten war,

fuhr er fort, der Rathgeber und Fürsprecher der Kreisbewohner zu sein, und fast täglich kamen Leute zu ihm, die sich bei ihm Raths erholen oder seine Verwendung in Anspruch nehmen wollten, und die er jederzeit freundlich anhörte und ihnen half, wo er konnte. Seinen trotz der an sich rauhen Gegend durch geschützte Lage begünstigten Garten pflegte er mit persönlicher Sorgfalt; aber auch bei der eigentlichen Landwirthschaft interessirte er sich für die neuern Verbesserungen, machte Versuche und correspondirte mit der Leipziger ökonomischen Societät [1]). Mit Gelehrten stand er vielfach in Correspondenz, z. B. mit dem trefflichen Heyne in Göttingen, Jani in Eisleben, Rector Bauer in Hirschberg, früher in Lauban [2]), Overbeck [3]) in Lübeck, Rector Crome in Lüneburg, mit diesen allen hauptsächlich über den Horaz, ferner über Geschichte und Heraldik mit Gatterer, Pütter, Madai in Halle, über schöne Wissenschaften mit Weiße. So fanden sich auch Danksagungs- oder Empfehlungsschreiben von Gellert, Uz, Gottsched, Mascov, Neuhauß, Jakobi, Wille, König, Grundig, Glöckner, Weller, Clodius, Tromler, Irmisch, Schimpf, Baumgärtner u. A. unter seinen Papieren [4]). Noch in den letzten Jahren seines

1) Näheres s. in der angeführten Schrift, S. 114 ff.

2) „Einer der gelehrtesten Schulmänner", schreibt Heyne über ihn, „um den es Schade ist, daß er so im Dunkel steckt. Aber die Natur hatte ihn, bei sonst großen Fähigkeiten, gleich dazu bestimmt." Karl Ludwig Bauer, geb. zu Leipzig 1730, seit 1766 Rector zu Hirschberg, wo er 1799 starb. Er verfaßte, neben andern Schriften, das deutsch-lateinische Lexikon, das, zuerst 1778 erschienen, noch in unsern Zeiten neu aufgelegt worden ist.

3) Johann Daniel Overbeck, geb. zu Rethem im Lüneburgischen 1715, 1743 Conrector zu Quedlinburg, dann Subrector zu Lübeck, wo er 1802 als Rector starb.

4) Näheres über diesen gelehrten Briefwechsel s. in der angeführten Schrift, S. 77 ff.

Lebens knüpfte er einen Briefwechsel mit dem tübingischen Professor der Theologie, Dr. Hegelmaier, an, wozu ihm der Umstand Veranlassung gab, daß er sich erinnerte, einen Feldprediger dieses Namens in Rußland gekannt zu haben. Es fand sich, daß dies ein im März 1743 als Pfarrer zu Partenstein bei Worms verstorbener Bruder des Professors gewesen war, der auch „Unparteiische Nachrichten von verschiedenen Merkwürdigkeiten des russischen Reichs" herausgegeben hatte, aus welchem Reiche er um 1739 in sein Vaterland zurückgekehrt war. — Mit seinem geliebten Horaz beschäftigte sich der Graf sein Leben lang und achtete auf alle, denselben betreffenden literarische Erscheinungen. Da er an 200 Horatiana zusammengebracht hatte, so wendete sich Jani [1]) desfalls an ihn und wurde von ihm bei seiner bekannten Ausgabe jenes Schriftstellers auf das bereitwilligste unterstützt, weshalb denn auch der zweite Theil derselben unserm Grafen gewidmet ist. — Eine literarische Arbeit, die er schon früher begonnen, aber erst in spätern Jahren wieder aufnahm, war die Geschichte seiner Familie, von welcher der die ausgestorbenen Linien betreffende Theil, unter dem Titel: „Fragmente zur Solmsischen Geschichte" zu Dresden (1785, 4.) erschienen ist. Auch das Uebrige soll bei seinem Tode im Manuscripte vorhanden gewesen sein. Das Gedruckte hatte er vorher Gatterer mitgetheilt, der darin „gesunde historische Ansichten" erkannte, über die ältere Genealogie aber einige Bedenken hatte, die er dem Grafen zu entdecken nicht wagen wollte, Heyne aber nahm die Sache auf sich und schrieb dem Grafen: Gatterer sei bange, ob Se. Excellenz es

1) Christ. Daniel, geb. 1743 zu Glaucha bei Halle, starb 1790 als Rector zu Eisleben.

nicht ungnädig aufnehmen würden, wenn er die ältesten Geschlechtsfolgen nach der strengern Kritik, welche nunmehr seit größerer Cultur der Diplomatik in den letzten dreißig Jahren eingeführt sei, prüfen würde. „Ich habe ihm aber", setzte Heyne hinzu, „die Versicherung gegeben, daß es Ew. Excellenz um Grund und Wahrheit zu thun ist, und daß Sie eine viel zu richtige und große Denkungsart hätten, als daß ein paar vermeinte Ahnen mehr oder weniger Sie übel aufgeräumt machen sollten." In der That ist in der Genealogie unglaublich gefabelt worden und die Kritik hat hier noch viel aufzuräumen. — Der Graf wurde Mitglied der von Gatterer geleiteten historischen Akademie, sowie er auch 1784 ein Ehrendiplom von einer seit 1782 in Moskau gestifteten Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften erhielt.

Einundzwanzig Jahre vor seinem Tode hatte er auf einer Geschäftsreise das Unglück gehabt, dem in jenen unwegsamen Zeiten selten Jemand gänzlich entging, mit dem Wagen umgeworfen zu werden, hatte aber einen doppelten Bruch davongetragen, der sich mit den Jahren verschlimmerte und seiner Gesundheit merklichen Eintrag that. Noch waren die auch gegen solche Uebel bereiten vorbeugenden und erleichternden Hilfsmittel der ärztlichen Kunst nicht in der heutigen Beschaffenheit vorhanden. Bei zunehmender Schwäche fiel es ihm schwerer, die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Zufälle zu bestehen, und am 27. Aug. 1789 entschlief er sanft, nach einem nur viertägigen, mit Gelassenheit getragenen Krankenlager. Seine irdische Hülle wurde in der Kirche zu Beierfeld neben der seiner Gemahlin beigesetzt.

Von seinen Söhnen hatte der älteste, Graf Christoph

Heinrich Friedrich, geb. 26. Dec. 1741, in Helmstädt studirt, da ihm der Haß des Königs von Preußen gegen seinen Vater den Aufenthalt auf einer sächsischen Universität gefährlich machte, und war dann 1761 in braunschweigische Dienste gegangen, wo er Regierungsrath wurde. Als Kurfürst Friedrich Christian die Regierung Sachsens antrat, sollte der junge Graf in die sächsische Landesregierung kommen. Der Kurfürst starb aber bekanntlich schon nach wenigen Monaten, und unter der darauf folgenden Administration ward das Bedenken geltend gemacht, daß der Graf auf keiner sächsischen Universität studirt habe. Er gab jedoch die braunschweigischen Dienste auf, wurde 1765 kursächsischer Kammerherr und 1794 wirklicher Geheimer Rath. Am 30. Aug. 1770 vermählte er sich mit Wilhelmine Charlotte Freiin von Vietinghof aus Liefland, deren Großmutter auch eine Tochter des Grafen Münnich gewesen war. Diese Ehe war sehr mit Kindern gesegnet. Der zweite Sohn, Graf Ludwig Ernst, geb. 2. Juni 1743, hatte gleichfalls zu Helmstädt studirt, trat dann 1760 in die sächsische Leibgarde, mit der er die Campagnen bis 1763 mitmachte, vom Prinzen Xaver viel in der Kanzlei beschäftigt, nachher Adjutant beim Regiment, zuletzt Hauptmann. Seine Gesundheit hatte aber in den Feldzügen sehr gelitten; er bekam die Wassersucht und starb 4. Nov. 1768 zu Sachsenfeld. Graf Otto Wilhelm, geb. 30. Juli 1744, diente bei der Garde und machte die Campagnen seit 1758 mit, wurde aber (15. Febr. 1761) bei dem unglücklichen Gefecht von Langensalza gefangen genommen und auf die Citadelle von Magdeburg gesetzt, wo er bis zum Mai 1762 blieb und auch dann erst auf Verwendung des Grafen Münnich und des Prinzen Georg Ludwig von Holstein-

Gottorp [1]) seine Freiheit erhielt. Er blieb dann bis 1773 bei dem Regimente, worauf er seinem Vater, wie gemeldet, adjungirt ward, starb aber auch schon 1794 zu Sachsenfeld. Graf August starb 1763 in seinem 15. Jahre, und die einzige Schwester, die diesen Brüdern geboren ward, schon im ersten Lebensjahre.

---

1) Von dem die jetzigen Großherzoge von Oldenburg abstammen. Seine Gemahlin, Sophie Charlotte von Holstein=Beck, war die Tochter einer Gräfin Dohna und in erster Ehe mit einem Grafen Dohna vermählt gewesen, daher mit den Solms verwandt.

IX. Dörnberg und der Aufstand in Hessen[1]).

Aus dem Nachlasse

des Generallieutenants von Dörnberg[2]).

Den Aufstand in Hessen im Jahre 1809 betreffend, muß ich erst noch auf eine frühere Zeit zurückgehen. Im Jahre 1806, wo ich noch in königlich preußischen Diensten stand, war ich bei der unglücklichen Affaire in Lübeck mit dem Blücher'schen Corps gefangen, aber nachgehends wieder freigelassen worden; ich ging nach Hessen, wo schon in Allendorf ein kleiner Aufstand gewesen, um zu sehen, was dort zu thun sei. Nachdem ich mich von dem guten Geiste in Hessen im Allgemeinen überzeugt und mit mehrern Freunden und Bekannten Rücksprache genommen, ging ich nach Burg-

1) Dieser von Herrn von Dörnberg selbst verfaßte Aufsatz wurde von ihm vor einigen Jahren Herrn Staatsrath von Rommel mit dem Auftrage übergeben, ihn nach Dörnberg's Tode zu veröffentlichen.

2) Ferdinand Wilhelm Kaspar Freiherr von Dörnberg, geb. 14. April 1768 in Hausen bei Hersfeld, trat, nach den hier beschriebenen Vorgängen und nachdem er den Zug der Braunschweiger mitgemacht hatte, 1812 in russische, nach dem Frieden aber in hannöverische Dienste, war längere Zeit Gesandter in St. Petersburg und † zu Münster 19. März 1850. Vergl. unten S. 474.

dorf bei Hannover, von wo ich meine Frau und Kinder zu meinem Schwager Laffert nach Wittorf brachte. Von hier vereinigte ich mich mit dem Fürsten Wittgenstein in Hamburg, der von Preußen nach England geschickt wurde, um dort eine Expedition nach dem Norden von Deutschland zu negociiren; ich schlug vor, daß diese Expedition nach der Weser gehen sollte, und gab darüber einen Plan ein, den ich hauptsächlich auf den guten Geist, der in Hessen herrsche, begründete; und da dort das ganze frühere Militär, nur im Lande zerstreut, noch existirte, so foderte ich hauptsächlich nur Waffen und nur so viel Truppen, um den ersten Aufstand zu unterstützen und zu organisiren. Ich hatte auf meiner Reise nach England den Kurfürsten in Schleswig gesehen und dessen volle Einstimmung und Autorisation meiner Pläne erhalten. Das englische Gouvernement ging auch darauf ein, und ich hatte mehrere Unterredungen mit Lord Castlereagh und besonders mit Lord Cathcart, welcher die Expedition commandiren sollte, als der König von Schweden darauf drang, daß diese Truppen nach Stralsund geschickt würden. Hierdurch wurden unsere Aussichten wieder in weite Ferne geschoben; doch gab mir Lord Castlereagh die Versprechung, daß der Plan nicht aufgegeben sei, und daß eine zweite Expedition ausgerüstet werden solle. Der russische Minister von Alopeus, sowie der hannöverische Minister Graf von Münster unterstützten uns dabei sehr; auch der Prinz von Wales interessirte sich selbst sehr dafür, er gab mir die besten Versprechungen und, als ich am Ende unverrichteter Sache wieder abreisen mußte, einen eigenhändigen Brief an den Kurfürsten, den er einlud, nach England zu kommen, wo er ihm Carltonhouse anbot. Der Friede von Tilsit, den wir jetzt er-

fuhren, machte freilich allen diesen Unterhandlungen ein Ende; ich ging mit dem Fürsten Wittgenstein wieder nach dem Continent zurück, zuerst nach Itzehoe zu dem Kurfürsten, der aber nicht nach England gehen wollte; hier trennte ich mich von dem Fürsten Wittgenstein und ging zurück zu meiner Familie.

Ich war zwar noch in preußischen Diensten, wo ich, auf den Vorschlag Blücher's, Major geworden, die preußische Armee mußte aber nach dem Frieden von Tilsit so reducirt werden, daß ich im ersten Augenblick auf keine active Anstellung rechnen konnte; außerdem wurden von dem König Jerome alle Eingebornen bei Verlust ihrer Güter reclamirt; ich nahm also meinen Abschied und ging nach Hessen, ließ aber meine Familie in Wittorf. Was mich besonders bewog, nach Hessen zu gehen, war die Grundidee des Tugendbundes: „unter der Fremdherrschaft den deutschen Geist aufrecht zu erhalten, und daß dazu jeder in seinem speciellen Vaterlande wirken müsse.“ — Diesem Grundsatze pflichtete ich vollkommen bei und versprach, dazu nach Kräften mitzuwirken, ungeachtet ich es ablehnte, förmlich in den Bund zu treten, um frei zu bleiben, da ich überhaupt eine Abneigung gegen geheime Verbindungen habe, wo man leicht ein willenloses Werkzeug in der Hand unbekannter Obern werden kann. Meine erste Absicht war, mich still auf dem Lande zu halten, nach Hausen[1]) zu gehen und dort Maire zu werden,

---

1) Einem hessischen Dorfe im Kreise Ziegenhain, wo die Freiherren von Dörnberg seit der Zeit des unter Landgraf Heinrich III. und Wilhelm III. berühmten Ministers Hans von Dörnberg stark begütert sind. Ihnen gehörte auch in derselben Grafschaft Ziegenhain das Gericht Breitenbach am Herzberg. R.

um nicht von einem Andern chicanirt und beobachtet zu werden. Ich mußte mich aber erst mit der hessischen Ritterschaft dem König Jerome präsentiren lassen, bekam sehr bald darauf von dem Kriegsminister Morio den Befehl, ihm meinen Etat de Service einzuschicken, und kurz nachher, es war im December 1807, ein Patent als Bataillonschef der Gardegrenadiere zugeschickt, welche ich organisiren sollte. So war ich also, ehe ich mich recht besinnen konnte, in westfälischen Diensten; denn an ein Ablehnen war nicht zu denken, ohne mich im höchsten Grade verdächtig zu machen. Der erste Augenblick war mir höchst peinlich; doch der Gedanke, nun noch besser zu unserm Zwecke arbeiten zu können, söhnte mich wieder etwas aus. Qualvoll war indeß diese Zeit doch sehr, und ich kam in tausend verwickelte Verhältnisse mit meinen besten Freunden und Bekannten, die oft ganz anderer Ansicht waren, als ich. Schon im Februar 1808 wurde ich zum Gros-Major des dritten Infanterieregiments ernannt, welches ich in Braunschweig errichten sollte, und als im Mai Jerome nach Braunschweig kam, um das Regiment zu besehen, ernannte er mich zum Oberst der Chasseurs Carabiniers (gelernte Jäger), welche ich in Marburg errichten sollte. Dies war also in Zeit von sechs Monaten die dritte Formation. In Marburg fing ich nun recht ernstlich, an meinem Plan zur Befreiung von Deutschland zu arbeiten, an. Der Hauptmann (jetzt General in Glogau) von Lützow war die Hauptmittelsperson, um die Verbindung zwischen Scharnhorst, Gneisenau rc. mit mir und den preußisch-westfälischen Provinzen zu unterhalten; der Major von Schepeler kam mit einer Empfehlung von Scharnhorst an mich, um ganz in Hessen zu bleiben; er ist aus Münden. In dem Jägerbataillon

waren Gröben[1]) und Bothmer, ehemalige preußische Officiere, und der zweite Adjutant Schmalhans die Vertrautesten; mehrere Officiere hatten wir als Spione zu fürchten; dagegen waren alle Jäger sehr gut gesinnt, besonders die Oberjäger. Um die Verbindungen im Lande, besonders mit den Greben[2]) anzuknüpfen und zu unterhalten, waren hauptsächlich Martin in Homberg und Berner in der Gegend von Gudensberg thätig. Die Hauptidee war: bei einem wieder ausbrechenden Kriege mit Oesterreich, der ganz unvermeidlich schien, einen Aufstand im nördlichen Deutschland gleichzeitig ausbrechen zu lassen, und denselben, so viel wie möglich, militärisch zu organisiren. Später hatten uns auch die Oesterreicher Unterstützung von Truppen zugesagt und das Corps des Erzherzogs Ferdinand namentlich dazu bestimmt, welches durch Sachsen vorrücken sollte, aber leider gegen Polen verwendet wurde! Die Preußen wollten uns durch die Wegnahme von Magdeburg, die Katt und Hirschfeld unternehmen wollten, einen Anhaltpunkt geben und durch die Expedition von Schill die Hand bieten. Gerade dieses Jägerbataillon war ein vortreffliches Instrument zur Ausführung unsers Zwecks, und ich gab mir die größte Mühe, es gehörig auszubilden, hatte aber an dem französischen General Börner einen sehr gefährlichen Aufpasser, der den Geist, der in dem Bataillon herrschte, gar nicht zu billi-

1) Graf von Gröben, jetzt preußischer Generallieutenant, Tochtermann Dörnberg's. R.

2) Die Greben (jetzt Bürgermeister genannt), uralte, schon im dreizehnten Jahrhundert vorkommende Dorfvorsteher in Niederhessen. Ueber ihre damals (auch von allen andern Mitwissern bewährte) unverbrüchliche Verschwiegenheit siehe weiter: von Gehren, Geschichte meiner dreimaligen Verhaftung. Marburg und Felsberg 1815. R.

gen schien und mir öfters Vorstellungen darüber machte, aus denen ich sehr wohl ersah, daß er gegen mich selbst mistrauisch war. So standen die Sachen, als im Januar 1809 der Oberst von Bongars, Chef der Gendarmerie, nach Marburg kam und uns den Befehl brachte, sogleich nach Spanien aufzubrechen; er sagte mir im Vertrauen, daß ich das Bataillon nur bis nach Mainz führen, dann aber nach Kassel zurückkehren und das Commando der Chasseurs de la Garde übernehmen sollte; ich dürfte aber jetzt noch nichts davon sagen, damit keine Unzufriedenheit in dem Bataillon entstehe. In diesem Dilemma beschlossen Gröben, Bothmer und ich, die Insurrection gleich ausbrechen zu lassen, da wir den Krieg mit Oesterreich ganz nahe hielten, und Bothmer ging nach Homberg ab, um dorten den Anfang zu machen. Indessen war er kaum abgereist, als ich erfuhr, daß zwei Divisionen französischer Truppen in Anmarsch wären und Mainz schon passirt hätten; es wäre also Tollheit gewesen, in diesem Augenblicke etwas zu unternehmen, und ich schickte daher auf der Stelle den Befehl an Bothmer, Alles wieder abzusagen. Es bleibt auf das Höchste zu verwundern und gereicht zur größten Ehre der hessischen Bauern, daß damals auch nicht das Geringste verrathen wurde, ungeachtet 20—30 Greben schon avertirt waren. Ich marschirte also mit den Jägern nach Mainz ab, sah unterweges noch viele unserer Verbündeten; in Mainz mußte ich noch mehrere Tage bleiben, bis ich die Jäger ganz übergeben hatte, und fuhr dann mit dem Obersten von Bongars zurück nach Kassel. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen, da ich noch immer befürchten mußte, daß etwas verrathen sei, und da ich nun, mit dem Chef der Polizei reisend, erwarten konnte, sowie ich in Kassel ankam,

arretirt zu werden[1]). Es geschah aber nicht, und ich ward im Gegentheil sehr gut empfangen und den Chasseurs gleich als ihr Oberst vorgestellt. Meine erste Sorge war, die gelernten Jäger wieder zurück zu erhalten, was mir auch durch die Vorstellung gelang, daß dem Lande durch die Entziehung aller angehenden Forstmänner ein zu großer Nachtheil entstehen müsse.

Mein zweiter Bruder, Fritz, der auch den preußischen Dienst verlassen hatte, war nach Prag gegangen, um den Kurfürsten von unsern Plänen zu unterrichten und von ihm Geldmittel zu deren Ausführung zu erhalten; er kam um diese Zeit zurück und brachte eine Anweisung auf 30,000 Thlr., wenn diese Pläne gelungen wären. Da wir kein Geld für uns, sondern nur dies Geld als Mittel zur Ausführung der dem Kurfürsten am meisten Vortheil bringenden Pläne brauchen wollten, so gab ich diese Anweisung sogleich an den Geheimen Rath, nachherigen Minister von Schmerfeld, welcher die Geschäfte des Kurfürsten besorgte. In dieser Zeit kamen nun auch öfters preußische Officiere mit Aufträgen von Scharnhorst, um unsere Verbindung zu unterhalten, es wurde aber Alles mündlich abgemacht, und nur ein mal erhielt ich einen Brief von Schill durch Herrn von Ernsthausen, den ich aber sogleich verbrannte, auch nicht schriftlich antwortete. Da der Krieg mit Oesterreich nun immer näher rückte und der Ausbruch desselben auch der Anfang unserer Unternehmungen sein sollte, so wurden die Details unsers Planes näher ver-

1) Eine Charakteristik dieses ehemaligen Emigranten und Edelknaben Ludwig's XVI., welcher als Polizeidirector 2000 Spione in seiner Hand hatte, findet man in der Geheimen Geschichte des Königreichs Westfalen (Petersburg 1814, 2 Thle.), sowie in der gleichzeitigen Schrift: Die entlarvte hohe und geheime Polizei des zerstörten Königreichs Westfalen.

abredet; die Jäger waren wirklich zurückgekommen; mit diesen sollten, da sie fast alle einverstanden waren, in der Nacht der König und alle französischen Generale arretirt und nach dem Castell gebracht werden; der Commandant desselben war mit uns einverstanden, ebenso der Hauptmann von Borck von den Gardegrenadieren, welcher den Tag die Schloßwache haben sollte. Den Abend sollten dann unsere Mitverschworenen in Homberg, Gudensberg, Wolfhagen, Hofgeismar, Münden ihre Bewegungen anfangen und gegen Kassel marschiren, unterweges in allen Dörfern die Sturmglocken läuten und alle wehrhafte Männer mitnehmen, sodaß mit Tagesanbruch eine bedeutende Masse Männer sich vor allen Thoren befänden, die uns im Nothfalle helfen und dann gleich ordentlich bewaffnet werden sollten. Schmerfeld und der Minister von Witzleben waren im Vertrauen — sie sollten nichts thun, was sie compromittiren konnte — aber sobald das Unternehmen gelungen, sollten sie die provisorische Regierung übernehmen; auch Johann von Müller ward davon unterrichtet, er war aber sehr furchtsam. Sehr thätig für uns waren noch besonders der Oberforstmeister von Wintzingerode und Oberst von Hintzenstern. Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Feindseligkeiten mit den Oesterreichern begonnen hätten, bat ich meinen Bruder Fritz, nach Frankfurt zu gehen, um Gewißheit zu erhalten; ehe er aber wieder zurückkommen konnte, erhielten wir auch die Bestätigung jenes Gerüchts und den Befehl, in einigen Tagen ebenfalls abzumarschiren. Nun war also keine Zeit zu verlieren. Leider war die Unternehmung auf Magdeburg misglückt, ich bestimmte nun den Tag, wann es bei uns ausbrechen sollte — wenn ich nicht irre, die Nacht vom 21. zum 22. April —; die Führer auf dem Lande wurden

avertirt, und ich schickte den kürzlich als hannöverschen General verstorbenen Herrn von Bothmer nach Berlin, um unsere dortigen Freunde und Schill zu benachrichtigen. Den Abend des 20. waren die Hauptanführer in der Stadt, Bothmer, Gröben, Schmidt, Schmalhans, Hintzenstern rc., noch in einem Hause in der alten Neustadt versammelt, wo ein Jeder bestimmt seine Rolle angewiesen erhielt. Des Morgens den 21. ward von dem Chef der Garden, General Du Coudras, eine Revue befohlen, um nachzusehen, ob alles zum Felddienst Gehörige im Stande sei. Während dieser Revue kam zuerst der Hauptmann von Gröben zu mir und benachrichtigte mich, daß Martin in Homberg und Berner in Wolfhagen, die den Abend erst anfangen sollten, schon den Morgen angefangen hätten, und daß die Nachricht davon eben angekommen sei; ich konnte ihm nur sagen, daß wir uns den ersten Augenblick ruhig halten müßten, um uns nicht selbst zu verrathen. Bald darauf kam ein Adjutant des Königs, der laut aufschrie: „es sei eine Revolution im Lande", und das Schloß solle sogleich stark besetzt werden. General Du Coudras gab mir den Befehl, zwei Compagnien gleich nach dem Schlosse zu bringen, um die Wachen zu verstärken; auf dem Marsche dahin kam Bothmer zu mir und sagte, daß mein Name genannt sei, und daß ich wahrscheinlich gleich arretirt werden würde; ich gab daher nur die nöthigen Befehle zur Besetzung des Schlosses, und sagte an Bothmer, daß ich nun gleich nach Homberg reiten wolle, um des andern Morgens mit dem Aufstande zurückzukommen, daß sie sich bis dahin ruhig verhalten möchten, da man ihre Namen nicht wüßte, und daß sie mir dann am andern Morgen nach Kräften beistehen sollten. Bei dem Herausreiten begegnete ich noch dem

General D'Albignac, welcher gerade mit den polnischen Lanziers ausmarschirte und mir sagte, daß er gegen die Aufrührer in Wolfhagen zöge; ich antwortete ihm, ich hoffe, es sei so schlimm nicht, und suchte von ihm loszukommen, kam auch glücklich nach Homberg. Dort fand ich die Stadt in vollem Aufruhr — eine Menge Bauern waren dort, aber ohne alle Ordnung — Martin hatte eine Uniform angezogen, ließ sich Oberst nennen und begrüßte mich als General; ich verwies ihm dies und sagte, das würde sich Alles finden, die Hauptsache sei jetzt, nur etwas Ordnung in diese Masse zu bringen, er solle sie nach Gemeinden ordnen und die Greben an die Spitze stellen, und dabei die Förster und Jäger, die Einzigen, die ordentlich bewaffnet waren, eintheilen. Als wir eben damit beschäftigt waren, kam die Nachricht, daß auf der Straße von Melsungen die Kürassiere anmarschirten; ich nahm sogleich einige Jäger mit mir und ritt ihnen entgegen; als ich an die Spitze kam, sagte ich ihnen zu halten und den Obersten von Marschall zu bitten, vorzukommen, ich wünsche ihn zu sprechen; da ich in voller Uniform war, leisteten sie mir Folge. Als der Oberst von Marschall vorkam, war er ganz außer sich, mich an der Spitze der Rebellen, wie er sie nannte, zu finden . . .; ich wollte ihn überreden, gleich gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, und versicherte ihn, daß an diesem Tage das ganze nördliche Deutschland gegen die Franzosen aufstünde rc.; er wollte sich aber auf nichts einlassen, und Alles, was ich von ihm erhalten konnte, war, daß er mir versprach, neutral zu bleiben und nach Melsungen zurück zu marschiren [1]).

1) Man nahm es ihm sehr übel, daß er nicht, wie es sich gehört hätte, nach Kassel zum Schutz des Königs zog, und er wurde bald nachher entlassen. R.

Es war ein Detaschement von ungefähr 12—15 Mann französischer Infanterie bei Marschall, welche auf dem Marsche zufällig zu ihm gekommen waren; diese schlugen zu verschiedenen malen auf mich an, doch der Rittmeister von Cölln verhinderte sie immer, wirklich auf mich zu schießen. Sobald die Kürassiere zurückmarschirten, ritt ich in die Stadt zurück, wo ich leider wieder Alles in der alten Unordnung fand. Sowie nur etwas Ordnung wieder hergestellt war, setzte ich mich mit Allen in Marsch — es fing schon an, dunkel zu werden; wir waren nicht lange marschirt, als mein Bruder Fritz, der von Frankfurt zurückkam, zu uns stieß; bald darauf ward von der Avantgarde gemeldet, daß die Kürassiere auf der Straße von Kassel vor uns marschirten — sie hatten in einem Dorfe gefüttert und waren, als sie unsere Annäherung merkten, wieder aufgebrochen. Gleich darauf kam mein jüngster Bruder, der bei diesem Regiment stand, angesprengt und sagte, er habe keine Leute mitbringen können und komme daher allein. Auf meine Frage, ob er glaube, unbemerkt wieder zum Regiment zurückkehren zu können, die er bejahte, bat ich ihn, es zu thun, da er mir allein doch nicht viel helfen, so aber unsere Verbündeten in Kassel avertiren könne, daß sie uns nach Kräften beistehen sollten, worauf er auch sogleich wieder zurückritt. In den Dörfern, durch die wir kamen, wurden die Sturmglocken gezogen und alle wehrfähige Männer mitgenommen. Als wir gegen die Höhe von Kirchbaune kamen, wo es gerade anfing zu tagen, sahen wir auf der Höhe Truppen aufmarschirt; es waren dies die Kürassiere, zu denen die polnischen Lanziers gestoßen waren, mit einer Batterie Artillerie. Als wir uns näherten, feuerte die Artillerie, wie es mir schien, blind — ich sagte dies den Leuten, und daß unsere

Landsleute wahrscheinlich nicht auf uns schießen wollten; sie sollten nur suchen, auch die Kanonen zu nehmen, worauf wir uns in Trab setzten. Aber nun kamen sehr wohl gerichtete Kartätschenschüsse, von denen gleich mehrere Leute fielen und die andern auseinander sprengten. Als nun die Cavalerie auch eine Bewegung vorwärts machte, floh Alles zurück. An der gegenüberliegenden Höhe in dem Wäldchen machten wir noch einen kurzen Stand, aber da sich die Meisten schon verlaufen, konnte es zu nichts helfen. Auch von meinem Bruder Fritz war ich getrennt worden, ich ritt daher mit dem Oberforstmeister von Buttlar, der uns von Homberg aus begleitet hatte, dahin zurück. Die Bauern, die noch bei uns waren, ermahnten wir, für jetzt nach Hause zu gehen und sich bis zu einer bessern Gelegenheit ruhig zu verhalten. In Homberg ließ ich meine Uniform bei Herrn von Buttlar, der mir einen alten Ueberrock gab. Die gute Aebtissin von Gilsa lieh mir noch 20 Friedrichsd'or, da ich von Kassel gar kein Geld hatte mitnehmen können, und so kam ich nach manchen Abenteuern glücklich nach Prag, wo ich mich erst bei dem Kurfürsten meldete und dann nach Budweis zu dem Erzherzog Karl ging. Er rieth mir, zu dem Herzog von Braunschweig zu gehen, der in Nachod ein Corps errichte, mit dem er nach dem nördlichen Deutschland marschiren wolle; dieses Corps solle durch österreichische Truppen unterstützt werden und so könnten unsere Pläne doch noch in Erfüllung gehen. Ich ging dann zum Herzog und blieb bei seinem Corps, dessen Zug bekannt ist und nicht weiter zu dieser Geschichte gehört.

Dörnberg.

X. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit

von Chr. von Rommel.

Apud Romanos suam plerique vitam narrare, fiduciam potius quam arrogantiam arbitrati sunt.
Taciti Agricola.

I.

1785—1804.

Ich bin zu Kassel am 17. April 1781 geboren. Mein im Jahre 1837 in seinem 84. Jahre als Generalsuperintendent und Oberhofprediger zu Kassel verstorbener Vater war das Muster eines sanften, menschenfreundlichen und aufgeklärten Geistlichen, welcher seiner zahlreichen Familie eine liebevolle, keinesweges pedantische Erziehung gab. Reich an Erfahrung und Weltkenntniß, ohne je sein hessisches Vaterland verlassen zu haben, war er auch wohl bekannt mit unserer speciellen vaterländischen Geschichte. Zu Homberg, dieser Wiege so mancher trefflichen Gelehrten aus der Reformationszeit, geboren, verweilte er gern bei seinem Liebling und Vorbild, Melanchton, der einst, auf seiner Reise nach Worms, in dem alterthümlichen Pfarrhause zu Kassel,

wo wir zuerst wohnten, den Dionysius Melander, Hofprediger des Landgrafen Philipp, besucht und dessen neugeborenem Kinde das Horoskop eines tapfern Arbeiters im Weinberge des Herrn gestellt hatte. Melanchton gerieth aber in nicht geringe Verlegenheit, als ihm Melander zurief: „Meister Philipp, es ist ja ein Mädchen.“

Noch näher lag uns die Lebensgeschichte des tapfern Zeugmeisters Hans Rommel, von welchem Landgraf Philipp selbst versichert, daß, wenn dessen Anschlag, den Kaiser Karl V. in seinem verschanzten Lager bei Ingolstadt zur rechten Zeit mit vereinter Geschützesmacht anzugreifen, nicht durch den Eigensinn des Kurfürsten von Sachsen verhindert worden wäre, der Schmalkaldische Bundeskrieg eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Dieser präsumtive Stammvater unserer Familie ist auch derselbe, der es im Jahre 1550, auf inständiges Bitten des Landgrafen Philipp, mit einigen entschlossenen hessischen Patrioten übernahm, seinen innig geliebten Landesfürsten aus der spanischen Gefangenschaft zu Mecheln zu befreien und, als dieser sonst so wohl angelegte Fluchtversuch durch die Schwatzhaftigkeit eines Narren misglückte, geächtet und flüchtig ein Opfer seiner Hingebung wurde (Lauze's Hessische Geschichte). Die vaterländischen Chronisten erwähnen auch eines Kurt Rommel, der im Jahre 1527 bei einer fürstlichen Hochzeit zu Weimar unter den turnierenden Rittern Landgraf Philipp's war; Landgraf Wilhelm der Weise stellt ihn in einer scharfen Ermahnung an seine leckerhaften, mit hessischem Landweine nicht zufriedenen Hofjunker unter den alten Biedermännern seines väterlichen Hauses als Muster der untergegangenen deutschen Sitteneinfalt auf (Hessische Geschichte V, 752).

Meine vor kurzem verstorbene 90jährige, mit 17 Kindern, 46 Enkeln und 25 Urenkeln gesegnete Mutter stammte in weiblicher Linie von einem Hugenotten Faucher ab, der, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, bei der schrecklichen Verwüstung der Pfalz im Jahre 1689 als Waisenknabe von Heidelberg bis Kassel wanderte und, unterstützt von der kurländischen Gemahlin des ruhmwürdigen Landgrafen Karl, sich zu der Stelle eines Dechants an der St.-Martinskirche emporschwang. Ich schreibe diesem Geblüte meine Vorliebe für französische Literatur zu, trotz des Abscheues, den mir meine Großmutter, bei welcher ich jeden Sonntag eine große Bilderbibel durchblättern mußte, gegen den vermeintlichen Gottesleugner Voltaire einzuflößen suchte.

Von der Mutter meines Vaters, einer geborenen Winter aus Hersfeld, weiß ich nur, daß sie einst während des Siebenjährigen Krieges die Ehre des Besuchs des Marschalls Broglio zu Homberg, zu einem in ihrem Hause veranstalteten Concert, mit einer zu frühen Niederkunft bezahlte. Ihre beiden nächsten Anverwandten waren der holländische Admiral de Winter, der uns seine Verwandtschaft im Jahre 1802 in einem auf der Rhede von Texel geschriebenen Briefe offenbarte und nachher in Paris kinderlos gestorben ist, und dessen Vetter, ein hannöverscher Soldat, dessen ich mich noch genau erinnere, wie er uns Kindern zuweilen in Kassel in einer abgeschabten rothen Uniform, hinter dem Ofen sitzend, seine Erlebnisse aus dem Siebenjährigen Kriege erzählte. Sein Hauptthema war die Schlacht bei Sandershausen unweit Kassel, wo er mit andern hannöverschen Jägern, auf den Bäumen versteckt, manchem französischen Officier das Lebenslicht ausgeblasen hatte.

Die ersten vier Jahre meiner Kindheit fielen noch

in die Regierungszeit des Landgrafen Friedrich's II., welcher, trotz seines Abfalls von der evangelischen Kirche, seiner Vorliebe für französische Pracht und Literatur und seines übermäßigen Soldatenstandes, sich doch durch seine persönliche Leutseligkeit und Toleranz, durch seine liberale Beförderung der Künste und Wissenschaften und durch die Verschönerung der Stadt Kassel die Zuneigung seiner Unterthanen verschafft hatte.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören die mit den hessischen Soldaten aus Amerika gezogenen schwarzen Tamboure, welche wir Kinder, wenn sie mit ihren glänzenden messingenen Halsbinden in der Fulda schwammen, für Pudelhunde ansahen; eine große Ueberschwemmung des Jahres 1784, wo wir, in kleinen Nachen die Bäckerladen besuchend, die damals so beliebten Salzkuchen einkauften, nach denen sich auch einst unsere berühmte kasselsche Landsmännin, die Sängerin Mara, nach einer 40jährigen Abwesenheit so eifrig erkundigte (Großheim's Leben der Künstlerin Mara, 1819); und der große Brand des alten kasselschen Opernhauses, wo wir unter dem Schutte der verbrannten Garderobe die goldenen und silbernen Tressen jener römischen Imperatoren erblickten, welche auf dem Elephanten des Landgrafen Friedrich's im Getümmel der Schlachten italienische Bravourarien sangen. Ein Hauptgegenstand unserer Neugierde war das alte, mit Alterthümern jeder Art angefüllte Kunsthaus, an welches ein vaterländischer Novellendichter einige Scenen aus der Franzosenzeit des Siebenjährigen Krieges geknüpft hat (s. Döring's Kunsthaus, 1831), und der benachbarte, mit einem unterirdischen Gange versehene Zwerenthurm. Hiermit verband man die abenteuerliche Sage von der eisernen Jungfrau und dem letzten Opfer derselben, einem hessischen Edel-

mann, welcher zur Zeit der Conversion des Erbprinzen Friedrich den alten Landgrafen Wilhelm VIII. durch vergiftete Erdbeeren habe aus dem Wege räumen wollen. Nach andern Nachrichten soll damals ein hessischer Staatsverbrecher mit Hilfe eines hannöverschen Gesandten in Wien geheimnißvoll arretirt und nach mannichfachen Umwegen in einem hannöverschen Waldschlosse eingesteckt worden sein (Hamburger Adreß-Comtoir 1807, Stück 87. Allgemeiner Deutscher Anzeiger 1807, 73).

Es war damals die Zeit der Freimaurer, der Illuminaten, der enthusiastischen Aufklärungsapostel und jener politischen Projectenmacher, welche ihre eigennützigen Absichten auf die Leichtgläubigkeit deutscher Höfe gründeten. Schlieffen, Landgraf Friedrich's einflußreichster Minister und General, welchem Kassel die Berufung Johannes Müller's, Forster's, Sömmering's, Baldinger's, Runde's und anderer ausgezeichneter Gelehrten verdankt, schildert uns in seinen Memoiren (Berlin 1830, II, 180) die polnischen Abenteurer, welche im Jahre 1771 nahe daran waren, die Schätze des Landgrafen Friedrich gegen leere Hoffnungen der polnischen Krone einzutauschen („Mostowsky, Woiwode von Posen, ein weltkenntnißloses Geschöpf von altsarmatischer Roheit, Kanupka, ein durchtriebener polnischer Jesuit, der sich den falschen Namen Salini beilegte, und der Graf Bollo, ein genuesischer Windkrämer"). Strieder erwähnt in seiner Hessischen Gelehrten-Geschichte des Marquis de Luchet, des Panegyrikers Voltaire's, der mit seinem kriechend-schmeichlerischen Adjunct, einem Marquis de Nerciat, sich längere Zeit in Kassel aufhielt und als Director der landgräflichen Bibliothek die lächerlichsten Beweise einer grenzenlosen Unwissenheit gab. Der, unter dem Namen Benjamin Noldmann's, von

Knigge herausgegebenen lästerlichen Geschichte der Aufklärung in Abyssinien liegt der abenteuerliche Roman eines aus Amerika nach Kassel gezogenen afrikanischen Mohrenprinzen zu Grunde, der, nachher in sein Vaterland zurückberufen, dort den Thron seiner Väter bestiegen haben soll. Im Jahre 1779 trat ein bisheriger Lichterzieher und Conditor unter dem Namen Fogora Parus als Prinz von Visapour und als Janitscharenchef des Königs von Georgien auf. Vor mir liegt noch ein französischer Revers, worin dieser Abenteurer einem kasselschen Arzte, Namens Speyer, 5000 Dukaten jährliche Besoldung verspricht, wenn er ihm bis Georgien folgen wolle.

Ich übergehe meine erste Jugenderziehung, welche in physischer und moralischer Hinsicht sehr zwanglos war. Mein Vater gewöhnte uns frühzeitig an einfache Speisen, frisches Wasser und kalte Waschungen, deren regelmäßigem Gebrauche er selbst seine langjährige Gesundheit zu verdanken hatte. Ich war der beständige Begleiter seiner häufigen Spaziergänge und kurzen Landreisen in den schönen Umgebungen der Stadt Kassel; ein Hauptfest war es für mich, wenn ich bei den kirchlichen Visitationen die von sechs Bauerpferden gezogene alte Superintendentenkutsche besteigen und der Einführung der Prediger beiwohnen durfte. Damals, wo mich mein Vater stets auf den weiten Gürtel blauer Gebirgszüge, auf die fruchtbaren Thalebenen der Diemel, Edder und Schwalm, auf die zahllosen Basaltkegel und zerfallenen Ritterburgen des hessischen Niederlandes aufmerksam machte, sog ich auch zuerst die unauslöschliche Liebe zu dem biedern, in der harten Arbeit des Kriegs und des Friedens unverdrossenen Landmann ein, dessen kräftige hohe Gestalt und das über das sonnengebrannte Ge-

sicht lang herabhängende Haar an die alten Chatten erinnerte, von denen die Hessen noch heute mit Stolz sich die Abkömmlinge nennen.

Mein Vater, der von sieben Söhnen wenigstens einen der Theologie widmen wollte, hatte mich (den zweiten) hierzu auserlesen; meine angeborene Redseligkeit, die unausgesetzte Bereitwilligkeit, womit ich ihn stets zum Kirchenbesuch (in der Sacristei der Hofkirche) begleitete, späterhin, als er mich selbst mit den Anfangsgründen der hebräischen Sprache bekannt machte, mein täglicher Fleiß in dem Uebersetzen der hebräischen Psalmen (wozu im Winter die frühesten Morgenstunden angewandt wurden) bestärkten ihn in der Hoffnung, daß ich einst der Erbe seines eigenen wohlerworbenen Ruhms in der Kanzelberedtsamkeit werden würde. Er führte mich auch zu einem in der arabischen Sprache wohlbewanderten Candidaten der Theologie, Namens Wiskemann, der, in einem dunkeln Kämmerlein des Brincks (so heißt eine uralte Straße der kasselschen Altstadt) kümmerlich lebend, dennoch mit den besten, theuer erkauften Hilfsmitteln der orientalischen Sprachen versehen war. Schon in meinem funfzehnten Jahre waren mir Lockman's arabische Fabeln und die in der Chrestomathie von Michaelis enthaltenen trefflichen Gedichte der Moallakath so weit geläufig, daß ich mit Hilfe des Wörterbuchs von Golius einen Vorgeschmack von dem ungeheuern Reichthum dieser unerschöpflichen Sprache gewann.

Das von Landgraf Friedrich II. gestiftete Lyceum war die Pflanzschule der hessischen Gelehrten; an der Spitze derselben stand der allen seinen Schülern unvergeßliche Rector Richter, ein Sachse, ein fein gebildeter, geschmackvoller Philologe, welcher zugleich das Geheim-

niß besaß, Liebe und Achtung für seine Person und für die Wissenschaft, die er lehrte, zu erzeugen und das Feuer der Aemulation zu unterhalten. Der verhängnißvolle Sonnabend, wo das Ergebniß lateinischer Exercitien über den Rang in den Classen entschied, war nicht selten ein Gegenstand meiner Träume, meiner Gelübde und meiner Gebete. Mein Lieblingsschriftsteller blieb Cicero, dessen patriotische Donnerreden uns mit dem damals noch unschuldigen Ideal einer Republik, einer freien, naturgemäßen Entwickelung aller bürgerlichen und heroischen Tugenden, erfüllten. Von der Bedeutung der unterdessen ausgebrochenen französischen Revolution hatten wir nicht den geringsten Begriff. Ich erinnere mich nur noch des Abscheues, welchen die uns in der Schule angekündigte Hinrichtung Ludwig's XVI. und die Zerfleischung der bildschönen Prinzessin Lamballe in uns erweckte, und des rührenden Eindrucks meines ersten französischen Lehrers, eines emigrirten Grafen, der sich mit seiner Frau und seiner Schwägerin kümmerlich ernährte (sie theilten mit uns Schülern den mit einer elenden Sparlampe versehenen Arbeitstisch) und die liebenswürdigste Resignation in philosophischer Heiterkeit mit der genauesten Beobachtung seiner Schulstunden verband. Sein Gegenstück war ein aufgeblasener Marquis, der stets mit Geräusch in einer prächtigen, von zwei Bologneserhunden angebellten Equipage zu den damals durch den italienischen Gesang der Fräulein D'Aubigny (Engelbronner) ausgezeichneten Concerten des alten Stadtbaues fuhr. Der abgesagteste Feind der französischen Revolution war unser Landesfürst Wilhelm IX., welcher gleich nach dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne und der glücklichen Einnahme von Frankfurt nichts versäumte, um einen Pest-

cordon gegen deutsch-französische Wühler zu ziehen und seinen Unterthanen einen recht gründlichen Haß gegen Demagogen und Jacobiner einzuflößen. Die Eisen-gefangenen wurden in Kassel eine Zeit lang in französische Pantalons und runde Hüte gesteckt und ein göttinger Professor (Bouterwek) erregte gewaltiges Aufsehen, als er in einer solchen Tracht der kasselschen Wachtparade beiwohnte.

Wilhelm IX., der, von seiner trefflichen Mutter Maria von Großbritannien streng protestantisch erzogen, sich seit 1764 als Graf von Hanau bedeutende Verdienste um diese Provinz erworben hatte — gute Landstraßen und deren Bepflanzung, schöne und nützliche Gebäude, die Zeichenakademie, das Wilhelmsbad, Verbesserung des Armenwesens und des Staatshaushaltes waren sein Werk — galt damals für einen der besten deutschen Landesregenten. An die Stelle einer laxen, verschwenderischen, durch Günstlinge geschwächten Regierung war Ordnung, Präcision, eine auf alle Beamte rückwirkende fürstliche Thätigkeit und eine zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits nothwendige Sparsamkeit getreten. Die Amtspachtungen, eine Geisel des Landmanns, das verderbliche Lottospiel, die Tortur und andere Ueberbleibsel der Justizbarbarei wurden abgeschafft. Die Urbarmachung nutzloser Huten und Wüstungen, eine zeitgemäße Verminderung der Frohndienste, neue Holzpflanzungen, verbesserte Fruchtbaumzucht, ein billiges Abgabensystem, strenge, ungehinderte Justiz, mannichfache Anstalten der öffentlichen Gesundheitspflege, neuer Aufbau heilbringender Brunnen (zu Schwalheim, Hofgeismar und Nenndorf), geschmackvolle Anlagen in der Hauptstadt und am Karlsberg zeichneten die ersten ungetrübten Jahre dieses patriarchalischen, späterhin allzu

stabilen und der Ideenrevolution unsers Jahrhundert nicht mehr gewachsenen Fürsten aus[1]).

Im Jahre 1799 wurde ich auf die Universität Marburg geschickt, welche durch die Versetzung der ausgezeichnetsten Lehrer des eingegangenen Carolinum zu Kassel zu einer ungewöhnlichen Blüthe gestiegen war. Ich wohnte in der klosterartigen Wohnung des ersten Lehrers der Gottesgelahrtheit und Pädagogiarchen, Arnoldi, eines würdigen Enkels des großen Orientalisten Schultens zu Leyden, der mit einer classischen Bildung und Correctheit in Allem, was er schrieb und sprach, und einer strengen, würdevollen Haltung eine seltene Humanität verband. Seinen Haushalt führte, neben einer alten gutmüthigen und gesprächigen, aber häßlichen Frau, eine zwar nicht mehr blühende, aber äußerst kluge, gewandte und einem jungen, ganz unerfahrenen Menschen, wie ich war, sehr gefährliche Nichte. ... Gleich nach meiner Ankunft fand ich einen gereimten Brief der Dichterin Philippine Engelhard, einer Freundin unsers väterlichen Hauses, worin sie mir, bei Uebersendung des Bildes ihres Vaters, des berühmten göttinger Historikers Gatterer, denselben zum Vorbilde empfahl.

Du zogest hin zum Sitz der Wissenschaft,
Wo viele laut der Jugend Regeln lachen,
Und wilde Freiheit sich zum Götzen machen.
Dein stiller Werth entwaffne ihre Kraft.
Bleib fern vom Kreise,
Den Jugendfeuer und starker Trunk durchglüht,
Wo bald die Einigkeit und gute Sitte flieht.

---

1) Vergleiche die 1792 erschienene Schrift: Ueber Wilhelm IX. und dessen sechs erste Regierungsjahre, und die von mir 1822 herausgegebene Uebersicht: Wilhelm I., Kurfürst von Hessen.

Dafür erwähle einen treuen Freund,
Der froh und klug weit mehr ist, als er scheint,
Ihm reiche, wenn die Prüfung droht, die Hand,
Wie einst Ulysses an des Meeres Strand u. s. w.

Ich kann nicht sagen, daß diese Apostrophe spurlos an mir vorüberging, und daß ich mein erstes Universitätsjahr erfolglos hingebracht hätte. Denn ich fand großes Behagen an den Vorlesungen meiner Lehrer, besonders an Arnoldi's trefflicher Erklärung des Jesaias, an Hartmann's arabischer Grammatik, an Friedrich Creutzer's gemüthvoller Entwickelung der altgriechischen Geschichtschreiber, selbst an dem trockenen Abriß der Universalhistorie des alten Curtius. Ich übte mich und meinen lateinischen Styl in der Nachbildung und Zurückübersetzung der ethischen Werke Cicero's. Ich war auch, trotz der Warnungen meiner Großmutter, ein großer Vrrehrer Voltaire's, besonders seiner Mélanges de littérature et de philosophie, deren pikante Wendungen mich ergötzten und aus denen ich nicht Religionsverachtung, sondern Enthusiasmus für die Aufklärung des Menschengeschlechts sog. Ich besuchte nur ein mal einen jener rohen, weindurchglühten Studenten-Commerse, wo die schwarzen Brüder mit gezogenem Hieber den Landesvater commandirten. Ich ließ mir, als ich einst bei nächtlicher Rückkehr von meinem ehrwürdigen Hauswirth an der Thür empfangen wurde, dessen ernste Miene und Haltung (es war der treffliche Commentar zu des Rector Richter's classischer Abhandlung de silentio diserto) zur Warnung dienen. Aber diesem Mentor zur Seite stand jene reizende Nichte, ganz geeignet, die fromme Schüchternheit eines platonischen Jünglings zu besiegen. Und wer weiß, welchen Sirenen ich noch anheimgefallen wäre, wenn nicht mein sonst so nachgiebiger,

aber, wo es galt, energischer Vater mich plötzlich in ein neues Feld geworfen hätte.

Ich zog im Anfang des Jahres 1800 zur Universität Göttingen, welche damals durch einen seltenen Verein großer Gelehrten, durch eine ungehinderte literarische Freiheit und ihre, jedem Wißbegierigen zugängliche, auserlesene und geschmackvolle Bibliothek auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand [1]). Hier, wo ich aus dem engen Kreise der theologischen Propädeutik allmälig herausging (Eichhorn's großartige Einleitung in die Schriften des Alten Testaments führte mich schon in den Vorhof der allgemeinen Literatur- und Weltgeschichte), hier, wo mein erwachter Geist einen unendlichen Spielraum für meine Wißbegierde ahnete, eröffnete sich mir eine neue Welt: der unerschöpfliche Schatz der Griechen und Römer durch Heyne; die Betrachtung der alten und neuen Weltgeschichte und der allgemeinen Länder- und Völkerkunde durch Eichhorn, Schlözer und Heeren; die Anschauung der Natur durch Blumenbach.

Aber mein Hauptlehrer blieb Heyne, der eigentliche Regent dieser Universität, der mich unter seine Esoteriker, in das philologische Seminarium aufnahm, dessen geistreiches Forscherauge sich vom Katheder herab so oft

1) Während meines ersten Aufenthalts in Göttingen besuchte auch Goethe die dortige Bibliothek zu einem seiner naturhistorischen Hors d'oeuvres. Ich sah ihn fast täglich mit seinem etwa achtjährigen Sohne in einem sehr nachlässigen Costüme vorbeiwandern, hörte aber, wie elegant er des Abends in den Soireen bei Blumenbach erscheine. Den alten Heyne hatte er bei dem ersten Besuche durch ein scherzhaftes, unter archäologischen Gesprächen eine Zeit lang fortgeführtes Incognito mystificirt. Ich war auch bei der abendlichen Studentenovation in der Allee, die ihm, eben weil sie polizeiwidrig war, im Contrast zu der weimarischen Philisterhaftigkeit so viel Freude machte. (Vergl. Eckermann's Gespräche mit Goethe.)

liebevoll auf mich richtete, dessen zuweilen abstoßendes, herrisches Wesen, wenn er, einem gebannten Orakel gleich, aus seinem mit unzähligen Papieren beladenen Arbeitszimmer heraustrat, mich niemals abschreckte, dem ich einst mit Thränen im Auge gestand, daß ich die große in mir vorgegangene ästhetische Veränderung (einen mir bisher ganz fremden auf die Schönheit der Form gerichteten Sinn) seinen archäologischen Vorlesungen und der Erklärung der unvergleichlichen Kunstwerke des classischen Alterthums verdanke. Einflußreich auf meine Studien war es auch, daß ich, in der Nähe der Bibliothek, Heyne gegenüber wohnte und in der Benutzung der frühesten Morgenstunden mich ganz nach seinem Muster richtete. Er war es, der meine ersten literarischen Arbeiten, Bewerbungen um die Preise der philosophischen Facultät, förderte. Es galt zuerst eine Beschreibung Arabiens nach Abulfeda.

Der arabische Text dieses im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu Hamat in Syrien lebenden, noch immer unentbehrlichen Geographen und Historikers (dessen moslemische Annalen stets eine Hauptquelle der arabischen Geschichte waren) sollte nach den besten Ausgaben übersetzt, dessen unordentliche aus Randbemerkungen zu seinen mathematischen Ortsbestimmungen bestehende Beschreibung der Hauptorte Arabiens systematisch geordnet, allenthalben nach den besten orientalischen und occidentalischen Quellen eine fortlaufende Erklärung und Ergänzung hinzugefügt werden. Alles dies in gedrängter lateinischer Darstellung und binnen Jahresfrist. Nichts gleicht der leichtsinnigen Zuversicht, womit ich, der kaum Zwanzigjährige, diese von Eichhorn schon einmal vergebens aufgestellte, von allen Mitbewerbern nach und nach verlassene Aufgabe übernahm.

Nach einem gewaltigen Anlauf, wobei ich täglich fast 12 Stunden mit Excerpten aus den Quellenschriftstellern von Moses bis Niebuhr zubrachte, selbst bei der Mittagsmahlzeit mich mit Landcharten umgab und des Nachts von Mecca und Medina träumte, entstand eine plötzliche Ermattung, eine vierwöchentliche Augenkrankheit (durch den freundlichen, alten, stets mündener Zwiebacke kauenden Strohmeyer geheilt) und die trostlose Ueberzeugung, daß ich einen Hauptzweck dieser Arbeit, nämlich die Aufstellung der den Griechen und Römern unbekannten nationalen arabischen Provinzen und ihrer inneren Grenzen, nach dem Texte des Abulfeda selbst nicht wohl erreichen könnte. Aus dieser verzweifelten Krisis rettete mich ein weiser Spruch des alten Sultans selbst: Quod totum non scitur, tamen neque totum praetermittatur, das heißt: „was du nicht ganz erfassen kannst, sollst du deshalb nicht ganz bei Seite legen." Dies meiner Abhandlung vorgesetzte Schlagwort warf ich zugleich einem neben mir wohnenden, mich stets entmuthigenden Kameraden entgegen, der als zuversichtlicher Bewerber um eine juristische Preisfrage mich jeden Morgen durch sein unseliges Motto: quod quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est, ärgerte. Der 4. Juni 1802, das Geburtsfest des Königs Georg III., war der ersehnte Tag, der meine Anstrengung krönte. Denn während mein vorwitziger juristischer Freund schon während der akademischen Feierlichkeit, alsbald nach Verkündigung seines Verdammungsurtheils, verschwand und sich stehenden Fußes in seine Heimat an der Lahn begab (er ist nachher ein tüchtiger Professor der römischen Jurisprudenz zu Jena geworden), empfing ich aus dem Munde des Professors der Beredtsamkeit ein sehr schmeichelhaftes Lob der Facultät,

und des Abends bei dem herkömmlichen Festmahl, zu meiner innigen Freude, einen Ehrensitz neben den drei Grazien der Georgia Augusta. Ich muß nämlich bei dieser Gelegenheit bekennen, daß ich, trotz meines literarischen und ethnographischen Eifers, dennoch zuweilen in meiner unbestimmten liebevollen Sehnsucht aus Marmontel's Phantasiebecher (Les quatre flacons) trank.

Blumenbach übernahm es, meine Preisschrift zweien der berühmtesten Orientalisten des Auslandes, Sir William Ouseley, dem Schüler und Freunde des großen Jones in Calcutta, dem Herausgeber der Asiatic researches und der Oriental collections, und Sylvestre de Sacy zu Paris, zu übersenden. Sir William, damals in London, antwortete mir verbindlich aus Lloyd's Kaffeehaus, und habe ich es hauptsächlich dieser Bekanntschaft zu danken, daß mir dessen Bruder, Sir Gore Ouseley, der um die orientalische Literatur und um die Bibelgesellschaft hochverdiente Gesandte in Persien und Rußland, späterhin in Petersburg die ersprießlichsten Gefälligkeiten leistete. Sylvestre de Sacy lieferte die ausführlichste Recension meiner Preisschrift (in Millin's Magazin encyclopédique, 1803), überschickte mir seit der Zeit seine kleinen orientalischen Schriften sous bande, und seiner Empfehlung verdankte ich bei einem spätern Aufenthalte in Paris die freundlichste Aufnahme auf der königlichen Bibliothek. Um diese Zeit kam Seetzen aus Gotha (wo noch seine orientalischen Handschriften großentheils ruhen) nach Göttingen, sich auf seine große arabische Reise vorzubereiten. Seinem Wunsche gemäß setzte ich einige wichtige zweifelhafte Punkte der arabischen Erdbeschreibung in der Form von Fragen auf, welche er nachher in Arabien selbst nicht unberücksichtigt

ließ. (Vergl. Bertuch's Geographische Ephemeriden, Band XIV, Stück 1, und Zach's Monatliche Correspondenz, 1804—10.) Er erinnerte sich meiner kurz vor seinem durch die Habsucht des Imans von Sanah herbeigeführten frühzeitigen Tode (er hatte nämlich des alten Niebuhr's Rathschlag versäumt, in Arabien nicht als Grand seigneur mit dem Pompe werthvoller Sammlungen, sondern als unansehnlicher Arzt zu reisen) und löste insbesondere meine Frage über Midian, die arabische Heimat Jethro's, des Schwiegervaters Mosis. Ich fuhr auch in den folgenden Jahren fort, meine arabischen Erörterungen in Bertuch's Ephemeriden und in der Halleschen großen Encyklopädie niederzulegen. Die Richtigkeit der von mir nach Abulfeda und andern arabischen Geographen entdeckten und aufgestellten einheimischen Provinzial-Abtheilung und somit die Grundlosigkeit der von den Griechen herrührenden Eintheilung eines steinigten, wüsten und glücklichen Arabiens wurde allmälig anerkannt (s. Hassel's und Gaspari's Erdbeschreibung und Ritter's Asien); und neben dem sogenannten steinigten (Peträischen) und wüsten Arabien konnte vor allem das sogenannte glückliche Arabien des Eratosthenes (bei Strabo) nicht mehr bestehen. Denn abgesehen davon, daß diese große südliche arabische Provinz, neben ihren im Alterthum verherrlichten Spezereiländern, gerade die größten Wüsten des Binnenlandes enthält, beruht die ganze Benennung auf einer falschen Uebersetzung des arabischen Wortes Jemen (Jaman); so heißt nämlich das in der Richtung nach Osten zur rechten Seite der Kaaba in Mecca, des arabischen Mittelpunktes der Welt, liegende Land im Gegensatz zu dem links gelegenen Lande Sham (Syrien). Von Arabien führte mich mein ethnographischer, auf die Wiegen der Menschheit gerichteter

Eifer im Jahre 1803 zu dem Kaukasus, diesem schon im grauen Alterthume berühmten Durchgangspunkte der asiatischen und europäischen Völker, dem Ursitze des althebräischen Paradieses, dem Sagenkreise des Prometheus, Deukalion's und Jason's, dem undurchdringlichen Asyl und Bollwerk unzähliger von Cyrus, Alexander und Schach Nadir vergebens bekriegter barbarischer Bergbewohner. Die philosophische Facultät zu Göttingen verlangte vorerst nur einen Commentar zu der äußerst lehrreichen kaukasischen Beschreibung des Kappadoziers Strabo, der bekanntlich in dem XI. Buche seiner Geographie den Isthmus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere (den Kaukasus im weitern Sinne des Wortes) mit der Genauigkeit eines Nachbars und eines Augenzeugen schildert. Gewohnt, alle Sprachstudien als ebenso viele Thore zum Tempel der allgemeinen Länder- und Völkerkunde zu betrachten, ergriff ich diese Gelegenheit, um noch einmal in den Prachtwerken der europäischen und asiatischen Reisebeschreibungen zu schwelgen, deren Quintessenz ich zu meinem Commentar auszog. Ich hatte zwar das Misgeschick, diesmal einem jungen Hannoveraner (Lünemann) nachgesetzt zu werden, welcher, nach der Intention des Preisaufgebers Heeren, die Handelswege des Phasis und Cyrus (Rhion und Kur) besser berücksichtigte, als ich; ließ mich aber nicht abhalten, meine mit dem Accessit versehene Abhandlung (unter dem Titel Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio, commentario perpetuo illustrata) auf eigene Unkosten bei Crusius in Leipzig drucken zu lassen. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!

Ich erwähne hier vorläufig, daß unser größter und vielseitigster Geograph, welcher dieser Wissenschaft so viele verwandte Kenntnisse dienstbar gemacht hat, Ritter

in Berlin, mir späterhin in seiner Erdkunde von Asien hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, und man wird auch weiter unten erkennen, welche Früchte ich seither aus meinen kaukasischen Studien und Excerpten zu ziehen wußte. Damals, wo unter Kaiser Alexander eine neue Sonne über dem russischen Reiche aufging, begann man schon, junge deutsche Gelehrte für die neugestiftete Universität Charkow zu werben. Der Antrag, den mir deshalb Hofrath Meiners, als Bevollmächtigter des russischen Ministeriums, im Jahre 1803 stellte, war mir, dem Zweiundzwanzigjährigen, sehr schmeichelhaft; ich war aber noch weit entfernt davon, ihn anzunehmen und mein stilles Museum der göttinger Bibliothek gegenüber zu verlassen. Heyne wollte mich als Begleiter eines Herrn von Campenhausen nach Italien schicken. Ich war auch hierzu nicht in Bewegung zu bringen.

Es fehlte mir weder an heiterer Laune, noch an ausdauernder, durch keinerlei Ausschweifung getrübter Gesundheit, und eine genaue Abtheilung und Stufenleiter meiner Arbeitsstunden machte es mir möglich, binnen drei Jahren (1800—1803) nicht nur mich mit zwölf alten und neuen Sprachen, zum Behuf jener Preisschriften, zu beschäftigen, sondern auch eine Menge kleiner Aufsätze (mit denen ich meistens am frühen Morgen niederkam) für auswärtige Zeitschriften zu bereiten.

Mein Doctorexamen bestand ich, auf eine noch jetzt mir unbegreifliche Weise, gerade zu derselben Zeit, wo die prächtige Inauguration des ersten Kurfürsten von Hessen nicht nur meine Vaterstadt und die ganze Umgegend, sondern auch alle in Göttingen studirende Hessen — mich allein ausgenommen — in Bewegung setzte (14. Mai 1803). Es war der ganze ehrwürdige Senat

der philosophisch-literarischen Facultät, der mich ins Gebet nahm. Ich kam jedoch schon leichten Kaufs davon, weil Eichhorn, als Decan, mit einer Frage über die Mahommedanische Revolution begann, die ich, hier ganz zu Hause, auf das ausführlichste beantworten konnte, und weil meine beiden Hauptexaminatoren, Heyne und Schlözer, damals in einem literarischen Conflict standen, der mir eine lavirende Stellung sehr erleichterte. Kaum hatte nämlich Schlözer, der große Kenner aller barbarischen Nationen, in seinen an mich mit kaustischer Miene gerichteten Fragen seine Herabsetzung der kleinen griechischen Völker und ihrer Kaziken, und seinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit Herodot's, des Vaters der Geschichte, durchblicken lassen, als Heyne, der eifrige Verehrer der feinern hellenischen Cultur und ihrer Geschichtschreiber, mit ungemeiner Lebhaftigkeit mit den Worten einfiel: Iterum de Herodoto quaeramus, und mich in den Stand setzte, nach Beseitigung der Sarmaten und Scythen, zwischen den bewährten autoptischen und den auf bloses Hörensagen gegründeten Erzählungen des Vaters der Geschichte zu unterscheiden, und der überraschenden Entdeckungen neuerer Reisenden zu erwähnen, wodurch so viele für fabelhaft gehaltene asiatische und afrikanische Nachrichten Herodot's ihre Bestätigung erhalten haben. Ich ward mit allgemeiner Zufriedenheit entlassen. Gleich glücklich ging die öffentliche Doctordisputation von Statten, welche damals noch keine abgekartete leere Formalität war. Meine Hauptopponenten waren Wilcken, der mit mir bei Tychsen ein persisches Privatissimum besucht hatte, und der gutmüthige, nachher als Professor der Theologie nach Norddeutschland versetzte Meyer. Um sie im voraus zu entwaffnen, hatte ich ihnen ihre vermuthlichen Gegensätze und meine Ver-

theidigung kurz vor dem Abzug zur Disputation vorgelesen, worauf sie, überrascht, keine Zeit mehr fanden, sich mit neuem Disputationsgeschütz zu versehen. So in Göttingen habilitirt [1]), begann ich nun allmälig, aus der Schule in die Welt einzutreten und neben den todten auch die lebendigen Folianten und Quartanten zu begrüßen. Ohne Rücksicht auf Facultätswissenschaften (denn ich hatte stets eine große Abneigung gegen engherzige, zunftmäßige Absonderung), besuchte ich der Reihe nach fast alle Koryphäen der Georgia Augusta: Ammon, dessen hinreißende Kanzelreden ich nie versäumte, Planck, dessen schwäbischer Dialekt der Ausdruck der reinsten Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit war, Pütter, den damals schon altersschwachen Repräsentanten des heiligen römischen Reichs, Martens, den diplomatischen Staatsrechtslehrer, Schlözer, bei dessen kunstreicher Gattin ich Villers, den hochherzigen Lobredner der deutschen Reformation und Litteratur und der von den Franzosen bedrohten Universitäten, kennen lernte. Selbst Osiander's Entbindungshaus, Richter's, des berühmten Wundarztes, Stichelreden gegen die sylbenstechenden Philologen, und des mit einer zahlreichen Katzengesellschaft versehenen Anatomen Wrisberg's geschwätzige Ruhmredigkeit hielten mich nicht ab, ihren lehrreichen Erzählungen ein williges Ohr zu leihen. In vertrauterm Verhältniß stand ich mit Mitscherlich, der mich mit einigen liefländischen jungen Edelleuten zu seiner sonntäglichen Kegelbahn, des Abends nach Tisch zu

1) Ich erwähne hier im voraus, daß es mir 1853 vergönnt worden ist, das funfzigjährige Jubiläum meines göttinger Doctorats in ungeschwächter Gesundheit unter den herzlichsten Glückwünschen naher und ferner akademischer Freunde zu feiern; wobei mich die Georgia Augusta mit einem erneuerten Diplom erfreute.

einem freundlichen L'hombre zuließ. In jeder Woche war auch eine Abendstunde meinem Nachbar Beckmann gewidmet, welcher sein ökonomisches Lehramt so praktisch ausübte, daß er nach jeder Friedenspfeife die gebrauchten Fidibus sorgfältig aufhob. Ich erröthete jedes mal, wenn er, in Gegenwart seiner klugen und redseligen Frau, seine große Unbekanntschaft mit der schönen Literatur und seine Eifersucht oder gekränkte Eitelkeit gegen Klopstock verrieth, welcher ihn einst in Altona à la Piron (le poëte prend son rang) behandelt hatte. Sie dagegen unterhielt mich desto besser von den kurz vorher in Göttingen studirenden britischen Prinzen, welche einst auf dem Markte den ganzen Eiervorrath einer jungen Bäuerin zerbrochen, aber reichlich vergütet hatten u. s. w. und gab mir den nachher treulich befolgten Rath, so spät als möglich zu heirathen, um recht lange der willkommene Gast aller mit Töchtern gesegneten Hausfrauen zu sein. Ich wurde ein fleißiger Besucher der Soirées bei Martens und Pütter und der Concerte von Forckel, dem Schüler Sebastian Bach's, dessen Geschichte der Musik bei den Griechen und Römern zu dem Kreis meiner Studien gehörte. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich eines damals in Göttingen studirenden Prinzen, welcher seine Liebe für die schönen Künste und Wissenschaften nachher auf einem süddeutschen Throne im vollsten Maße bethätigt hat. Ich erinnere mich stets mit Vergnügen des unverdrossenen Fleißes, womit dieser seltene Musensohn, die Studentenmappe unter dem Arm, in Begleitung seines Hofmeisters, eines vollkommenen Weltmannes (von Kirschbaum), die Collegia besuchte, und mit welchem Wohlwollen er allenthalben, wo er mich traf, ein scherzendes Wort an mich richtete; besonders wenn ich die Ehre hatte, mit ihm bei den Damen in

Collision zu kommen. Ein ganz eigenes Interesse hatte für mich ein damals verbreitetes Gerücht, daß dieser hoffnungsvolle Fürstensohn sich mit einer russischen Prinzessin vermählen werde. Denn wenn ich gleich den oben erwähnten ersten Ruf nach dem südlichen Rußland nicht angenommen hatte, so erregten doch die großen Anstalten, welche Kaiser Alexander für seine Landesuniversitäten traf, und die herablassende Art, womit er mir für die Uebersendung meines Kaukasus hatte danken lassen, frühzeitig meine Aufmerksamkeit auf jenes unermeßliche Reich. Sehr belehrend war für mich die Bekanntschaft mit einem jungen talentvollen Franzosen, dem zum Studium der alten griechischen und deutschen Sprache nach Göttingen gezogenen und an Heyne empfohlenen Sohne des berüchtigten Malers David. Wir pflegten, mehr springend als gehend, den göttinger Wall zu umkreisen, wo er mich bald mit der Darstellung moderner frivoler pariser Komödien, bald mit schauerlichen Revolutionsgemälden unterhielt. Mit ergreifender Wahrheit schilderte er Mirabeau's und Vergniaud's Donnerreden, und wie der furchtbare Danton vor jedem oratorischen Ausbruch mit gesenktem Haupte in der stillen Wuth eines gereizten Löwen einige male auf der Rednerbühne auf- und abgeschritten sei. Er gestand mir selbst, daß sein Vater, der Freund Robespierre's, seine besten sanguinären Studien auf dem Revolutionsplatze vor der Guillotine gemacht habe. Der junge David war schon damals, als Schüler Villoison's, der neugriechischen Sprache mächtig, und ich zweifle nicht, daß er derselbe bei dem Anbeginn der griechischen Revolution oft genannte smyrnaische Consul ist, welcher durch Aufnahme verfolgter Flüchtlinge einen so menschenfreundlichen Gebrauch von seiner Stellung gemacht hat. Zu meinen

Uebungen in der italienischen und englischen Sprache bediente ich mich anfangs zweier Sprachlehrer, die in allen übrigen Fächern eine entschiedene Unwissenheit besaßen, eines Italieners Namens Rossi, eines kleinen, mit einer außerordentlichen Nase begabten Männchens, der nie ohne Triller und Gesang bei mir eintrat und, statt des baaren Honorars, welches bei ihm nicht gut angewandt war, regelmäßig mit einer Portion Kaffee vorliebnahm; und eines alten armen Engländers Namens Brown, welcher, statt der gedruckten Bücher, nur einige alte abgeschriebene Bühnenstücke besaß. Ich schloß mich auch einem jungen talentvollen, etwas schwärmerischen, leider zu früh verstorbenen Philologen Namens Glandorf an; wir lasen Tasso und Pope's Abelard und Heloise; Pindar, der uns beide bei Heyne zusammengeführt hatte, war sein Lieblingsdichter.

Willst du, o Freund, die erhabenen Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

So lautet das Stammbuchblatt eines meiner andern Jugendfreunde, eines stets heitern und rüstigen Deutschrussen aus Riga (Heinrich Broße), dessen ich hier erwähne, weil er späterhin in Rußland mir und meinem gefangenen Bruder (jetzt General in preußischen Diensten) die geringen Freundschaftsdienste, welche ich ihm in Göttingen leistete, reichlich erwidert hat. Denn während meines ganzen Lebens habe ich öfters den verborgenen Weg der göttlichen Vorsehung bewundert, welche uns früher oder später eine fast unerwartete Ernte dessen zuführt, was wir in gutem Glauben gesäet haben.

Schon hatte mir Heyne zu meinen Privatvorlesungen, besonders über Homer, einige treffliche Musensöhne (unter ihnen einen Grafen Henkel von Donnersmark) zugewiesen, schon glaubte ich mich ganz der Georgia Augusta, wo man mir ein Assessorat in der philosophischen Facultät zudachte, widmen zu können, als das Jahr 1804, wo mich der Kurfürst bei einer Durchreise in dem Posthause zu Göttingen zu sich entbot und mit herablassender Huld entließ, meiner Laufbahn plötzlich eine andere Wendung gab. Die Berufung des akademischen Senats zu Marburg zu einer ordentlichen, mit Sitz und Stimme in der Facultät verbundenen Professur der Beredtsamkeit und der griechischen Sprache war für den Ehrgeiz eines dreiundzwanzigjährigen Philologen zu schmeichelhaft und meinen nun plötzlich wieder erwachenden vaterländischen Sympathien zu sehr entsprechend, als daß ich nicht, trotz der freiesten und hoffnungsvollsten Verhältnisse, die mir die Georgia Augusta darbot, mit beiden Händen zugegriffen hätte. Der Curator und das Ministerium zu Kassel hatten zwar, wol in Erwägung meiner großen Jugend, die durch den Abgang Friedrich Creutzer's erledigte Nominalprofessur unterdessen in eine außerordentliche verwandelt, und ich war verwegen genug, nach dem Rathschlag meines Mentors Heyne, der in dieser Combination einen Widerspruch fand, deshalb eine persönliche Remonstration bei dem Kurfürsten selbst vorzubringen. Der patriarchalische Fürst, der, solcher Vorstellungen ungewohnt, mich anfangs erstaunt, jedoch mit bewundernswürdiger Geduld anhörte, beschwichtigte mich aber bald durch eine ebenso ernste, als sanfte verheißungsvolle Ermahnung. Mein Anstellungsrescript wurde unter dem 23. März 1804 ausgefertigt. Bei meinem Abschied von Göttingen empfing ich von fast allen

Professoren, zu den herzlichsten Glückwünschen, eine noch jetzt mir unschätzbare Sammlung der schönsten Weisheitssprüche, von Heyne eine Originalstelle des großen Tarentiners Archytas, deren Uebersetzung ich hier beifüge [1]).

II.

1804–1810.

Ich benutzte die Ferien vor dem Antritt meines Lehramtes zu einer Fußreise an den Rhein. Es war die verhängnißvolle Zeit des um sich greifenden napoleonischen Reiches und des für Kurhessen entscheidenden Moments, wo der Kurfürst, von dem ihm so verhaßten Emporkömmling nach Mainz eingeladen (ich sah ihn mit dem Herrn von Waitz durch Marburg fahren), in simulirter Krankheit in Hanau blieb. Es war ein mit der Politik und mit dem Vortheil seines Landes in Widerspruch stehendes, aber unüberwindliches Gefühl der deutschen Fürstenehre, das ihn auch nachher abhielt, dem Beispiel seiner klügern und biegsamern Standesgenossen zu folgen und in den sogenannten deutschen Rheinbund zu treten. In Butzbach, in Frankfurt (wo ich den Sieger von Valmy auf der Meßgalerie mit dem Ankaufe

---

1) Zuerst mußt du erkennen, daß der tugendhafte Mensch (ἀγαθὸς ἀνήρ) nicht sofort ein glückseliger (εὐδαίμων), daß aber der Glückselige zugleich ein Tugendhafter sei (weil die Glückseligkeit erst aus einer innern durch die Besiegung böser Leidenschaften errungenen Zufriedenheit und Harmonie der Seele hervorgeht). Haec a me scripta quoties oculis lustraveris, memoriam mei in animum revoca cum benevolentia et caritate. Nunc i, quo virtus Tua Te vocat, i pede fausto. *Heyne*. 29. Mart. 1804.

krystallener Weingläser beschäftigt und dessen Sohn, den General Kellermann, bei der Revue eines Reiterregiments barbarisch fluchend und seinen Stock auf dem Pflaster zerschlagend erblickte), bei der Main- und Rheinfahrt, überall stießen mir empörende Scenen des französischen Uebermuths auf. Ich kehrte mit bangen Ahnungen nach Marburg zurück. Die romantische Lage der Stadt Marburg, der dort einheimische gesellige Ton, wozu einige Familien des Landadels (die Schenke zu Schweinsberg, Breidenstein, Wildungen, Hanstein) nicht wenig beitrugen, die Anwesenheit einiger Dichter und Dichterinnen (Wildungen's, des sarkastischen Waidmanns, Justi's, Clemens Brentano's, mit Sophie Mereau, Elise Sommer), der freundliche Empfang von fast allen meinen Collegen schien mir jedoch eine glückliche Zukunft und einen angemessenen Wirkungskreis zu verkündigen. Ich schloß mich an Arnoldi, meinen väterlichen Freund, an den vom Rhein herberufenen geist- und gemüthvollen Chemiker Wurzer (nie gab es eine ungetrübtere Einigkeit zwischen einem Katholiken und einem Protestanten), und an den für das Studium der Alten begeisterten, ehrlichen und gelehrten Therapeuten Conradi. Ich stattete auch gleich anfangs den berühmtesten Professoren der benachbarten Schwesteruniversität Gießen meinen Besuch ab, unbekümmert um die damals noch zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt seit dem marburger und hanauer Erbstreit bestehende, auf die beiden Hochschulen übergegangene Eifersucht, die zum Theil in der verschiedenen Richtung der beiden Confessionen ihren Grund hatte. Als ich zuerst dem dortigen Universitätskanzler Koch, dem alten, stets schlagfertigen Publicisten des darmstädtischen Hofes, meine Aufwartung machte (ich traf ihn Sonntags in einem kostbaren sammtnen

Kleide mit seiner ebenfalls stark aufgeputzten Ehehälfte auf einem damastnen Sopha), empfing er mich mit der Klage über die so äußerst seltenen Besuche der benachbarten Herren Collegen, und machte mich mit den publicistischen Streitigkeiten der beiden fürstlichen Häuser und den furchtbaren Gegnern bekannt, die er Zeit seines langen Lebens an Estor und Selchow, den berühmten Kanzlern der Universität Marburg, gehabt habe. Er besuchte auch bald nachher ihren weit höflichern und geschmeidigern Nachfolger Erxleben, der ihn, unter reichlicher Darreichung und Verschenkung seines kostbaren Schnupftabacks, auf das freundlichste bewirthete. Die verderbliche hessische Spaltung, hin und wieder in Volkshaß übergegangen, zeigte sich besonders in den Grenzorten, namentlich in Lollar, wo ein ebenso schlauer als bissiger Zollbeamter und Wegegeldeinnehmer bei der geringsten Nachlässigkeit oder Uebertretung eines Marburgers, mit Hilfe seiner Häscher, zur Arretirung und Pfändung schritt. Ein solches Abenteuer, welches vor mir schon der Oberforstmeister von Wildungen und Hofrath Wurzer erlebt hatten, begegnete mir späterhin, als ich auf dem Wege nach Gießen, in der Mittagshitze etwas schläfrig zu Pferde sitzend und bei dem Chausseehause nicht angerufen, kaum zwanzig Schritte weiter von herbeigerufenen Bauern angehalten und trotz meiner beredten Entschuldigung zur Deposition von mehreren Kammergulden condemnirt wurde. In Gießen eingekehrt bei meinem Freunde, dem Historiographen und Prälaten Schmidt, hatte ich jedoch die Genugthuung, mir nicht nur ein Gerichtsdecret zur Rückgabe der Strafgelder, sondern auch dem tückischen Zollerheber einen tüchtigen Verweis zu verschaffen.

Die beiden ersten Semester meiner marburgischen

Professur verschafften meinen Vorlesungen über Horaz, Juvenal, Appollodor und Theophrast, mit Ausnahme einiger weniger vorbereiteten und befähigten Jünglinge, die sich über die zu große Schnelligkeit meiner Uebersetzung und Erklärung beklagten, einen mich aufs innigste erfreuenden Beifall, und der Universitätscurator, Staatsminister von Waitz, überraschte mich nach Jahresfrist mit einem Belobungsschreiben, einer Gehaltszulage und der Bestätigung der ordentlichen Facultätsprofessur. Daß mich meine unverholene Abneigung gegen akademische Pedanterie und handwerksmäßige Betreibung der Brotwissenschaften, meine Hinneigung zu der geist- und geschmackvollen Richtung, welche Heyne und Winckelmann dem Studium der Alten gegeben hatten, allmälig in einen mislichen Conflict mit einigen meiner Collegen und in einen zu großen Abstand von der Mehrzahl der dortigen Studirenden bringen würde, kam mir damals noch gar nicht in den Sinn.

Aber schon mein erstes, 1805 gedrucktes Programm über Philologie und philologische Erklärung der Griechen und Römer, worin ich der trockenen Sylbenstecherei den Krieg ankündigte und in großer Begeisterung der philologischen Wissenschaft einen höhern, selbständigen und vielseitigen Standpunkt anwies, war eine Stimme in der Wüste. Ich erkannte erst nach und nach die großen Mängel des vorbereitenden Gymnasialunterrichts, die Rohheit der meisten im Druck bürgerlicher Verhältnisse auferzogenen Musensöhne, die unersätzlichen Mängel der Bibliothek, besonders an großen archäologischen italienischen Werken über griechische und römische Kunst, das tagtägliche Uebergewicht der juristischen, theologischen und medicinischen Brotstudien. Empfindlich berührte mich auch die Suprematie einiger einflußreichen

Professoren, welche die an mich gerichtete Foderung eines vorbereitenden Elementarunterrichts nunmehr für sich ausbeuteten und mich durch voreilige Eingriffe in mein Lehrfach in ein weiteres Feld der Schriftstellerei und Literatur trieben.

Als Mitglied des akademischen Senats, welcher damals noch eine bedeutende, durch die Staatsregierung nicht beengte Autorität besaß, als Redner der Universität, in welcher Eigenschaft ich die jährlichen Festreden und deren Einladungsschriften sowie die Memorien verstorbener Collegen zu übernehmen hatte, behauptete ich meine Stelle. — Aber mit dem November des Jahres 1806, mit der französischen Occupation des Hessenlandes, mit dem Umsturz der alten einheimischen Staatsverfassung trat ich in eine ganz neue Epoche politischer Ansichten und Bestrebungen, welche einen entschiedenen Einfluß auf den Gang meiner Studien hatte. Vorherrschend sowol im Anfang des Königreichs Westfalen, wo ich in meinem jugendlichen Eifer für Staatenreform einige unleugbar gute neue Institutionen als Uebergangsphasen zu einer Regeneration des allgemeinen deutschen Vaterlands betrachtete, als auch in der darauf folgenden Zeit der Enttäuschung, war es eine national-patriotische Richtung, welche mich leitete. In meinen öffentlichen (ungedruckten) Festreden, wo ich mich, nach Heyne's Beispiel, von der dargebotenen Gelegenheit eines Panegyricus auf den usurpatorischen König so fern als möglich hielt, ging ich allmälig auf die Ideale der Vaterlandsliebe, auf die begeisternden Beispiele der Griechen und Römer über, trotz der Vorwürfe meiner Collegen, daß ich eine platonische Republik träume, trotz der gefährlichen Zeitumstände und der feinen Winke, die mir von Zeit zu Zeit der Minister des Innern, Siméon,

gab. Zu den officiellen Programmen wählte ich solche philologische und historische Gegenstände, welche in das öffentliche Leben, in die durch das Königreich Westfalen hervorgerufenen neuen Institutionen eingriffen.

So hob ich z. B. in einer Abhandlung De generibus eloquentiae, über die vier Gattungen öffentlicher Beredtsamkeit, der politischen, der gerichtlichen, der kirchlichen und der akademischen, ihren Einfluß auf die Entwickelung des Nationallebens hervor, wobei ich nach der eingeführten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Schwurgerichte auf das altgermanische Institut hinwies und die damals noch ungegründete Besorgniß zu beseitigen suchte, daß die politische Parteisucht den verständigen, nüchternen Charakter der Deutschen verderben und zu französischen Extravaganzen verführen werde. Bei der Auflösung der Zünfte und Gilden im Königreich Westfalen zeigte sich die bisherige große Lücke in dem Volksunterricht hinsichtlich der Gewerbe und höhern Handwerke. Ich schlug daher schon damals in einer Abhandlung De institutione publica, 1808, unter Absonderung der Gelehrtenschulen, eine Stufenleiter aller sogenannten Realschulen, von dem Handwerker bis zum feinern Artisten, in dem Sinn der neuern polytechnischen Schulen vor. (Vergl. Heyne's Göttingische Anzeigen, November 1808, worin er dies für eine neue ze.tgemäße Idee erklärte.)

Ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang sich damals die mannichfaltigen Ergüsse meines schriftstellerischen Feuereifers in theils ungedruckten, theils in den damaligen Zeitschriften von Cotta, Kuhn, Böttiger, Bertuch und Archenholz veröffentlichten Aufsätzen aus dem Gebiet der Philologie, Literatur, Kunst, Politik und Ethnographie entwickelten. In Ermangelung eines nach-

haltigen meine ganze Seele erfüllenden literarischen Gegenstandes (wozu mich Heyne beständig auffoderte), sprang ich beständig aus dem Studium der Alten in die moderne, in ihrer Gährung wie es schien für jede Reform fähige Welt. Mir schwebte das Ideal einer in Kunst, Literatur und Politik sich harmonisch, ohne Nachahmung des Fremden entwickelnden Nation vor. Aber zerstreut durch Waffengeräusch und lästige Einquartierung und bald meiner eigenen, durch die Tagesbegebenheiten aufgeregten Laune, bald den an mich ergehenden literarischen Auffoderungen folgend, gelangte ich nur zu einem skizzenhaften Ausdruck meiner reformatorischen Ideen. Ich will versuchen, sie unter folgende Rubriken zu bringen:

I. Alterthum, Philologie, Literatur und Kunst[1]). Meiner Vorliebe für das Studium der Alten lag stets die Betrachtung ihrer öffentlichen Institutionen, als der Hauptthebel ihrer bürgerlichen Größe und ihres politischen Gemeingeistes zum Grunde. Ich hing fest an dem Glauben, daß ihre classischen Geschichtswerke und die Muster ihrer Staatsberedtsamkeit noch immer einen unermeßlichen Einfluß auf eine patriotische

---

1) Vergl. meine zum Theil anonymen und mit R. unterschriebenen Aufsätze: Ueber das Studium der Alten, als Gegenstand des öffentlichen Unterrichts; Ueber die Kunst zu reden und die Beredtsamkeit; Ueber den Charakter des Cicero, in dem Neuen deutschen Merkur, 1805, 1806; Ueber Vaterlandsliebe, in der Minerva, 1808, Januar; Ueber die Gesetze der Kunst; Ueber das Ideal in der Kunst; Einige Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Literatur, in dem Freimüthigen; Ueber die Gelehrtenrepublik; Ueber den Pöbel (der Gelehrten); Ueber das goldene Zeitalter der deutschen Literatur; Ueber die verschiedenen Bestandtheile unserer Cultur, nebst andern Reflexionen in dem Morgenblatt, 1807, 1808. Besonders erschienen Theophrast's Charaktere und Aristoteles und Roscius, über die Kunst überhaupt und die Gebehrden- und Declamirkunst, 1809, bei Bahrdt in Leipzig.

Jugendbildung und Culturentwickelung unserer Nation ausüben müßten, solange es nicht an gesinnungstüchtigen, geist- und gemüthvollen Interpreten derselben fehle, und ich erinnerte mich oft des Ausspruchs des genialen Ministers und Generals von Schlieffen, daß, wenn es den Obscuranten einmal gelingen sollte, die griechischen und römischen Classiker zu verbannen, es um uns geschehen sei. Ich theilte zwar die Ueberzeugung derjenigen, welche in einer pedantischen, Geist und Gemüth der Jugend tödtenden Beschäftigung mit der Schale todter Sprachformen ein Hemmniß deutscher nationaler und literarischer Entwickelung erblickten. Aber noch größer schien mir die Gefahr, wenn die mächtig emporstrebenden realistischen und materiellen Interessen unsers Zeitalters das in Stoff und Form unschätzbare Bildungsmittel der antiken Welt verdrängen sollten. Ich vindicirte stets dem allgemeinen Gelehrtenstand die in ihrer einfachen, klaren, von allen Spitzfindigkeiten freien Logik so bewunderungswürdige römische Sprache als das beste Organ für alle esoterische wissenschaftliche Gegenstände, welche man der profanen Tags- und Volksliteratur entziehen muß. (Ueber das Studium der Alten als Gegenstand des Volksunterrichts.) Meine Apologie Cicero's und seines Charakters als Staatsmann, welche der Herausgeber des Deutschen Merkurs allzurühmlich als ein wahres Wort zu seiner Zeit bezeichnete, entsprang zugleich aus der Entrüstung über die traditionellen und schulmeisterlichen Vorwürfe seiner vermeintlichen Feigheit und Veränderlichkeit und aus dem Wunsche, die politischen Schriften dieses großen Patrioten, dieses achtzehnhundertjährigen Lehrers der civilisirten Menschheit, nach dem Beispiel britischer Parlamentsredner mehr und mehr in die Hände gereifter Staatsmänner zu spielen und unsern

in dem misverstandenen verderblichen Spruch: fiat justitia, pereat mundus verknöcherten Rechtsgelehrten die drei leuchtenden Gestirne der Staatsweisheit: das justum, honestum und utile in ihrer ganzen tiefen Bedeutung vorzuhalten.

Den Vorzug der lebendigen Rede vor unserer ins Unendliche anwachsenden papiernen Gelehrsamkeit, der so klaren und lebendigen Darstellung der Alten vor unserm juristischen und philosophischen Galimathias suchte ich in einigen vielleicht zu enthusiastischen Exclamationen über die Kunst zu reden und die öffentliche Beredtsamkeit überhaupt hervorzuheben. Aus dieser Anschauung ging auch eine jetzt vergessene kleine Flugschrift hervor, welche ich bei der damals noch ganz neuen peripatetischen Erscheinung des in seiner unbefangenen naiven Beredtsamkeit so liebenswürdigen Dr. Gall, ebenso unbekümmert um seine Kranioskopie [1]) wie um seine marburgischen Gegner,

1) Dr. Gall's einseitige kranioskopische Physiognomik, welche ich bei seinen Besuchen im Narrenkloster zu Hayna und in dem Hexen- oder Gefängnißthurm des marburger Schlosses (damals dem Sitz verurtheilter Raubmörder) kennen lernte, befriedigte mich keineswegs, wenn gleich die von ihm an meiner eigenen Kopfbildung gemachte Bemerkung von einer entstandenen Protuberanz über den Augen als Beweis localer Phantasie oder Ortssinns dadurch bestätigt wurde, daß ich nach meinen angestrengten Studien über Arabien und den Kaukasus meinen eigenen Verwandten wegen dieser früher nicht so vorhandenen Erhabenheit ganz verändert erschien. Ich construirte mir damals ein, wie ich glaubte, ganz neues umfassenderes System der Physiognomik, in dem ich erstens den ganzen Menschen, Kopf, Gehirnsphäre, Stirn, Augen, Nase, Lippen, Hände und Füße, nebst Haltung, Stellung, Gang, Blick, Gebehrde, Miene, Handschrift, selbst Ton, Gehalt, Modulation und Accentuation der Stimme in Anspruch nahm, und hierbei zweitens den Grundsatz festsetzte, daß man bei der Ausübung der Physiognomik (welche stets eine besondere Gabe genialer und wohlerfahrener Menschen sein wird) dreierlei Phasen wohl unterscheiden müsse: 1) das Permanente, oder das, was der angebornen Natur angehört (man denke an Sokrates mit dem Silenen-

aus reiner Begeisterung für wissenschaftliche Erörterungen in lebendiger Rede herausgab (Marburg 1806). Denn mit meinem Abscheu gegen den liederlichen Misbrauch der Presse durch unmündige, unreife oder handwerksmäßig bezahlte Literaten verband ich stets eine hohe Meinung von dem nationalen Einfluß einer in edler Haltung ohne literarische Klopffechterei zusammenwirkenden deutschen Gelehrtenrepublik.

Zu dem Kreis meiner Vorlesungen gehörten die Charaktere des Theophrast, ursprünglich Skizzen eines größern Werks, aus welchem die verlorenen Komiker des Alterthums, Melander und Philemon, und nach ihnen Terenz, höchst wahrscheinlich ihre besten dramatischen Schilderungen geschöpft haben.

Ich übersetzte und commentirte sie [1]), in der doppelten Absicht, um zugleich den Werth des Charakteristischen in der künstlerischen Darstellung zu zeigen, und um ähnliche ideale Studien für unsere Dramatiker und Komödienschreiber zu veranlassen: denn wenn gleich die Charaktere des Theophrast, seine Geizhälse, Heuchler, Speichellecker, Aufschneider, Gecken und Pedanten ganz aus der realen griechischen Welt geschöpft sind und eine Menge Anspielungen auf atheniſche locale und volks-

---

kopf und an sein Geständniß, wie viel ihm seine Metamorphose gekostet habe), 2) das Habituelle, durch lange stetige geistige oder materielle, erhabene oder niedrige Beschäftigung empfangene; 3) das Transitorische oder Ephemere (in Blick, Ton, Miene, Gebehrde), was der Physiognomiker selbst bei scharfer Aufmerksamkeit nur im Fluge erhascht.

1) 1809 bei Bahrdt in Leipzig. Die verbesserte Auflage erschien 1828 bei Ragoczi in der prenzlauer Sammlung von Uebersetzungen alter Classiker. In derselben unterdrückte ich den Anhang der unreifen frühern Versuche meiner eigenen Charaktere, deren Stoff ich in jugendlichem Muthwillen aus Beobachtungen mir bekannter Originale gezogen hatte.

thümliche Gebräuche enthalten, so bieten sie doch auch in ihrer die allgemeine und unveränderliche Menschennatur charakterisirenden Idealität einen noch nicht erschöpften psychologischen Schatz dar. Diese ideale, die gemeine Natur verschönernde Wahrheit, welche dem Reiz localer und volksthümlicher Poesie keinen Eintrag thut, muß das Element der Komödie durchdringen, wenn der höhere ästhetische Zweck einer nationalen dramatischen Kunst erfüllt werden soll.

Es war zugleich mein Wunsch, dem metaphysischen Bombast der damaligen Aesthetiker in ihren transscendentalen Theorien über die Kunst überhaupt Einhalt zu thun, und meine Vorliebe für öffentliche Beredtsamkeit und Schauspielkunst, was mir die unter dem Titel: Aristoteles und Roscius, in Leipzig 1809 gedruckte Abhandlung eingab. Ich suchte in einer verständlichen Sprache die ewigen Ideale und Regeln der Kunst überhaupt aus den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit, in Stoff und Form, herzuleiten, theilte alle bisher unter dem Titel der redenden und zeichnenden ꝛc. begriffenen schönen Künste in Künste des Ausdrucks (d. h. der Versinnlichung der Natur in uns) und der Darstellung (d. h. der Versinnlichung der Natur außer uns) und wählte mir unter den erstern (den Künsten des Ausdrucks) die Gebehrden- und Declamirkunst zur nähern Anwendung meiner Theorie. Meine damaligen Betrachtungen über die deutsche Literatur und Kunst, in denen ich mich bald der Satire, bald dem objectiven Reiz der Ideale zukehrte (je nachdem die Welt außer mir oder in mir das Uebergewicht erhielt), darf man nicht nach den unreifen und lückenhaften Erzeugnissen einer zerstreueten Schriftstellerei beurtheilen. Aufrichtig und patriotisch beklagte ich den fortdauernden Misbrauch der Presse, die litera-

rische Klopffechterei, die anwachsende Menge unbefähigter, knabenhafter oder armseliger, um das Geld arbeitender Schriftsteller und Kritiker, die Verdunkelung und Erschwerung der Wissenschaft durch den Wust unnützer und mikrologischer Controversen, die Dunstwolkensprache unserer Metaphysiker, die blinde Nachäfferei auswärtiger Literaturen, den Mangel des Einklangs zwischen den Schriftstellern, den Künstlern, den Kritikern und dem Publikum unserer Nation. Ich träumte stets von einer edeln, sich selbst schätzenden, die öffentliche Meinung beherrschenden Gelehrten- und Künstlerrepublik, von einer sokratischen, populären, die ganze wissenschaftliche Cultur durchdringenden Weltweisheit, von dem Anfang eines goldenen Zeitalters in deutscher Sprache, Literatur und Kunst (Morgenblatt 1807), von einem deutschen Hellenenthum in selbständiger Entwickelung der Nation und ihrer öffentlichen Bildungsanstalten. Der Aufschwung, welchen Lessing, Winckelmann, Wieland, Herder, Goethe, Schiller und treffliche Plastiker, Maler und Musiker der deutschen Literatur und Kunst gegeben hatten, berechtigte zu gemeinsamer Ausbildung unserer Sprache und zur Wiederherstellung vaterländischer Kunst. Ich übersah den unausgleichbaren Widerspruch der antiken und christlichen Mythologie, die noch fortdauernde religiöse und kirchliche Spaltung, die mannichfachen öffentlichen Hindernisse einer nationalen Erziehung und Gesammtentwickelung in Kunst und Literatur. Vergebens schmeichelte mir damals ein patriotischer Buchhändler, Göschen in Leipzig, mit der Aussicht, ein zweiter Batteux für die deutsche Literatur zu werden [1]). Ich hatte mich schon einer andern Betrachtung zugewandt.

---

1) Leipzig, am 14. August 1808: „Mit sehr großer Theilnahme

II. Länder- und Völkerkunde; politische Wissenschaften; Nationalitätssystem. Die Fortsetzung meiner arabischen und kaukasischen Studien, welche ich meist in Bertuch's geographischen Ephemeriden (Bd. XIII, XIV), später in der großen hallischen Encyklopädie in einzelnen Artikeln niedergelegt habe, und die mir seit 1808 eröffnete Aussicht nach Rußland führten mich wieder auf den Boden der Länder- und Völkerkunde. Man hatte damals schon angefangen, die auf permanenten physischen Grundlagen (der Gebirge und Flüsse) ruhende Erdkunde (Geographie und Chorographie) von dem gewöhnlichen Wust ephemerer, ethnographischer und statistischer Notizen zu reinigen (s. Zeune's Gäa, Berlin 1808). Und ich bemühte mich nun, der Ethnographie oder Völkerbeschreibung, dieser schon von dem Griechen Eratosthenes hochgeachteten Wissenschaft, ihre besondere Stellung zwischen der Geographie und der Statistik (moderner Staatenbeschreibung) anzuweisen. Ich verstand nämlich darunter eine folgenrechte und selbständige, den ganzen Organismus der Völker und Nationen dieser Erde, nach Sprache, Abstammung, Sitten,

---

habe ich Ihre trefflichen Aufsätze in den Tageblättern gelesen, und die Klarheit, die Gründlichkeit und die Schönheit derselben bewundert. Ich möchte Sie auffodern, künftig ein Werk, wie Batteux für seine Franzosen in seinem Zeitalter schrieb, unserm Zeitalter angemessen für die unverdorbenen oder vielmehr unbefangenen Freunde der schönen Literatur, also nicht für die Systembauer, oder für die tiefen Anhänger der neuesten Schule, auszuführen. Gute Beispiele finden wir in unsern classischen Schriftstellern genug, schlechte zum Gegensatz haben die neuesten Schriftsteller unzählige. Eine solche Zusammenstellung kann die Ehre der Deutschen retten, die, um in die Tiefe zu kommen, an eine kalte, freudenlose Grube gerathen sind, oder um das Höchste zu erreichen, oben im Winde auf Dunstwolken hin- und hergetrieben werden."

Gebräuchen, Industrie, Cultur und Verfassung umfassende Beschreibung, welche in ihrer Durchbildung auf dem Boden der Vergangenheit und Gegenwart einer folgerechten oder pragmatischen Darstellung nach den Regeln der Wahrheit und Schönheit unterworfen werden mußte. Und je wichtiger mir, nach dem schon damals sehr reichen Material der Engländer, Franzosen und Deutschen, ein diesem Ideal entsprechendes Gemälde der Völker dieser Erde erschien, desto mehr Werth legte ich darauf, auch dieser beschreibenden Wissenschaft einen der Geschichtschreibung analogen Styl zu vindiciren (Ueber Geographie und den geographischen Styl in den Allgemeinen geographischen Ephemeriden, 1806 December, und das zu Marburg 1810 gedruckte Programm: Ueber Geographie und Statistik, nebst einem Abriß dieser und der politischen Wissenschaften). Bertuch und Vater gaben damals ihr ethnographisches Archiv heraus, und ich benutzte ihre Auffoderung, um zu dem ersten Theile desselben eine Probe ethnographischer Darstellung in den Völkern des Kaukasus zu liefern (1809). In der Form schwebten mir Strabo und Tacitus' Germania als Ideale vor. Den Stoff hatte ich schon in Göttingen gesammelt und aus den neuesten Reisebeschreibern ergänzt; ich fügte auch einen Anhang über die historischen Epochen des Kaukasus hinzu, der in den Göttinger Anzeigen eine ehrenvolle Anerkennung Schlözer's fand. Mein Hauptverdienst bestand wol in der nach zwölf Sprachsystemen vollführten Sichtung des ganzen, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegenen Völkergemisches, wodurch das Chaos der schon von Strabo auf 300 berechneten kaukasischen Völkerstämme auf zwölf Hauptvölker zurückgeführt werden sollte. Es ist bekannt, welche wichtige Stellung und welthistorische Berühmtheit nach-

her der Kaukasus, infolge des Aufstandes und der Guerillaskriege seiner barbarischen Bergvölker, der Achillesferse des russischen Kolosses, erlangt hat. Ich deutete schon damals, in der Einleitung dieses ethnographischen Gemäldes, auf die beste und sicherste Weise der Bezähmung und Civilisirung jener Barbaren durch Handel und friedlichen Commerz hin — schon zu Strabo's Zeiten lockte das den Nomaden unentbehrliche Salz fast alle Kaukasier nach den Küstenstädten hin — ein Plan, der, eine Zeitlang von dem General Yermolow verfolgt, nur durch die Unvorsichtigkeit und Kriegs- und Rachlust einiger anderer russischer Befehlshaber verhindert und verdorben worden ist (s. Dubois de Montpereux, kaukasische Reisebeschreibung, in der Einleitung). Von der Ethnographie, in welcher das politische Element als letzte Blüte der Volksbildung oder monarchischer Ordnung den Ausgangspunkt bildet, ging ich zur Staatenbeschreibung, oder politischen Ethnographie, über, welche man noch immer mit dem barbarischen Namen Statistik bezeichnet. Diese zur Kenntniß aller bestehenden Staatsverfassungen führende Wissenschaft bietet zugleich eine folgerechte, bisher so sehr versäumte Ordnung der politischen Doctrinen dar. Denn indem man einen gegebenen Staat nach den drei Hauptgliedern seines Organismus, der Grundmacht (Staatskräfte), der Verfassung und der Verwaltung (vires, unitae, agunt) betrachtet, entdeckt man zugleich den ganzen in einem innigen Zusammenhang stehenden Cyklus der philosophischen und positiven Staatswissenschaften. In der ersten Abtheilung (vires) sollten alle sogenannten kameralistischen, d. h. volks- und staatswirthschaftlichen Doctrinen, der Land-, Forst- und Bergwerkswissenschaft, der Gewerbs-

kunde, der Technologie ꝛc., ihren Platz finden, welche uns über die besten Grundsätze der Erzeugung, der Verarbeitung und der Verfeinerung der Landesproducte belehren; und weil die Staatskräfte nicht blos extensiver und materieller, sondern auch intensiver und moralischer Art sind, so müßte auch von dieser Seite her durch eine Verbindung der Ethik mit der Politik der Theorie von der Staatsmacht eine neue Quelle eröffnet werden. Zu der zweiten Abtheilung (unitae) gehört die ganze philosophische und positive Staatsrechts- und Staatsverfassungslehre, der nunmehr eine Uebersicht und Kritik unserer modernen Constitutionen zur Seite gehen könnte. Dies würde auch zu einer breitern Grundlage für das auf einem fremden Boden erwachsene Privatrecht und für das ganze alle nationale Bedürfnisse bisher hintansetzende Studium der römischen Jurisprudenz führen. Aus der dritten Abtheilung (agunt) geht die große praktische, administrative und diplomatische Propädeutik unserer Dikasterien und Ministerien des Innern, der Justiz, der Staatswirthschaft, des Kriegswesens, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten hervor.

Ich hatte damals noch keine Ahnung von der neuen Epoche der politischen Wissenschaften, die uns infolge der Revolution von 1830, und der darauf errungenen deutschen constitutionellen Reformen und einer bisher fehlenden parlamentarischen Schule eröffnet wurde. Ich schrieb auch, in meiner Abneigung sowol gegen unsere vaterlandslose und verknöcherte Jurisprudenz als gegen unsere transscendentale Metaphysik, den Abgang unserer politischen Bildung, den Mangel an gewiegten, erfahrenen, historisch gebildeten und wahrhaft aufgeklärten Staatsmännern nicht sowol der seit drei Jahrhunderten vorherrschenden Regierungsweise, als vielmehr dem Um-

stand zu, daß alle legislatorische Aufgaben in der Theorie unpraktischen Philosophen, in der Praxis engherzigen Rechtsgelehrten anheimgefallen waren [1]). Solon und Lycurg, Charondas und Zaleucus, Leibniz [2]), Montesquieu und Filangieri brachten mich auf den Gedanken, daß eine heilsame Verbindung der Philosophie und Jurisprudenz (mit den Hilfswissenschaften der Philologie und Historie) uns zu den Mustern der Gesetzgebung aller Zeiten und Nationen und zu jener großartigen politischen Geistesrichtung führen würde, in der Montesquieu und Leibniz fast allein stehen. Ich sammelte mir zu diesem Behuf schon aus den Originalquellen eine Quintessenz der wesentlichen politischen (nicht blos localen oder ephemeren) Gesetze aller civilisirten Nationen; ein meine Kräfte weit übersteigendes Unternehmen, welches meine in den Brotwissenschaften befangenen Collegen zu dem Gerücht benutzten, als wolle ich aus der Philologie in die Jurisprudenz übertreten. Ich hatte damals einen literarischen Freund in Kassel, den königlich preußischen Kriegsrath und Historiographen Kuhn (Herausgeber der Memoiren und Briefe des pfälzischen Geschäftsträgers

---

1) Hierüber klagt schon Baco zu einer Zeit, wo noch kein Chatham, Pitt, Burke, Canning, Peel und Macaulay aus einer parlamentarischen Schule hervorgegangen waren. De Augmentis scientiarum XVIII c. 13. Qui de legibus scripserunt, omnes vel tanquam *Philosophi* vel tanquam *Jurisconsulti* argumentum illud tractarunt. Atque philosophi proponunt multa dictu pulchra sed ab usu remota. Jurisconsulti *autem* suae quisque patriae legum, vel etiam Romanorum aut Pontificiorum placitis obnoxii et addicti judicio sincero non utuntur, sed tanquam e vinculis sermocinantur.

2) Vergl. die Einleitung zu den von mir herausgegebenen, bisher ungedruckten Briefen Leibniz'ens und des Landgrafen Ernst von Hessen, I, 73 (Frankfurt 1847).

von Rußdorf [1]), der mir bei dieser Gelegenheit (1807) die untenstehende Warnung zuschickte [2]).

Seit dem Einbruch und der Ausbreitung der fremden Gewaltherrschaft war ich auch auf das schlüpferige Gebiet der politischen Schriftstellerei getreten, und aus dieser mehr praktischen Richtung gingen die in Archenholz' Minerva 1807 und 1808 veröffentlichten, meist mit dem Buchstaben R. bezeichneten Aufsätze über Vaterlandsliebe und Nationalität in directer Beziehung auf das unterjochte Deutschland hervor. Eine Anonymität, welche unter andern zu dem Misverständniß führte, daß eine in derselben Minerva im März 1808 aufgenommene Apologie des schmachvollen Rheinbundes mir zugeschrieben wurde, der ich aber, trotz der panegyrischen Auffoderung des Herausgebers [3]), aus Gründen meines Amts-

---

1) Das werthvolle, der vollständigern Herausgabe würdige Manuscript dieses Märtyrers und treuen Dieners Friedrich V. und seines Nachfolgers Karl Ludwig zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs befindet sich noch auf der kasselschen Bibliothek.

2) „Ich erschrak bei der Nachricht, daß Sie sich der Jurisprudenz zuwenden wollten, und zwar nicht ohne Grund. Man kann die Theologie nicht studiren, ohne zugleich eifriges Studium der Sprachen, der alten Literatur, der Geschichte und mancher anderen Scienz damit zu verbinden. Wer Medicin studirt, ist genöthigt, so viele andere Wissenschaften zugleich zu bearbeiten, daß es nicht befremden darf, wenn man nicht selten unter den Aerzten sehr helle, liberale, freie und erleuchtete Männer trifft. Ich kenne die Rechtsgelehrsamkeit zu wenig, um bestimmt beurtheilen zu können, wie sie das Beschränkte, Einseitige, das aller erleuchteten Liberalität gänzlich Widerstrebende zu bewirken vermag, was an so vielen Männern, die es in dieser Wissenschaft weit gebracht, so unangenehm auffällt. Und für eine Wissenschaft dieser Art wollte sich ein ..... Kopf aufopfern, den wohlverdienter Ruhm schon für die Anstrengung belohnt, mit welcher er die seinige bearbeitete."

3) Er schrieb mir unter anderm am 9. Oct. 1807 aus Hamburg: „Ich danke Ihnen verbindlichst für die mir gefälligst zugeschickten Aufsätze, worin ich so viel Wahres und Originelles gefunden, daß ich

berufes noch nicht entsagen mochte. Mein Hauptzweck war, dem engherzigen Provinzialismus, dem niederträchtigen Servilismus gegenüber, etwas zur Erweckung und Kräftigung des in tiefen Schlummer versunkenen Nationalgefühls und politischen Gemeingeistes (public spirit) beizutragen. Und wenn ich bei dieser Gelegenheit auf die bisherigen Schattenseiten des deutschen Nationalcharakters und des deutschen Reichs, auf die Nachäfferei und Rechthaberei, auf die von gerechtem Nationalstolz weit entfernte, bald allzu demüthige, bald allzu dünkelhafte Gesinnung, auf die von Despoten und Zeloten genährten politischen, dynastischen und kirchlichen Spaltungen und Sonderinteressen, unter Anerkennung der sonstigen großen Vorzüge der deutschen Nation, ihres Nähr-, Wehr- und Lehrstandes, aufmerksam machte, so geschah es nur, um durch Selbsterkenntniß zur Selbstschätzung und zur Selbsterhebung zu führen. Aber noch immer zu sehr in dem Ideal eines antiken Patriotismus, einer hochherzigen, unserm Zeitalter fremden Selbstaufopferung befangen, erkannte ich erst später aus den trefflichen, philosophischen Tiefsinn mit populärer Freimüthig-

---

wohl sagen kann, daß ich lange nichts so con amore aufgenommen habe, als diese trefflichen Beiträge, wobei Sie aber gütigst entschuldigen werden, daß ich sie nicht gehäuft, sondern in mehreren Heften vertheilt. Denn der große Haufe unseres Publikums will nur erzählende Aufsätze, oder doch solche, wobei Erzählungen zu Grunde liegen. Ich selbst bin zu diesem Gusto übergegangen, da ich durch so viele seichte unverdaute Artikel über die jetzige Lage der Menschen und Dinge, wo man räsonnirt, ohne einmal das Nöthigste zu wissen, dazu gleichsam gezwungen wurde; wie selten sind räsonnirende Journalartikel den ihrigen ähnlich. Auch hoffe ich, daß Sie Ihre Talente nicht vergraben, auch nicht Ihre Bescheidenheit zu weit treiben werden. Indessen bleibt bis auf Ihre weitere Verfügung Ihr Name ein Geheimniß."

keit verbindenden Reden Fichte's an die deutsche Nation (Berlin 1808) die wahren innern Grundursachen des zur fremden Gewaltherrschaft führenden Verlustes unserer Selbständigkeit: die vollständige Entwickelung unserer Selbstsucht, besonders in den höhern Ständen, den Untergang der deutschen, den verderblichen Einfluß der wälschen Philosophie, Moral und Politik, die verkehrten Principien einer – jeden volksthümlichen und nationalen Patriotismus untergrabenden – Erziehung. Wohl liegt in dem Herzen und in der Geschichte des deutschen Volks, in seiner unerschöpflichen Sprache und Bildung, in den Grundzügen seines geistigen Lebens der unverwüstliche Keim eines neuen kräftigen Geschlechts. Aber die Geschichte des deutschen Reichs, dessen Verfall mit dem Verlust seiner nationalen Institutionen, mit der Einführung des römischen Rechts, mit dem Einfluß serviler Rechtsgelehrten begann, und die neuesten unreifen, zum Theil anarchischen Bewegungen haben den unwidersprechlichen Beweis geliefert, daß weder die Verwandtschaft der Stämme, noch der Sprache und Literatur, noch der Sitten und Gebräuche den Mangel jener gemeinsamen Institutionen ersetzen kann, auf denen die politische Stärke einer Nation beruht.

Ich kehre zu meinem gesellschaftlichen Leben zurück. In Marburg herrschte bis zur französischen Invasion eine musterhafte, Professoren, Studenten und alle gebildete Einwohner verbindende Geselligkeit, im Sommer durch reizvolle Land- und Bergpartien, im Winter durch auserlesene literarische Gesellschaften und durch ein zum Besten der Armen improvisirtes Privattheater unterhalten. Es war auch damals die Zeit reisender Declamatoren und Mimiker, und ich erinnere mich noch eines Herrn von Seckendorf, des später nach Amerika

übergesiedelten Patrik Peale, mit seiner als Madonna in plastischen Darstellungen glänzenden Gattin, dem ich mit meinen gleich lebenslustigen Freunden zu seinem Pygmalion (wo eine der schönsten adeligen Jungfrauen als Galathea figurirte) ein zahlreiches Publicum verschaffte. — Eine weit interessantere, nur zu schnell vorübergehende Erscheinung waren Savigny und die Familie Brentano. Clemens, der, mit Sophie Mereau verheirathet, bald in finsterer Laune von uns abschied, Christian, der mit mir und einigen andern Literaten einen Shakspeare-Club stiftete, Bettina, welche damals (1805) mit dem unglücklichen Fräulein von Günderode am Fuße des marburger Schlosses ihren poetischen Schwärmereien nachhing, und ihre minder excentrische Schwester Meline, deren schöne ätherische Gestalt, wenn sie Sonntags zu dem katholischen Gottesdienste der St.-Elisabethkirche einherschwebte, mir noch so lebhaft vor Augen steht.

Unser Shakspeare-Club, der aus lauter Junggesellen bestand, nahm bald eine politische Wendung. Eine unbegreifliche Wuth ergriff uns, ganze Wochen lang über Zweck und Ziel des Staats und über die beste Regierungsform zu disputiren. Es war Keiner unter uns, der nicht dem monarchischen Princip, als dem Panier bürgerlicher und politischer Ordnung, huldigte, aber unter der Bedingung einer volksthümlichen, aristokratischen und demokratischen, Grundlage. Von der modernen Theorie des Constitutionalismus hatten wir noch keine Ahnung. Ich selbst hielt mich an die Worte Pindar's und Plutarch's, welche das Gesetz den König aller Sterblichen und Unsterblichen nennen, das nicht äußerlich in geschriebenen Büchern, sondern innerlich durch die in die Seele geschriebene Vernunft den Herrscher bewachen und

leiten soll, und an den Ausspruch Cicero's: Daß der Untergang der Fürsten aus allzu unumschränkter Herrschaft, die Sklaverei der Völker aus allzu unumschränkter Freiheit entspringt.

Hessen-Kassel hatte sich seit dem Westfälischen Frieden, der Erbverbrüderung und dem reformirten Glaubensbekenntniß gemäß, der Politik des Hauses Brandenburg angeschlossen, und der Kurfürst Wilhelm I. war nach dem Baseler Frieden durch die Vermählung seines Thronerben mit einer preußischen Königstochter und durch die Annahme der preußischen Generalfeldmarschallswürde in noch nähere Beziehung zu diesem Hofe getreten. Seit der Stiftung des schmählichen Rheinbundes, dem er, trotz der perfiden Versprechungen Napoleon's [1]), keineswegs beitrat, schmeichelte er sich jedoch mit der Hoffnung, eine neutrale Stellung zwischen den beiden schlagfertigen Mächten zu behaupten. Er erhielt die Einwilligung Preußens und Frankreichs; von Seiten Napoleon's und seines Ministers Talleyrand, des Granvella unserer Zeit, unter der Bedingung, die hessischen Truppen auf den Friedensfuß zu setzen. Einige Wochen vor der Schlacht bei Jena war ich Zeuge, wie man in Kassel gleich nach der Rückkehr des Kurfürsten aus dem preußischen Hauptquartier den Abschluß einer Neutralität als eine höchst weise Maßregel pries, während von Tacitus an [2]) bis auf Macchiavelli und Luc-

---

1) Was Thiers und seine Nachbeter im Gegentheil von perfiden Anträgen des nur allzuredlichen Kurfürsten erzählen, wird in meiner Hessischen Geschichte ausführlich widerlegt werden.

2) Inter inpotentes ac validos falso quiescas; ubi manu agitur modestia ac probitas nomina superioris sunt. Taciti Germania XXXVI.

chesini alle erfahrene Staatsmänner kleinern Fürsten den Rath geben, zwischen zwei kriegführenden Großmächten sich nicht einer ruhigen Parteilosigkeit hinzugeben. Fast in ähnlicher Lage hatte Landgraf Moritz im Anbeginn des Dreißigjährigen Krieges, unfähig, seinen Haß gegen Ferdinand II. zu verbergen, zu Gunsten des pfälzischen Hauses und des Wahlkönigs von Böhmen eine zuletzt verderbliche zweideutige Stellung genommen. Aber sooft auch im Laufe der Jahrhunderte sich untereinander ähnliche Weltlagen und Verwickelungen wiederkehren, bei denen man die Erfahrungen der Vergangenheit zu Rathe ziehen sollte, so bleibt doch die Geschichte selbst den staatsklugsten Völkerführern gar oft ein verschlossenes Buch. Die Grundsätze des Völkerrechts, welche einen rechtmäßigen Krieg nur nach geschehener Kriegserklärung anerkennen, schienen dem allzu arglosen Kurfürsten, trotz wiederholter verdächtiger Anzeichen [1]), eine hinlängliche Garantie. Am 14. Oct. 1806 erfolgte die Schlacht bei Jena. Am 31. Oct. umzingelten ein französisches und ein holländisches Heer, jenes von der Fulda, dieses von der Diemel her, die Hauptstadt des Kurfürsten [2]), und nach der schreckensvollen Nacht vom 1. Nov., wo eine Napoleonische Achtserklärung gegen

---

1) Vergl. außer meiner 1822 zu Kassel gedruckten kleinen Schrift: Wilhelm I., eine Uebersicht seines öffentlichen Lebens, S. 22, 23, die Minerva, von Archenholz, März 1808, Nr. 9, ferner die Biographie des Generals von Ochs, herausgegeben von Hohenhausen (Kassel 1827), S. 148, und die Nachrichten des Herrn von Münchhausen in Strieder's Hessischer Gelehrten-Geschichte, XVII, 391—393.

2) Fast ebenso wie in den Jahren 1285 und 1287, wo zwei Erzbischöfe und ein Herzog von Braunschweig zur Umzingelung Kassels herbeirückten, aber von den tapfern Bürgern der Stadt einen entscheidenden Widerstand erfuhren. Hessische Geschichte, II, 216, 221.

das Kurhaus in dem Schlosse zu Kassel abgeliefert wurde, sah sich Wilhelm genöthigt, im Angesicht eines übermächtigen Feindes seine trotz ihrer kleinen Anzahl so kriegsmuthigen Truppen zu entlassen und sich aus seinen Staaten zu entfernen. Zehn Jahre nachher, als der aus seinem Asyl zu Prag zurückgekehrte Kurfürst meinen Plan einer hessischen Geschichte genehmigte und mir dabei gestattete, mich im voraus über wichtige Momente seiner Zeit und seines Lebens Raths zu erholen, erlaubte ich mir die Frage, ob es nicht möglich gewesen wäre, sich entweder bei den ersten verdächtigen Bewegungen der Franzosen, oder auch nach der Achtserklärung vom 31. Oct., in einen gehörigen capitulationsfähigen Wehrstand zu versetzen. Er berief sich auf die durch Talleyrand dem hessischen Gesandten Geheimenrath von Malsburg schriftlich gegebene französische Zusage und Neutralitätsversicherung und auf den in jener verhängnißvollen Nacht (allzuspät) gehaltenen Kriegsrath, welcher jede offene Gegenwehr als unausführbar und verderblich verwarf. Es ist bekannt, wie im Dreißigjährigen Kriege Tilly's liguistisches Heer mehr als einmal an Kassel unverrichteter Sache vorbeiziehen mußte. Aber diese ehemals so starke Festung war nach den bittern Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges, wo Friedrich der Große Hessen und Hannover der französischen Uebermacht preisgeben mußte, aller ihrer Bollwerke beraubt, und die großartige Strategie der neuern Zeit hat die Unzulänglichkeit solcher Landesvertheidigung außer Zweifel gesetzt.

Neuere Kriegsverständige haben die Behauptung aufgestellt: der Kurfürst, außer Stande, von Kassel aus zweien feindlichen Heerhaufen zu widerstehen, hätte, nach einer schleunigen Zusammenziehung seiner beurlaubten,

in der Nähe zerstreuten Truppen, sich unverzüglich nach der Festung Ziegenhain wenden und unterwegs alle seine Streitkräfte vereinigen müssen, um alsdann unter den Kanonen von Ziegenhain verstärkt zu einem regelmäßigen Angriff überzugehen. Bei dem ersten in Hessen selbst zu erkämpfenden Vortheil, habe er ferner seine und Preußens zerstreute Truppen bei Hameln an der Weser sammeln und das Panier der deutschen Freiheit im Rücken des nach Berlin ziehenden Napoleon aufstecken müssen [1]). Aber man vergißt hierbei, daß der Kurfürst kein Parteigänger des Dreißigjährigen Kriegs war, und daß der plötzliche Sturz der preußischen Armee und Monarchie wol auch einen entschlossenern und erfahrenern Heerführer außer Fassung gesetzt hätte.

Das hessische Volk ergab sich keineswegs so geduldig, als die Franzosen erwartet haben mochten. Dem grenzenlosen Schmerz der in Kassel selbst entwaffneten und ihre Gewehre mit Ingrimm zertrümmernden Soldaten, ihrer verzweifelten Kampflust im Angesichte eines verhaßten und hinterlistigen Feindes folgte schon gegen das Ende des Jahres 1806 eine gefährliche Bewegung in den Landbezirken von Marburg, Eschwege, Allendorf, Spangenberg, Melsungen, Lichtenau, Hersfeld und Schmalkalden, wo einzelne angesehene Männer, wie der sogenannte Hessenoberst von Uslar, wie im Bauernkrieg, durch die Wahl der alten entlassenen Krieger nothgedrungen an die Spitze traten. Die wiederholte Auffoderung an die hessischen Soldaten und Officiere zur Tragung französischer Waffen, die Androhung der Ge-

---

1) Vergl. unter anderm die Flugschrift: Hessen in seiner wahren Gestalt (1808, S. 28, 29), eine Widerlegung der zu Leipzig 1807 erschienenen Schmähschrift: Hessen vor dem 1. Nov. 1806.

fangenschaft gegen die Ungehorsamen, der Todesstrafe gegen die, welche den Feinden Napoleon's dienen würden, brachten eine ungeheuere Erbitterung hervor, welche nur durch das kluge Benehmen des Generalgouverneurs La Grange, durch die einstweilige Zusicherung einer Freiheit von dem französischen Kriegsdienst und durch die Ansprache der in Kassel gebliebenen hessischen Minister von Baumbach und Waitz gestillt werden konnte. Unter den Officieren, welche den fremden Waffendienst und die schon einmal erfahrene schmachvolle französische Gefangenschaft verschmähten, war ein mir und allen marburgischen Gelehrten befreundeter hochgebildeter Hauptmann von der Lith, welcher sich dem Schicksal seiner nach Mainz abgeführten Kameraden durch einen freiwilligen Tod entzog [1]). Eine ähnliche Gesinnung beseelte auch — mit Ausnahme einiger Apostaten — fast alle Mitglieder des hessischen Armeecorps, und es gereicht den Franzosen zur Ehre, daß die damals erschienene Schmähschrift „Hessen vor dem 1. November 1806", wo die bekannten Misbräuche des alten steifen hessischen Heerwesens mit rücksichtsloser persönlicher Erbitterung gerügt wurden, selbst in ihren Kreisen allgemeinen Unwillen erregte.

Es ist kaum möglich, die verschiedenartigen Empfindungen und Betrachtungen zu schildern, welche der plötzliche Unter-

---

1) Vergl. das Denkmal, welches der menschenfreundliche Justi diesem eines milden Richterspruchs würdigen Weisen gesetzt hat, in Strieder's Hessischer Geschichte, Bd. XVI, 368, wo man auch die Sprüche Seneca's findet, welche von der Lith kurz vor seinem Tode mit eigener Hand zu seiner Rechtfertigung im Sinne der Stoiker abgeschrieben hatte. Bei seinem feierlichen, auch von den Fremdlingen zahlreich besuchten Leichenbegängniß wandte ein Anwesender die Worte Pope's: He was not for this world, and this world was not for him, auf ihn an.

gang der alten Verfassung und die überraschend schnelle Umgestaltung aller Institutionen der zum Königreich Westfalen geschlagenen Provinzen damals in allen denkenden, die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichenden Menschen erregte. Verglich man die großen Gebrechen der deutschen Fürstenthümer, die Misbräuche der Höfe und der stehenden Truppen, den Kastengeist des Erbadels, die Erstarrung der Landstände, die unzähligen Hemmnisse eines den Grundboden belastenden Feudalismus, den Unfug der Monopole und Privilegien, die Verkümmerung der städtischen Gewerbe und Industrie mit den unabweisbaren Foderungen der Zeit und der Nation, so steigerte sich das Gefühl der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in dem ganzen Kreis der bürgerlichen Gesellschaft. Es gab damals echt deutsch gesinnte Patrioten, welche in dem über die ganze Nation verhängten göttlichen Strafgericht den Anbeginn eines neuen bessern Zeitalters erblickten. Selbst treue Anhänger des hessischen Regentenhauses, gleich weit von demokratischer Neuerungssucht, wie von blinder Verehrung Napoleon's entfernt, konnten die unleugbaren Fortschritte der französischen Nation im Staats- und Kriegswesen nicht verkennen, wie sie die ersten Institutionen des Königreichs Westfalen beurkundeten; so schmerzlich auch die Betrachtung war, daß eine solche Umgestaltung vaterländischer Verfassung nicht auf geschichtlichem Wege, durch allmälige und zeitgemäße Entwickelung, sondern durch die verhaßte Hand despotischer Fremdlinge geschehen sollte. Die Einrichtung eines aus dem Kern Norddeutschlands auserlesenen mit talentvollen Geschäftsmännern zusammengesetzten Staatsraths, die öffentliche Achtung, welche man, trotz der Kriegszeiten, den höhern Verwaltungsbeamten und den Repräsentanten der Wissen-

schaft und Kunst widmete, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz, die Aufhebung schädlicher Monopole und Privilegien, die selbständige öffentliche Gerichtsverfassung, das Institut der Friedensgerichte und Notare (nach der trefflichen Instruction des Ministers Siméon), die Eröffnung einer bisher unbekannten gerichtlichen und parlamentarischen Beredtsamkeit waren ganz dazu geeignet, die öffentliche Meinung der nicht in dem Schlendrian träger Ruhe oder in Standesvorurtheilen befangenen Staatsdiener zu gewinnen. Selbst das Schaugepränge der Reichsstände, welches Herr von Strombeck in seiner Biographie mit ebenso viel Ironie als Wahrheit geschildert hat, hing mit einem würdevollen äußern Anstand zusammen, wodurch man in den Repräsentanten des Landes das Land selbst zu ehren schien. Man hat auch den Einklang der legislatorischen Gewalten zu einer Werkstätte der Gesetze aus einem Guß, ohne mikrologische Zänkereien und partielle Ungleichheiten bei der Redaction der Gesetze, gerühmt, weil bei den vom Staatsrath entworfenen und mit den ständischen Ausschüssen vorher berathenen Gesetzvorschlägen, welche entweder ganz angenommen oder zur Umänderung zurückgestellt wurden, die Richtschnur leitender Grundsätze entschied. Und was die Hauptstadt, den glanzvollen Mittelpunkt des neuen Reichs, betraf, so waren es sowol die jetzt besser als sonst besoldeten Staatsdiener, als die reichlich beschäftigten Handwerker und Manufacturisten, welche hier eine längst ersehnte Befriedigung materieller Interessen fanden. Aber allmälig löste sich dieser Zauber. Zu dem beschämenden Gefühl einer hinterlistigen Unterjochung, einer fremden Gewaltherrschaft und der Abhängigkeit von einem auswärtigen, die Freiheit Europas bedrohenden Zwingherrn gesellte sich die Entdeckung

eines krebsartig um sich fressenden moralischen Verderbens. Nicht der vorübergehende Druck der Einquartierung und der Kriegssteuern, nicht der Waffendienst und die gesetzwidrige Verstärkung des westfälischen Heeres für eine französische Weltherrschaft, nicht die Erschöpfung und liederliche Verschleuderung der Staatseinkünfte und Staatsdomänen war es allein, welches den deutschen Vaterlandsfreund mit bangen Besorgnissen für die Zukunft erfüllte. Der Despotismus und die geheimen Denunciationen der von inländischen und ausländischen Spionen bedienten Polizei, die schamlose Sittenlosigkeit des Hofes unter einem leichtsinnigen und verschwenderischen, dem Volksbewußtsein fremden Usurpator, die Prostitution des weiblichen Geschlechts, die tief eingeprägten bösen Flecken des französischen Sittenverderbnisses untergruben die alte treuherzige Biederkeit, die männliche Kraft und das dem deutschen Gemüthe des Bürgers und Landmanns noch immer inwohnende sittliche Gefühl. Selbst die von den gescheitesten Franzosen (siehe den unten angeführten Brief des Staatsraths Beugnot) beabsichtigte Verschmelzung der deutschen und französischen Bildung, Sprache und Literatur mußte zum Verlust der nationalen Selbständigkeit und zu einer allmäligen verderblichen Zersetzung des deutschen Geistes und Gemüthes führen.

Ich glaube nicht, daß solche Betrachtungen den althessischen Biedermännern zum Grunde lagen, die sich schon im ersten Jahre des improvisirten Königreichs nach der alten patriarchalischen Verfassung und Ordnung sehnten. Diese althessischen Beamten hatten auch keine Gemeinschaft mit dem damals in Preußen und ganz Norddeutschland aufkeimenden Tugendbund deutscher Patrioten, deren allgemeinste Aufgabe es war, „den vater-

ländischen Geist der fremden Gewaltherrschaft gegenüber zu erwecken und zu unterhalten".

A tout prix, setzten Diejenigen hinzu, welche selbst nach dem Tilsiter Frieden den von den großen Mächten anerkannten, aber ihnen aufgedrungenen Usurpator und einen ihm geleisteten Dienſteid nicht achteten, um den großen Befreiungsplan ihres angestammten Vaterlandes zu verfolgen. Zu diesen gehörte der von Hormayr als Siegfried des Befreiungskrieges bezeichnete königlich westfälische Oberst von Dörnberg [1]), der einer der ältesten hessischen Adelsfamilien angehörte und den ich zuerst im Jahre 1808 in dem Hause des Landraths von Schenk zu Schweinsberg in Marburg kennen lernte. Seine edle, ritterliche Gestalt mit durchdringenden schwarzen Augen, seine besonnene Ruhe und Schweigsamkeit, welche an Wilhelm von Oranien erinnerte, zog mich unwiderstehlich an, und er gab mir auch späterhin durch die Mittheilung eines Bruchstücks seiner noch ungedruckten, erst nach der hessischen Insurrection so thatenvollen Lebensgeschichte einen besondern Beweis seines Zutrauens [2]).

Welche Katastrophe Napoleon's und des Königreichs Westfalen würde schon im Jahre 1809 erfolgt sein, wenn die Morgenröthe von Aspern früher angebrochen wäre und wenn Castlereagh's vermaledeiter Eigensinn (im Widerspruch gegen Canning, den Grafen von Münster und Dörnberg) nicht frühzeitig dem britischen Hülfs-

---

1) Siehe Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg, 1844, 3 Bände (Bd. I, 64—66), Richter's Geschichte des deutschen Freiheitskrieges, 1841, I, Einleitung, und Perz' Leben des Freiherrn von Stein, II, 409.

2) Siehe den vorhergehenden Aufsatz.

corps die verderbliche Richtung in die Sümpfe von Walchern gegeben hätte. Nicht der Erfolg, abhängig von kleinen unvorhergesehenen Umständen, nicht der scheinbare Ausgang, welcher Kurzsichtige verleitet, den trefflichsten Entwürfen den Stempel der Thorheit aufzudrücken, sondern der gerechte und nach den vorhandenen Mitteln wohlberechnete Zweck, die edle, uneigennützige Aufopferung entscheidet auf der Wagschale des Weltgerichts das Verdienst patriotischer, gegen fremde hinterlistige Unterdrücker gerichteter Unternehmungen. Die hessische Insurrection war auf den eigenthümlichen Geist des hessischen Volkes und der alten treuen Diener des Kurfürsten berechnet. Während einer fast dreimonatlichen Vorbereitung hatten alle Vorsteher von 20—30 die Stadt Kassel umgebenden Dorfgemeinden (die althessischen Greben) das ihnen anvertraute Geheimniß treulich bewahrt und von den vielen betheiligten Familien aus allen Ständen, selbst Frauen, unter denen Stein's Schwester, Stiftsdame des Wallensteinischen Stifts zu Homberg, an der Spitze stand, trat auch nach dem Mislingen kein einziger verrätherischer Zeuge auf [1]). Dörnberg's Unternehmen scheiterte an der nothgedrungenen Uebereilung, kurz vor dem Ausbruch des österreichischen Krieges, an der unsichern Stellung und mehr als einmal bedrohten persönlichen Gefahr desselben, an der Unvorsichtigkeit seiner unerfahrenen, allzuhitzigen und zuversichtlichen Unterbefehlshaber, welche einige Dorfgemeinden zu frühzeitig aufboten und nicht gehörig organisirten, und an einem finstern, noch nicht ganz aufgeklärten Verrath [2]).

---

1) Vergl. von Gehren's Geschichte seiner dreimaligen Verhaftung (Marburg und Felsberg, 1815).

2) Ein Kammerherr von Jagow, durch seinen Neffen, einen west-

Aber die großartigen Zuckungen dauerten fort und das Jahr 1809 ging, trotz des übereilten Friedens zu Wien, nicht spurlos vorüber. Ich war Zeuge des tollkühnen zweiten Marburgischen Aufstandes, an dessen Spitze der alte, als Parteigänger des Amerikanischen Krieges berühmte Oberst Emmerich und der allzu sanguinische Professor Sternberg, unbekannt mit dem unseligen Waffenstillstand zu Znaym, am 24. Juni zur ungelegensten Zeit losschlugen, und unvergeßlich ist mir noch die plötzliche nächtliche Erscheinung der bewaffneten Blousenmänner, meistens alter Soldaten, welche unter beständigen Flintenschüssen und dem Rufe „Kurhessen raus!" die Wachtthore stürmten, die überraschte, weit zahlreichere Garnison vor sich hertrieben und das Rathhaus besetzten, bis endlich der ausgewichene Commandant durch einen nachgelaufenen Bedienten ihre kleine Anzahl erfuhr, gegen drei Uhr Morgens im Sturmmarsch zurückkehrte und die Stadt wieder einnahm. Aber nicht ohne Nachwirkung blieb die kaltblütige Todesverachtung, mit welcher bald nachher die zu Pulver und Blei begnadigten Patrioten — Emmerich mit der Pfeife im Munde, der tapfere Lieutenant von Hasserode mit dem Ausrufe: „Es lebe der Kurfürst!" — sich den Schergen Na-

---

fälischen Lieutenant und anfänglichen Mitverschworenen, unterrichtet, hatte dem Könige zuerst entdeckt, daß eine Verschwörung und Insurrection im Werden sei. Hiezu kam der Umstand, daß der damalige Ehrenstallmeister Freiherr von Malsburg, den man übrigens fälschlich für einen vorsätzlichen Entdecker gehalten hat, gerade am Tage vor dem Ausbruche der Insurrection auf einen starken bewaffneten Bauernhaufen unweit des Dorfes Dörnberg stieß, und weil er wegen eines ohne Urlaub unternommenen Besuchs auf seinem Gute Elmarshausen jetzt schnell zum Könige berufen wurde, sich genöthigt sah, über das, was ihm begegnet war, Bericht abzustatten. (Authent. Privatnachr.)

poleon's entgegenstellten [1]). Ihr einziges noch jetzt sichtbares Denkmal ist eine einsame Eiche an der Waldfläche des Forstes zu Kassel. Denn die Verheißung der Witgensteinischen Proclamation vom 13. Jan. 1813 — „schon sehe ich allenthalben Monumente den deutschen Männern errichtet, welche für deutsche Treue und Freiheit fielen, ist bis auf diesen Tag noch nicht erfüllt worden! Als der heldenmüthige Herzog von Braunschweig-Oels drei Monate nach der Dörnbergischen Insurrection mit seinen schwarzen, durch Hessen verstärkten Jägern den kühnen Zug von der Donau nach der Weser unternahm und nach Hannover kam, sagte er zu einem von ihm arretirten hessisch-westfälischen Officier, er habe große Lust, zu den braven Hessen zu ziehen; die Braunschweiger hätten Thränen, aber keine Herzen für ihn. (Ein Vorwurf, den bald nachher so viele tapfere Braunschweiger durch die That widerlegten. Vergl. das Tagebuch des Generals von Wachholz, Braunschweig 1843.)

In die Dörnbergische Insurrection waren drei meiner Verwandten verwickelt: ein jüngerer Bruder meines Vaters, der zu Homberg den versammelten Insurgenten die im Namen des Kurfürsten verfaßte Proclamation vorgelesen hatte (er entging der Todesstrafe nur durch die Intercession meines Vaters und durch die Mitwirkung des kassel'schen Gouverneurs Rewbel, welcher es bei der Kriegsgerichtssitzung so einzurichten wußte, daß die entscheidende Hauptfrage über jenen Umstand überhört und nicht mit protocollirt wurde); dessen Tochtermann, der aus Steffens' Lebensbeschreibung bekannte Friedensrichter Martin, und der nachherige Landstand

---

1) Vergl. über Emmerich: Strieder's Hessische Gelehrten-Geschichte, XVI, 554—55.

und Obergerichtsanwalt L. Schwarzenberg, der sich bald nachher unter dem Herzog von Braunschweig auf der pyrenäischen Halbinsel auszeichnete.

Mein Vater selbst, nach wie vor erster Geistlicher der reformirten Confession in Hessen, scheute sich nicht, bei allem echtchristlichen passiven Gehorsam gegen die damals bestehende Landesregierung, alljährlich in stiller Weihnachtsnacht die Jahreswünsche der treuesten Anhänger des Kurfürsten nach Prag zu schicken.

Den Druck der die Stadt Marburg vorzugsweise treffenden französischen Einquartierung, welche eine kostspielige Schmälerung unserer akademischen Privilegien mit sich führte, ertrug ich mit stoischer Apathie. Mit diesem Ungemach söhnte mich auch nicht selten der Reiz der Conversation feingebildeter, in den verschiedensten Weltgegenden bewanderter Officiere aus, die meine Wißbegierde durch Erzählung ihrer Heldenthaten zu Wasser und Land unterhielten, wogegen ich sie, einigermaßen vertraut mit der französischen Literatur und Geschichte, mit pikanten Anekdoten über Voltaire, Rousseau, Piron und andere Koryphäen des französischen Parnasses regalirte. Mein erster Franzose Namens Decoignure war aus Rheims; in seinem Mantelsacke führte er eine Flöte und Spottgedichte auf den Erzbischof von Rheims. Ich erinnere mich noch der unschuldigen List, womit ich einen ebenso wiß- als eßbegierigen Gast dieser Art, der, trotz eines schon gehaltenen späten Mittagsmahls, noch denselben Abend ein Souper verlangte, hinter das Licht führte. Während ich nämlich durch meinen wohl instruirten Famulus die kalten, von mir unberührten Speisen mit überraschender Schnelligkeit davontragen ließ, unterhielt ich mit dem verblüfften Franzosen ein so lebhaftes Conversationsfeuer, daß er gleich Sancho Pansa früh-

zeitig die erwünschte Tafel mit dem Bette vertauschte. Bei einem Besuche in Kassel in dem Hause meiner Aeltern benutzte ich die allmälig gewonnene Suffisance, um den erhitzten Kopf eines aus Marseille gebürtigen Rittmeisters, der meinem Vater zur Ungebühr noch seine Pferde aufdrang, und der schon im Begriff war, unsern Stall gewaltsam auszuleeren, nicht nur zur Erkenntniß seines Unrechts, sondern auch zu einer freundlichen Friedenspfeife zu bewegen.

Der Titel eines homme de lettres, den mir die französischen Officiere zu ertheilen beliebten, wurde mir jedoch am Ende etwas lästig, und es setzte mich einst in nicht geringe Verlegenheit, als einer meiner Gäste, ein ehemaliger Adjutant des Generals Rochambeau, der mich durch eine furchtbar-schöne Erzählung von dem haitischen Negerkriege zu bezaubern suchte, seine sämmtlichen Bekannte zu einer längern Soirée zu mir führte. . . . Sehr irrig waren auch die Vorstellungen sonst gebildeter Franzosen von der Einrichtung deutscher Universitäten und den Berufspflichten deutscher Professoren, denen sie die Begriffe ihrer Collegien und Seminarien und einer speciellen verantwortlichen Aufsicht über die Studirenden unterlegten. Als im Jahre 1807 drei marburgische Studenten aus Lithauen in den Verdacht geriethen, die Entweichung einiger gefangenen Landsleute befördert zu haben, beschied der General Le Suire, Commandant zu Marburg (vormals Unterofficier), den ganzen akademischen Senat zu sich, erklärte uns sammt und sonders für verantwortlich für jeden Studentenexceß und setzte drohend hinzu, daß ihm die Auflösung der Universität nur ein Wort bei dem Kaiser Napoleon koste. Es fehlte jedoch der Universität nicht an unerschrockenen Männern, welche der Insolenz der Fremdlinge zur rechten Zeit zu

begegnen und die Angelegenheiten der Akademie kräftig zu vertreten wußten. Außer dem Professor Wurzer, welcher in einem frühern bewegten Leben am Rhein die französische Nation und Sprache kennen gelernt hatte (der auch durch eine improvisirte Anrede an Jerome seinem chemischen Institute eine neue Dotation erwirkte), gedenke ich hier des Professors Hauf, eines Mathematikers, welcher, beauftragt von der Stadt, wegen der gefährlichen Nähe des Pulvermagazins dem französischen General Le Suire so kräftige Vorstellungen machte, daß dieser ihn zwar anfangs mit der Abführung nach Mainz bedrohte, dann aber sich zur Nachgiebigkeit entschloß. Robert, der Vicekanzler der Universität, bei aller juristischen Pedanterie das Muster eines würdigen Anstandes, und patriotisch genug, um die Stelle eines königlich westfälischen Staatsraths abzulehnen (anders dachten Leist und Martens), zeichnete sich als Mitglied und Secretär der reichsständischen Deputirten zu Paris bei der Discussion über die westfälische Constitution durch unbestechliche Redlichkeit aus. Wachler, bis zum Augenblick der Invasion ein äußerst freisinniger Volksredner, würde als Reichsstand und vermöge seiner Verbindung mit Berlepsch, Johannes Müller und andern Staatsräthen unserer Universität nützlicher geworden sein, wenn er seiner maßlosen, auch die collegialische Eintracht störenden Heftigkeit ein Ziel gesetzt hätte. Münscher, ein trefflicher Kirchenhistoriker und scharfsinniger Geschäftsmann, dem es nur an Sprachgewandtheit den Franzosen gegenüber mangelte; Weis, der Lehrer und Freund Savigny's; Justi, der liebenswürdige, ästhetisch gebildete Gottesgelehrte und Historiker, standen in allgemeiner Achtung. Zeuge so mancher sogar den Fremdlingen anstößigen Servilität selbst des hohen Adels (der Landgraf von Hessen-Roten-

burg verwarf jedoch den ihm von Jerome zugesandten Kammerherrenschlüssel), darf ich auch das würdevolle Benehmen des letzten Ritters von Meysenbug nicht vergessen, dessen der Gastfreundschaft gewidmetes Haus zu Riede nach wie vor den Gelehrten und Künstlern seines Vaterlandes offen stand; und es ergötzte uns einst ungemein, als er, von einem hochfahrenden Directeur des Hôpitaux und dessen ebenso prätentiösem Begleiter, einem hessischen Beamten, besucht, seinen deutschen Gästen nichts vergab und jede französische Conversation ablehnte. Er war es auch, der nach dem unglücklichen Guerillastreffen des Jahres 1809 den in der ersten Bestürzung zu ihm geflüchteten Anführern das erste Asyl darbot.

Den welschen Königsjüngling selbst habe ich zwei mal gesprochen, zuerst bei seiner Ankunft aus Frankreich, wo er in seiner schmächtigen Gestalt, im Oberrock, den Klappenhut unter dem Arm, bei einer der Universität ertheilten Abendaudienz eine Menge Fragen an uns richtete, ohne die Antwort abzuwarten; späterhin 1810, wo er die an jeden Professor gerichtete Frage: Qu'enseignez vous, Monsieur, bei mir bald abbrach, als er erfuhr, daß ich nach Rußland übersiedeln wollte. Napoleon hatte die ihm vorausgesandten Staatsräthe Siméon, Beugnot, Jollivet mit großer Umsicht gewählt und es läßt sich wol nicht leugnen, daß sie in administrativer Gewandtheit und Energie unsere in der römischen Jurisprudenz eingeschulten Staats- und Geschäftsmänner bei weitem übertrafen.

Was mich mit denselben zuerst in Berührung brachte, waren die jährlichen Geburtsfeste des Königs, deren Programme ich als Redner der Universität jedesmal dem Minister des Innern zusenden mußte. Mit großer Be-

hutsamkeit übersah Siméon die Vermeidung eines Panegyricus sowol in meinen Programmen, als in den öffentlichen Reden; nur ein mal, als ich ihm zu meinem Programme des Jahres 1808 beiläufig meine Darstellung der Völker des Kaukasus zusandte, spielte er auf den reichen Stoff an, den die Geburtsfeier eines zu einer neuen Staatenschöpfung bestimmten Fürsten darbiete [1]).

Unter Simoén's Bureauchefs war der mir wohlbekannte Statistiker Hassel. Ich fand ihn einst beschäftigt mit der Verbrennung einer Menge, wie er sagte, unnützer Suppliken. Den geistvollen Orator Beugnot, den ich im Interesse meines ältesten Bruders (Substituten bei dem Generalprocurator des Oberappellationsgerichts) besuchte, traf ich in derselben Bellevue, welche kurz vorher der Kurfürst bewohnt hatte; in seinem Vorzimmer saßen vier kartespielende französische Bediente. Einer Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, seines Verehrers, mochte ich die lange Unterredung verdanken, bei welcher ich bald bemerkte, welche Hoffnungen er auf eben dieselbe Verschmelzung des deutschen und französischen Geistes, der Literatur und der Institutionen setzte — welche Fichte in seinen Reden mit Recht als das Grab der deutschen Nationalität und der Selbständigkeit geschildert hat. Er hatte die unverdeckte Absicht, zu Gunsten dieser neuen Ordnung und einer größern Verbreitung der französischen Sprache in dem Stande der deut-

---

1) Er schrieb mir 1808: Je ne doute pas, que vous n'ayez deploié dans votre discours l'eloquence, qu'inspire le sujet. La naissance des Princes est toujours un grand événement pour les peuples, et l'intérêt s'accroît beaucoup, lorsqu'il s'agit des Princes, que les circonstances appellent à créer et former de nouveaux états &c. &c.

schen Gelehrten zu wirken, deren Beruf es jetzt sei, den reichen, aber ungeordneten und jeder praktischen Anwendung noch baaren Stoff der deutschen Gelehrsamkeit unter Form und Regel einer französischen Methode zu stellen. Auch ließ er es nicht an ironischen Anspielungen über den transscendentalen, sehr ephemeren Enthusiasmus der deutschen Gelehrten für die Tageshelden ihrer Philosophie und Literatur fehlen. Als er im Jahre 1807 zur Bewillkommnung des Königs nach Marburg kam und den akademischen Senat unter ähnlichen Bemerkungen haranguirte, nahm ich mir bald nachher die Freiheit, ihn auf den freien und selbständig-originellen Entwickelungsgang unserer durch keine königliche Centralakademie bevormundeten deutschen Literatur aufmerksam zu machen; er übersandte mir das weiter unten abgedruckte Antwortschreiben, gleich charakteristisch in der flüchtigen Betrachtung der bisherigen Hindernisse unserer Literatur und in der verzweiflungsvollen naiven Aeußerung über seine Unkenntniß der deutschen Sprache. Beugnot, nachher Minister unter Ludwig XVIII., ist derselbe, welcher dem Herzog von Artois bei seiner Rückkehr nach Frankreich dessen bekanntes Bonmot in den Mund legte: Frankreich habe nur durch den Zuwachs eines Franzosen eine Veränderung erlitten.

Johannes Müller sprach ich zuerst im Anfang des Jahres 1808 in der Orangerie zu Kassel, als er noch Ministerstaatssecretär und mit dem Nimbus eines, wie man glaubte, von Napoleon für dessen Bruder auserwählten Mentors umgeben war. Die Universalität seines Genius und seiner Gelehrsamkeit, der Ruhm seiner Geschichtswerke, die ihm angeborene, über jede kleinliche Intrigue erhabene Liberalität und Humanität mußten ihn damals zu einem Gegenstand der Verehrung

deutscher Gelehrten machen, und wenn gleich die wenigsten Franzosen einen Begriff von dem ganzen Werthe dieses zur Vermittlung der deutschen und französischen Literatur geschaffenen Geistes hatten, so benutzten sie doch das Orakel seines unerschöpflichen Gedächtnisses bei allen schwierigen Fragen über germanische Verhältnisse. Aber bald zeigten sich die innern und äußern Schwierigkeiten, welche den Einfluß Müller's, selbst als er die für ihn nicht passende Stelle eines Ministers mit der eines Generaldirectors der Studien vertauschte, allmälig lähmten. Zu seiner allzu großen Beweglichkeit und Weichheit, zu seiner oft von Unwürdigen misbrauchten Dienstfertigkeit und Arglosigkeit, zu seiner Misstimmung über unaufhörliche Störung gewohnter Studien gesellte sich die geflissentliche Verkümmerung seiner besten Plane (wozu auch die Errichtung einer Akademie der bildenden Künste gehörte); selbst die bewundernswürdige Vielseitigkeit seines Geistes hinderte ihn an jeder praktischen und durchgreifenden Organisation des öffentlichen Unterrichts, wozu ohnehin seine letzten Lebensjahre nicht hinreichten. Als der erste Zauber der Persönlichkeit Napoleon's und der darauf gebauten kosmopolitischen Hoffnungen bei ihm vorüber war, als er aus dem steigenden Despotismus und dem innern Getriebe des Königreichs Westfalen den nahen Untergang desselben ahnte, bemächtigte sich seiner die verzweiflungsvolle Ueberzeugung, daß der von ihm ersehnte Tag einer großen europäischen Weltreform noch weit entfernt sei. Seine letzten Wünsche waren auf Erhaltung der ihm anvertrauten Institute gerichtet, damit bei einer Auflösung des Königreichs den ursprünglichen Provinzen desselben es nicht an Fonds zur selbständigen Erhaltung ihrer Pflanzschulen der Wissenschaft fehle. Während

die französischen Finanziers die Concurrenz von fünf Universitäten (Göttingen, Halle, Marburg, Helmstädt und Rinteln) in einem Staate von zwei Millionen Seelen für einen schädlichen Luxus erklärten[1]), behauptete Müller die von ihm hartnäckig vertheidigten Asyle deutscher Gelehrsamkeit. Die Reduction derselben wurde erst nach seinem Tode (am 29. Mai 1809) entschieden[2]).

Johannes Müller war der Erste, den ich wegen meiner damaligen Berufung nach Rußland um Rath fragte. Von seiner mit fast prophetischer Einsicht abgefaßten Antwort theile ich ein Bruchstück in dem Anhange dieses Abschnittes mit (B). Er erlebte noch den Anfang des von allen deutschen Patrioten so sehnlich gewünschten österreichischen Krieges. Er war Mitwisser des Dörnbergischen Insurrectionsplanes. Mit einem sanften Lächeln empfing er noch sterbend die eben eingetroffene Nachricht von der Schlacht bei Aspern[3]). Meine Em-

---

1) In einer 1809 gedruckten Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie schreibt der Verfasser, Mr. Bail, inspecteur aux revues, ganz dictatorisch: Deux Universités seront plus que suffisantes.

2) Es ist ebenso unrichtig, mit dem famosen Zinserling (Westfälische Denkwürdigkeiten, Berlin 1814, S. 171—72) die Aufhebung von drei Universitäten (nur zwei, Helmstädt und Rinteln, traf dieses Schicksal) in die Zeit der Müller'schen Administration zu setzen, als mit dem Herrn von Strombeck (Darstellungen aus seinem Leben, II, 206—7) das Verdienst der Erhaltung der andern Universitäten ausschließlich dem Minister von Wolfrath zuzuschreiben. Im Herbst 1809, als der Nachfolger Müller's, Staatsrath Leist, den Aufhebungsplan wieder vornahm, war es auch dessen College, der vorherige Präfect von Marburg, Staatsrath von Berlepsch, der, vom Könige zum Gutachten aufgefordert, aus dem Stegreife, zunächst aus finanziellen Gründen, eine so kräftige Schutzrede für Marburg hielt, daß die Erhaltung dieser hessischen Landesuniversität beschlossen wurde.

3) Vergl. den Aufsatz des Geheimen Hofraths Harnier, welcher Müller's Arzt war, in Bran's Minerva, 1839, Mai und Juni.

pfindungen über seinen allzu frühen Hingang drückte ich in einer akademischen Gedächtnißrede aus, bei deren Anzeige Heyne in Göttingen seine Ansicht sowol über Johannes Müller, als über das Trostlose der damaligen Weltlage ziemlich offen ausdrückte[1]).

Lange ruhten Müller's Gebeine unter einem einfachen Denksteine, welchen ihm sein Bruder, Professor zu Schaffhausen, dem Geburtsorte des großen Geschichtschreibers, auf dem alten Friedhofe zu Kassel gesetzt hat. Aber im Jahre 1851, wo die Stadt Schaffhausen ihre langjährige Schuld bezahlte, hat auch König Ludwig von Baiern, der alte enthusiastische Verehrer Johannes Müller's, der seine Büste schon früher nach Walhalla versetzte, ihm ein würdiges Denkmal an dem Orte seiner Ruhestätte gesetzt. Unter der wohlgetroffenen Büste stehen die Musen der Geschichte und der mit der Wagschale versehenen historischen Gerechtigkeit; in der Mitte die Inschrift: Was Thucydides Hellas, Tacitus Rom, war er seinem Vaterlande!

Ich kehre zu meinem unvergeßlichen Heyne zurück. Bei ihm erfuhr ich zuerst, daß Jerome Napoleon während seiner Anwesenheit in Göttingen sich einige Worte

---

1) Göttinger Anzeigen, 1809, Nr. 113: „Welchem dankbaren Verehrer Johannes Müller's muß es nicht Freude machen, sein Andenken so vielfach gefeiert zu sehen. Es ist der Geschichtschreiber, der Staatsgelehrte und der Staatsmann, den der Redner darstellt, den letztern mit Andeutung der Hindernisse, die seiner Wirksamkeit entgegenstanden. Vielleicht wird auch dieses erhellen, daß selbst die Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Kenntnisse dem Muth im Handeln entgegenstehen mußten. Wer viel sieht, wird zuweilen eben dadurch irre geführt, wo freilich nur selten der rasche Stürmer durchbricht. ... Sinnreich nennt der Verfasser die jetzige Zeit eine Welt des Dunkels und des Lichts, des Strebens und des Keimens, des Todes und des Lebens. Wenn nur nicht vielleicht überall das Zweite, dem Ersten entgegengestellte voranstehen sollte!“

über die bevorstehende Reduction der Universitäten hatte entschlüpfen lassen. Der Minister des Innern, von Wolfrath, den ich darüber ganz unverhohlen befragte, stellte zwar die von seinem Herrn begangene Indiscretion mit der ihm eigenen Derbheit mir gegenüber in Abrede. Aber noch unter dem Nachfolger Johannes Müller's, dem Staatsrath Leist, blieb das Schwert des Damokles über Marburg hängen. Die französische Projectmacherei, der Contrast pomphafter Versprechungen mit den offenen Blößen der Finanznoth, die eingeführte mechanische Geschäftsführung, die ganze welsche, mit akademischer Freiheit unvereinbare Willkür versetzte uns in eine fieberhafte Unruhe. Heyne selbst, der einundachtzigjährige Greis, stets hellen Kopfes und ungebeugten Muthes [1]), dem nur die Servilität einiger seiner Collegen die letzten Jahre seines Lebens verbitterte (Beilage C), hatte zwar das Glück, sich und sein Werk, das Palladium deutscher Wissenschaft, zu behaupten. Aber wohlbekannt mit meiner trüben Geistesstimmung, öffnete er mir gegen Ende des Jahres 1808 die Thore des napoleonischen Kerkers. Er überraschte mich nämlich mit einer durch den Grafen Rasumovsky in Petersburg erwirkten Berufung zu einer ordentlichen (facultätsmäßigen) Professur der alten Literatur auf der kaiserlichen Universität zu Charkow im südlichen Rußland. Das dort noch unbebaute Feld der Philologie sollte unter meiner Leitung eine Pflanzschule der Humanität im Geiste Heyne's werden; es war die Blüthezeit des edeln Kaisers Alexander, der den großen Plan faßte, so schrieb mir der damalige Secretär des akademischen Senats zu Charkow, durch die russischen

1) Er schrieb im Jahre 1808 an Johannes Müller: obniti, ne velis esse senex, est aliqua senectutis retardatio.

Universitäten seine Nation zu einer höhern Stufe der Bildung zu führen. Mein Entschluß war bald gefaßt. Der Wunsch, in der Blüthe meiner Jahre und unverheirathet, gesund und stark, wie ich war[1]), in einen größern und freiern Wirkungskreis zu treten und in einem noch rohen Lande etwas zur Verbreitung wissenschaftlicher Cultur beizutragen, überwog die angestammte Liebe zum Vaterland. Heyne war es auch, der mich beständig während des langwierigen, durch unrichtigen Postenlauf gehemmten Briefwechsels zwischen Göttingen, Kassel, Petersburg und Charkow zu einer philosophischen Geduld ermahnte; bis endlich gegen Mitte des Jahres 1810, zu unserer beiderseitigen Freude, zugleich mit der kaiserlichen Bestätigung, die dringende Einladung der Universität erfolgte.

Als Beilagen zu vorstehendem Abschnitte dürften folgende Briefe nicht unwillkommen sein.

A. Beugnot.

Monsieur le Professeur, l'Etat des sciences et des lettres en Allemagne ne peut que donner beaucoup d'espérance. Je me confirme chaque jour dans la pensée, que votre Littérature offre une matière abondante et riche, qui n'attend que la main de quelque architecte habile, pour devenir un monument solide et régulier. Des circonstances, qui vous sont aussi familières qu'à moi, arrêtèrent aux bords du Rhin l'impulsion, que

1) Mit Ausnahme meines rechten Armes, dessen Ellbogengelenke zwei mal stark afficirt wurden, ein mal in meiner Kindheit, wo ich aus Muthwillen einen mit leeren Fässern beladenen Hofwagen bestieg, und beim Herabspringen im Angesicht der Schloßwache unter ein Rad gerieth; das andere mal im Jahre 1799, wo ich bei dem Umsturze einer von Studenten schlecht geführten Kalesche an derselben Stelle eine starke Quetschung erlitt, deren Nachwehen mich noch jetzt zuweilen plagen.

Louis quatorze donna aux lettres françaises; depuis lors l'Allemagne a eu deux Souverains, dont l'un fut un homme supérieur, Frédéric le Grand, l'autre au moins un homme de beaucoup d'esprit, Joseph 2. L'un eut le tort, de dédaigner les lettres allemandes; l'autre de leur commander avec humeur, puis de s'irriter contr'-elles; et qu'arriva-t-il, c'est qu'elles restèrent dans les Universités, où elles gardèrent l'ancienne direction avec d'autant plus d'obstination, qu'on avait employé plus de force à les contrarier. De quoi se plaignent les gens de lettres d'Allemagne, disait Frédéric, je n'ai jamais lu un seul de leurs livres! — Ce mot a retenti dans l'Europe, et chacun s'est cru dispensé de lire ces livres, que le Roy des gens d'Esprit mettait si bas. „Je ne ferai rien des Allemands, répétait Joseph, et il faut, que je les refonde"; et chacun attendait, que le Souverain impatient eut jetté sa nation dans un moule nouveau, pour savoir quelle forme elle y prendrait. Dans les tems postérieurs les lettres allemandes n'ont pas avancé, parce qu'elles ont trouvé sur leur chemin Bella, Bella atque horrida bella! Je crois, qu'il y aura tout à gagner pour elles de l'introduction d'une cour française au milieu d'Allemagne; Marbourg, Halle, Göttingue, Leipzic nous apporteront de bonnes connaissances, et nous leur donnerons en échange l'ordre, la méthode, l'application. Nos littératures se rapprocheront promptement avec un succès égal, s'il n'y avait entr'elles une barrière difficile à franchir, l'ignorance, où nous sommes de votre langue, l'extrême difficulté de l'apprendre, et la presqu'impossibilité de la parler. J'ai touché là le vrai point de la difficulté, c'est votre langue, qui vous isole de l'Europe, et qui vous retarde. Mais vous serez forcé de parler la langue française, et je regarde cette obligation comme un grand moyen d'avancement pour les sciences et les lettres en Allemagne.

C'est aux excellens esprits tels que vous, Monsieur le Professeur, à faire le reste. Quant à moi,

écarté par devoir d'une carrière, que j'aurais voulu suivre par gout, je ne pourrai qu'applaudir à vos efforts, et les seconder auprès d'un Souverain digne de les juger et disposé à les récompenser. Je vous remercie d'avoir jugé, que je tenais à l'honneur d'appartenir à la République des lettres; quelque part que je trouve un homme instruit, je l'honore comme un Maître et je le sers comme un ami. Agréez, Monsieur le Professeur, l'assurance de tous mes sentimens. à Cassel 1808.

Beugnot.

B. Johann von Müller.

1. 1808, 5. Mai. J'ai reçu votre dernière lettre, Monsieur, peu de tems après avoir achevé vos dissertations. Celles-ci montrent une grande érudition bien ordonnée. J'ai été très-content de leur tendance et des maximes judicieuses, qu'elles renferment. Ne vous inquietez pas, je vous prie, de l'avenir. Les décisions finales sur les Instituts littéraires ne pourront être prises encore. On doit attendre le développement d'autres objects, qui ne sauroient qu'y influer éminemment, cela peut durer encore plusieurs mois. Vous serez un des premiers, que j'en informerai, vous savez l'intérêt que je prends à votre personne et à vos études, et les vues que je vous ai manifestées vous paraissaient satisfaisantes. Travaillez donc, comme si vous n'aviez aucune chose extérieure à desirer. Tout se fera de soi-même. Comptez sur mon estime distinguée et sur ma meilleure volonté de vous rendre heureux [1]).

---

1) Müller, der mich von Marburg nach Göttingen oder Halle versetzen wollte, hatte mich zugleich aufgefodert, zur Historie überzugehen; er wünschte meine Theilnahme an dem damals mit Heeren und Ukert verabredeten Cyclus deutscher und europäischer Staatsgeschichten. Während er von andern Professoren mit finanziellen Familienangelegenheiten behelligt wurde, sollicitirte ich nie um eine Gehaltszulage, ungeachtet meine Besoldung zu Marburg nur 300 Thlr. jährlich betrug.

2. 1808, 15. Dec. (Antwort auf meine Bitte um Rath in meiner russischen Angelegenheit.) Mein werthester Herr Professor. Sie konnten sich nicht wohl an Jemand wenden, der die Ihnen geschehenen Anträge unparteiischer überlegte. Unsere Sachen in Deutschland sind noch sehr vielen Veränderungen ausgesetzt. In diesem Jahre ist es mir geglückt, Alles zu erhalten, wobei ich nicht sowol auf die Anstalten allein, als zugleich auf das Wohl der Landdistricte sah. Im zweiten Jahre scheint es weniger zu glücken. Ein Paar Universitäten dürften wol eingehen. Marburg wird bleiben; die Professoren der eingehenden Institute werden ledig gewordene Stellen auf den bestehenden Universitäten bekommen, auf daß die Staatskasse je eher je lieber sie nicht mehr unentgeltlich pensioniren müsse, sondern sie in irgend einen Etat einrücken. Hierdurch wird die Aussicht, welche ich für Sie nach Göttingen hatte, viel weiter hinausgesetzt. Eben die Umstände, welche hier so viel Oekonomie gebieten, walten auch in andern deutschen Ländern, wo man so oft viel verspricht und am Ende wenig hält. Es kommt nun auf Sie an, ob Sie den Muth haben, einem ganz neuen Lebens- und Studienplan zu folgen. In Südrußland ist eine neue Welt, wo sich's von unserer Litteratur und eigentlicher Bücherwissenschaft nicht so viel handelt, als von der Gabe, das wahrhaft Nutzbare der Geschichte, das wahrhaft Bildende in den sogenannten schönen Wissenschaften, das überall Praktische, Gemeinnützige den Gemüthern einzuprägen, sodaß Sie nicht sowol einer Bibliothek, als des Studiums der Menschen und der Länder bedürfen würden, eine in der That annehmlichere Art, als auf einer kleinen deutschen Universität; es wird auch möglich sein, im Falle gänzlicher Unbehaglichkeit nach Moskow transferirt zu werden. Sie sind nicht verheirathet und jung, und wie mir scheint gesund. Ich würde Ihnen also diesen Versuch nicht abrathen. Wäre ich dabei gewesen, da Sie Ihren ersten Entschluß gaben, so hätte ich gerathen, zu bedingen, daß, wenn Sie in dem Ihnen völlig unbekannten Charkow sich durchaus nicht bequemen könnten, die Versetzung auf eine andere russische Universität oder auch ebenso

viel Rück- wie Hin-Reisegeld Ihnen versprochen würde. Ich wiederhole es, das meiste kommt auf Sie an, Sie müssen sich kennen. Können Sie in die ganz neue Welt ohne Heimweh der alten übertreten, so können Sie glücklich sein. Charkow ist zehn Tagereisen von Konstantinopel. Bei bevorstehenden Veränderungen können Sie auf mancherlei Weise sich brauchbar und wichtig machen.

Es versteht sich, daß Ihr Herr Vater, daß die Ihrigen es zufrieden sind. Aber Ihr Herr Vater kennt allzu wohl den Zustand der Welt, um durch Vorurtheile sich blenden zu lassen, und gleich wie Mancher froh ist, seinen Sohn jenseits des Weltmeeres glücklich zu wissen, so wird ihm auch vor dem vor allen Invasionen sichern Charkow nicht grauen.

Ihren Kaukasus las ich mit größtem Vergnügen; der Vortrag ist sehr gut, die Darstellung hat Leben, es ist ein interessantes Gemälde. Um Ihnen zu beweisen, daß ich es ganz und aufmerksam gelesen, so gedenke ich Ihres Zweifels auf der 79. Seite, ob man die Menschen überhaupt von einem Paare ableiten könne. Sie mögen sich wol vor dem Modeton gescheut haben, einem so alten Manne, wie Moses, den Beifall zu geben, wie ich und andere abgelebte Gelehrte. Aber Blumenbach's unübertroffene Arbeit über die Varietäten des Menschengeschlechts hätte Sie doch muthiger machen sollen für nur Einen gemeinsamen Vater, Eine Mutter der Menschen.

Sehen Sie meinen Rath nicht als eine verdeckte Verabschiedung an. Sie sollen mir bei Uns immer werth sein, und ich werde zu Ihrer Beförderung das Mögliche sehr gern thun. Aber ich war Ihnen schuldig, so zu antworten, wie es meine Ansicht ist, und nach den Grundsätzen, die ich selbst befolgen würde, wenn ich in Ihrem Alter wäre. Hochschätzungsvoll Ihr ganz ergebenster

Johann von Müller.

C. Heyne.

1807, 24. April. Das mir bezeugte liebevolle Andenken war mir ein wahrer Genuß. Wollte der Himmel, lieber Herr Professor, Sie könnten mit größerer Heiterkeit und Zufriedenheit schreiben. Aber glauben Sie mir, Sie haben sich noch keine Arbeit, keinen Gegenstand gewählt, der Sie recht anzöge und beschäftigte, und Ihre ganze Seele ausfüllte. Suchen Sie sich eine bestimmte Gattung, ein Feld aus, das Sie vor allen vorzüglich anbauen wollen, z. B. die alten Redner. Oder da Sie einmal in der Geographie des schwarzen Meeres zu Hause sind, so gehen Sie da weiter im nördlichen Asien oder nach Osten, nehmen Sie den Strabo zu einer Leiblectüre, wo noch so viele seltene Völkernachrichten sich erhalten haben. Eins gibt das Andere; Sie werden sehen, was für ein ganz anderes Studium das ist, wenn Sie gesteckte Punkte haben. Es ist der aufrichtige Freund, der zu Ihnen spricht.

Am 13. Dec. Sie wandern noch auf den Gebirgen des Kaukasus herum, wo kein . . . . . wohnt. (Anspielung auf die Franzosen.) Ich werde Ihnen nun wol in dem rauhen Klima nicht begegnen, und sehne mich lieber in das wärmere Land; wenn man nur eins wüßte, wo man von Allen . . . . . nichts sähe und hörte.

1808, 18. April. Das Gute, was die bonae literae hatten und wirkten, ist nun für die jetzigen Zeiten und Gegenden vorbei! Luxuries cum egestate.

Am 14. August 1808. Mein lieber Herr Professor. Mehr als Hoffnungen, womit wir uns abspeisen müssen, haben wir jetzt Alle nicht. Was aus Göttingen werden wird, ist so ungewiß, als was Marburg werden soll. Projecte genug! Salbaderei noch mehr, die täglich etwas Neues unter das Volk bringt. Wenn man auch an gutem Willen, die Studien, Universitäten und Schulen zu erhalten, wol nicht zweifeln kann, so fehlt es doch durchaus an Mitteln, die täglich mehr abnehmen und verschwinden. Mar-

burg eingehen zu lassen, wäre doch eine herbe Cur. Womit hätte doch die gute Universität das verdient? Wenn indessen die Sachen in das gewünschte Geleise kommen, so wollte ich Ihnen und uns Glück wünschen, daß Sie hieher versetzt würden, insonderheit der Bibliothek wegen, die Ihnen zu Ihren Studien sehr wesentlich nöthig ist. Das Unglück ist nur dabei, daß die Philologie mit allen ihren Zweigen jetzt auch darniederliegt. Von den Schulen kommt man so schlecht vorbereitet und eilt, bald wieder davonzulaufen; arm kömmt Alles und an Bezahlung der Collegien ist nicht zu denken. Wenn Sie einen Verleger zu Ihren drei Arbeiten[1]) finden, wird der Druck sicher Ehre und Namen machen.

1808, 18. Nov. Recht sehr hat mich Ihr Programm (De institutione publica) erfreut, mein theuerster Herr Professor. Es ist recht zweckmäßig, und es sind verschiedene, nicht gemeine Ideen darin, z. B. daß nach Abschaffung der Innungen es nun noch wichtiger und dringender wird, in Bürgerschulen Unterricht in der Technologie zu geben, so auch bei dem Unterricht für künftige Kaufleute u. s. f. Auch vernünftig, daß sie die Laudes für die Rede selbst gespart haben. Denn dahin gehören sie, ohnedem können sie nicht dick genug aufgetragen werden, wie die Farben; auch dürfen sie nicht bescheiden und versteckt sein; in einer Rede läßt sich nun eher ein Posaunenschall und Vox stentorea anbringen. Dies vermißte man durchaus höhern Orts an meinen Programmen und Prologen zum Lectionskatalog, wo sie freilich nicht hingehören. Das nahm unser Herr Eichhorn wahr, der längst nach der Hofgunst strebte, um

---

1) Ich hatte damals folgende Schriften im Entwurf vollendet: 1) Geschichte der griechischen Literatur, mit einer Charakteristik der vorzüglichsten Dichter, Redner, Historiker und Philosophen. 2) Eine Theorie der Beredtsamkeit, nach dem Muster des Aristoteles mit Rücksicht auf die neue Epoche der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte. 3) Eine Statistik des römischen Reiches unter dem Gesichtspunkte der Staats-Grundmacht, der Verfassung und der Verwaltung.

hier sein Aufstreben zu beflügeln. Vor einigen Tagen ließ er als zeitiger Prorector Academica circuliren, darunter befand sich ein Programm auf den Prorectoratswechsel. Ich las und traute mir selber nicht, da dies meine Function ist, und hinter meinem Rücken das Ganze geschrieben war. Dies ist nun so geschrieben, wie der Charlatan auf dem Brete eine panegyrische Anpreisung halten würde! Das Publicum muß an mir irre werden, und ich muß es also öffentlich erklären, daß ich der Verfasser nicht sei. Ob dort Jemand sein wird, den die Herrschsucht auch zu einem solchen ingeniosen Streich aufreizen könnte, mögen Sie sich vorsehen[1]). Damit Sie au fait gesetzet werden, so will ich Ihnen die Acta zusammen beilegen. Das Programm ad Kal. Sept. vergleichen Sie nun mit dem meinigen[2]).

Der folgende Brief kam wie ein Blitz vom Himmel und ist seiner lakonischen Fassung wegen charakteristisch:

1808, 24. Nov. Lassen Sie mich wissen, lieber Herr Professor, wie Ihre dortige Lage beschaffen und gesichert ist, und ob Sie einen Vorschlag nach Charkow im südlichen Rußland als Professor ordinarius der alten Literatur unter den besten Bedingungen annehmen würden? Sie sehen leicht selbst ein, Ihr Schluß muß reif und fest sein.

1808, 1. Dec. Da Sie, mein lieber Professor, aus eigener Bewegung sich so geneigt zur Annahme eines Rufes nach Charkow erklären, so habe ich nicht angestanden, Sie dahin zu empfehlen. Da ich weiß, daß der Gehalt der ordentlichen Professoren 2000 Rubel ist, so habe ich diese mit freier Wohnung und Holz, oder dessen Bezahlung, nebst hinlänglichem Reisegeld, auch Zollbefreiung Ihres Gepäckes an der Grenze stipulirt. Es ist die Professur der

---

1) Dies bezieht sich auf Wachler, der mir bei Gelegenheit von Müller's Gedächtnißrede einen ähnlichen Streich spielte.

2) Vergl. überhaupt Heyne's Biographie von Heeren (Th. VI der Historischen Werke von Heeren, besonders S. 377)

römischen Literatur im größten Umfange des Wortes, täglich drei bis vier Collegia zu lesen. Nun wollen wir es der Vorsehung überlassen. Halten Sie sich ruhig und behalten Sie die Sache für sich, damit nicht vor der Zeit geklatscht wird. Unter ein paar Monaten kann keine Rückantwort kommen.

1811, 12. Juni (nach Charkow gesandt). Sehr erfreut hat mich Ihr Brief, mein werthgeschätzter Herr und Freund, und nach der Zufriedenheit, die Sie bezeugen mit Ihrer Lage und Befinden, preise ich das Geschick, das Ihnen ein so gutes Loos zubereitet und aus der vorigen trübseligen Lage gebracht hat. Jetzt bricht der völlige Despotismus überall durch; Alles wird befohlen und der kleine Despot spricht im Tone des Ministers. Man glaubt durch Vorschriften ohne Unterlaß bei der geringsten Kleinigkeit sei Alles ausgerichtet. Alles wird Maschine, kriechende Speichellecker, und so verdienen sie es nach und nach, daß sie so behandelt werden, und nun denken Sie sich die Lage Dessen, der sich nicht erniedrigen will. Geposaunt wird fürchterlich, voraus, ehe etwas geschehen ist, und geschieht. Die Studenten in Marburg machten neulich wieder den kindischen Streich und zogen aus, besannen sich aber bald wieder. Dem Geiste unter den Studierenden durch alle Universitäten wird mit Verlust aller Freiheiten gesteuert; denn der Schlägereien ist kein Ende, aus den Landsmannschaften und Orden. Selbst in Göttingen ist die akademische Gerichtsbarkeit aufgehoben, die Studenten stehen unter andern Gerichten, belangt beim Friedensrichter und beim criminellen Tribunal. Herr von Leist wollte der Universität Marburg eine Bibliothek verschaffen aus den Doubletten von Helmstädt und Wolfenbüttel; noch fehlt es an Geld für die Fuhren der Bücher. Aber an Erweiterung unserer Bibliothek durch Zurichtung der ehemaligen Universitätskirche wird gearbeitet. Für Göttingen überhaupt geschieht mehr. Mich freut Ihre Anlage des philosophischen Seminariums. Ziehen Sie sich nur erst eine Zahl Pflanzen heran, und behalten Sie den Muth; die Freude haben Sie

einst sagen zu können, das ist Alles mein Werk! Bücher wünschte ich Ihnen freilich. Machen Sie sich immer von Zeit zu Zeit eine Auswahl von den nöthigsten, und geben Sie in Deutschland einem Freunde oder Verleger Auftrag, von Zeit zu Zeit eins zu erhaschen. Alles wäre schön, hätten Sie sich nur eine Gefährtin gleich von hier mitgenommen. Nun machen Sie den Plan so: Sehen Sie noch eine Zeit zu, sammeln und richten sich ein, wenn es wieder Ruhe ist, nach Deutschland eine Reise zu machen, um sich Bücher und eine Frau zugleich zu holen. Bei allen Uebeln des Alters und der Zeit halte ich mich noch erträglich, zumal in der warmen Jahreszeit, plage mich noch mit Lasten, wie vorhin von der mannichfaltigsten Art. Ich wünsche Ihnen viele frohe Tage in Ruhe und Frieden; so etwas kennen wir seit längst nicht mehr!

III.

1810—1815.

„Gern, obwol mit widerstrebendem Gemüthe" mich losreißend, nahm ich meinen Weg absichtlich durch das nördliche Deutschland, wo die von mir noch nicht besuchten Hauptstädte einen so großen Reichthum trefflicher deutscher Männer in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft darboten. In der Generation, der ich angehörte, lag noch jene dankbare persönliche Verehrung gegen ältere verdienstvolle Stammhalter der Literatur und Gelehrtenrepublik, welche das übermüthige, in politischen Stürmen aufgewachsene junge Deutschland späterhin so freventlich hintangesetzt hat. Auch glaube ich den jetzigen Koryphäen der Literatur nicht zunahezutreten, wenn ich in Erinnerung des geistigen mir damals in Göttin-

gen, Braunschweig, Berlin, Leipzig und Dresden zu Theil gewordenen Genusses mit Demea bei Terenz ausrufe:

> — — — — — — dii boni,
> Ne illiusmodi jam magna nobis civium
> Paenuria est.

Ueber Göttingen, wo mich Heyne zum letzten mal umarmte, und ich noch die Dioskuren der Sternkunde, Gauß und Harding, und den trefflichen Verfasser des Aenesidem, Schulz, kennen lernte, eilte ich nach Braunschweig. Hier war es, wo mir ein liebevoller, mit meiner noch lebenden Schwester Sophie verheiratheter Schwager (Georg Julius Bierbaum) einen längern Umgang mit den ausgezeichnetsten Professoren der herzoglichen Akademie bereitete. Wenn ich noch jetzt der hohen ehrwürdigen Gestalt Eschenburg's, des geschmackvollen Kenners der englischen Literatur; Campe's, des kosmopolitischen Pädagogen und Sprachgelehrten; des liebenswürdigen Zimmermann, Herausgebers des geographischen Taschenbuchs, welcher in geheimer Correspondenz mit England stand und mir ein Schreiben an den Grafen Hardenberg mitgab; Emperius', des Archäologen; Pockels', des feinen Kenners des weiblichen Geschlechts und dabei ihrer Erzählungen über ihre dahingeschiedenen Vorgänger Lessing, Abt, Leisewitz, Zachariä und Ebert gedenke, so erfüllt mich der Gedanke, daß es in der geistigen Welt, wie am Firmament der auf- und niedersteigenden Gestirne, keine Scheidewand des Todes gibt. Von Braunschweig aus besuchte ich die Bibliothek zu Wolfenbüttel, mit deren kostbaren Handschriften mich der treffliche Nachfolger Lessing's, Lange, bekannt machte, und die von den Franzosen auf das schmählichste geplünderte Gemäldesammlung zu Salzdahl. Unbeschreiblich

rührend war mir auch der Anblick der in ein gelehrtes Waisenhaus verwandelten Universität Helmstädt, der Wiege so mancher großen deutschen Gelehrten (Calixtus', Conring's, Häberlin's, Henke's), wo die zwei letzten redseligen Pensionäre dieses Instituts, Abt Lichtenstein, der Erklärer der persepolitanischen Keilschriften, und Wiedeburg, durch Erzählungen über den genialen Charlatan Beireis mich so stark anzogen, daß ich den vorausgeeilten Postwagen nur mit Hilfe eines sehr anstrengenden Eilmarsches wieder erreichen konnte.

Bei der Einfahrt in Magdeburg, wo mir ein einheimischer Reisegesellschafter das älteste, der Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege entgangene Haus, und an der Elbe die Stelle des verzweiflungsvollen Jungfernsprungs zeigte, hatte ich Gelegenheit, den tief im Volksbewußtsein wurzelnden und durch keine Apologie jesuitischer Geschichtschreiber zu beschwichtigenden Abscheu zu bemerken, den die Erinnerung an die Greuel des religiösen Fanatismus und an dessen Werkzeuge noch immer erweckte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Brandenburg, wo ich die erste Rolandssäule norddeutscher Städte erblickte, und in Potsdam, wo mir der unglückliche, aber in edler ruhiger Haltung resignirte König auf einem Spaziergang begegnete, fuhr ich am Abend des 22. Nov. 1810 in demselben Moment, wo ein nahe vor uns herfahrender Reisewagen von frechen Dieben seines Gepäckes beraubt wurde, in die schwach erleuchtete Hauptstadt Preußens. Die neu errichtete Hochschule vereinte damals eine ganze Reihe eminenter Köpfe. Ich weiß nicht, ob es die durch die neueste bittere Erfahrung mehr als je hier erweckte deutsche Sympathie, oder meine Eigenschaft als künftiges Mitglied des hoffnungsvollen russischen Reiches war, was mir daselbst einen so überaus

freundlichen Empfang bereitete. Selbst Wolf, der homerische Gegner und undankbare Schüler Heyne's, ließ sich zu einer Ehrenerklärung über die großen Verdienste desselben herab. Kurz vorher, in einer für ihn sehr mislichen Zeit, nach Charkow an dieselbe mir verliehene Stelle berufen, schien ihn noch immer der Gedanke zu entzücken, in der Nähe von Tomi (bei Odessa) und unter den bosporanischen Monumenten die ihm noch nicht bekannten griechischen Inselweine zu kosten. Ich besuchte mit ihm eine Abendsitzung der Akademie, wo mich Biester als Kaukasier begrüßte und mit dem geistreichen scharfblickenden Niebuhr bekannt machte; Buttmann hielt eine Vorlesung über die den alten Rednern zur Richtschnur dienenden Wasseruhren (de clepsydris), welche aber so lange dauerte, daß Wolf, ungeduldig über diese Contradictio in adjecto, mich fast mit Gewalt davonzog und in eine durch stettiner Bier ausgezeichnete Restauration führte. Ich begleitete ihn auch zu einem wahrhaft orientalischen Gastmahl des vor kurzem aus Konstantinopel angekommenen Geheimen Legationsraths Diez, der uns seine arabischen Handschriften vorzeigte und dabei meine orientalische Sprachkenntniß auf eine gefährliche Probe setzte; Bellermann unterhielt uns über seine neueste Erklärung der punischen Münzen. Einen in der damaligen Noth stark auffallenden Aufwand bemerkte ich bei den geschworenen Feinden der Wasserheilkunde, den Schülern Aeskulap's; die Empfehlung eines meiner charkowschen Collegen, des Professors Huth, an seinen Schwager, einen berliner Arzt, wurde durch ein Trinkgelag erwidert, bei welchem Hufeland und Heim, wenn sie gegenwärtig gewesen wären, gewiß die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, vermißt haben würden. Auch besuchte ich den alten, fast ganz blinden,

mir mehr durch Goethe's und Schiller's sarkastische Xenien, als durch seine Reisebeschreibung von Deutschland bekannten Nicolai; den gleichfalls an einem Auge erblindeten, unvergeßlichen Astronomen Bode, der es sich nicht verdrießen ließ, mich auf seine Sternwarte zu führen; den freundlichen, mit seiner Gäa und dem neu errichteten Taubstummeninstitut beschäftigten Zeune; den liebenswürdigen Philologen Spalding, der mich mit einer lateinischen metrischen Uebersetzung von Kleist's Frühling beschenkte; den rüstigen, unermüdlichen, damals durch die Berufsgeschäfte des Universitätsrectorats stark in Anspruch genommenen Fichte, dessen Reden an die deutsche Nation keinesweges die Stimme eines Predigers in der Wüste waren. Der soeben aus Hamburg angekommene Historiker und Journalist Archenholtz empfing mich in einem Gasthof, als Podagrist, auf dem Sopha liegend und von seiner Tochter gepflegt, mit den Worten: „Wie oft, bester Freund, habe ich an Sie gedacht"; in einer langen politischen Unterredung sprach er die Ueberzeugung aus, daß an eine Auferstehung der preußischen Monarchie so bald noch nicht zu denken sei. Der große Naturforscher Pallas, der sich durch seine glänzende Beschreibung der taurischen Halbinsel ein krimmisches Exil unter russischen Leibeigenen und durch eine zweite Heirath mit einer jungen und schönen Frau manch häusliches Leiden zugezogen hatte, war soeben nach Berlin gekommen, um seinen noch ältern achtzigjährigen Bruder zu beerben (der ihn jedoch überlebte). Ich traf diesen ehrwürdigen, durch die seltene Größe seiner geistvollen, weltanschauenden Augen ausgezeichneten Gelehrten damit beschäftigt, sich ein Paar wollene Socken an dem Geländer seines Ofens zu wärmen; er erwähnte seine Freundschaft mit dem Grafen Potocki und gab mir

ein nachher nutzloses Empfehlungsschreiben an diesen bei meiner Ankunft in Charkow schon verschollenen Curator mit. Zwei geistige Genüsse hatte ich mir aufgespart, den platonischen Kanzelredner Schleiermacher, dessen tiefsinniger und seelenvoller, besonders die Gebildeten des schönen Geschlechts anziehender Vortrag auch auf mich einen unauslöschlichen Eindruck machte; und den als Patriot und Dramatiker gleich enthusiastischen Iffland, der mich in seiner Theaterwohnung, kurz vor seiner Darstellung als Graf von Savern, mit geschminktem Antlitz empfing, sich aber noch die Zeit nahm, in einer lebhaften politischen Conversation seine Hoffnungen über die Zukunft Deutschlands auszusprechen; mit großer Artigkeit sandte er mir ein Theaterbillet nach, welches mich in die Logennähe des damaligen Kurprinzen von Hessen brachte. Ich hatte nachher noch mehrere male das Vergnügen, das überaus feine, den vollkommenen Weltmann charakterisirende Minenspiel Iffland's zu bewundern. — Mein Reiseplan führte mich nun über Wittenberg, wo ich die Grabstätten der beiden Reformatoren besuchte, nach Leipzig. Hier versah mich der russische Consul, Schwarz, ein äußerst gefälliger und wohlunterrichteter Geschäftsträger, mit 200 Dukaten Reisegeld, kaufte mir zur Winterkleidung einen noch jetzt bewahrten Bärenpelz, und verschaffte mir die Bekanntschaft der vorzüglichsten leipziger Gelehrten: Platner's, des unvergleichlichen Psychologen, Beck's, Rosenmüller's und Hermann's, der eben im Begriff war, gestiefelt und bespornt sein philologisches Katheder zu besteigen. Mein Verleger Bahrdt führte mich durch die Buchhändlerbörse, damals eine abschreckende Tabagie, zu einem jungen Maler, Geisler, welcher die illuminirten Tafeln zu Pallas' Reisen und zu meinen Völkern des Kaukasus geliefert

hatte. Er saß in einem gemüthlichen und fleißigen Familienkreis, mit seiner Frau und acht Kindern, an einem Tisch voller Zeichnungen, und erweckte mir durch seine tragischen Erzählungen über Pallas' letzte häusliche Zwistigkeiten und über die Reisen am schwarzen Meere eben keine große Sehnsucht nach dem Pontus Euxinus.

Auffallend war mir schon in Meißen, der Grabstätte der alten Sachsenfürsten, und besonders in Dresden, dem deutschen Florenz, der Abstich des Preußen- und Sachsenvolks. Dort kräftige Abhärtung, kriegerische Haltung, thatendurstiger Ingrimm, hier Sanftmuth, Höflichkeit und eine fast unmännliche Hinneigung zu den Künsten des Friedens. Hierzu die von dem sächsischen Hause am längsten bewahrte steife Hofetiquette, die katholische Kirchenpracht mit den weichlichen Sopranstimmen. Unter Böttiger's, des allezeit Dienstfertigen, Leitung besuchte ich die Bildergalerie, die Mengsischen Abgüsse der Antiken, das japanische Palais, den Numismatiker Lipsius, die Werkstätten Kügelchen's und Hartmann's, und Reinhard, den trefflichen Kanzelredner, der mich in seiner echt frommen, aufgeklärten theologischen Gesinnung und in seiner unermüdlichen Amtsthätigkeit so lebhaft an meinen Vater erinnerte.

Böttiger hielt damals seine juvenalischen Vorlesungen für einen auserwählten Kreis. Seine äußerst detaillirte schlüpfrige Erläuterung des römischen Luxus und Sittenverderbnisses schien mir ganz berechnet für den frivolen Geschmack blasirter Diplomaten, unter denen sich auch Bourgoing, Napoleon's Biograph, befand.

Mit Grandezza empfing mich der russische Gesandte Chanikow. Aus seinen und seines Begleiters, eines echten Sarmaten, Bemerkungen erkannte ich bald, daß diese Herren nur eine geringe Ahnung von derjenigen

Gattung deutscher Gelehrten hatten, welche nicht durch die Lust, sich zu bereichern und sich Kutschen und Pferde zu halten, sondern durch höhere kosmopolitische oder wissenschaftliche Rücksichten zur Auswanderung nach Rußland bewogen wurden [1]).

In der Mitte des Decembers von 1810 verließ ich Dresden. Ich fuhr über Teplitz, wo ich bei einem furchtbaren Schneegestöber meine einzige Waffe, einen Degenstock, verlor, über Laun, wo ich einen jungen mit den slavischen Sprachen vertrauten Bedienten, den Sohn eines verabschiedeten österreichischen Hauptmanns, miethete, über Schlan, wo ich, durch schlechte Wege aufgehalten, einem kauderwälschen Schauspiel beiwohnte, in welchem ein abgedankter österreichischer Officier den Epilog übernahm, nach Prag, dem damaligen Asyl des alten Kurfürsten von Hessen.

Mit Thränen in den Augen empfing mich derselbe, erkundigte sich nach der Stimmung in Kassel, nach meinem Vater, nach der Lage von Charkow und setzte bei dem Abschied, in sicherer Zuversicht seiner Rückkehr, die Worte hinzu: „Ich hoffe, daß Sie alsdann keiner von den Letzten sein werden, die mir nachfolgen." In der damaligen Wohnung des Kurfürsten lernte ich den scharfsinnigsten slavischen Sprachgelehrten unserer Zeit, den Abt Dobrowsky, einen ebenso genialen als gutmüthigen Gelehrten, kennen. Einem partiellen Irrsinn unterworfen, der sich durch Verschenkung aller seiner Kleinodien

1) Schon vor hundert Jahren schrieb ein Franzose: Les Russes ne peuvent pas comprendre, qu'un étranger de distinction, qui veut les servir, se conduise par un principe différent du désir de gagner de l'argent, et la-dessus ils ne cessent pas de railler entre eux les étrangers comme des gens, qui vendent leur vie pour un peu d'argent. (Das veränderte Rußland, 1738.)

ankündigte, war er gerade damals der Gegenstand eifriger Fürsorge seiner Freunde, welche in solchen Fällen seine Baarschaft, zum Behuf treuer Wiedererstattung, von ihm in Empfang zu nehmen pflegten. Die großartigen historischen Erinnerungen Prags, der liberale, keinen Religionsunterschied verrathende Ton der dortigen Professoren, welche mir die Merkwürdigkeiten der Bibliothek und des Museums (darunter einen alten von Landgraf Wilhelm dem Weisen gefertigten, dem Kaiser Rudolf II. geschenkten Himmelsglobus) zeigten, machten auf mich einen wohlthätigen, durch die Ahnung bevorstehender Mühseligkeiten nicht gestörten Eindruck. Auch benutzte ich das Misverhältniß des seit dem unglücklichen Friedensschluß tiefgefallenen österreichischen Papiergeldes zur Goldmünze, um mir mit Hilfe etlicher zwanzig Dukaten einen bequemen Reisewagen anzuschaffen.

Täglich mehrten sich die Gerüchte über Unsicherheit der Straßen. Aber jetzt mein Ziel unaufhaltsam verfolgend und mich des wohlfeilen Papiergeldes zur Anfeuerung der Postillone bedienend, wobei mir jedoch ein zufällig in der Nacht ausgetheiltes Zehnguldenbillet eine böse Consequenz auflud, eilte ich über Czaslau (Ziska's Begräbniß in der Domkirche enthaltend), durch die mährische Bergkette, über Brünn, wo der verhängnißvolle Spielberg und das benachbarte Schlachtfeld von Austerlitz mich anzogen, über Olmütz, wo der große Marktplatz mit kolossalem polnischen und russischen Rindvieh erfüllt war, über Teschen, der Hauptstadt des österreichischen Schlesiens, über Mysleniza, Tarnow und Jaroslaw nach Lemberg, der Hauptstadt Galiziens. Hier erholte ich mich von den Strapazen der Kälte, des Hungers, von den Prellereien der jüdischen Wirthe, von der Unannehmlichkeit der polnischen, alles Maß der Unsauber-

keit übersteigenden Dorfschenken; gastfreundlich aufgenommen von einigen Professoren, mit denen ich auch das polnische Schauspielhaus besuchte und mich an dem Wohllaut dieses feinsten slavischen Dialekts ergötzte. Ich machte Bekanntschaft mit einem der jüdischen Factoren, welche sich durch ihren Orientalismus in langen Bärten, Kaftanen, turbanähnlichen Pelzmützen, durch eine auffallend schöne und ehrwürdige Gestalt und durch eine außerordentliche Betriebsamkeit als Barbiere und Lohnbediente auszeichnen. Mein Factor, der kurz vorher auch den nach Wilna durchgereisten berühmten Arzt Frank rasirt hatte, war mir sehr nützlich; er übernahm alle Vorsichtsmaßregeln, um mir meinen Uebergang an der russischen Grenze zu erleichtern, kaufte für mich den gehörigen Vorrath von Lebensmitteln (Schinken und Rum) und begleitete mich bis zur Judenstadt Brody, wo ich, unter Vermittelung und Bürgschaft eines jüdischen Emirs, einen Vertrag mit einem Fuhrmann schloß, der mich gegen etliche 20 Dukaten nach Kiew fahren sollte. Am Neujahrstag des Jahres 1811 kam ich an die mit einer dichten Schneedecke überzogene russische Grenzstätte. Nach kurzer Untersuchung meines Gepäckes wurde mir der kaiserliche, mit einer sehr liberalen Zollbefreiung verbundene Paß (Podoroschni) von einem russischen Translateur überreicht, dessen höfliche lateinische Anrede (er war Zögling einer russischen Universität) mich sehr überraschte. Als die langbärtigen Kosaken mir den verhängnißvollen russischen Schlagbaum eröffneten, gedachte ich des Eingangs zu Dante's Hölle: Lasciate ogni speranza, voi ch' intrate! Die Kälte war bis auf 30 Grad gestiegen. Aber einer stets zunehmenden Gesundheit mich erfreuend, durch eine vollständige Pelzkleidung wohl verwahrt, durch das breite Gestelle eines meinen Wagen

stützenden Schlittens gegen jedes Umfallen gesichert, mit russischem Kupfergeld und Wörterbüchern wohl versehen, stellte ich bald, unter den Dampfwolken einer fleißig angezündeten Türkenpfeife, erheiternde Betrachtungen an. Ich bildete mir, mitten auf der russischen Schneewüste in einer vorher nie gekannten Selbständigkeit, ein, ein zweiter Le Vaillant zu sein. Meine lebhafte Phantasie führte mich bald in einen mit jungen lernbegierigen Kosaken angefüllten Hörsaal, bald in die taurischen Paläste der alten tatarischen Chane, bald in das Paradies der schönen Georgierinnen und Circassierinnen; ich erinnerte mich, daß von Odessa oder Taganrog ein günstiger Wind mich in etlichen Tagen nach Stambul führen könnte. In diesen Träumereien störte mich zuerst der Verlust eines aus Lemberg mitgebrachten, sonst so muntern Wachtelhundes und meines durch die äußerste Kälte angegriffenen, jetzt mit Reisegeld zurückgeschickten Denschiks und Dolmetschers. Meine geringe Kenntniß der russischen Sprache brachte mich bald in große Verlegenheit. Denn als ich nach einer heftigen nächtlichen Kälte meine Zuflucht zu einer wohlgeheizten Kneipe nahm, wo ein Dutzend polnisch-russischer Bauern mir nach Landessitte der Reihe nach ihren Wodka zutranken, gebrauchte ich, statt des mir entfallenen Wortes dowolno = genug, das mir höflicher scheinende choroscho = gut, mit solchem Nachdruck, daß dadurch die wohlgemeinte Gastfreundlichkeit der Branntweintrinker aufs höchste gesteigert wurde. In einer andern Dorfschenke, vor der volhynischen Stadt Berdiczew, gerieth ich des Abends spät, neben einer lärmenden und tanzenden Judengesellschaft, in eine frischgewaschene, wohlgeheizte Stube und wurde während meines tiefen Schlafes (nach einem starken Trunk des dortigen Honigweins)

nur durch die Geistesgegenwart des mich aufrüttelnden Wirthes vor dem Anfall einer hitzigen Krankheit gerettet, worauf ich meinen Fuhrmann nöthigte, mitten in der Nacht mit mir davonzufahren. Dieser Iswotschik, ein furchtsamer, die russischen Bauern scheuender Israelit, zog es vor, in kurzen Tagereisen frühzeitig in die ihm befreundeten Wirthshausscheunen einzukehren. Ich hob daher in Berdiczew, mit Hilfe einiger deutschen Kaufleute, den brodyschen Contract gegen Bezahlung der Hälfte des gedungenen Fuhrpreises auf und miethete einen mit stärkern Pferden versehenen, rüstigen, schon durch seine Gestalt imponirenden Polaken, der mich mit unglaublicher Schnelligkeit bis an die Grenze der Ukraine brachte. Der Mangel erträglicher und warmer Speisen blieb jedoch meine Hauptbeschwerde. Als ich hier, in einer elenden Dorfschenke, abgewiesen von einem sonst gasthaltenden Postmeister, der, mit seiner Frau Karte spielend und Thee trinkend, mir mitleidslos sein Obdach versagte, eine unselige Nacht unter grunzenden Schweinen zugebracht hatte und sich ein fürchterlicher Hunger meiner bemächtigte, hatte ich das Glück, drei junge nach Kiew reisende deutsche Kaufleute zu treffen. Auf einer von ihnen mitgebrachten Bratpfanne bereiteten sie aus einer Menge verschiedener, mit meinen Schinkenresten vermischter Ingredienzen ein mir damals so köstlich schmeckendes Jagdessen, daß ich noch jetzt die Sehnsucht jenes nassauischen Grafen aus der Zeit Landgraf Philipp's begreife, welchen der hessische Marschall von Rollshausen in einem französischen Hungerlager mit einem selbstgebackenen Pfannkuchen bewirthet hatte, und der kurz vor seinem Tode seinem ehemaligen Waffengefährten schrieb, sein einziger Wunsch sei, noch einmal mit einem solchen Pfannkuchen regalirt zu werden (der ihm jedoch nunmehr

nicht mehr mundete). Kurz vor Kiew, wo der große Jahrmarkt (die Contracte) gerade eine Menge Gutsbesitzer und Kaufleute versammelte, wurde ich durch die sarmatische Höflichkeit eines mit dem prächtigsten Pelzrocke und einem silbernen Gürtel versehenen Starosten überrascht. Nachdem ich mir das von zwei bramarbasirenden Bedienten bewachte Gastzimmer geöffnet und mich, trotz seiner Unkenntniß der deutschen und französischen Sprache, mit ihm verständigt hatte, nahmen wir, nach einer gegenseitigen Verhandreichung des Kaffees und des Thees, einen so zärtlichen Abschied, daß er mir, als ich Miene machte, ihm zum Anziehen seines Mantels behilflich zu sein, nach dortiger Landessitte den Aermel küßte.

Kiew, am Dnepr, dem Borysthenes der Griechen, gelegen, die Metropolis der Kleinrussen, das zweite Konstantinopel, wie es Nestor, der älteste russische Annalist, nennt, aus welchem sich das Licht der christlichen Offenbarung über ganz Rußland verbreitet hat, besteht aus drei Städten: Altkiew, der petschorischen, mit dem Hauptkloster versehenen Bergfestung, und Podol (der Niederung). Das petschorische Kloster, dessen Hauptkirche zu Mariä Himmelfahrt von den byzantinischen Baumeistern mit den mitgebrachten Gebeinen von sieben Heiligen versehen wurde, besitzt jene berühmten Katakomben, in denen die Mumien der Apostel Cyrillus und Methodius, der ersten slavischen Bibelübersetzer, des hochwürdigen Nestors und anderer Patriarchen bewahrt werden. Diese Heiligthümer wurden mir und einer Menge dort eingezogener Pilger, von denen jeder mit einer bezahlten Wachskerze herabstieg, von unterirdischen Mönchen gezeigt; worauf ich auch den an byzantinischen Gemälden und Inschriften reichen Sophien- und Michaelskirchen

meine Aufmerksamkeit widmete. In Ermangelung eines ordentlichen Gasthauses von einem französischen Restaurateur, Namens Ballu, aufgenommen und gebrandschatzt (seine schon etwas alternde Frau schien mir große Aehnlichkeit mit Potiphar's Weib zu haben), erhielt ich zur rechten Zeit die freundliche Einladung eines russischen Staatsraths, Fuhrmann, der sich nicht genug darüber wundern konnte, daß ich, statt nach Charkow, nicht lieber nach Paris reiste. Er empfahl mir seinen Freund, einen russischen Vicegouverneur von Kiew, der als Collegienrath, um, der bestehenden Einrichtung zufolge, vermittelst eines Universitätsexamens zu einem höhern Rang befördert zu werden, sich zu Kiew selbst durch schriftliche Beantwortung und Uebersendung der Prüfungsfragen abzufinden hoffte. Noch unbekannt mit diesem merkwürdigen, damals unter dem Einflusse des Geheimraths Speransky streng gehandhabten Staatsprüfungsinstitut, welches, den Stockrussen zum Aerger, als Hemmschuh der dienstadeligen Rangsucht, aber als Sporn zur Cultur der Wissenschaften, den Universitätsprofessoren zur Bereicherung und zur Erhöhung ihres Ansehens gereichte, verschob ich meine Antwort bis zur Ankunft in Charkow, wo die gewünschte Dispensation nicht ertheilt werden konnte. Kiew hat erst in neuester Zeit eine eigene Universität erhalten. Vor meiner Abreise aus Kiew (am 7. Januar 1811) machte ich noch die Erfahrung, daß es in Rußland zuweilen handgreiflicher Beweismittel bedarf, um sich Recht zu verschaffen. Im Begriff, gleich nach dem Mittagsmahl bei dem Staatsrath Fuhrmann, mit vier gemietheten Pferden über den zugefrorenen Dnepr bis zur nächsten Poststation zu fahren, um mich dort zuerst meiner Podoroschni zu bedienen, sah ich mich genöthigt, der unverschämten willkür-

lichen Preiserhöhung eines neugemietheten Iswotschiks durch einige Fuchtelhiebe ein Ende zu machen. Diese unzeitige Zornaufwallung, der jedoch einige anwesende russische Officiere ihren Beifall zollten, hätte mir beinahe das Leben gekostet. Der rachsüchtige Polake führte mich in der Dämmerung an eine offene Stelle des gefrorenen Dneprs, in der soeben der Wagen des Generals von Bieberstein stecken geblieben war, so dicht heran, daß ich nur mit Mühe wieder herauskam; worauf er, ohne ein Trinkgeld abzuwarten, davonflog. In der nächsten Poststation führte mich meine Unbekanntschaft mit den Geheimnissen des russischen Postwesens in ein neues Labyrinth. Die Wohlfeilheit der Postpferde für die, welche einen kaiserlichen Paß (Podoroschni) gelöst haben, war damals so groß, daß man den Postmeister (als Kronspächter) herkömmlich durch einen wenigstens doppelten Betrag zu bestechen pflegte. Ich weiß nicht, ob es die Offenherzigkeit meiner Bestechung, in Gegenwart eines dort übernachtenden, auf den Boden hingestreckten russischen Generals, oder der Mangel an Pferden war, der den Postmeister bewog, trotz einer eiskalten Nacht, die ich unter freiem Himmel zubrachte, mir erst gegen 4 Uhr die ersehnte Hilfe zu bringen. Meine Freude über die endliche Erlösung und meine Sehnsucht nach einem erquickenden Schlaf war so groß, daß ich den mir mit sechs Pferden zugetheilten Postillonen, einem einäugigen Alten, nebst seinem muthwilligen Knaben, ein allzu frühzeitiges und reichliches Trinkgeld gab, dessen Wirkung sich bald zeigte. Nach einer halsbrechenden Schnellfahrt von etwa sieben Wersten (einer deutschen Meile) entstand zwischen den beiden sich im Schnee wälzenden und mit Peitschenhieben tractirenden Fahrgesellen ein so heftiger Streit, daß zuerst der Junge,

hierauf der Alte, jeder mit drei Pferden, reißaus nahm. In einer unabsehbaren Fläche zwischen Himmel und Erde ganz allein, begnügte ich mich anfangs, einige gemüthliche Tabakswolken in die Luft zu senden; dann aber, in der Entfernung einen Haufen russischer Fuhrwerke erblickend und zugleich meine Stimme und meinen mit russischer Kupfermünze angefüllten Geldsack erhebend, bewog ich einen russischen Bauer, mich mit einer Troitka in die nächste Kreisstadt Perejeslaw zu fahren, wo ich meine Beschwerde in das Postbuch eintrug, aber, der kaiserlichen Post schon überdrüssig, abermals einen Iswotschik, diesmal einen ehrlichen, frommen Ukrainer, in Sold nahm. In Perejaslaw (im Gouvernement Pultawa) begegnete mir noch das Abenteuer, daß ich wegen des im kaiserlichen Paß enthaltenen Doctorprädicats für einen Arzt gehalten wurde; früh morgens, als ich noch im Bette lag, führte mir der närrische Wirth eine Menge jüdischer Kaufmannsfrauen und Kinder mit solcher Zuversicht zu, daß ich, trotz meiner Protestationen, nothgedrungen die Rolle des Doctor Sangrado übernehmen mußte. Meinem neuen Fuhrmann, welcher, ausgezeichnet durch einen langen rothen Bart, nie den Kutschersitz bestieg, ohne seine Brust mit dreimal drei Kreuzen zu segnen, worauf er einen melancholischen Volksgesang anstimmte und seine Pferde durch sanfte Schmeichelworte (Täubchen, Liebchen) anfeuerte, hatte ich sorgfältig empfohlen, mich auf dieser Straße, welche nach Lubny, Chorol und Pultawa führte, in Taschan, einem gräflich Romanzow'schen Mühlendorf, abzusetzen, wo ich einem deutschen, aus Hannover gebürtigen Müller einige Briefe abgeben wollte. In der Abenddämmerung verirrten wir uns in dem ungeheuern Schnee dermaßen, daß ich nach umgeworfenem und verschüttetem Schlitten-

wagen, den weder die über die Gebühr angestrengten Pferde, noch der verzweifelte, stets unter dem Ausruf: Bosche moi, Bosche moi! (mein Gott, mein Gott!) sich kreuzigende Iswotschik flott machen konnte, abermals unter freiem Himmel übernachten mußte. In meinen Reisepelz gehüllt und durch eine ungewöhnliche Dosis Rum gestärkt, erinnere ich mich jedoch, nie eines trefflichern Schlafs genossen zu haben, als in jener hellen reinen Mondnacht. Des andern Morgens miethete ich von benachbarten Bauern einen kleinen Schlitten, übergab ihnen meinen wohlbepackten Wagen gegen etliche Rubel zur Bewahrung (was sie, ohne daß mir das geringste entwendet wurde, treulich vollführten) und begab mich zu dem deutschen Müller in Taschan, bei welchem ich zwei Nächte hindurch wie im Schoose Abraham's ruhte. Die dortige reine Steppenluft wird besonders Brustkranken empfohlen; für Naturforscher bemerke ich auch, daß diese Gegend (von Lubny und Chorol) der Hauptsitz der bei den Russen Suslik (sonst marmota citellus) genannten Zieselmaus ist, deren schmaler, schwarzgelber und grauweißer Pelz zur Besetzung der Kleider und der Sättel gebraucht wird; der gefährlichste Feind dieses nützlichen Thiers ist die große russische Nachteule, auf ukrainisch Pugatsch genannt.

Ueber Lubny, bekannt durch die Belagerung Karl's XII. und durch den benachbarten Salpeterreichthum, und über Chorol, wo ein deutscher, bis zu dem Rang eines russischen Collegienraths gestiegener Apotheker, Namens Hildebrand, der es sich zur Ehre rechnete, von allen vornehmen Durchreisenden besucht zu werden, seine Gastfreundschaft auch an mir ausübte, fuhr ich nach Pultawa. Hier auf dem Schlachtfelde Karl's XII. widmete

ich zuerst dem von Peter dem Großen gestifteten, jetzt verschönerten Monumente, einem hohen, mit dem russischen Adler versehenen Obelisken, in dessen Nähe so viele durch den Eigensinn des Schwedenkönigs geopferte Tapfere ruhen, einige Morgenstunden. Die Abwesenheit zweier Honoratioren, die ich besuchen wollte, des unter dem charkow'schen Universitätsbezirk stehenden pultawischen Gymnasialdirectors und des Pastors Limmer, der damals die evangelische Gemeinde von Charkow besorgte, nöthigte mich, in ein schlechtes Gasthaus einzukehren, wo eine betrügerische Jüdin mich eine nicht sehr fette Gans nebst einer Flasche Nalifka (Beerenwein) mit einem Dukaten bezahlen ließ. Auf dem Wege nach Charkow, in der Gegend der für mich nachher durch eine Massacre gefangener Türken so merkwürdigen Stadt Walki, erfreute mich dagegen folgender Zug ukrainischer Gastfreundlichkeit. Als ich nämlich des Abends, in einem durch völlige Leerheit grauenerregenden Wirthshause eingekehrt, voll Resignation auf meinem Mantelsack ausgestreckt, mich dem Schlafe ergeben wollte, trat ein großer, mit einer Pelzmütze tief bedeckter Kosakenofficier mit den Worten: Slawa Bogu! (Gott sei Dank!) herein, der sich mir in gebrochenem Deutsch, das er im türkischen Kriege gelernt hatte, als Mirza (tatarischer Fürst) und als Gutsbesitzer zu erkennen gab; er erklärte mir, daß der hier stationirte Wirth, sein Pächter, ein ärmlicher Leibeigener sei, daß er aber gegenüber ein Haus besitze, wo ich ihm und seiner Familie, trotz der Fastenzeit, ein sehr angenehmer Gast sein würde. Ohne Zaudern ihm folgend und von seiner freundlichen Frau empfangen, ward ich bald nachher durch eine unglaubliche Menge der mit Fastenöl zubereiteten Speisen, nebst dem dortigen Beerentrank, und durch die fast rührende Sorgfalt

überrascht, womit der Wirth und dessen Sohn mich auch des andern Morgens einige Stunden zu Pferde begleiteten.

In Charkow am 27. Jan. (den 17. nach russischem Kalender) 1811 Abends spät angekommen, erblickte ich im Vorbeifahren ein großes erleuchtetes Haus. Es war die Universität, wo gerade der Rector Ritzky (ein berühmter Rhetoriker) seine Universitätscollegen und deren Frauen zu einem Nachtmahl versammelt hatte. Von den dort wachehaltenden Kosaken angemeldet, von dem Rector eingeladen und nach russischer Weise umarmt, erhielt ich allseitige Glückwünsche über die so unerwartet schnelle Vollendung einer so mühseligen, ganz ohne Begleitung unternommenen Reise. Noch denselben Abend verfügte ich mich zu meinem Landsmann, Professor von Schmerfeld, nach dessen früherer Anweisung ich meine Equipage eingerichtet hatte, und der mich nun mit Sack und Pack auf etliche Tage in seinem Hause aufnahm. Eine freie, mir durch den Rector in dem Gebäude der Kronstudenten angewiesene Wohnung und die Auszahlung eines mir seit Jahresfrist mit großer Liberalität aufbehaltenen Gehalts von 2000 Rubeln setzten mich bald in den Stand, mir alle nöthigen Meubles, zwei tüchtige kurländische Wagenpferde und einen trefflichen Schlitten anzuschaffen. In der Absicht, mich in der ersten Zeit ganz dem Studium der russischen Sprache zu widmen, nahm ich auch einen russischen, blos mit seiner Landessprache vertrauten, mit etlichen Kriegsmedaillen decorirten Universitätssoldaten in Dienst. Eine auserlesene, in Leipzig vermehrte Büchersammlung folgte mir bald nach und ich hatte mich schon in den ersten paar Tagen so gut eingerichtet, daß ich sowol die Besuche meiner Collegen empfangen, als auch die von mir übernommenen akade-

mischen Vorlesungen, in lateinischer Sprache, beginnen konnte.

Die russischen Universitäten waren seit 1803 unter dem Kaiser Alexander auf einem großartigen Fuß angelegt, durch ihre Statuten mit außerordentlichen Vorrechten und dem Rang der höhern Reichscollegien versehen und nur ihrem Chef, dem Minister der öffentlichen Aufklärung, damals dem feingebildeten Grafen Alexis Rasumowsky, unterworfen. Jede der sechs kaiserlichen Universitäten — Petersburg, Moskau, Wilna, Dorpat, Kasan und Charkow — hatte einen bedeutenden, bis in die Kreis- und Kirchspielschulen der Provinzen herabsteigenden Wirkungskreis in einem Umfang von meistens acht, zehn bis zwölf Gouvernements. Für Charkow war das südliche Rußland, die Ukraine nebst der Krim, bestimmt, sodaß wir in einer mit dem Areale von ganz Deutschland zu vergleichenden, freilich sehr schlecht bevölkerten Diöcese, welche die Gymnasien von Orel, Woronesch, Kursk, Tschernigow, Pultawa, Charkow, Cherson, Ekaterinoslaw, Tscherkask und Simpheropol enthielt, eine Menge wissenschaftlicher Institute und deren Personale zu ordnen und zu beaufsichtigen hatten. Die Kirchspielschulen dieses großen Bezirks, wobei die ukrainischen Landadlichen, die finanziellen Begründer unserer Universität, sich sehr patriotisch bewiesen, waren damals noch in ihrer Entstehung; man mußte sich anfangs damit begnügen, daß der Adel die Schulhäuser, die Popen den ersten kümmerlichen Unterricht übernahmen. Ein Diöcesanstreit über das Gymnasium zu Odessa, dem Hauptsitz des damaligen Generalgouverneurs, Herzogs von Richelieu (späterhin Staatsminister Ludwig's XVIII.), wurde zu dessen Gunsten entschieden. Die Universität Charkow erhielt dafür das Gymnasium von Taganrog.

Das Ganze war noch etwas chaotisch, ungefähr wie zur Zeit des heiligen Winfried und seiner Schüler Sturm und Lull. Die eigentlichen Regenten der Universität waren die Professores ordinarii der Facultäten, welche sich wöchentlich einmal zu dem vom Rector präsidirten, in allen wissenschaftlichen und administrativen Hauptfragen entscheidenden akademischen Senat versammelten. Die tagtäglichen Verwaltungsgeschäfte wurden von dem aus dem Rector und den Facultätsdecanen bestehenden Directorium versehen. Abgesondert stand ein aus sechs ordentlichen Professoren gewählter Oberschulrath (Schulcomité), dessen Mitglieder zur Visitation der Gymnasien und Kreisschulen abgeschickt und in dieser Zeit hinsichtlich ihrer Vorlesungen durch Adjuncten ersetzt wurden.

Charkow hatte damals nur drei Facultäten, die ethiko-politische, welche auch die Jurisprudenz umfaßte, die medicinisch-chemische, und die literarische (in Deutschland die philosophische genannt), der nicht blos die Lehrer der philologischen und historischen, sondern auch die der mathematischen und physikalischen Wissenschaften angehörten. Die Einverleibung einer theologischen Facultät zerstieß sich an dem stillschweigend geduldeten hierarchischen Widerstand der russischen Geistlichkeit, deren Erzbischöfe (Archireis) ihre Seminarien in Unabhängigkeit erhalten wollten.

Die Studenten, denen sich manche benachbarte nicht mehr ganz junge Adliche zum Behuf einer außerordentlichen Prüfung und der dadurch zu erlangenden Standeserhöhung beigesellten, waren einer fast militärischen Disciplin unterworfen, vor allen die sogenannten Kronstudenten, welche, auf Kosten der Krone unterhalten, unter der besondern Inspection eines russischen Professors

standen. Alle Collegien wurden gratis gelesen. Denn wenn gleich der ursprünglich dem Metallgeld gleiche Cours der Papierrubel schon zu meiner Zeit zum Nachtheil unserer Besoldung (die für den Ordinarius 2000 Rubel betrug) bedeutend herabgesunken war, so besaßen doch die Professoren, theils durch Zufügung der besondern Decanats- oder Universitäts-Secretariatsbesoldungen, theils durch Ertheilung der Privatissima außerordentliche Erwerbsquellen. Fast alle Studenten, unter denen sich die jungen schönen donischen Kosaken durch Anstelligkeit und Bescheidenheit, mitunter auch durch poetische Talente auszeichneten, sahen die Universitätsstudien als Staffeln zu einer höhern Dienst- und Rangclasse an, weil jeder Student, welcher das Candidatenexamen glücklich bestanden hatte, zur zwölften, der Magister zur neunten, der Doctor zur achten Rangclasse (der Collegienassessoren) überging, und weil diese Rangclassen, besonders zur Zeit des Kriegs, den Weg zu höhern Officiersstellen bahnten. Da nun auch die zur Ertheilung der akademischen Grade befugten ordentlichen Facultätsprofessoren, außer den gewöhnlichen Adelsprivilegien und Steuerbefreiungen, sogleich in die siebente Rangclasse, der Hofräthe oder Oberstlieutenants, traten und in der Regel alle fünf Jahre weiter heraufrückten, so kann man sich eine Vorstellung von dem Neid und der Eifersucht machen, womit der ehrgeizige und ohnehin den Studien abgeneigte Landadel, im Widerspruch mit den großartigen Absichten des Kaisers, insbesondere die ausländischen Professoren verfolgte. Diese Gesinnung der Alt- oder Stockrussen, welche wenig Unterschied zwischen den zur Zeit der Kaiserin Katharina eingewanderten, mit dem usurpirten Titel der Professeurs prangenden Abenteurern und Ignoranten und den berufenen Universitätsprofessoren zu machen

wußten, diente auch dem allgemeinen Fremdenhasse zur Nahrung, der zur Zeit der französischen Invasion eine bedenkliche Höhe erreichte.

Zur didaktischen und methodischen Bildung der Gymnasiallehrer war ein pädagogisches Institut errichtet, dessen Direction mir gleich anfangs aufgetragen ward. Da ich, der russischen Sprache noch zu wenig mächtig, mir wenig praktischen Einfluß auf die zum Lehrfach übergehenden Candidaten versprechen konnte, so begnügte ich mich mit der schriftlichen Ausarbeitung einer Didaktik und Methodik,[1] welche, späterhin ins Russische übersetzt, den Beifall des Ministers Rasumowsky erhielt. Es war mir aufgefallen, daß in dem Schulplan der Gymnasien, worin die griechischen und römischen Classiker eine geringe Stelle einnahmen, den realen Wissenschaften, der Mathematik, der Physik, der Technologie, selbst der ökonomischen Politik ein so weites Feld eingeräumt wurde. Ich theilte deshalb dem Grafen Rasumowsky meine Bemerkungen mit und er gab mir darüber den hier unten folgenden Aufschluß [1]):

---

1) St.-Petersbourg le 12. Février 1812. Monsieur. J'ai reçu Votre lettre du 17. Dec. Il m'a été très agreable, d'y voir, que Vous employez le tems, qui n'est pas occupé par Vos leçons, avec utilité pour la partie de l'instruction. Ce sera avec autant de plaisir, que je recevrai le projet d'une instruction pour les maîtres des Gymnases et le plan d'enseignement pour les établissemens, que Vous Vous proposez de faire. Dans la composition de ces derniers Vous pouvez suivre absolument Vos idées. Je crois seulement devoir Vous mettre au fait des vues que l'on a suivies dans le plan d'enseignement actuel. On y a fait entrer les sciences politiques, de commerce et la technologie, tout le monde ne pouvant pas avoir l'occasion de continuer les études aux Universités, et les Gymnases recevant des enfans de tous les états, gentilhommes, négocians, artisans et autres; ceux d'entre eux, qui sont obligés d'achever leurs études aux Gymnases, ou qui selon leur état n'ont

Ueberhaupt zeigte sich allenthalben der vorwiegende Sinn der Russen für das Praktische, besonders in den mathematischen Wissenschaften, in denen sie erstaunenswürdige Fortschritte machten. Dagegen fehlte ihnen fast ganz das Organ für höhere Philosophie und Philologie. So bemerkte ich z. B. späterhin, bei einer unter meiner Aufsicht durch einen philologischen Zögling der Universität vollendeten russischen Uebersetzung meiner deutschen Einleitung in die Didaktik, worin die psychologischen Begriffe der Vernunft, des Verstandes, des Scharfsinns, des Tiefsinns und anderer geistiger Eigenschaften vorkamen, daß sie die feinen Unterscheidungen ihrer eigenen organischen, aus dem hohen Alterthum stammenden Sprache nicht kannten, oder erst allmälig durch Vergleichung mit den entsprechenden deutschen Wurzelwörtern entdeckten [1]).

Alle ausländischen Professoren, mit Ausnahme der Franzosen, lasen in lateinischer Sprache, und es kam mir sehr zu statten, daß jeder Student eine hinlängliche Vorkenntniß dieser Sprache mitbringen mußte. Bei meinen verhältnißmäßig stark besuchten Vorlesungen über griechische und römische Classiker aber gerieth ich gleich anfangs in große Verlegenheit; es fehlte an einer hinreichenden Anzahl von gedruckten Exemplaren. Um diesem Mangel abzuhelfen, gab es, da das Dictiren der Origi-

---

pas besoin d'acquérir des connaissances plus étendues, ont l'occasion d'y acquérir des notions des objets surmentionnés, autant qu'ils conviennent à chaque état. C'est dans cette vue, que ces sciences ne sont pas enseignées dans les Gymnases avec autant de détail, qu'aux Universités. Je suis très parfaitement etc.

1) Die bedeutungsvollen russischen Wurzelwörter Um (Vernunft, ratio rationum) und Rasum (Verstand, discernement) können hier zum Beispiel dienen.

nale zu lästig ward, trotz der kümmerlichen Lage des russischen Buchhandels, kein anderes Mittel, als schleunige Herausgabe der unentbehrlichsten Autoren, deren Druck die Universitätstypographie unter meiner Leitung übernahm, so groß auch der Mangel an gutem weißen Druckpapier war. Die von mir besorgten und mit erläuternden Anmerkungen versehenen Ausgaben der Reden und der philosophischen Werke Cicero's, des Sallust und Cornelius Nepos waren zugleich für die Gymnasien bestimmt; schwerere Autoren sah ich mich genöthigt, fernerhin einstweilen in einzelnen Stücken meinen Zuhörern zu dictiren. — Allmälig brachte ich auch ein philologisches Seminarium zu Stande, worin die Grundzüge der höhern Grammatik, Kritik, Hermeneutik und Archäologie vorgetragen wurden. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß diese wissenschaftliche Saat des classischen Alterthums nicht ganz auf einen felsigen Acker gefallen ist; denn ich erinnere mich noch einer Menge junger Russen (darunter eines Adamowitsch, Hewlitsch, Komlischinsky, Gromov und des jetzigen Staatsraths von Köppen), denen die Philologie den Weg zu einer nachhaltigen geistigen Bildung bahnte.

Mir lagen auch außerordentliche Gelegenheitsreden bei dem Geburtsfest des Kaisers ob [1]). Unter den oratorischen Universitätsfeierlichkeiten erinnere ich mich nur der Todenfeier unsers Rectors Ritzky. Wir vereinten uns dabei mit der damals im Ganzen sehr toleranten

1) Eine von mir im Jahre 1812 deshalb gehaltene akademische Rede, welche in großen Umrissen die wissenschaftlichen Anstalten und Akademien der alten und neuen Welt schilderte, gefiel den Russen, welche, unbekannt mit kleinlichen historischen Notizen, eine natürliche Vorliebe für kolossale Nebelbilder haben.

russischen Geistlichkeit. In der Hauptkirche nämlich, wo der Sarg des Verstorbenen aufgestellt war und der Erzbischof mit zwölf Geistlichen das Requiem feierte, traten, in Gegenwart des andächtigen russischen Volks, drei akademische Redner auf; der eine sprach in russischer, der andere in französischer, der dritte, ich selbst, in lateinischer Sprache. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die ausgezeichneten Stimmen eines ukrainischen Sängerchors, und des Hospodi Pomilu (Herr, erbarme dich unser!) eines stentorischen, das Hauptwort Hospodi! 40 mal nach der griechischen Liturgie repetirenden Protopopen [1]). Wir protestantischen Ausländer nahmen auch keinen Anstand, das uns von dem Archierei vorgehaltene Crucifix zu küssen. Unsere kleine protestantische Gemeinde — der sich gleich anfangs der aus dem Kloster Banz entsprungene Professor Schad (früher Pater Roman genannt) anschloß — entbehrte übrigens eines regelmäßigen Kirchenbesuchs. Von Zeit zu Zeit erschien ein evangelischer Prediger von Pultawa (damals Limmer, der Gegner des berühmten Feßler zu Saratow), um die nöthigen Taufen, Trauungen ꝛc. zu versehen; zu seinen Predigten wurde ihm meine Collegienstube eröffnet, worin auch Schad zum ersten male der evangelischen Communion beiwohnte. Später erhielt Charkow einen evangelischen Prediger. Das jährlich wechselnde Decanat in der literarischen Facultät, welches, wegen des damit verbunde- Gehalts von 300 Rubeln, ein Gegenstand der collegialischen Eifersucht war, übernahm ich nur einmal. Es war damit eine Oberaufsicht und Revision des Münz-

1) Die Zahl 40 ist der griechischen Kirche, wie den Juden des Alten Testaments, heilig; auch Johannes der Täufer und Christus hielten sich 40 Tage in der Wüste auf.

und Medaillencabinets verbunden. Als ich diese mit pflichtmäßigem Eifer vornahm und den Mangel eines Katalogs entdeckte, warf der Inspector des Münzcabinets, ein Franzose, einen grenzenlosen Haß auf mich; der neue Rector der Universität, ein Serbe, schien mit ihm einverstanden; die Russen aber, der Universitätskanzler (assessor perpetuus) an der Spitze, nahmen meine Partei. Ich gehörte seit dieser Zeit zu den wenigen Ausländern, von denen die Russen sagten, daß sie das Interesse der Krone wahrten (die man hin und wieder so unverschämt betrog). Ich bekleidete auch eine Zeitlang die Function eines akademischen Schatzmeisters. Das in einem tiefen Keller in eisernen Kasten aufbewahrte blaue, rothe und weiße Papiergeld wurde in Gegenwart des Kassirers (Kasnatschei), zu welcher Stelle man in der Regel Deutsche wählte, und einiger Universitätskosaken erhoben und monatlich vertheilt. Allmälig erweiterte sich mein Gesichtskreis; ich wurde, als Mitglied des Schulcomité, mit einer Gymnasialvisitation beauftragt und dadurch mit zwei Hauptmängeln der Gymnasien vertraut: einer großen sittlichen Corruption der gegen ihre Lehrer conspirirenden Schüler, und einer fast maßlosen Herrschaft der Gymnasialdirectoren, meistens ausgedienter und ununterrichteter Staats-, Kriegs- und selbst Marineofficiere; wobei nicht selten eine parteiische Hintansetzung, oder auch willkürliche Versetzung solcher ausländischer Lehrer vorfiel, welche den russischen Directoren misliebig waren. Darunter war ein Waldecker, Namens Kneuper, den man mit Frau und Kindern von Neschin nach Simpheropol in die Krim schicken wollte. Ich widersetzte mich stets solchen Ungerechtigkeiten.

Gleich nach meiner Ankunft erhielt ich von Petersburg aus den Auftrag zur Erhebung und Entzifferung

eines bei Slawensk am Donetz entdeckten, mit unbekannten Charakteren versehenen großen Sandsteines. Meine Begleiter waren der Professor von Schmerfeld als Zeichner, ein Universitätsschreiber und ein Unterofficier. Wir kamen spät Abends, unter einem heftigen Ungewitter, dicht an das steile Ufer des Donetz, in die Nähe des auf einem Kreideberge errichteten swiätogorskischen Klosters, dessen Mönche uns mistrauisch, trotz Donner und Blitz, ein Obdach versagten, sodaß wir in einer elenden Bauerkneipe übernachten mußten. Bei meiner Ankunft in Slawensk von den Kreisschullehrern mit Feierlichkeit empfangen, bemerkte ich bald, zu meiner großen Beschämung, daß mir die Entzifferung der unbekannten rohen Charaktere unmöglich war. Wir sandten ein Facsimile derselben nach Petersburg. Erst später entdeckte ich eine große Aehnlichkeit der Charaktere mit den von Pallas in den Nordischen Beiträgen, Bd. I, und von Spaßky (De antiquis quibusdam scripturis et inscriptionibus in Sibiria repertis, Petersburg 1822) bekanntgemachten sibirischen oder scythischen Runen, zu denen ich endlich 1817 in Hessen selbst in alten Hünengräbern ein noch nicht entziffertes Pendant gefunden habe, welches zur Vermuthung einer vor Zeiten aus Asien nach Europa verbreiteten rohen Runenschrift führt. (Vergl. W. Grimm, Ueber deutsche Runen. Göttingen 1821. Taf. IX.)

Diese kleine Dienstreise machte mich auch mit der dort gebräuchlichen Diätenberechnung bekannt. Weil man, wegen Mangels an Wirthshäusern, welche durch die ukrainische Gastfreundschaft ersetzt werden, unterwegs für die Zehrung fast nichts zu verausgaben hatte, dagegen aber bei jeder Reparatur von Wagen und Schlitten viel Stricke verbraucht wurden, so scheute man sich nicht,

abenteuerlich hohe Anschläge über zerrissene Stricke einzureichen.

Man kann sich kaum einen Begriff von der Verschiedenartigkeit der Parteien und Charaktere unsers Universitätspersonals machen. Russen und Ausländer standen sich im Ganzen gegenüber; mit jenen hielt ich es, sobald es das Interesse der Krone galt, mit diesen in allen literarischen Angelegenheiten. Die Deutschen waren in der Mehrzahl; Franzosen, Serben, Ungarn reihten sich ihnen als Fractionen an.

Unter den Russen war, nach Ritzky und einem früher einflußreichen pensionirten Professor Timkowsky, kein hervorragendes Talent. Von dem Rector Stoikowitsch, einem Serben, wird später die Rede sein. Nach ihm trat Ossipowsky an die Spitze, ein guter Mathematiker und redlicher Geschäftsmann, der jedoch allzusehr unter dem Pantoffel seiner herrschlustigen und coquetten Frau stand. Mit ihm verbunden waren drei Professoren der medicinischen Facultät: Schumlansky, ein wohlbeleibter Lebemann, einem polnischen Starosten ähnlich, der jedoch seine anatomischen und chirurgischen Studien in Straßburg gemacht hatte (er verrieth eine besondere Vorliebe für das Napoleonische System); Knigin, der in Berlin studirt hatte, aber bei seiner ärztlichen Praxis so unaufmerksam war, daß er bei einem Tertianfieber, welches mich ergriffen hatte, fast jede Krisis versäumte; Kamensky, ein schmaler, feiner Ausüber und Lehrer der Hebammenkunst, der uns im akademischen Senat, wo sonst Alles in lateinischer Sprache verhandelt wurde, als Secretär und Protokollführer durch seine russischen Berichte nach Petersburg viel zu schaffen machte. Ihnen zur Seite stand Uspensky, ein russischer Rabulist, der als Syndikus der Universität die Ukasen

nach Belieben zu deuten wußte und, unter der Maske großer Unterthänigkeit, viel Ehrgeiz verbarg. Sie alle zeichneten sich durch tiefe Verstellung und Verschlagenheit aus; in dem Laufe der Debatten stets kaltblütig und lauernd, wußten sie oft, zum Nachtheil der allzuoffenen Ausländer, jeden Moment zu benutzen, wo diese in der Hitze des Streits sich zu unvorsichtigen Aeußerungen hinreißen ließen; in ihrer barbarischen List übertrafen sie die gewandtesten Franzosen. Mit der deutschen Literatur waren fast alle unsere russischen Collegen unbekannt. Ich muß jedoch eine Ausnahme zu Gunsten eines russischen Adjuncten der medicinischen Facultät, Namens Kalkow, machen, der, im Auslande gebildet, sich besonders durch einen feinen Sinn für die besten Schriftsteller der deutschen Literatur auszeichnete. Sein Lieblingsautor war Jean Paul.

Wir hatten vier Franzosen, de la Vigne, Professor der Botanik, einen gewesenen Abbé, einen anspruchslosen, allen Intriguen fremden, aber in dem Rufe des Geizes stehenden Greis (von welchem ich mich erinnere, daß er mit dem Rector Stoikowitsch einen hartnäckigen Streit über die Benutzung des Grases des großen botanischen Gartens hatte), Belin de Ballu und Dugour, beide aus Paris, und Sauvigny, meinen Adjuncten in der Philologie.

Ballu, rühmlich bekannt durch seine Geschichte der griechischen Beredtsamkeit (Paris 1813), war ein höchst komisches Original; voll Phantasie und Poesie, stets redend, singend, declamirend, ein gutmüthiger, aber immer zerstreuter Gesellschafter, dessen unordentlichen Haushalt man seiner Mesalliance mit einer Pariserin zuschrieb. Seine Nonchalance war grenzenlos. Mit einem russischen Wörterbuche in der Hand ging er auf den

Markt und erregte durch seinen falschen Accent, was in der russischen Sprache zu den auffallendsten Zweideutigkeiten führt, das Gelächter der Bäuerinnen; ein in seinen Garten eingebrochenes nachbarliches Schwein führte er in seinem Schlitten als corpus delicti auf die Palate (Palatium, Gerichtshof), indem er die Richter mit der Anrede: Meine Herren Schweine! (statt: Meine Herren, dieses Schwein) begrüßte; bei der Hochzeitsfeier seiner Tochter fuhr er in einem Staatswagen umher, bei seinen Collegen Schüsseln und Geräthe aller Art borgend und einpackend. Er ward später bei dem pädagogischen Institut in Petersburg angestellt, wo ihm bei seinen französischen Vorlesungen über griechische Literatur sein außerordentliches Declamationstalent zu statten kam. Dugour, als naturalisirter Russe Degourof, früher, wie man erzählte, Buchhändler und Verleger in Paris, hierauf, als er während der Anklage Ludwig's XVI. dessen Vertheidigungsschriften drucken ließ, Flüchtling in Großbrittanien, wo er eine Engländerin heirathete und von einem russischen Fürsten nach Rußland geführt wurde, war Professor der Geschichte seinem Berufe nach, in der That aber unser bester Schulvisitator und Diplomat, besonders bei dem Conflict der Universität mit dem Herzog von Richelieu. Ein gewandter, seinen Vortheil trefflich wahrender, warmblütiger, seinen Gegnern sehr gefährlicher, seine Verachtung gegen die Russen, seine Abneigung gegen die Deutschen meisterhaft verstellender Weltmann, der späterhin, als Rector der Universität Petersburg, in einen größern Wirkungskreis trat und seine Hinneigung zu kosmopolitischen Projecten, nach einer Reise durch Deutschland und Frankreich, durch sein Werk über die europäischen Findelhäuser beurkundete. Er hat mich etwa 20 Jahre nachher, als mir mein charkowsches

Leben wie ein Traum erschien, in Kassel besucht, wo wir uns einiger alten charkowschen Conflicte wegen auf das gründlichste aussöhnten. Tief unter ihm stand mein Adjoint und Stellvertreter Nicolas Pasquis de Sauvigny, ehemaliger Abbé, der sich während seines frühern Aufenthalts in Polen mit einer sogenannten polnischen Gräfin morganatisch verbunden hatte und eine unordentliche Wirthschaft führte; ein Muster blumenreicher und bombastischer Geschmacklosigkeit, welcher in seinen lateinischen und französischen Aufsätzen und schulmeisterlichen Vorlesungen stets als bornirter Anhänger Boileau's die Virgula censoria (seinem Lieblingsausdrucke nach) handhabte. Sein Doctordiplom hing in großen Buchstaben unter seinem Spiegel. Stets mit alten und neuen Zeitungen beschäftigt, war er auch, wie fast alle Franzosen, ein großer Verehrer Napoleon's.

Unter den Deutschen war Roman Schad, ehemaliger Benedictiner zu Banz in Franken, berühmt durch seinen Conflict mit den dortigen Obscuranten und seine heimliche Flucht (siehe seine gedruckte Lebensgeschichte), der merkwürdigste. Ein heftiger, den Russen verhaßter Kämpfer für Aufklärung, Literatur und Philosophie, der durch seine in fließendem Latein geschriebene Logik (eine philosophische Propädeutik) bei den Studenten viel Eingang fand und wegen seiner in der Schule der Jesuiten geübten lateinischen Sprachfertigkeit eine bedeutende Rolle im Senat und bei allen akademischen Disputationen spielte. Ich verband mich mit ihm zur Herausgabe einer deutschen Chrestomathie, wozu er den prosaischen, ich den poetischen Theil lieferte. Er ergötzte uns durch seine unerschöpfliche Laune in skandalösen Mönchsgeschichten, besonders wenn er uns zu seiner bei de[illegible]lichen Sprung aus Banz geretteten Geige

ein dem Vogelgesang ähnliches Freiheitslied recitirte. Ein vollkommener Cyniker, dessen mönchische Gewohnheiten sich selbst unter dem steifen Kragen seiner russischen Uniform verriethen, der aber in seiner Opposition gegen die Stockrussen seiner Zunge zu sehr den Zügel schießen ließ [1]. Eine ungemessene Trunkliebe untergrub seine Gesundheit, und eine unglückliche Heirath mit einer zweideutigen, geizigen, deutschrussischen Frau, zu welcher man ihn bei einem Gastmahl in Kursk beredet hatte, vollendete seine häusliche Katastrophe. In Folge einer Denunciation, wobei man seine nach Schelling'scher Philosophie schmeckenden metaphysischen Vorlesungen für atheistisch ausgab, ward er späterhin (nach meinem Abgang aus Rußland) auf eine äußerst unbarmherzige Art aus Charkow deportirt und endigte in derselben Stadt Jena sein unglückliches Leben, wo ihn Goethe und Schiller nach seiner Flucht aus Banz aufgenommen und durch einen russischen Gesandten weiter befördert hatten. Man erzählt von ihm, daß er, nach seiner Ausweisung im Jahre 1817, willens gewesen sei, alle in Rußland erlebte Unbilde und dortige Scandale durch den Druck zu veröffentlichen, daß er aber, durch die äußerste Noth gedrückt, sein Geheimniß an den russischen Gesandten in Berlin (von Alopäus) kurz vor seinem Tode verkauft habe. Ich sprach noch vor einigen Jahren den letzten säcularisirten Mönch des Klosters Banz, der mir, freilich in keineswegs nüchternem Zustande, erzählte, wie Roman Schad, während seiner letzten Anwesenheit in Deutschland, einmal gleich einem Gespenst, zum Schrecken

---

1) Während eines heftigen Disputs mit unsern Stockrussen rief er einmal im akademischen Senat: Vos estis servi ab Imperatore usque ad ultimum pedissequum.

aller Anwesenden, in russischer Uniform auf der Chorbühne des Klosters erschienen sei.

Die übrigen deutschen Professoren waren Huth, ein trefflicher Mathematiker und Astronom, ein stets heiterer Weltmann, der uns frühzeitig verließ; Giese, ein äußerst fleißiger Pharmaceut, dessen ins Russische übersetzte Werke den praktischen Chemikern sehr willkommen waren; Schnaubert, Chemiker, der mit seiner jungen schönen Frau bald nach Moskau überging, wo er nach der Invasion der Franzosen, wie er schrieb, fast an den Bettelstab gebracht, die Unterstützung seiner ehemaligen charkowschen Collegen in Anspruch nahm; Dreyssig, dessen in Deutschland geschätzte medicinisch-literarische Schriften ihm als ausübendem Arzte wenig Nutzen brachten; es fehlte ihm, trotz einer zehnjährigen Praxis, auch gänzlich an russischer Sprachkenntniß; und Pilger, ein genialer Thier- und Menschenarzt, der, ungeachtet ihm die Praxis verboten war, durch seine glücklichen, einfachen, wenngleich pferdemäßigen Curen den Neid aller Schüler des Aeskulap erweckte, und stets mit den ihn reichlich mit Naturalien beschenkenden Landjunkern und andern Patienten aus der Umgegend verkehrte. Leider brachte er seine beste Zeit in sarkastischer Verunglimpfung seiner Facultätsgegner zu (sodaß wir ihn nur mit Mühe von einer schon beschlossenen Absetzung retteten), und verheirathete sich in zweiter Ehe mit einer jungen russischen Hökerfrau, die ihm zwar zu botanisch-pharmaceutischen Excursionen behilflich war, ihn aber von aller guten oder höhern Gesellschaft ausschloß.

Zu diesen Deutschen gehörte noch Lang, ein Schwabe, Lehrer der politischen Nationalökonomie, der sich große Dinge von seiner Lösung politisch-socialer Fragen versprach; Reith, ein gelehrter, philosophischer, etwas phan-

tastischer Historiker, früher durch eine Geschichte von Frankreich bekannt, und Nöldechen aus Berlin, Professor der Landwirthschaft, der, unbekannt mit dem fetten Landboden der Ukraine, gleich anfangs durch seine Lehre vom Dünger die Heiterkeit der Studenten erregte und sich allmälig mit seiner polnischen Frau auf seine eigene Oekonomie zurückzog. Eine Zierde der Universität und der juristisch-politischen Facultät, ausgezeichnet durch seine Bildung, die er früher als Erzieher einiger deutschen Grafensöhne sich angeeignet hatte, und durch ein seltenes Anekdotengedächtniß und anziehende Erzählungsgabe, war mein noch lebender biederer philosophischer Freund Schweikard. Anfangs voll trefflicher Reformprojecte, dann, nach einem tiefern Blick in die dortigen Zustände, enttäuscht, und nicht willens oder im Stande, nach einem Ausdruck Pestalozzi's, die Welt, die ihn packte, wieder zu packen, wurde er allmälig mistrauisch, zurückgezogen und in Folge seiner höhern philosophischen Richtung, wie es mir schien, dem Mysticismus geneigt. Es glückte mir, im Jahre 1817 seine Berufung nach Marburg durchzusetzen, von wo er als Rechtsgelehrter und Tribunalrichter nach Königsberg, auch im Jahre 1844 zu der berliner Synode berufen wurde.

Unser guter und böser Dämon war ein vielgewandter, mit den Schwächen der Deutschen und Russen wohlbekannter, ehrgeiziger Serbe, Namens Stoikowitsch, der sowol durch seine administrativen Talente und seltene Sprachfertigkeit (er hatte in Göttingen studirt), als durch seine lange hagere Figur und Adlernase imponirte. Als Professor der Physik und Schriftsteller, wie man sagte, mehr Compilator als Gelehrter (sein allen Gymnasien empfohlenes, oder vielmehr aufgedrungenes Handbuch der Physik brachte ihm eine bedeutende Summe

Geldes ein), entwickelte er dagegen während seines dreijährigen Rectorats eine außerordentliche, selbst politische Thätigkeit. Er soll früherhin, wo er noch mit seinem frühern Vaterlande und Czerni Georg in Verbindung stand, eine starke Uebersiedelung aus der österreichischen Grenze projectirt und dadurch sich einen permanenten Verdacht der östereischen Regierung zugezogen haben. Zur Zeit des napoleonischen Einzugs, wo unsere Correspondenz mit dem Minister in Petersburg stark unterbrochen wurde, war er nahe daran, unserer Universität eine Art Unabhängigkeit zu vindiciren. Stets bereit zur Ausführung großer Plane, unterstützte er uns Deutsche gleich anfangs bei der Berufung neuer ausländischer Professoren, die jedoch wegen der französischen Invasion fast alle zu Hause blieben. Ich selbst correspondirte deshalb mit dem trefflichen Astronomen Littrow in Kasan, dem das dortige Klima und die Barbarei der Einwohner nicht behagte (er ging nachher nach Wien), mit dem Philologen Struve in Dorpat und Andern. Die Ungesundheit der zwischen zwei jährlich stagnirenden Flüssen (Loban und Charkowa) liegenden und oft von endemischen Fiebern heimgesuchten Stadt Charkow, wo der im Frühjahr zur Regenzeit sich anhäufende Straßenkoth so tief war, daß wir zum Besten der Studenten feriae luti (Dreckferien) anordnen mußten, gab uns den Plan ein, die Verlegung der Universität nach Kiew zu bewirken. Der deshalb von mir mit Stoikowitsch aufgesetzte, nach Petersburg bestimmte Vorschlag hatte schon die Unterschrift fast aller Professoren erlangt, als die perfiden Dintenflecken eines dissentirenden Russen, noch sichtbar in dem von mir verwahrten Exemplar, das Document unbrauchbar und das ganze Project scheitern machten. Ich stiftete mit Stoikowitsch eine der Universität zur

Seite stehende Akademie der Wissenschaften, zu welcher wir den Gouverneur, den Archierei und alle gebildete Honoratioren der Umgegend zogen; die Russen, durch Ehrendiplome geschmeichelt, übertrugen mir das Präsidium. Aber die den Haß gegen alle Ausländer aufstachelnde französische Invasion und der fast alle unsere wissenschaftlichen Plane paralysirende politische Nationalschwung der Russen trat dazwischen. Um dieselbe Zeit sah sich auch Stoikowitsch genöthigt, eine andere Laufbahn zu suchen. Seine nach und nach entdeckten, den Fiscus der Krone beeinträchtigenden kaufmännischen Speculationen mit eigenmächtiger Einführung fremder Waaren (besonders ungarischer Weine) führten eine anstößige Inquisition herbei, deren Folgen ihn um sein Amt brachten. Wir kamen übrigens aus dem Regen in die Dachtraufe. Denn bald nachher erhob sich ein Russenthum, dessen maßloser Reaction ich noch zeitig entging. — Aus Kohl's Reisen in das südliche Rußland ist bekannt, daß noch immer in Charkow eine freilich sehr schwache Erinnerung an die erste Blüthenzeit der Universität zurückgeblieben ist. Von einer dankbaren Anerkennung unserer wahrlich nicht geringen literarischen und pädagogischen Bestrebungen kann bei der jetzigen Generation wol keine Rede mehr sein. Denn schon bei meinem Abgange bemerkte ich, daß die meisten von uns creirten Candidaten, Magister und Doctoren auf unsern Schultern standen.

Gleich nach meiner Ankunft schloß ich mich, zum Ersatz für das verlorene deutsche Vaterland, an einige nicht ungebildete ehrliche deutsche Handwerkerfamilien an, mit denen mich mein philanthropischer, mit der Tochter eines Mechanicus verheiratheter Freund und Landsmann Schmerfeld bekannt machte, und die ich wöchent=

lich ein mal zu einem fröhlichen Abendmahl einlud. Daneben bestand ein Junggesellenclub der unverheiratheten Professoren, zu welchem sich, außer Stoikowitsch und Kalkow, nur Deutsche einfanden, nach den Anfangsbuchstaben der Mitglieder Giukarositz genannt. Die in der Ukraine ganz besonders herrschende Hospitalität zog mich bald in größere Cirkel. An der Spitze der Honoratioren stand der Gouverneur Bachtin, tartarischer Herkunft, welchen, wie man sagte, seine liebenswürdige Frau, die Tochter eines deutschen Obermedicinalraths aus Tobolsk, emporgebracht hatte. Ihre Lebhaftigkeit und Zierlichkeit, die auch mich in ihre Nähe zog (besonders reizend war ihr Lächeln, wenn ich als Anfänger in der russischen Sprache eine Wortverwechselung beging, und wenn sie mir freundliche Vorschläge zu einer russischen Heirath machte), contrastirte sehr mit der Indolenz ihres wohlbeleibten, aber äußerst gutmüthigen Gemahls, dessen Orakel sie auch bei jedem Whistspiel war. Bachtin, dem ich bei Tafel stets gegenübersitzen mußte, hatte eine rührende Vorliebe nicht nur für den russischen Odendichter Lomonossow, sondern auch für die erhabenen, ihm nur aus Uebersetzungen bekannten Gesänge unsers Klopstock. Er meinte es auch herzlich gut mit unserer Universität. Als der Graf Rasumowsky uns einst statutenwidrig einen seiner Kanzleiräthe als Visitator eines in Verwirrung gerathenen Gymnasiums (zu Kursk) über den Hals schickte, und neun remonstrirende Professoren mit mir deshalb sich beschwerend nach Petersburg wandten, überschickte ihm zwar das in Abwesenheit des Kaisers dominirende Comité der Minister eine für uns bestimmte, ganz ungewöhnlich in dem Forum des Gouvernements in Empfang zu nehmende Reprimande. Bachtin benachrichtigte uns aber davon und

wartete solange, bis wir durch eine zweite Gegenvorstellung und Berufung auf kaiserliche Statuten das Comité der Minister auf andere Gedanken gebracht hatten.

Von ganz anderm Schlage war ein lebenslustiger, aus Liefland stammender Criminalgerichts-Präsident, welchem nicht selten, wenn er umherfahrend und Gäste einladend die Straßen durchzog, einige Kaufleute ihre Geschenke in die Droschke warfen, dem man auch nachsagte, daß er des Nachts in den benachbarten Gärten fouragiren ließ. Um zum Behuf eines höhern Staatsrathsranges vermittelst eines Universitätsexamens uns augenscheinliche Proben seiner Kenntnisse zu geben, pflegte er bei Tafel besonders dem Professor der Physik, Stoikowitsch, gegenüber, die lächerlichsten wissenschaftlichen Gespräche zu führen. Wir hatten in Charkow ein elendes Provinzialtheater, wo wir für uns eine Loge selbst meublirten. Die Hauptzierde desselben waren die tanzenden Zigeuner und Zigeunerinnen, welche, die Guitarre in der Hand, unter barbarischen Tönen ihre Glieder anschlagend, zuweilen wie ein Sturmwind über die Scene flogen. Das Orchester bestand aus Leibeigenen des Adelsmarschalls, welche einmal, von ihrem Herrn plötzlich abgerufen, das ganze Theater im Stiche ließen. Hier saß unser Präsident im Parquet mit einem Stock bewaffnet, stets in gerührter und hitziger Stimmung, die er durch heftige Schläge auf die Orchesterwand bis auf den Rücken der Musikanten zu erkennen gab. Ein anderes Original war der Director des Medicinalcollegiums, der, trotz seiner geringen Besoldung von 600 Papierrubeln, eine prächtige offene Tafel hielt. Von ihm hing nämlich die Visitation der jährlich von den Landadlichen abgeschickten Rekruten ab, deren körperliche Gebrechen (ich sah sie einst splindernackend über einen Hof laufen) er nach

Maßgabe der Geschenke großmüthig zu übersehen wußte. Relata refero.

Auch der Polizeimeister, Gorodnischky, war ein russificirter Deutscher. Ich hatte mir gleich bei meiner Ankunft zwei kurländische Schlittenpferde angeschafft; sie verschwanden in einer dunkeln Nacht. Als ich dies dem Polizeimeister anzeigte, fragte er mich, wie viel ich daran wenden wollte; wir wurden bald einig; ein Polizeiagent wurde abgesandt, der meine Pferde in einer benachbarten Stadt (Bojodugow) noch in der folgenden Nacht geradewegs aus dem Stalle der Räuber holte und sie mir unversehrt zurückbrachte.

In der Nachbarschaft von Charkow wohnten zwei Edelleute, deren Bekanntschaft ich zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens rechne. Der erste war Karasin, der eigentliche Stifter der Universität, der früher als Secretär des Kaisers sich dessen Mistrauen zugezogen, nachher aber unter dem kleinrussischen, ziemlich unabhängigen Adel ein großes Ansehen erworben hatte. In fast allen Sprachen und Literaturen bewandert, mit den besten europäischen Erfindungen in Physik und Chemie bekannt und voll philanthropinischer Ideen, widmete er seine Zeit wissenschaftlichen Studien und Experimenten und suchte auch seine Leibeigenen, bei denen er eine Art Schwurgericht einführte, zu einer bürgerlichen Gesellschaft zu erheben. Der Andere war der General Marschall von Bieberstein zu Merefa unweit Charkow, der berühmte Herausgeber der Flora Caucasica und einer Reisebeschreibung über die Länder zwischen dem Tereck und Kur, bei welchem ich zuweilen einkehrte und meine kaukasischen Kenntnisse erweiterte. Er führte zuerst die Akazie in jenen Gegenden ein und leitete die Maulbeerpflanzungen des südlichen Rußlands. Bei ihm, der mit

vielen moskowitischen Großen in Verbindung stand, erfuhr ich etwas von der europäischen Weltlage vor und nach dem Einzuge Napoleon's, und dem Entschlusse der patriotischen Russen, durch einen scythischen Rückzug den Feind ins Innere des Landes zu locken und selbst die Stadt Moskau aufzuopfern. Ich werde darauf zurückkommen.

Ich machte auch die Bekanntschaft eines Generals Koalinsky (meines nachherigen Oheims), der früher, unter der Kaiserin Katharina, als ein Günstling Valerian Subow's, Civilgouverneur von Georgien war [1]), nachher aber, als Paul zur Regierung kam, in Ungnade gefallen, die sehr einträgliche Stelle eines Generalpächters des Kreises Charkow übernommen hatte. Er führte mir seinen Freund, einen ehemaligen Gouverneur von Cherson, den General Horwath zu, der mir seinen mit einer verheiratheten schönen Französin erzeugten Sohn zur Vorbereitung eines Universitätsexamens empfahl. Ich hatte damals noch keinen Begriff von der herkömmlichen Bestechungsmethode. Als das Doctorexamen des jungen De Haye herannahte, sagte mir derselbe, er habe gehört, daß ich seine neue prächtige Droschke nebst zwei Pferden zu kaufen wünsche. Ich leugnete dies; die Sache schien abgemacht; ich erblickte aber bald nachher einen russischen Collegen in Besitz dieser kostbaren Equipage, und erfuhr erst später in Petersburg, daß man sich über meine Ehrlichkeit lustig gemacht hatte. Noch entrüsteter war ich gegen einen jungen Abgesandten eines Gymnasialdirectors aus Ekaterinoslaw, welcher auf dem

---

1) Hier hat er in Tiflis zuerst eine Schule von zwei Classen gestiftet, welche, von seinen Nachfolgern erweitert, neuerdings zum Gymnasium gediehen ist. Eichwald's Kaukasus, 1—2.

Wege eines Ehrenexamens einen höhern Rang erwerben wollte; er brachte mir eine charte blanche bis zu 500 Rubel, nebst einem Brief seines Vaters, worin dieser fast trotzig seine Ranganspruche auf ein vom Kaiser soeben erhaltenes Ordenskreuz gründete. Das einzige Geschenk solcher Art, das ich jemals dort angenommen habe, war ein Fäßchen Caviar, welches mir ein Priester aus der Gegend von Archangel zuschickte.

Eine ganz neue Erscheinung war für mich eine georgische Prinzessin, welche in einer Art von Gefangenschaft durch Charkow nach Petersburg geführt wurde. Ich ward, mit dem Rector Stoikowitsch, beauftragt, sie im Namen der Universität zu begrüßen; sie saß auf einem thronähnlichen Sessel, in prachtvoller orientalischer Kleidung; ihre großen Augen mit stark gefärbten Augenbrauen drückten Schmerz und Bekümmerniß aus; neben ihr stand ihr stark bewaffneter Sohn, ein russischer Oberst, in glänzender Waffentracht; in ihrer Nähe erblickten wir eine Reihe schlecht gekleideter barfüßiger Mädchen, an denen ich nichts von der gerühmten georgischen Schönheit bemerken konnte.

In dem kurz vor Napoleons Einfall 1811 geendigten Kriege Rußlands mit der Türkei waren eine Menge türkischer Officiere gefangen und zum Theil in dem Umkreis von Charkow untergebracht worden. Nach ihrem feierlichen Einzug zu Pferde gab ihnen der Gouverneur eine Abendgesellschaft, bei welcher ich die stolze imponirende Haltung der Paschas, die Feinheit und Mannichfaltigkeit ihrer Kopfbedeckung, die männliche Schönheit ihrer Gesichtszüge und ihre langen ehrwürdigen Bärte bewunderte. An der Spitze stand der ehemalige Hospodar der Moldau und Wallachei, Karl Kallimachi, dessen Minister Theodor Negri nachher, wenn ich nicht

irre, bei der griechischen Revolution eine bedeutende Rolle spielte. Beide redeten geläufig französisch, machten mich mit den verschiedenen Eigenschaften der um uns herum sitzenden Türken bekannt, und äußerten den Wunsch, bei mir ein Privatissimum über römische Literatur zu hören. Ich fuhr tagtäglich in ihre Wohnung, wo ich während des Unterrichts, dem auch der Secretär des Hospodars beiwohnte, mit einer Pfeife türkischen Tabaks und einer Tasse levantischen Kaffees bewirthet wurde, welchen ein türkischer Diener in unserer Gegenwart vor der Stubenthür mit Spiritus bereitete. Nach einem kurzen grammatischen Cursus, den mir ihr häuslicher Fleiß und ihr angeborener Scharfsinn sehr erleichterte, schritten wir zu Properz und Tibull, den Lieblingsdichtern des Hospodars, dessen liebenswürdiger, sanfter Charakter sich auch in einem zärtlichen Briefwechsel mit seiner in Konstantinopel zurückgebliebenen jungen Gemahlin ausdrückte. Negri hatte eine mehr philosophische Tendenz; auf seine Veranlassung wurde ein Theil der besten deutschen philosophischen Schriften, so gut es möglich war, ins Französische und Lateinische übersetzt. Außer den Lehrstunden traf ich sie nicht selten in einem philosophisch-theologischen Disput, wobei ich wegen der Schnelligkeit ihrer neugriechischen Aussprache nur abgebrochene Worte und Sätze zu entziffern im Stande war, aber doch ihren unglaublichen Eifer in den tiefsinnigsten Discussionen der christlichen Mysterien und der griechischen Kirche bemerken konnte. Negri zeigte mir eine Ausgabe des Thucydides, seines Lieblingsschriftstellers, wo die dem altgriechischen Text gegenüberstehende neugriechische Uebersetzung fast einen doppelten Raum einnahm; zum augenscheinlichen Beweis der Entartung des neugriechischen Dialekts und der unnachahmlichen Kürze der alten Classiker.

Ich lernte auch in meiner Wohnung (bei dem Kaufmann Karpow) einen in der Nähe von Arabien geborenen schwarzbraunen Pascha kennen, der seine regelmäßigen Gebete, auf einem Teppich knieend, öffentlich verrichtete und des Abends, wenn er mit uns im Garten den Thee getrunken hatte, gegen neun Uhr seine Regimentsmusik der untergehenden Sonne gegenüber spielen ließ. Ich besitze noch ein aus mehrern Suren des Korans zusammengesetztes Gebetbuch in Duodezformat, das unvergeßliche Andenken eines bildschönen türkischen Officiers, mit welchem ich in Bodalacha (40 Werste von Charkow), bei einer Abendgesellschaft meiner nachherigen Schwiegermutter, mit Hilfe eines Dolmetschers eine herzliche Freundschaft geschlossen hatte. Er ward ein Opfer der Massacre bei Walki am 17. Oct. 1811. In dieser Kreisstadt, deren Districtsschule ich zu visitiren hatte, waren mehrere Hundert unbewaffnete Türken und Arnauten ohne gehörige Aufsicht eingelagert. Sie hatten bei dem Durchzug eines benachbarten Edelmanns ein türkisches, vorn auf dem Wagen sitzendes Mädchen bemerkt, zu dessen nächtlicher Befreiung, so erzählte man, sie einen „Bund", das heißt, eine Verschwörung angezettelt hatten. Kurz vor der Stadt erblickte ich schon einen Haufen zum Theil mit Sensen bewaffneter betrunkener und mit türkischer Beute bereicherter russischer Bauern und Soldaten, welche, unter Anleitung eines grausamen Gouvernementscommissairs, eines ehemaligen Chirurgen, die unglücklichen, im Augenblicke ihres Angriffs niedergekauerten Türken ermordet hatten. Unter ihnen war der oben genannte Officier, welcher, durch die Feigheit des Schulinspectors, bei welchem er ein Asyl suchte, blosgestellt, auf dem Wege nach der Kirche erreicht und seinen Kameraden beigesellt wurde. Von einer Unter-

suchung dieser, wie man sagte, der Nachlässigkeit des indolenten Gouverneurs zur Last fallenden, bald nachher in dem großen Reiche verschollenen Unthat ist mir nichts bekannt. Aber Kallimachi, der kurz darauf, in Folge des von Rußland mit der Türkei so zeitig abgeschlossenen Friedens, mit den übrigen Gefangenen abzog, äußerte mir in tiefster Bekümmerniß, man werde ihn in Konstantinopel für jene Massacre verantwortlich machen, und man hat mir späterhin versichert, daß er bei dem Ausbruche der griechischen Revolution auf eine Insel verwiesen und hingerichtet worden sei.

Die französische Invasion und die ersten Nachrichten von dem Vordringen Napoleon's auf der Straße von Moskwa machten auf die Einwohner von Charkow den verschiedenartigsten Eindruck. Während der General von Bieberstein voll Zuversicht mir den Untergang der ganzen Napoleonischen Expedition weissagte, und dies auch der sehnlichste Wunsch nicht nur der patriotischen Russen, sondern fast aller eingewanderten Deutschen war, gab es unter den alten polnischen Adelsfamilien der Ukraine nicht wenige, die sich mit dem Gedanken einer Katastrophe des russischen Reiches befreundeten. . . . Napoleon hätte vielleicht in dieser an Lebensmitteln für Menschen und Vieh so reichen Ukraine ein sicheres Winterlager bis zu einem zweiten glücklichern Feldzuge gefunden. Aber unbekannt mit diesen kleinrussischen Sympathien, vielleicht auch gewarnt durch das Schicksal Karl's XII., und ohne Ahnung von dem scythischen Patriotismus der Russen und dem fanatisirenden Einfluß ihrer Priesterschaft, rechnete er allzu zuversichtlich darauf, in der moskowitischen Hauptstadt seinen Frieden zu dictiren. Ich war kurz nach der mörderischen Schlacht von Moshaisk Zeuge von der altrömischen Hal-

tung aller vom Gouverneur zu dem Namensfest des Kaisers eingeladenen Russen, desselben Adels, unter welchem fast jedwede Familie den Tod eines nahen Verwandten zu beklagen hatte. Denn an dieser Tafel des Gouverneurs wurde, mit Ausnahme des üblichen (rundherum mit einem großen Becher begleiteten) Trinkspruchs, fast nicht eine einzige Sylbe gesprochen; die bedeutungsvolle Resignation eines ungebeugten Patriotismus lag auf den Mienen aller Anwesenden. Ich erfuhr auch bald nachher, mit welchem ungewöhnlichen Aufschwung der öffentlichen Meinung, die selbst den Kaiser nicht verschonte, man, mit Verachtung Barclay's de Tolli als eines Ausländers, einen echten Russen als Oberbefehlshaber verlangte. Es war dies der von Segur in seiner Geschichte des Feldzugs von 1812 zu wenig gewürdigte Kutusow, welcher mit der tiefsten Verstellung und Schlauigkeit, mit der vollkommensten Kenntniß des russischen Charakters eine planmäßige Consequenz in der Strategie verband.

Das allgemeine Mistrauen gegen die Ausländer schien anfangs die Universität zu verschonen; denn alle Deutsche geringern Standes, welche sonst über die Wolga gewiesen wurden, erhielten die Erlaubniß, zu bleiben, sobald wir für sie eine Caution übernahmen. Der erste unweit Kaluga, wo Kutusow seine berühmte Stellung nahm, gefangene französische Officier war ein Adjutant Murat's, General Ferrier, der, auf einer Droschke mit dem Gorodnischky in das Polizeigebäude von Charkow fahrend, sich mit vieler Würde benahm, als ihn der oben erwähnte Gerichtspräsident (Münster) unbefugter Weise über die Stärke des französischen Heeres u. s. w. ausfragen wollte. Späterhin (im April 1813) kam der nach dem Uebergang über die Beresina gefangene Oberst

(Adjutant-Commandant unter Oudinot) Bissy nach Charkow, den ich aus einem elenden russischen Quartier in mein Haus nahm. Zu London geboren, war er der Sohn des mit den Dorias verwandten Generals Bissy und einer Engländerin (Thornhill); er hatte in Frankreich unter Cassini Astronomie studirt und in dieser Eigenschaft den Capitän Bodin auf seiner Reise um die Welt begleitet. Ein kenntnißreicher, mir durch seinen Unterricht in der englischen Sprache und in dem Flötenspiel unvergeßlicher Gesellschafter, der, trotz seiner Auszeichnung durch Napoleon, sich entschieden für die Bourbons aussprach, sobald ihm die zu Paris gedruckte Proclamation des Kaisers Alexander zu Gesicht kam. Er erfuhr deshalb eine Kränkung, welche von dem halsstarrigen Uebermuth der Bonapartisten mitten in Rußland zeugte. Der oben erwähnte Präsident hatte ihn mit einigen von der danziger Garnison nach Charkow abgeführten französischen Officieren zur Tafel geladen. Als Bissy hier mit der weißen Cocarde und jener Proclamation eintrat, ward er in Gegenwart des feigen Präsidenten dergestalt mishandelt (man war in Begriff, ihm den Orden der Ehrenlegion abzunehmen), daß er in der größten Bestürzung zu mir eilte. Etwas Aehnliches widerfuhr ihm auf der offenen Straße von einem polnischen Officier. Denn der eingefleischte Haß zwischen den Russen und den für Napoleon verblendeten, aber schlecht belohnten Polen, welche auch die Monarchen von Preußen und Oesterreich unverhohlen mit den ärgsten Schimpfwörtern belegten, hatte seinen höchsten Grad erreicht. Ich richtete nun meine Beschwerde an den Gouverneur Bachtin, der es auch bei der unvorsichtigen, allzuvoreiligen Auswechselung der französischen Gefangenen, welche Ludwig XVIII. von Alexander erhielt,

übernahm, unsern Schützling mit einem besondern Paß zu versehen. Ich gab ihm ein Empfehlungsschreiben nach Kassel mit, habe aber niemals etwas von seinem weitern Schicksal erfahren können.

Ich erwartete damals einen jüngern Bruder, der als Lieutenant der westfälischen Garde nach dem Rückzug über die Beresina unweit Wilna gefangen und dem größten Elend preisgegeben war; die Communication der Posten war so schlecht, daß ich von sieben Briefen desselben nur den letzten bekam, und als ich ihm, unter der Adresse des sehr gefälligen Rectors der Wilnaer Universität, Snädecki, ein Reisegeld zuschickte, war er schon in die unter dem Schutze des Kaisers Alexander errichtete deutsche Legion übergetreten. Unter den menschenfreundlichen Wohlthätern, die sich seiner zu Wilna angenommen, war eben jener Liefländer Heinrich Broße, dessen ich bei meiner Beschreibung des göttinger Studentenlebens erwähnt habe. (Mein Bruder trat später in preußische Dienste, wo er jetzt, mit dem Eisernen Kreuz und dem Orden pour la vertu militaire geschmückt, Brigadegeneral ist.)

Meine großen Pläne einer Reise nach dem Kaukasus und nach Konstantinopel, wozu ich schon einmal auf dem Wege bis nach Taganrog war, hatten ein dreifaches Hinderniß gefunden: einen über das ganze südliche Rußland ausgedehnten Pestcordon, die französische Invasion und meine inzwischen eingetretene Verheirathung. Schon im ersten Jahre meiner Ankunft führte mich nämlich mein Verhängniß, in Gesellschaft eines Dr. Calve, Schülers von Mozart, der sich mit einer reichen Russin verheirathet hatte, nach Bodalacha, einem 40 Werste entlegenen Dorfe, welches von einem italienischen Grafen Parma, Inspector der Maulbeerplantagen,

von dessen Schwager Lithander, einem Schweden, und einer gastfreien kleinrussischen Familie Tschernowe bewohnt war. Die Mutter, eine reiche Majorswitwe, Tochter eines russischen Geistlichen, Schwester des Generals Koalinsky, nahm mich mit ihren vier Töchtern mit augenscheinlicher Zuvorkommenheit auf. Sie war, wie ich erst später gewahrte, äußerst devot und abergläubisch, despotisch gegen ihre Kinder und Leibeigene, hegte aber eine große Vorliebe für Deutsche. Von den Töchtern war eine an einen jungen lebenslustigen, in seinem Haushalte derangirten russischen Rittmeister verheirathet, die drei andern noch ledig; die älteste schon im vorgerückten Alter sehr philosophisch, wenngleich ihrer Wielandslecture gemäß in einem heitern Gewand; die jüngste sehr lebenslustig, ukrainische Lieder singend, erst 15 Jahre alt. Bei einer Abendgesellschaft, zu denen auch einige gefangene vornehme Türken eingeladen waren, beim Tanz und Pfänderspiel verliebte ich mich in die dritte und schönste, Margarethe Iwanowna, welche sich durch eine stolze, aber reizende Haltung (besonders bei der Theebewirthung der Gäste), durch eine schlanke polnische Taille und durch den unbeschreiblichen Ausdruck ihrer schwarzen, schmalen, an die Venus paeta erinnernden Augen auszeichnete. Der Mangel einer ausländischen Bildung (sie verstand weder deutsch noch französisch) wurde in meinen Augen durch ihre unnachahmliche feine Aussprache und Gewandtheit in ihrer Muttersprache ersetzt. Ich hatte auch keine Ahnung von dem einflußreichen, erst späterhin hervortretenden Unterschied der Religion, der Nationalität und des Temperamentes, und überließ mich ganz arglos meinem Brautwerber, dem General Koalinsky, welcher die Familie Tschernowe eine Zeitlang nach Charkow zog, und als

mir einst meine siebenzehnjährige, zuweilen melancholische Ukrainerin ernsthaft versicherte, daß unsere Ehe keine glückliche sein würde, hielt ich dies für eine vorübergehende Laune.

Vergebens hatten mich Frau von Bachtin und Stoikowitsch mehr als ein mal zu einer Landpartie eingeladen, wo ich mich mit einer großen russischen Weltdame verbinden sollte. Von Heyne's Idee, mir eine Frau aus Deutschland zu holen, war keine Rede mehr, da ich mich schon ganz in ein kleinrussisches Arkadien hineingeträumt hatte. Die Bodalachische Hochzeit, zu der mich der benachbarte General, Marschall von Bieberstein als Brautführer begleitete, geschah am Concordientage, im Februar 1811, mit allen abergläubischen Ceremonien des russisch-griechischen Ritus, dem Vortragen der Wachskerzen, dem Umschlingen der Hände, dem feierlichen Umgang um den Altar u. s. w., wobei der Protopope des Orts die Gefälligkeit hatte, die Hauptfrage wegen der Einwilligung zugleich russisch und lateinisch an mich zu richten [1]). Es wurde viel getanzt, viel getrunken und viel gejubelt, unter dem russischen Ausruf mnogaja lietaja (viele Jahre), ich und der General Koalinsky auf den Schultern umhergetragen, und des andern Morgens nahm es mir die an den alten ukrainischen Gebräuchen fest hängende Schwiegermutter sehr übel, daß ich nicht eine gewisse altjüdische Danksagung darbrachte, deren hochzeitlicher Sinn mir erst nachher erklärt wurde. Hierauf begann die dort her-

---

1) Ich weiß nicht, ob ich es dem guten Honorar von 50 Rubeln oder einer gewissen Sympathie zu danken habe, daß dieser Pope bei seiner letzten Krankheit im folgenden Jahre den sehnsuchtsvollen Wunsch äußerte, mich noch ein mal zu sprechen.

kömmliche Rundreise zu allen Nachbarn und Verwandten. Zuerst zu einer verwitweten Frau von Tunin (in Neu-Bodalacha), die mit ihrer geistreichen ältern Tochter, einer Gräfin Sievers, gerade eine glänzende Gesellschaft bewirthete, wobei es weder an französischen Gouvernanten, noch an einer trefflichen Tafelmusik fehlte; die jüngste Tochter des Hauses, eine Freundin meiner jungen Frau, ließ es sich nicht nehmen, mit zwei Wachskerzen in der Hand uns selbst bis in das Schlafzimmer zu begleiten. Etwas entfernter wohnte ein Stiefbruder meiner Frau, Andrei Iwanowitsch Tschernowe, der sich als Oberst und Lieferant in der moldauischen Armee ein großes Vermögen erworben und mit einem Fräulein von Engelhard, Großnichte des Fürsten Potemkin, verheirathet hatte. Er war ein ansehnlicher, großmüthiger, in seinen politischen Gesinnungen fast kosmopolitischer Russe, aber dem Spiel zu sehr ergeben. Alljährlich besuchten ihn etliche gleichgesinnte Freunde aus den entferntesten Gegenden zum Pharospiel, und ich war selbst Zeuge, wie sie 4000 bis 5000 Rubel auf eine Karte setzten, worauf mein sonst so geiziger Oheim eine ungeheure Spielschuld durch Verschreibung eines mehrjährigen Branntweinertrags lösen mußte. Hier traf ich auch einen mir nachher verderblichen jungen Vetter meiner Frau, Iwan Michailowitsch, den Sohn eines Gouverneurs von Räsan, einen kleinen Sardanapal, der damals einen schmählichen Tauschhandel mit meiner allzu nachsichtigen Schwägerin traf. Er kaufte von ihr eine junge Türkin gegen einen treuen Mohr, welcher zähneknirschend seinem gefühllosen Herrn eine ihm dargebotene Abfindungssumme von 100 Rubeln vor die Füße warf. Andrei Iwanowitsch, von einem unheilbaren moldauischen Faulfieber befallen, starb späterhin in meinem Hause;

es war eine für mich herzzerreißende, den Russen keineswegs auffallende Scene, als bei der Aufstellung seiner entseelten Hülle in der Kirche seine neben mir und dem Gouverneur Bachtin stehende Gattin ein so ungeheures Klaggeschrei erhob, daß sie bald nachher in Ohnmacht fiel.

Ich will zwei andere Familienreisen hier anknüpfen, weil sie zur Bezeichnung der ukrainischen Sitten dienen. Wir kamen zu einem Landedelmann, dessen Töchter mich nach altrussischer Sitte dutzten[1]), aber doch in große Verlegenheit geriethen, als der alte, mit den neuen Institutionen und Universitäten Rußlands unbekannte Papa in seiner Verbaselung Professoren, Komödianten und Vagabunden in eine Classe setzte. Ich sah hier vor der Thür ein paar steinerne Figuren, Ahnen des Hauses, Räuberhauptleuten ähnlich. Man erzählte mir, daß sie vor Zeiten durch Enrollirung benachbarter armer oder verschuldeter Kosaken (so heißen alle freie Landbewohner dieser Gegend) sich eine Menge Hörige oder Leibeigene zu ihren Landwehrschaaren verschafft hätten. Denn die ersten ukrainischen und slobodischen Regimenter wurden von den eingewanderten unternehmendsten und reichsten Landedelleuten und Officieren nach zum Theil willkürlichen Musterrollen und Volkslisten gebildet.

Ich traf dort auch einen alten Obersten, einen gutmüthigen Polterer, den seine Leibeigenen sehr lieb hatten; nichtsdestoweniger belegte er sie des Abends beim Kleiderausziehen mit den schrecklichsten Schimpfwörtern,

---

1) Da Familienbezeichnungen in Rußland nicht gebräuchlich sind, und man statt dessen jeden nach seinem Taufnamen, unter Hinzusetzung des väterlichen (oder mütterlichen) Vornamens, bezeichnet, so hieß ich Christophor Philippowitsch (der Sohn Philipps). Die Leibeigenen erhalten nur Taufnamen.

die sie wie Liebkosungen hinnahmen und die mir stets ein unauslöschliches Lachen bereiteten. Meine russische Sprachkenntniß reichte nach gerade hin, um auch die verwickeltsten Gespräche politisirender Russen verstehen zu können. Ihr Hauptthema war nach dem Rückzug der Franzosen, bei deren Verfolgung man zuerst Niemzi (Deutsche) wie mit einem Besen wegkehren müßte, die Größe der russischen Nation, und ihre Eifersucht gegen die Marine und Handelspräponderanz der Engländer. Dies war das Hauptgespräch in dem Landhause eines großen Gutsbesitzers Alimow, den alle Gäste als ihren Nestor und Mentor verehrten. Ich traf dort späterhin einen am Fuße verwundeten General Lambert, General der russischen Reiterei, der alle Schuld der unvollständigen Verfolgung des napoleonischen Truppenrestes bei der Beresina dem unentschlossenen, an das Laviren gewöhnten ehemaligen Admiral Tschitschakow als Oberbefehlshaber der Vorhut zuschrieb. In der Ungewißheit, ob Napoleon nach Smolensk oder Wilna seinen Rückzug nehmen würde, habe Tschitschakow ihn mit 20,000 Reitern gerade in dem kritischen Moment von der Beresina ab auf den Weg nach Wilna geschickt. (Vergl. Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande Armée.) Ein merkwürdiges Quodlibet bildete das Haus meines Oheims, des Generals Koalinsky, in Charkow. Seine Gattin Melanie Gregorewna Lasarew, die Enkelin des Armeniers, welcher den größten Diamanten des persisch-afganischen Königs Schach Nadir an sich gebracht und an Katharina II. verkauft hatte, war eine großäugige, großnasige, aber sehr gescheite, mir wohlgewogene Dame, welche die Anwesenheit des oben erwähnten Obersten Bissy, meines Freundes, znr Stiftung einer englischen Hausakademie benutzte; Bissy widmete ihr auch seine in

den Mußestunden verfertigten Zeichnungen (von der Schlacht bei Polowz u. s. w.) und ergötzte sie zuweilen durch ein von mir als Anfänger begleitetes Flötenconcert. Wir hatten schon mit einigen Professoren den Plan unterbaut, den trefflichen Weltumsegler als Professor der Astronomie bei der Universität unterzubringen; er brach aber plötzlich ab, unter dem vielleicht nicht ungegründeten Vorwand einer Cabale, der er sich nicht aussetzen wollte. Als französischen Lehrmeister ihres einzigen Knaben hatte die Generalin Koalinsky einen Sergeanten der danziger Garnison, gebürtig aus Paris, angestellt, der uns durch seine bonapartistische Anmaßung oft in Harnisch brachte. Der koalinskysche Hausfreund und Oekonomieinspector war ein aus Brabant während der frühern Revolution entflohener achtzigjähriger Baron von Held, welcher des Morgens, nachdem er die Küche visitirt und seine Lieblingsspeisen bestellt hatte, in einer alten Reitjacke auf einem kleinen schlechten Schimmel umherritt. Er war ein blinder Verehrer Voltaire's, vor dessen Bildniß er seine Andacht verrichtete, gänzlich unbekannt mit der deutschen Literatur, die ich ihm vergebens anpries; fast alle seine Dispute mit der Frau von Koalinsky, welche seine Altersschwäche mit rührendem Gleichmuth trug, begannen mit den Worten: Vous savez, Melanie Gregorowna, que je suis un enfant de la révolution! Die rechte Hand des meistens abwesenden Generals war ein ehrlicher alter Deutscher, Adam Christophor, der ein kleines Heer von Grenzwächtern und ein großes Magazin von den verschiedenartigsten Liqueurflaschen zu commandiren hatte. Er war der Einzige, der mich vor jenem jungen Vetter meiner Frau, als einem intriguanten Roué, warnte und den geizigen General heftig tadelte, als dieser den längst gefürchteten Besuch seines Neffen,

trotz seiner eigenen bequemen größern Wohnung, mir aufhalste.

Meine häusliche Einrichtung begann mit einem ganzen Schwarme sehr wohlfeiler Leibeigenen, von denen Einer (Roman) als Kammerdiener, der Andere (Dorosch) als Kutscher, ein Dritter als Schreiner, ein Vierter als Koch angestellt war; außerdem einem Kammermädchen, einer Köchin und einer Schlüsselträgerin (Kluschnitza), welche die Aufsicht über alle Vorräthe, Mehl, Reis, Milch und Nalifka hatte. Die dort unentbehrlichen, jedem Gaste gereichten Confituren (Warenie) bereitete meine junge, in der Botanik nicht unerfahrene Frau selbst; sie verstand sich auch trefflich auf die russische, mit Rindfleisch, Sauerkraut und Quaß zusammengesetzte Nationalsuppe (in Klein-Rußland Borsch, in Groß-Rußland Tschi genannt). Wir wohnten bei einem Kaufmann, der einen kleinen Garten und ein russisches Badehaus besaß. Margarethe und ihre Schwestern kannten alle kleinrussischen Lieder, deren Reiz in der sanften, jeden Ausdruck der Natur wiedergebenden Sprache, in der originalen, meist elegischen Melodie, und in dem Reichthum des Inhalts: der Liebe, der Sehnsucht, des Naturlebens, des Gesangs, des Ruhms und der Kriegsthaten des geliebten Kosaken besteht. Sie lernte auch durch mich und durch einen russischen Lector etwas deutsch, wozu ihr aber der Ernst abging. Wir führten anfangs ein wahrhaft arkadisches Leben; sie gestand mir oft, wenn ich von meinen Collegien des Abends zu ihrem Theetisch mich einfand, daß sie vollkommen zufrieden und glücklich sei. Allmälig trübte sich aber der Horizont. Bei aller Hingebung und Zärtlichkeit lag in ihrem Temperament ein oft hervorbrechender Zug cholerischer Gereiztheit und eine düstere Hinneigung zum Pietismus,

welcher in Rußland mit der Idolatrie der Heiligenbilder in der genauesten Verbindung steht. Ihre abergläubische Mutter entführte sie mehr als ein mal nach Achtyrka, wo eins der berühmtesten Muttergottesbilder stets eine große Menge Pilgerinnen, besonders kinderlose junge Frauen, wie die meinige, anzog. Ich beging den Fehler, ihr zu diesen Ausflügen zu viel Freiheit zu lassen. Die öftern Besuche der Familie, welche mit Sack und Pack und einem Troß von Leibeigenen mich wochenlang heimsuchten, verleideten mir meine gewohnten Studien und störten meinen häuslichen Frieden. Endlich erschien auch der mir schon lange vorher pomphaft angekündigte obengenannte Cousin, der sich mit der größten Vertraulichkeit und Nonchalance auf etliche Wochen bei mir einnistete und durch reizende Erzählungen und Geschenke die weiblichen Herzen eroberte. Ich verschloß meinen durch krankhafte Eifersucht gesteigerten Ingrimm und legte dadurch den Keim eines gallichten Nervenfiebers, während die ganze Gesellschaft sich mit leichtsinniger Sorglosigkeit auf Landreisen belustigte. Auch blieb der gegen alle Ausländer seit der französischen Invasion erweckte Nationalhaß nicht ohne Rückwirkung auf meine Familienverhältnisse. Der bisherige Zauber einer mehr durch Phantasie, als Sympathie und Geschmack entzündeten Liebe war verschwunden. Ich beschloß, plötzlich meine Hütte abzubrechen und durch eine Reise nach Petersburg zugleich meine Unabhängigkeit und den Weg zu einer neuen Anstellung dort zu gewinnen. Zu einer außerordentlichen Belohnung wegen meiner für die Universität herausgegebenen Druckschriften vorgeschlagen, erhielt ich auch den gewünschten Urlaub auf ein Jahr, überließ die Hälfte meiner Besoldung dem für mein Lehramt eintretenden Stellvertreter (Professor Schad),

verkaufte alle meine charkowschen Mobilien, zum großen Schrecken meiner Verwandten, und miethete zur Fortschaffung meines Gepäckes und der auserlesensten Bücher etliche Fuhrleute mit drei Wagen, denen noch meine eigenen drei Pferde angebunden wurden. Ich nahm auch einen verwundeten und abgedankten preußischen Rittmeister (von Westerhagen) mit, der in Petersburg sein Glück suchen wollte. Dies Alles geschah mit der größten Schnelligkeit zu einer Zeit, wo bei einer typhusartigen Epidemie, die auch den Professor Schmerfeld hinriß, noch einer meiner Collegen (Dugour) sich mit mir verschwor, einen so gefährlichen Ort so bald als möglich zu verlassen. Vor meiner Abreise (im Juli 1814) entdeckte ich noch zufällig einen mir noch jetzt räthselhaften Brief meiner Frau an jenen verhängnißvollen Cousin, worin sie, ihr Schicksal beklagend, sich des Ausdrucks Chamäleon bediente. Wir waren jedoch darüber einig, diese Reise in trauter Einigkeit zu unternehmen, gewiß in der beiderseitigen Aussicht auf eine neue Aera des noch jugendlichen Ehestandes.

Während der Mußestunden meines charkowschen Asyls (der General Koalinsky verglich mich stets mit einem hugenottischen Refugié) hatte ich einige gelehrte Bemerkungen über Kleinrußland zusammengetragen, die ich hier nach den aus eigener Erfahrung geschöpften Ergänzungen mittheile, da die innern Zustände dieses Landes wol wenig wesentliche Veränderungen erlitten haben.

Ich übergehe zuerst die alte Zeit der scythischen, sarmatischen und slavischen Urbewohner und der gothischen und germanischen Durchzüge, wo das von Großrußland, Polen und der tatarischen Krim umgebene ukrainische Steppenland zwischen dem Dnepr und dem Don noch keinerlei

Art von Selbständigkeit besaß. Erst nach und nach bildete sich der in Sprache und Sitten eigenthümliche Stamm der Kleinrussen, welche von den großrussischen Fürsten zu Kiew, dem ältesten Sitz des slavischen Christenthums, den griechischen Cultus empfingen. Der mongolisch-tatarischen Unterjochung im 14. Jahrhundert, welche besonders Südrußland traf, folgte die Vereinigung Lithauens mit dem neuen Königreiche Polen, und nun erst bildete das Grenzland der Kleinrussen (die Ukraine) die Vorhut Polens zugleich gegen Tataren und Großrussen. Fruchtbar und reich an Viehweide und Getreide, blieb es lange Zeit die Kornkammer Polens. Aber während der polnischen Kriege mit Rußland und andern benachbarten Staaten erhob sich auch in der Ukraine unter dem Namen der Kosaken eine berittene Landmiliz, unter ihren eigenen Anführern (Atamanen, Hetmanen), welche anfangs des polnischen Schutzes genoß und sich vertragsmäßige Freiheiten erwarb, dann aber den Neid und das Mistrauen der polnischen Großen erweckte. Durch willkürliche Auflagen, jüdische Wucherer und fanatische Priester der römisch-katholischen Kirche gereizt und schon wegen ihres griechischen Cultus von allen polnischen Würden und Aemtern ausgeschlossen, fanden diese republikanischen Kosaken zuerst in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Helden, der ihre zerstreuten Horden sammelte und mit Hilfe benachbarter Bundesgenossen, des Chans der krimschen Tataren, der Hospodare der Moldau und Wallachei und des türkischen Kaisers, das Joch der polnischen Herrschaft zerbrach.

Bogdan Chmelnitzki, dessen Andenken noch in der Ukraine lebt, wo man nicht selten sein Bildniß mit einem ungeheuern, in Flechten herabhängenden Bart erblickt, erlangte die Anerkennung der Kosaken als eines freien

Volkes in einem mit Polen geschlossenen Frieden (zu Zborow), der ihre alten Gerechtsame und die Ausübung der griechischen Religion garantirte. Auch in Verbindung mit dem großrussischen Zaren behauptete er die selbständige nationale Verwaltung des neuen militärischen Freistaates und errichtete ein in 15 Regimenter abgetheiltes Heer von 40,000 Reitern.

Zu dem Kern dieser Truppen traten die wilden am Ausflusse des Dnepr wohnenden Saporoger, und mit ihnen vereinten sich alle des Despotismus der polnischen Gutsherren überdrüßige kleinrussische Landbewohner, welche in den Sloboden, d. h. Marktflecken von Charkow, Pultawa, Achtyrka, Sumi und Lebedin die Grundlage der slobodischen Ukraine bildeten. Sie alle führten den ursprünglich tartarischen Namen der Kosaken, d. h. junger, leichtbewaffneter Krieger und Freibeuter; ihre Standorte (Stanitzen) und ihr Handelsverkehr erstreckten sich bis zum schwarzen und kaspischen Meer[1]).

Aber Bogdan's Tod (1657) und die Unmündigkeit und schwankende Politik seines Sohnes Georg, der sich bald an Polen, bald an Rußland schloß und nur einmal noch, von Türken und Tataren unterstützt, im Jahre 1677 als Fürst der ganzen Ukraine auftrat, stürzte den jungen Freistaat in Verwirrung. Neun Jahre nachher schloß Rußland einen vortheilhaften Frieden mit Polen, welcher ihm die Abtretung der sogenannten polnischen Ukraine und die Schutzherrschaft über ganz Kleinrußland (Malo-Rossia) verschaffte. Die nationalen Ata-

1) Siehe über Chmelnitzky meinen Artikel in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, überhaupt aber Scherer's, Engel's und Beaupland's Annalen von Kleinrußland, welche jedoch den Mangel alter einheimischer Chroniken keineswegs ersetzen.

mane wurden nun, seit Mazeppa, der seinen Abfall von Peter dem Großen schmählich büßen mußte, immer abhängiger; der kleinrussische Adel wurde mit eingewanderten Tataren, die bisher freien Bauern mit Leibeigenen vermengt, und unter Katharina II., welche die trotzigen Saporoger bändigte und an den Don verwies, die alte freie Heerverfassung der ukrainischen Kosaken vernichtet; bis endlich in neuerer Zeit das ganze Grenzland, durch die neuen südrussischen Eroberungen von Cherson und Taurien eingeschlossen, unter mehrere Statthalterschaften vertheilt worden ist.

Die volksthümliche Verehrung für die alte Hauptstadt Kiew, die angeborene Anhänglichkeit an das ursprüngliche freie Kosakenland, im Gegensatz zu dem stolzen moskowitischen Großrußland, ist geblieben, und während die Großrussen in dem Kleinrussen einen halben Tataren erblicken, diese sich für echtere Slaven halten, regt sich von Zeit zu Zeit noch immer ein eifersüchtiger Unabhängigkeitsgeist in dem Geblüte des ukrainischen Landadels.

Die Kleinrussen sind die Schwaben des russischen Reichs, sorglos, kindlich, naiv, fröhlich, Spiel, Tanz und Gesang liebend, gewandt und anstellig, sodaß man aus diesem Land nicht nur die besten Kutscher und Reiter, sondern auch die feinsten Kirchensänger und die gewandtesten Staats- und Geschäftsmänner erzog. Ihr uralter slavischer Volksdialekt, der mit dem niederländischen Deutsch verglichen werden kann (man hat in demselben eine alte, jetzt seltene Uebersetzung der Aeneide), ihre aus dem Druck der Tatarenherrschaft hervorgegangene elegische Volkspoesie, worin der Kosak als Liebhaber, als ersehnter Ritter des trauernden Mädchens erscheint, ist auf dem Lande keineswegs durch die moskowitische Conversationsbüchersprache verdrängt worden.

Man findet in dem kleinrussischen Idiom eine Menge wol aus dem Verkehr mit den Germanen hervorgegangene deutsche Wurzelwörter. Auch fand hier der Ausländer, besonders der Deutsche, stets mehr Sympathie und eine herzlichere Freundschaft, als bei den Großrussen. Nirgends ist die Volks- und Familiensprache reicher an lieblichen und schmeichelhaften Diminutiven (Liebchen, Täubchen, Herzchen), von der Mutter herab, die ihre eigene Tochter Mütterchen nennt, bis zu dem Iswotschik, der seine ermüdeten Pferde weniger durch die Peitsche, als durch Schmeichelworte und einen improvisirten Gesang aufmuntert. Auch die Taufnamen der Leibeigenen, der Knaben (Maltschik) und Mädchen (Diefka, Diewiza, Diebuschka), werden in liebreiche Diminutive verwandelt, Iwan in Wanka, Wanuschka, Anna in Annutka u. s. w.; und wie in ganz Rußland der Vater patriarchalisches, bis zur höchsten Spitze des Zaren hinauf steigendes Ansehen der Familienherrschaft ausübt, so in Kleinrußland vorzugsweise die Mutter. Die Weiber des Landvolks, in Großrußland mehr zur Feldarbeit gebraucht, sind hier mehr häuslicher beschäftigt. Ihnen liegt die Verarbeitung des Flachses, Hanfes, Leinens, der Wolle, des Filzes und der in der Ukraine sehr häufigen, in den Häusern, auf den Schlitten und Wagen ausgebreiteten großen bunten wollenen Teppiche ob. Sie übertünchen und weißen fast wöchentlich die reinlichen, von Strauchwerk errichteten Bauernhäuser, welche nicht, wie in Großrußland, in langen Reihen, sondern zerstreut und an Bächen oder kleinen Hügeln gruppirt stehen. Die Ukrainerinnen sind sehr geschickt in der Kochkunst, in der Bereitung der nationalen Kohlsuppe, des Quaß, eines aus Malz und wilden Aepfeln gezogenen, kühlenden, im Sommer dem Landmann unentbehrlichen Getränkes, der

verschiedenartigsten, aus Himbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Pflaumen u. s. w. aufgegossenen Beerenweine (Nalifka) und der feinsten Obstconfituren (Warenie), welche jedem vornehmen Gaste nebst dem destillirten Branntwein gereicht werden. Auch in der Reinlichkeit der Kleidung zeichnen sich die kleinrussischen Bauern vor den Großrussen aus. Die winterliche Pelzmütze und der oft kreideweiße Schafpelz mit einwärts gekehrter Wolle, nebst den aus Baumrinde gefertigten, mit Bastriemen befestigten Schuhen, ist beiden Geschlechtern gemein; die Weiber aber, die sich im heißen Sommer mit einem am Halse buntgestickten Hemd, und statt des Unterrocks mit einem um die Hüfte geschlagenen würfelartig gewebten bunten Zeug begnügen, prangen an Feier- und Hochzeittagen (wobei der einfache Zopf des bisher ledigen Mädchens von nun an verdoppelt wird) in zierlichen Nesteltüchern mit einer vier- bis sechsfachen Reihe von Korallen, kleinen Muscheln, silbernen oder zinnernen Münzen um den Hals. Zu ihren Halsbändern bedienen sie sich nicht selten der in den Köpfen eines Fisches (Wuresub) befindlichen Knorpel, welche, in Oel gelegt, durchsichtig und bernsteinartig werden. — Aber nirgends ist auch der aus dem heidnischen Alterthum stammende, mit dem griechisch-russischen Polytheismus der Heiligen zusammenhängende Aberglaube einheimischer, als in Kleinrußland.

Die ukrainischen Weiber, stets mit Amuletten oder Kapselchen mit Heiligenbildern versehen, sind reich an sympathetischen Mitteln gegen Krankheit und Unglücksfälle jeder Art. Der böse Blick feindseliger Nachbarinnen oder Hexen, der schadenfrohe, Menschen und Vieh verderbliche Hausgeist, wie der heilige Schutzengel herrschen hier noch wie in dem alten heidnischen Griechen-

land (vergl. Theophrast's Charaktere, besonders den Abergläubischen). Montags oder Freitags eine Reise vornehmen, zu einer erwarteten Geburt nicht die gehörigen Vorbereitungen treffen, Gähnen, während der Böse in den Mund fliegen kann, mit der linken Hand die Augen wischen, Salz umwerfen, dem Gaste etwas Stechendes und Schneidendes geben, ist verhängnißvoll. Das zum Schutz gegen den Bösen so oft wiederholte Kreuzschlagen (in der Regel drei mal drei) versäumt keine Köchin, ehe sie die Suppe bereitet, kein Kutscher, ehe er das Fuhrwerk besteigt. Mit diesem durch die russische Geistlichkeit geförderten Aberglauben steht überall der fromme Müssiggang der Wallfahrten, der Processionen und der unzähligen Kirchenfeste in naher Verbindung. Die häufigen Fasten, der übertriebene Genuß der Fischspeisen, die plötzliche Unmäßigkeit nach dem Ende der großen Fasten tragen hier, wie in Großrußland, neben der sitzenden, faulen Lebensart, dem täglichen Gebrauche des Thees und den sehr beliebten Dampfbädern, viel zu dem frühzeitigen Verblühen der Frauenzimmer bei.

Südrußland ist der Hauptsitz der Roskolnik oder kirchlichen Separatisten, welche noch zu Nikolajew, im Gouvernement Cherson ein eigenes Kloster haben. Sie zertheilen sich zwar in viele abweichende Secten, stimmen aber, gleich den Waldensern und Ketzern des deutschen Mittelalters, in der Verwerfung der Priesterschaft (und des Patriarchen, auch des Zaren als Stellvertreter desselben), des Bilderdienstes, der Lehre von der Dreieinigkeit und anderen von dem primitiven Christenthum abweichender Glaubenssätze und Ceremonien überein. Ihre Armen unterstützen sie selbst. Andere unwesentliche Gebräuche, die Verwerfung des Kreuzschlagens mit drei Fingern (als Zeichen der Dreieinigkeit), des griechischen

Ritus bei den fünf Broten des heiligen Abendmahls, der Abscheu gegen den aus dem Munde gehenden Tabak und gegen Hunde gehören zu ihren mystischen Folgerungen aus der heiligen Schrift.

Es gibt auch Wiedertäufer und Begeisterte, Kämpfer im Geiste (Duchoworzi), unter ihnen. Ihre Gefährlichkeit aber, der griechischen Kirche und Priesterschaft gegenüber, hat sehr abgenommen, seit die Regierung wohlweislich jede gewaltsame Verfolgung gegen diese Separatisten, wie eine solche noch im Jahre 1790 bei dem Streite um eine Dorfkirche stattfand, eingestellt hat. Daß sie geistige Lebenskraft genug zu einer kirchlichen Revolution, gleich der deutschen Reformation, gewinnen sollten, ist bei dem Abgang eines tiefern religiösen Volksunterrichts und einer wissenschaftlichen Theologie, bei der Uebermacht des herrschenden Klerus und der erstaunenswürdigen Uniformität des russischen Reichs, dessen Gouvernement in dem polnischen Katholicismus und in dem Lutherthum der Ostseeprovinzen selbst weit gefährlichere Gegner paralysirt hat, so bald nicht zu erwarten. (Vergl. dagegen die perfiden Insinuationen Custine's, Sur la Russie.) Tiefer einschneidende Hauptübel dieses sonst so gesegneten Landes sind der maßlose, der körperlichen und geistigen Gesundheit und der Bevölkerung nachtheilige Genuß des Branntweins, welcher zwar durch das rauhe Klima und durch die schlechte Fisch-, Gurken- und Rübenkost des Landmanns entschuldigt, aber von der Regierung aus finanziellen Gründen mehr als billig gefördert wird; der große mit der Leibeigenschaft zusammenhängende Mangel eines freien und fleißigen Bauernstandes; die sorglose Vernachlässigung des Ackerbaues, der Holzcultur und der Wasserstraßen; der Abgang einer hinreichenden, nur durch neue Colonien zu ersetzenden Bevölkerung über-

haupt. Denn trotz des ergiebigen, fetten, meistens keines Düngers bedürftigen Ackerbodens — der hin und wieder eine 10—15fältige Kornernte ergibt — ist doch das Misverhältniß der Bevölkerung zu dem Landbau so groß, daß die meisten Gutsbesitzer entweder ihre entfernten Grundstücke gänzlich vernachlässigen oder zur Zeit der Ernte benachbarte und fremde kostspielige Tagelöhner miethen müssen. Auch die Nachpflanzung der sparsamen Forsten und Wälder (wodurch sich nur die Gegend von Kiew, Tschernigow und Neschin auszeichnet) wird in diesen holzarmen Steppenländern, wo ohnehin zahlreiche Ueberschwemmungen der Flüsse den Aufwuchs hindern, zu sehr hintangesetzt, und ohne die vortheilhafte Einrichtung der russischen Oefen würde der große Mangel des Heizmaterials, des Holzes, der Braun- und Steinkohlen, welche durch Reisholz, Stroh und Mist ersetzt werden, noch fühlbarer sein. Nur die Cultur des Obstes, welches mit den wildwachsenden Wassermelonen (Arbussen) und den Gurken dem Landmann zur Zeit der Sommerhitze eine erquickende Speise gibt, und der Seidenbau hat hin und wieder durch deutsche Gärtner eine größere Verbreitung und Verfeinerung erhalten. Das eigenthümliche Klima der Ukraine hat, bei der hohen Lage dieses östlichen Plateaus, durchaus keine Aehnlichkeit mit den unter gleichen Breitengraden liegenden deutschen Provinzen. Der Frühling wird hier noch mehr vermißt, als in Großrußland. Sobald, nach dem Aufbruch einer sechs- bis siebenmonatlichen Schneedecke, ein warmer Regen den lehmigen, salpeterreichen Boden durchdringt, welcher sich besonders in den ungepflasterten Städten, wie wir es in dem damals noch rohen Charkow erlebten, in einen zähen, schlammigen Brei auflöst, bricht die Sommerhitze mit solcher Schnelligkeit ein, daß man in kurzer Frist fast alle

Früchte des Landes und das hohe, selbst die großen ukrainischen Hornochsen bedeckende Gras wachsen sieht. Ein großer Uebelstand dieser Sommerzeit ist die Verklüftung der vertrockneten Erde in undurchdringliche Staubwolken, und das Stagniren der kleinern Flüsse, wodurch die dort endemischen Faulfieber erzeugt und befördert werden. Desto überraschender sind die sanften August- und Septembertage mit ihren hellen italienischen Nächten, wo in den romantisch gelegenen Dörfern die Gebüsche von den Gesängen der Nachtigallen ertönen, bis endlich der überaus stärkende Winter mit seinen vergnüglichen und den Verkehr wieder fördernden Schlittenfahrten eintritt. Die Ukraine ist noch immer das Land, wo Milch und Honig fließt; reich an Getreide aller Art, Hülsenfrüchten, Obst, Beeren, Bienen, Federvieh, Schafen, Rindern und Pferden, deren kleine Gestalt, deren Dauerhaftigkeit und Schnellfüßigkeit an die alten von Tacitus erwähnten germanischen Rosse erinnert. Und von den zahlreichen Manufacturen in Leinen, Wolle, Filzen und Leder kann man sich auf allen Wochen- und Jahrmärkten der kleinrussischen Krämer und Kaufleute überzeugen, besonders in den größern im Mittelpunkt des Waarenzugs zwischen Moskau und Odessa liegenden Städten, wie Charkow, wo alle Landgutsbesitzer ihren Wintervorrath in Colonialwaaren und Spezereien einkaufen und griechische, armenische, deutsche und jüdische Handelsleute im buntesten Verkehr zusammenströmen. Mit dem projectirten Eisenbahnzug von Moskau nach Odessa wird hier eine neue Epoche des nach Konstantinopel führenden Welthandels beginnen.

Der mir ertheilte Urlaub erstreckte sich durch eine besondere Gunst des Ministers, Grafen Rasumowsky, auf

die Haupt- und Residenzstadt, und ich benutzte dies um so lieber, weil ich mich dort erst über die neueste Entwickelung meines deutschen Vaterlandes und über die Aussicht zu einer Uebersiedelung unterrichten wollte. Ich kannte wohl die für Deutschlands Befreiung entscheidenden Folgen der großen Völkerschlacht bei Leipzig 1813, den kühnen Zug Tschernitschew's gegen Kassel, die Auflösung des Königreichs Westfalen, die Rückkehr des Kurfürsten von Hessen. Man hatte mir sogar in Rußland, zu der Zeit, wo das Treffen bei Hanau und die schlechte Vertheidigung der Engpässe von Schlüchtern und Gelnhausen bekannt wurde, erzählt, daß die insurgirten und von einigen geschickten Heerführern kosakenartig organisirten Hessen in der Gegend von Fulda dem Welteroberer den Rückweg versperrt hätten; tausend andere fabelhafte Gerüchte, von einer neuen Eintheilung und Wiederherstellung des deutschen Reiches, nach den großen Projecten des in Petersburg eine Zeitlang verweilenden Ministers von Stein [1]), spannten meine politische Wißbegierde und meine heimatliche Sehnsucht aufs höchste. Meine großen Entwürfe einer kaukasischen und konstantinopolitanischen Reise waren gescheitert. Aber weit mehr schmerzte mich der Gedanke, daß, trotz meiner und meiner deutschen Collegen aufrichtigen Anstrengungen, in dem Mittelpunkt der Ukraine einen neuen nachhaltigen Sitz und Herd literarischer und humanistischer Bildung zu gründen, die alte slavische Barbarei zurückkehren und die Intriguen der Stockrussen zur Vernichtung der von uns ausgestreuten Saat nunmehr freies Spiel haben würden. Auch die Ungewißheit, ob meine jetzt mehr als je verschlossene Gattin ihre Penaten verlassen und mir selbst nach Deutschland folgen würde, drückte mich schwer.

1) Siehe Stein's Biographie von Pertz.

Unsere Reise von Charkow bis Moskau ging anfangs sehr langsam von statten. Wohl bekannt mit der Seltenheit russischer Herbergen, versäumten wir zwar keine Gelegenheit, uns bei den Dorfbewohnern mit einem Vorrath von Milch, Butter, Eiern und Brot zu versehen; aber mehr als einmal sahen wir uns genöthigt, mit Hilfe des in Rußland unentbehrlichen Samowar, einer einfachen, mit einem kleinen metallenen Schornstein versehenen Theemaschine, unsere Mahlzeit auf freiem Felde zu bereiten. Die Ermattung der permanenten Pferde, die Trägheit unserer Jamtschiks nöthigte uns zu häufigen Ruhepunkten; an nächtlichen Fahrten, wozu die gesteigerte Sommerhitze einlud, hinderten uns die im südlichen Rußland noch keineswegs ausgerotteten Wölfe, zu deren Verscheuchung ich und mein preußischer Begleiter mehr als einmal die Tabakspfeife mit der Pistole vertauschten. Wir trafen sogar in Bielgorod (der weißen Stadt, am Donetz, wo früher das tatarische Sarkel gelegen haben soll) einen deutschen Förster, der, bei einer Bärenjagd von den russischen Bauern verlassen, die Hälfte seiner Gesichtshaut verloren hatte.

Erst mit dem Uebergang nach Großrußland endigte die Einförmigkeit der ermüdenden Steppenfläche. Es begann eine größere Abwechselung von Hügeln, Thälern und Flüssen; in den Dörfern, die meistens eine einzige breite Straße bilden, zeigte sich ein höherer Aufbau der mit hervorragenden Giebeln versehenen Bauerhäuser; in den Städten bemerkte man schon neben den hölzernen Baracken eine größere Menge buntbemalter Kuppelkirchen und die unter Katharina II. errichteten großen weißangestrichenen Regierungsgebäude und Gymnasien. In den Marktflecken und den von privilegirten Fuhrleuten (Jamtschiks) bewohnten Orten wächst der Waarenverkehr, je mehr

man sich den Wasserstraßen der Wolga und der Hauptstadt Moskau nähert. Auf allen nach Kursk und Orel führenden Landstraßen begegneten wir den stauberregenden Heerden der nach Norden geführten ukrainischen Ochsen, langen Reihen von einspännigen Fuhrwerken, deren Führer weniger die schlafenden Bauern, als ihre klugen kleinrussischen Pferde sind.

Wir verweilten einige Tage in den betriebsamen, noch zum Schulbezirk der Universität Charkow gehörigen Gouvernementsstädten von Kursk und Orel, wo das auf einer Anhöhe gelegene in modernem Styl gebaute Gymnasium einen imposanten Anblick gewährte, und in der durch ihre Eisen- und Stahlfabriken berühmten, für die Bewaffnung des russischen Heeres so wichtigen Stadt Tula. Hier zeigte man uns die im Jahre 1712 gegründete großartige Gewehrfabrik, welche, durch 3000 zünftige Meister betrieben, jährlich für 150,000 Soldaten Gewehre und Waffen aller Art lieferte. Hier traf ich auch den aus Persien mit seiner ganzen Familie über den beschwerlichen Kaukasus gereisten englischen Gesandten Sir Gore Ouseley, dessen Bruder Sir William, der unter Jones in Kalkutta gebildete Orientalist, meinen Abulfeda mit so vieler Güte aufgenommen hatte; den Hauptbeförderer der englischen Bibelgesellschaft in Persien, wo er noch mit der Mutter des Schachs deshalb in Correspondenz stand; einen ebenso gelehrten, als kosmopolitisch gebildeten Staatsmann, dessen nähere Bekanntschaft ich nachher in Petersburg zu meinem großen Vortheil fortsetzte. Seine Begleiter waren ein Doctor, ein Major und der durch asiatische Reisebeschreibungen und Romane auch in Deutschland bekannte Morier als Gesandtschaftssecretär. In der Gegend von Tula sind noch die Spuren der großen Erdwälle zu sehen, welche Iwan

Wassiliewitsch I. nach der Vertreibung der bis nach Moskau streifenden Mongolen zur Landesvertheidigung hier errichten ließ. Denn bis hierher reichten die Zollstätten der für Rußland so verhängnißvollen Barbaren. Und nordwestlich von Tula, in der Gegend von Kaluga, liegt das Leichengefilde, wo Kutusow, der Fabius Cunctator der Russen, auf dem die Flußgebiete der Wolga und des Dneprs beherrschenden Plateau die für den Rückzug Napoleon's so verderbliche Stellung nahm.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Serpuchow, einer im Jahre 1374 erbauten, im Jahre 1382 von den Mongolen zerstörten Festung, jetzt einer bedeutenden Fabrik- und Handelsstadt, wo die Kleinrussen ihre Häute und ihren Talg absetzen, fuhren wir gegen Ende des Monats Juli in Moskau ein.

Diese ungeheuere, 40 Werste umfassende, mehr asiatische als europäische Hauptstadt, die Seele des ganzen russischen Binnenhandels und so vieler nationaler Institute, bot von weitem noch immer, trotz der vorhergegangenen Katastrophe, in ihrer amphitheatralischen Gestalt eines wachsenden Mondes, in dem Glanz vergoldeter Kuppeln und Thurmspitzen einen großartigen, malerischen Anblick dar. Als wir aber durch die Ruinen der rund herum liegenden Vorstädte, durch die Brandstätten der die Festung in drei Schlangenlinien umschließenden Stadttheile (Semlenogorod oder Erdstadt, Beliogorod, Weißstadt, und Kitaigorod, chinesische Stadt), rechts und links um uns schauend, bis zum hohen Kreml durchdrangen, konnten wir erst die ganze Bedeutung jener kolossalen Zerstörung ermessen. 11,800 hölzerne Häuser und Buden, mit einem ungeheuern Waarenvorrath, waren den Flammen geopfert; von 9158 steinernen Wohnhäusern waren nur 2626 der Vernichtung entgangen.

Ein dort während der Anwesenheit der Franzosen zurückgebliebener Schulinspector, den Napoleon selbst, unwillig über den Auszug aller Honoratioren, beifällig angeredet hatte, erzählte mir, wie die im Anfang des Brandes nächtlich losgelassenen Zuchthausgefangenen von Rostopschin angewiesen worden, von je vier Häusern eins anzustecken. Von ihm, dem Gouverneur, welcher der Meinung war, eine Stadt sei leichter wieder aufzubauen, als ein Staat, war das Signal der scythischen, nachher durch den Sturm der Elemente und die Zügellosigkeit betrunkener Soldaten unterhaltenen und vergrößerten Verwüstung ausgegangen, und man kann es nur einer geheimnißvollen Rücksicht für den Kaiser Alexander und den zahllosen lautgewordenen Reclamationen zuschreiben, daß Rostopschin und die mit ihm einverstandenen moskowitischen Patrioten nachher die größte That ihres Lebens verleugneten.

Moskau ist späterhin nach einem regelmäßigen Plan wiederhergestellt; die Hauptstraßen sind gepflastert, die Knüppelwege größtentheils verschwunden, die Bevölkerung durch den wieder eingezogenen Adel mit seinem unermeßlichen Troß von Dienern und durch den neuen Aufschwung von Manufacturen und Fabriken wieder über eine halbe Million gestiegen. Aber einer durchgehends neuzuschaffenden Regelmäßigkeit der Straßen setzten der noch stehende Rest vieler wohlerhaltener Kirchen und eines Viertheils der zerstreuten öffentlichen und Privatgebäude, die Interessen so vieler Betheiligten und die asiatische Confusion von 64 Haupt- und 521 Nebenstraßen unübersteigliche Hindernisse entgegen. Das tatarische Rom (nach einem Ausdruck der Frau von Stael) gewährt noch immer ein lebhaftes Bild des großen Contrastes zwischen Pracht, Luxus und

Ueberfeinerung auf der einen, und Armuth, Elend und Barbarei auf der andern Seite. Die übergroße Menge fremder Pädagogen und Gouvernanten in den vornehmen Familien soll in neuester Zeit etwas abgenommen haben. Aber die große Corruption der subalternen Justiz- und Verwaltungsbeamten, wie sie Thaddäus Bulgarin in seinem russischen Gilblas (Wischigin) schildert, ist mit dem Neubau der Stadt nicht ganz ausgerottet worden.

Mein erster Ausflug galt dem durch Mauern und Graben abgeschlossenen höchsten Stadttheil, dem Kreml, wo, trotz der Zerstörung der Festungswerke und eines Theils des alten Zarenpalastes, in den zur Krönung und zum Begräbniß der Kaiser geweihten Hauptkirchen und in den Klöstern noch so viele den Russen heilige Schätze, Reliquien, Handschriften und Gemälde zu sehen waren. Als ich durch das Thor des Erlösers (Spaskoi) fuhr, welches, seit der Vertreibung der Tataren unter Iwan Wassiliewitsch I. mit einem wunderthätigen Heiligenbild versehen, so hoch gehalten wird, daß Niemand es mit bedecktem Haupte durchwandern darf, nahm mir mein frommer sich bekreuzigender Iswotschik unvermerkt die Mütze ab. Mein Cicerone war ein wohlunterrichteter Mönch, der mir das gothische Zimmer des Zarenpalastes, wo Napoleon seinen Zenithpunkt erreicht hatte, mit den Worten zeigte: hier hat der Tschort (schwarze Teufel) gewohnt. Er zeigte mir auch die 432,000 Pfund schwere, 21 Fuß und 11 Zoll im Umkreis weite berühmte Glocke der Kaiserin Anna Iwanowna, die, aus ihrem Gerüste einst herabgestürzt und stark verletzt, in neuerer Zeit wieder aufgezogen und restaurirt worden ist.

Ich besuchte hierauf die Universität, mit der ich, als

Mitglied der kaiserlichen naturforschenden Gesellschaft, in Berührung gekommen war. Sie liegt in dem dritten, bei der Feuersbrunst von 1812 fast ganz verbrannten Stadttheil Beliogorod, welcher auch das größte Findelhaus der Welt enthält. Ich traf nur noch zwei Professoren, den berühmten Naturforscher Fischer (von Waldheim), der gerade, am Claviere sitzend, die herrliche Horazische Ode: Integer vitae scelerisque purus absang und mich zu seinem Collegen, dem alten Heym, Herausgeber eines russischen Wörterbuchs, führte. Ich schenkte der abgebrannten Bibliothek eine kleine, aber wohlerhaltene Sammlung — bis dahin mitgeführter — römischer und griechischer Classiker, welches die russischen Zeitungen nicht versäumten, zur Nachahmung bekannt zu machen, und wofür ich späterhin von der aufmerksamen Kaiserin-Mutter (1817 bei ihrer Durchreise durch Marburg) ein schmeichelhaftes Lob erhielt. Vor meinem Abzug verkaufte ich auch, in Begleitung meines preußischen Rittmeisters, auf dem großen Pferdemarkte bei Moskau, wo neben den russischen Roßhändlern reichgekleidete und wohlgeputzte Ziegeunerhauptleute umherstolzirten, meine drei jetzt überflüssigen Pferde. Der russische Mäkler, der uns beim Abschluß des Handels durch einen kräftigen Handschlag an die an der chinesischen Grenze in Kiachta bei dem Handel der Chinesen und Russen übliche Bekräftigungsform erinnerte, führte mich in sein weit entferntes städtisches Wohnhaus, wo er uns, nach Eröffnung eines großen, mit blauen, rothen und weißen Geldzetteln angefüllten eisernen Kastens, zum Zeichen seines besondern Wohlwollens durch seine wohlbeleibte Frau die kostbarsten Confituren reichen ließ. Meine Baarschaft von 4—5000 Rubeln war bisher nur um einige Hundert verringert worden. Fast keine Rechnung der bisherigen

Gastwirthe betrug, mit Einschluß des Pferdefutters, mehr als zehn Papierrubel.

Der Weg von Moskau nach Petersburg (727 Werste) war vor Peter dem Großen um 300 Werste länger als jetzt (im Jahre 1814) und die schöne schnurgerade Straße, von zusammengelegten Baumstämmen, mit Werstenzeigern von Granit, mitten durch die von beiden Seiten rasirten Waldungen des waldaischen Gebirges angelegt, ist nunmehr auch durch die wahrhaft kaiserliche Eisenbahn hundertfach verkürzt worden. Bei Troitskoi Sergiew, dem größten und reichsten russischen Kloster (wo dieser Heilige der griechischen Kirche in einem silbernen Sarge ruht), vorbei, kamen wir zuerst nach Twer, ehemals dem Sitz eines Großfürsten, einer ganz europäisch, in geraden, von einem Mittelpunkt ausgehenden Straßen in Form eines Achtecks erbauten Stadt. Die glückliche Lage von Twer, am Zusammenfluß der 20 Meilen davon entspringenden Wolga und der Twerza, ist um so wichtiger für den russischen Binnenhandel und Verkehr, weil auf der einen Seite südlich die Wolga zuletzt ins kaspische Meer fließt, auf der andern nördlich die Twerza mit der in die Ostsee sich ergießenden Newa in Verbindung steht. Die stets von der Volksmenge begleitete Abfahrt der nach Petersburg bestimmten zahlreichen Waarenschiffe gab uns zuerst einen deutlichen Begriff von der außerordentlichen Betriebsamkeit der Russen auf der hier beginnenden nördlichen Wasserstraße. Weiter hinauf an der Twerza liegt die an Leder- und andern Fabriken so reiche Handelsstadt Torschok; alsdann erreicht man bei Wischnei-Wolotschok den zwischen der Twerza und Msta schon unter Peter dem Großen mit Schleußen von Granit angelegten großartigen Kanal, bis endlich durch den Kanal von Nowgorod und durch

den in den Ladogakanal mündenden Fluß Wolchow die wichtige Verbinduug zwischen der Wolga und Newa, d. h. zwischen dem kaspischen und baltischen Meere, vollendet wird. Der Glanzpunkt unserer Reise war jetzt das waldaische, ehemals den Räubern zum Schlupfwinkel dienende, jetzt, wo man nirgends sicherer reist, als in Rußland, trefflich gelichtete Waldgebirge, die russische Schweiz, deren hohe Lage man schon an der Wasserscheide der nach Norden und Süden sich theilenden Hauptflüsse erkennt. Hier wird man zuerst durch den sorgfältigern, mit den übrigen russischen Bauernhütten stark contrastirenden Aufbau der bunten hölzernen Häuser und durch die ausgesuchte Tracht der schönen, in Musselintüchern mit silbernen und goldenen Bändern prangenden Landmädchen und Krämerinnen überrascht. Aber wie sehr diese russischen Schweizerinnen von ihrer alten Sittenreinheit verloren haben, erfuhren wir schon in Torschok, wo die Handelsartikel der geputzten, sich allen Durchreisenden präsentirenden Mädchen nicht blos in türkischen Stickereien, goldverbrämten Beuteln, Mützen u. s. w. bestehen sollen.

Unsere nächste Station war Groß-Nowgorod, diese ehemals weltberühmte, 400,000 freiheitsstolze Bürger und Kaufleute umfassende, jetzt so tief herabgesunkene Hansestadt, deren Widerstand gegen den despotischen Zar Iwan Wassiliewitsch I. mit blutigen Hinrichtungen und mit der Verbannung und Verpflanzung eines großen Theils der Einwohner endigte. Noch vegetirte sie zwei Jahrhunderte durch ihre herrliche, für Handel und Schifffahrt günstige Lage an dem in den Lagodasee ausmündenden Fluß Wolchow, bis endlich ihr gänzlicher Verfall durch die Anlage Petersburgs, als des Mittelpunkts des baltischen Seehandels, entschieden wurde. Die mit

der Festung durch eine Brücke vereinten, aber mehrmals abgebrannten beiden Stadttheile, die Handels- und Sophienstadt, bewohnen jetzt nur Handwerker, Krämer und Fuhrleute; höchst anziehend für Alterthumsforscher und Kunstkenner ist aber die in der Festung, dem dritten Stadttheile gelegene, an byzantinischen Alterthümern so reiche, uralte Kathedralkirche. Sie enthält nämlich, außer den merkwürdigen, nachher meines Wissens nach Petersburg gebrachten und von Friederich Adelung erklärten, Korsun'schen oder Cherson'schen metallenen Thüren, jene alten von der frühen Verbindung Griechenlands mit Rußland zeugenden Gemälde mit harter, platter Farbenmischung auf Goldgrund, ähnlich den rohen christlichen Gemälden der griechischen und byzantinischen Künstler, durch welche die Malerkunst zuerst nach Italien verpflanzt wurde.

Unweit Nowgorod sahen wir noch den großen von waldaischen Gebirgshügeln umschlossenen, stürmischen Ilmensee, welcher durch die Wolchow sein Wasser in den Ladogasee abführt und das am Ufer so romantisch gelegene Kloster. Alsdann eilten wir über Zarskoe-Sielo, dem durch Katharina II. erhobenen russischen Windsor, nach Pitr (Peter); so nennt nämlich der Altrusse die Hauptschöpfung seines großen Reformators.

Wir kamen zu einer Zeit nach Petersburg, wo man große Anstalten zum Empfang des siegreichen Kaisers und seiner kolossalen Leibgarde machte; die nordische sonst so schweigsame Residenzstadt war belebter als je, und der plötzliche stolzmuthige Aufschwung der Nation, nicht ohne verächtliche Seitenblicke auf alle andern, durch Rußland, wie man glaubte, aus der Napoleonischen Knechtschaft befreiten Völker, leuchtete selbst aus den sonst so bescheidenen Festreden der Zöglinge des pädagogischen

Instituts hervor. Ich bewunderte jedoch bei dieser Gelegenheit den feinen Tact des Grafen Rasumowsky, der sich der allzu panegyrischen Festrede eines enthusiastischen Eleven in meiner und anderer Ausländer Gegenwart nach höflicher Begrüßung zeitig entzog. Die Bewunderung, welche Russen und Ausländer der nordischen Palmyra widmen [1]), ist nicht übertrieben. Denn in dieser prächtigen Inselstadt ist, mit Ausnahme der verhältnißmäßig noch allzugeringen Bevölkerung, Alles großartig; die breiten, stundenlangen, zu einem regelmäßigen Ganzen vereinten Straßen, wo fast jedes Haus ein Palast und jeder Palast eine kleine Stadt ist, die ungeheuern, hier und da mit Obelisken oder Springbrunnen besetzten öffentlichen Plätze, die mit Granitwänden und Terrassen eingefaßten Ufer und Kanäle der Newa, welche breit, tief und krystallhell die Stadt in zwei Hälften zertheilt, die kolossalen Kron- und Regierungsgebäude, die reichen, glanzvollen, mit nationalen Trophäen angefüllten Kirchen, die Institute und Akademien der Künste und der Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe, Europas und Asiens. Und dies Alles nach der planmäßigen Vorschrift eines Herrschers in seiner ersten Grundlage wie aus einem Guß erschaffen, aber allmälig, trotz der großen Hindernisse des Klimas, trotz der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Gefahr der Ueberschwemmung [2]), von Jahr zu Jahr bis ins Ungeheuere vermehrt, vergrößert und verschönert!

---

1) Vergl. die Beschreibungen von Storch, Christian Müller, Granville, Richies, Kohl u. s. w.

2) Sobald nämlich starke Westwinde den Ausfluß der Newa in den Strom des finnischen Meerbusens in ihrem höchsten Wasserstande hemmen und zurückdrängen, wie 1715, 1721, 1725, 1777 und besonders im Winter 1824.

Man hat dem russischen Reformator vorgeworfen, daß er durch diese excentrische, nicht aus dem Schoos der Nation gewachsene Anlage den Mittelpunkt des Reiches und der Nation, Moskau, und die Bestimmung des ganzen, mehr asiatischen als europäischen Rußlands hintangesetzt habe. Aber die großen Zwecke Peters, die Herrschaft der Ostsee, die Abwendung der von Schweden drohenden Gefahr, die Gründung einer zum Gedeihen des russischen Welthandels unentbehrlichen Seemacht, die Verschmelzung eines rohen, trotzigen, im Innern von Rußland residirenden, dem asiatischen Luxus ergebenen Adels mit der europäischen Civilisation sind durch ihn und Katharina II. erfüllt worden. Petro primo Catharina secunda, so lautet die einfache Inschrift der kolossalen Reiterstatue, welche Katharina ihrem Vorgänger, als Vollenderin seiner Plane, gerade auf demselben Platze errichtete, wo die Akropolis der russischen Marine, das große Admiralitätsgebäude, mit seiner goldenen Kuppel alle übrigen Prachtgebäude an der Newa überragt und den strahlenden Wegweiser aller dort auslaufenden Hauptstraßen bildet.

Es ist übrigens bekannt, wieviel Petersburg und Rußland überhaupt unter Peter, Katharina und Alexander erfinderischen und genialen Ausländern zu verdanken hat, und selbst in dem Verzeichniß ausgezeichneter Kriegs- und Staatsmänner, welche das Ausland von jeher aus dem kleinen Fürstenthum Hessen gezogen hat, finden sich einige wichtige Namen, deren Verdienste in Rußland noch in frischem Andenken sind. Zu denselben gehört der nicht nur durch seine Besiegung der Türken, sondern auch durch großartige Bauten zu Wasser und Land, besonders durch die Ausführung des Ladogakanals um Rußland so verdiente Feldmarschall Münnich, welcher

früher als hessischer Officier und Ingenieur bei dem Bau von Karlshafen und dem Project des Diemelkanals seine Schule unter dem Landgrafen Karl gemacht hatte; nach ihm der aus der Grafschaft Hanau (aus Bieber) gebürtige General Bauer, der unter Katharina II. sich durch große Verbesserungen des Wegebaus, der Wasserleitungen, der Kanäle und der Salzwerke auszeichnete (in Petersburg sind die unterirdischen Kanäle und der vertiefte, mit Quadersteinen eingefaßte und mit Brücken versehene Fontankakanal sein Werk), so vielseitig wirkend, daß die Kaiserin bei seinem Tode 1783 die Vollendung seiner Arbeiten und Projecte unter zehn russische Staatsmänner vertheilte [1]). In neuester Zeit war es ein Landsmann desselben, Graf Kankrin, der durch umsichtige und wahrhaft patriotische Finanzverwaltung, besonders durch Einschränkung der bei den einträglichen Branntweinspachtungen eingerissenen Corruption, sich die Achtung des Kaisers Nikolaus, trotz des Neides und der Eifersucht seiner Nebenbuhler, bis an sein Ende zu erhalten wußte.

Nach meiner Ankunft in Petersburg, wo wir eine Wohnung in Wassili-Ostrow, dem vom General Klinger, als Chef des Cadettenhauses, bewohnten ungeheuer langen Menczikow'schen Palast gegenüber, mietheten, sah ich zwei großartige, durch die Gegenwart des Kaisers Alexander und ein glänzendes Gefolge der berühmtesten russischen Generale verherrlichte Schauspiele: eine Parade von 40,000 Mann der Garderegimenter auf dem Marsfelde, welche mit einem feierlichen Gottesdienst des

1) Vergl. den Artikel Friedrich Wilhelm Bauer (Baur) in Strieder's Hessischer Gelehrtengeschichte und in der großen Encyklopädie von Ersch und Gruber.

Metropoliten und einem herrlichen Gesang seiner 100 Chorknaben eröffnet wurde — an dem bei mir vorbeireitenden hochgewachsenen, mit stentorischer Stimme commandirenden Großfürsten Konstantin bemerkte ich einige Verzuckungen des Gesichts, welche man einer väterlichen Erbschaft zuschreiben wollte — und das am 30. Aug. alten Styles alljährlich gefeierte Alexander-Newsky-Fest.

Nach einer langen Procession bis zum äußersten Ende der Stadt, dem Newaufer entlang, hinter dem kaiserlichen Hofstaat zu Fuß und in Uniform, erreichten wir das berühmte von Peter dem Großen erbaute Kloster, welches der Sitz des Metropoliten ist und die kostbaren Grabmale des heiligen Alexander, mehrerer Vorfahren der kaiserlichen Familie und Suwarows enthält. Hier erblickte ich den Kaiser, der seine durch ihre imposante Gestalt ausgezeichnete Mutter führte, wie er während des langen Hauptgebetes neben uns auf dem Boden kniete, und hierauf bei dem Abzug den englischen Gesandten Sir Gore Duseley mit bezaubernder Freundlichkeit grüßte. Die Verherrlichung des heiligen Alexander-Newsky gehört zur Geschichte der Einweihung von Petersburg. Denn nachdem er im Jahre 1240 die an der Mündung der Newa unweit des nachherigen Petersburg gelandeten Schweden besiegt hatte — die Anwesenheit des schwedischen Königs Erich's XI. dabei und die Verwundung desselben durch Alexander ist unerwiesen — befreite er, auch als Erbe des nowgorod'schen Großfürsten Jaroslaw, durch einen glänzenden Sieg auf dem eisbedeckten Peipussee, die Stadt Nowgorod von einem Ueberfalle der deutschen Schwertritter. Er war es auch, der, als standhafter Anhänger der griechischen Religion, die Unionsanträge Innocentius' IV. verwarf, wodurch Rußland dem römischen Papat zinsbar gewor-

den wäre. Peter der Große stiftete zu Ehren dieses noch in russischen Volksliedern lebenden Helden den nach ihm benannten Ritterorden (mit einem ponceaufarbigen Bande); der gleichzeitigen Gründung des Andreasordens (mit einem blauen Bande) liegt die Sage zum Grunde, daß der heilige Andreas zuerst bei den nowgoroder Slaven das christliche Evangelium einführte.

Mein sehnlicher Wunsch, den Kaiser selbst vor seiner Zurückreise zum Wiener Congreß zu sprechen, wurde nicht erfüllt. Ich nahm nämlich den Weg nach dem Lustschloß Alexander's auf Kamenoi-Ostrow (Steininsel) nicht über die Brücke der mit der Newa in den finnischen Meerbusen mündenden Newka, sondern in einem Nachen, der, bei einem sich plötzlich erhebenden Sturm nach Westen getrieben, mich in große Gefahr brachte. Mein russischer Fährmann, alle seine Kräfte, unter dem verzweiflungsvollen Ruf: Bosche moi, Bosche moi! (mein Gott, mein Gott!) aufbietend, brachte mich endlich zwar ans Ufer, wo ich ganz durchnäßt zu einer Wohnung des berühmten Mathematikers Staatsraths Schubert meine Zuflucht nahm. Hier erfuhr ich aber, daß der Kaiser im Begriff sei, abzureisen, und vernahm aus dem Munde des kaiserlichen Leibarztes Wyllie, der sich mit mir sehr freundlich in lateinischer Sprache unterhielt, das verhängnißvolle: C'est trop tard!

Ich nahm mir nun vor, noch einige Monate zur nähern Besichtigung aller Merkwürdigkeiten und zum Besuch der wichtigsten Staatsmänner und Gelehrten Petersburgs zu verwenden.

Außer den Cabineten der Akademie der Wissenschaften, wo mich die Reliquien des großen Peters, seine Wachsbüste, Kleidung und sein Stock, womit er seinen Ministern so manche handgreifliche Züchtigung zugetheilt

hatte, seine eigenhändigen Künstlerarbeiten von Elfenbein und Bernstein an die ähnlichen persönlichen Merkwürdigkeiten seines Zeitgenossen, des Landgrafen Karl, im kasselschen Museum, erinnerten, interessirte mich besonders die große Gemäldesammlung der Eremitage. Denn hier wurden gerade damals die während der französischen Invasion von Kassel nach Malmaison entführten und vom Kaiser Alexander dort käuflich erstandenen werthvollen Gemälde unserer heimatlichen Galerie aufgestellt, unter denen sich die vier Tageszeiten von Claude Lorrain befanden. Zur Wiedererlangung dieser Kunstwerke trat ich späterhin, im Auftrag des Kurfürsten, mit dem kaiserlichen Banquier Rall in Unterhandlung, erhielt aber von demselben die Nachricht, daß Alexander dafür der Kaiserin Josephine 900,000 Francs bezahlt habe, und von dem Kurfürsten selbst die Erklärung, daß er das Eigenthum seines Hauses nicht zweimal erkaufen wolle.

Zu der großen kaiserlichen, an Handschriften so reichen Bibliothek (an der Ecke des Newskyprospects) lud mich der Director derselben, Staatsrath Olenin (bekannt durch seine Abhandlung über die griechischen Alterthümer zu Tmutarakan oder Taman am Schwarzen Meere), mit der Nachricht ein, daß ich dort den englischen Gesandten Sir Gore Ouseley und den Präsidenten der Akademie Ouwarow, nachherigen Minister der Aufklärung, treffen würde. Ich war Zeuge ihres lehrreichen Gesprächs über die von den Engländern in Ostindien begonnenen Schul- und Erziehungsreformen, sowie über die besten Civilisationsmittel für rohe Nationen, wobei ich nicht umhin konnte, die kosmopolitische Superiorität des Engländers über den sonst so hochgebildeten Russen zu erkennen. Man zeigte uns unter andern den großen, von einem

russischen Diplomaten zur Zeit der Revolution erworbenen französischen Manuscriptenschatz, der so viele Depeschen und Originalbriefe Heinrich's IV. an die deutschen Fürsten, besonders an den Landgrafen Moritz von Hessen (von den Jahren 1596—1610), enthielt, und ich habe es späterhin (1840), als ich meine Correspondance inédite de Henri IV. avec Maurice de Hesse aus hiesigen Originalquellen in Paris herausgab, sehr bereut, die damalige Gelegenheit einer Ergänzung nicht an Ort und Stelle besser benutzt zu haben. Durch Olenin, der mir auch vorschlug, mich um eine passende Anstellung in Petersburg zu bewerben, wurde ich zuerst mit dem Familienleben der russischen Großen bekannt gemacht. Ich erstaunte nicht wenig, als ich, trotz des nationalen Aufschwungs der Russen, bei einem Mittagsessen, wo ich mit den übrigen Herren einer langen Reihe von russischen Frauenzimmern gegenüber saß, fast nicht ein Wort russisch vernahm; so sehr hatte die Gewohnheit der französischen Conversation besonders bei dem weiblichen Geschlecht Wurzel gefaßt.

Ouwarow, den ich auf seinem Landhaus besuchte (fast jeder vornehme Petersburger besitzt eine Villa im italienischen Geschmack vor der Stadt) und den ich über die gefährlichen Parteiungen der Universität Charkow unterrichtete, zeigte schon damals seine Hinneigung zu einer nationalen Entwickelung des russischen Unterrichtswesens, welche er, im Geiste des Kaisers Nikolaus, nachher als Minister der öffentlichen Aufklärung so einflußreich befördert hat. Befreundet mit zwei ausgezeichneten deutschen Gelehrten, dem Orientalisten Frähn und dem griechischen Philologen Gräfe, hat er sich große Verdienste um die dortigen Akademien und literarischen Sammlungen erworben, und das später angelegte, an

orientalischen Handschriften so reiche asiatische Museum verdankt ihm seine jetzige Vollkommenheit. Bekannt sind auch seine geistreichen, nach Creuzer's Symbolik herausgegebenen, mythologischen Forschungen, besonders über die eleusynischen Geheimnisse, und seine neuesten, eine piquante Charakteristik Stein's und Pozzo's di Borgo enthaltenden Skizzen.' Ich weiß nicht, ob ich es der Empfehlung meines Gönners, des englischen Gesandten, zuschreiben soll, daß mir der Minister Graf Rasumowsky bald nach meiner Ankunft in Petersburg durch seinen Kanzleidirector Martinow Alles zugestand, was ich nur wünschen konnte. Zur Belohnung für die Herausgabe der Classiker stellte man mir die Wahl zwischen einem Orden und einer Geldsumme von einigen Tausend Rubeln [1]), und combinirte nachher Beides, nachdem ich noch meine obenerwähnte Gymnasialdidaktik in russischer Uebersetzung eingereicht hatte. Nichtsdestoweniger war ich bei dem Minister, trotz der für jede Mittwoch anberaumten Audienz, noch immer nicht persönlich vorgekommen; ich hatte nämlich die gebräuchliche Bestechung des Portiers versäumt. Als diese erledigt war, fand ich, vor allen vornehmen Sollicitanten, selbst vor dem mit dem Portefeuille wartenden, mir sehr freundlichen Kanzleidirector, eingelassen, einen russischen Großen des ancien régime, comme il faut. Rasumowsky, der in dem Prachtzimmer seiner Villa, am Ende einer doppelten Reihe von alabasternen Statuen stehend, mich mit einer Frage über meine Bekanntschaft mit Sir Gore Ouseley empfing,

---

1) Meine Verhandlung hierüber mit dem Bevollmächtigten Martinow war äußerst lakonisch. Als er mich nämlich fragte: Denje (Geld) oder Snak (Ehrenzeichen)? antwortete ich: Snak.

war ein Hofmann von ausgezeichneter gelehrter Bildung, den ich in der vollkommensten Befriedigung verließ. Er verlängerte nicht allein meinen Urlaub in der Residenz, sondern schlug mich auch bald nachher dem Kaiser zu einer Ehrenbelohnung wegen meiner der Universität Charkow geleisteten Dienste und herausgegebenen Werke vor.

Ich erwähne hier noch die in Petersburg einheimische Gastfreundlichkeit, die mir, da meine Frau sich auf den Umgang mit meiner Hauswirthin und andern stockrussischen Frauenzimmern beschränkte, meinen dortigen Aufenthalt, wo nicht angenehm, doch sehr lehrreich machte. Außer dem englischen Gesandten, der mich gern Morgens im Kreise seiner Familie empfing, und seinem Secretär Morier, welcher mich zuweilen in die englische Kapelle mitnahm, wo mich stets die einfachen Orgelmelodien der Psalmen entzückten, besuchte ich an bestimmten Tagen den Staatsrath Jacob und meinen Landsmann, den Banquier Rall. Jacob, früher (und nachher wieder) Professor der Philosophie und Staatswissenschaft in Halle, war kurz vor mir aus Charkow abgezogen und bei dem Finanzministerium in Petersburg angestellt. Er machte mich mit den Akademikern Fuß, Scherer, Storch und Adelung bekannt, den trefflichen Nachfolgern Euler's, Pallas', Gmelin's, Güldenstädt's, Müller's, Schlözer's, Krafft's und anderer um Rußlands Naturhistorie, Erdbeschreibung und Völkergeschichte so verdienten deutschen Gelehrten, deren Stamm nun fast gänzlich ausgegangen ist. Bei Jacob traf ich auch den nachher so fruchtbar gewordenen, nach Berlin übergesiedelten dramatischen Dichter Raupach, der damals seine Laufbahn durch Timoleon, einen dramatischen Panegyrikus auf Alexander den Befreier, begonnen hatte. Wie sehr die logische Reflexion das dichterische Feuer bei ihm über-

wog, bestätigte mir sein eigenes Geständniß, daß er seine dramatischen Projecte ganz als philosophische Probleme entwerfe und folgerecht ausführe. Die Seele dieser Gesellschaft war Jacob's geistreiche Tochter Therese, welche späterhin, unter dem angenommenen Namen Talvj (Therese Amalie Louise von Jacob) eine treffliche Sammlung serbischer Lieder herausgab und als Gattin eines englischen Predigers nach Amerika übersiedelte. Gleich freundschaftlich bewies sich der damals noch sehr wohlhabende, nachher durch häusliches Unglück gebeugte Baron Rall, dessen prächtiges Haus an der Newa, sowie seine Villa in der Vorstadt ebenso fleißig von russischen Finanzmännern, als von deutschen Gelehrten, besonders von dem trefflichen Astronomen Schubert und dessen Sohn, dem jugendlichen durch seine russischen Landkarten und einen Plan von Petersburg ausgezeichneten General, besucht wurde. Bei Rall, der seine Gäste schon vor dem Diner durch ein musikalisches Quartett zu unterhalten wußte, wurde ich einst durch eine seltene, tiefe, majestätisch tönende Frauenstimme überrascht. Es war die zu Kassel geborene sechszigjährige Mara, welche, in Reval von dem kleinen Rest ihres zertrümmerten Vermögens lebend, noch immer durch Geist, Talent und edlen Charakter Bewunderung erregte.

Eine Zierde der dortigen Gelehrten war der ganz den Wissenschaften lebende und isolirte Staatsrath Köhler, dessen große antiquarische und numismatische Kenntnisse weniger in Rußland, als in Deutschland anerkannt wurden; seine Fertigkeit in Copirung und Entzifferung alter griechischer Inschriften war so überraschend, daß er einst, bei einem Besuch des aus Griechenland zurückgekehrten Baron Stackelberg, der uns seine reichen Portefeuilles vorlegte, in kurzer Zeit sich die auserlesensten Inscrip-

tionen desselben zu eigen machte. „Vir priscus, ingenio magnus, pietate major“, so lautet die Grabschrift des im Jahre 1837 verstorbenen Generals Klinger, dessen lehrreiche Bekanntschaft ich zu den schönsten Erinnerungen meines Petersburgischen Aufenthaltes rechne. Als ein armer Candidat der Theologie zu Frankfurt hatte er sich, nach mannigfachen Phasen seiner Sturm- und Drangperiode, in Rußland zu den höchsten Ehrenstellen und zu dem dort äußerst seltenen, durch Biederkeit, Uneigennützigkeit und Charakterstärke erworbenen Privilegium der Unabhängigkeit und der Aufrichtigkeit, trotz der Eifersucht so vieler Magnaten, emporgeschwungen. Als Chef des Cadettencorps und Curator der Universität Dorpat äußerst thätig, brachte er seine vergnügtesten Stunden bei seiner Beschützerin und Freundin, der Kaiserin-Mutter (Maria Fedorowna), zu. Ich traf ihn, der soeben seinen einzigen Sohn in dem Kriege gegen Napoleon verloren hatte, noch in der herben, fast misanthropischen Stimmung, die, seiner äußerlich rauhen kolossalen Gestalt so entsprechend, so stark mit dem sanften liebenswürdigen Wesen seines Secretärs Musäus, eines Sohnes des deutschen beliebten Volksmärchendichters, contrastirte; ungewöhnlich belebt, wenn er im Schlafrock, die häufig gestopfte Türkenpfeife in der Hand, auf sein Lieblingsthema, den ehrgeizigen Wahnsinn Napoleon's und die Servilität deutscher Fürsten, gerieth. Seine drei Hauptromane aus der Periode der deutschen Kraftgenies, sein weltstürmender Faust, sein Giaffar der Barmecide, sein Don Raphael, die Musterbilder edler kosmopolitischer Menschenliebe und philosophischer Resignation sind zugleich die Porträts seiner eigenen moralischen Entwickelung. Bei meinem Abschied gab er mir noch ein Empfehlungsschreiben an seinen Landsmann und Ju-

gendfreund Goethe, welches ich leider verhindert wurde, an Ort und Stelle abzugeben.

Ich hatte meinen Aufenthalt in Petersburg absichtlich verlängert, um eine gänzliche Trennung von meiner Frau so lange als möglich aufzuschieben und ihren noch schwankenden Entschluß zu einer Uebersiedelung nach Deutschland abzuwarten. Als diese Hoffnung verschwand und bei ihr selbst die Ueberzeugung, daß wir nicht für einander bestimmt seien, und daß sie ihres griechischen Gottesdienstes nicht entbehren könne, überwog, als sich in Petersburg selbst keine Aussicht für eine mir und meiner Laufbahn zusagende Stelle eröffnete, und ich die Rückkehr des Kaisers nicht länger abwarten konnte, ward die meinem Herzen noch immer schmerzliche Trennung beschlossen. Für den Unterhalt der Zurückbleibenden, in einer gemietheten und mit erkauften Möbeln versehenen Wohnung, für den Schutz derselben, nachdem sie eine ehemalige Freundin, die Gemahlin des Generals Lambert, gefunden, ward bis zur Ankunft ihres Oheims Koalinsky, der sie nach Charkow zurückführen sollte, gesorgt.

Es wäre hier vielleicht der Ort, noch einige allgemeine Bemerkungen über Rußland, nach meinen eigenen Erfahrungen, mit den zahlreichen seither erschienenen Berichten anderer Reisebeschreiber zusammenzustellen. Aber wie unzureichend ist die Erfahrung eines Einzelnen zur allgemeinen Charakteristik eines so kolossalen, trotz seiner erstaunlichen, an das römische und byzantinische Reich erinnernden Uniformität, in den verschiedenen Provinzen so verschiedenartigen, halb asiatischen und halb europäischen Reiches? Und wie flüchtig und parteiisch sind

nicht die meisten, weder mit der innern Entwickelung des Landes und des Volkes, noch mit dem Geist ihrer Regierung bekannten Reisebeschreiber? Bieten auch Einige darunter einzelne an Ort und Stelle geschöpfte naturhistorische und technologische Nachrichten [1]), wie selten sind doch tiefer in die innere bäuerliche, gemeinheitliche und patriarchalische Verfassung eindringende, zugleich die Sitten und Gebräuche des Volkes und die politischen Verhältnisse des Staates umfassende Beobachtungen?

Gerecht ist auch die Empfindlichkeit der so oft leichtsinnig verleumdeten Russen über die gehässige Medisance solcher Schriftsteller, welche die Oberflächlichkeit ihrer in der Residenz, auf den Landstraßen oder im Kreise polnischer Coterien gesammelten Beobachtungen durch geistreiche Declamationen und Gemeinplätze zu verdecken suchen. Als Muster einer solchen oberflächlichen Charakteristik erscheint das Werk des Herrn von Custine (La Russie en 1839). Selbst die scheinbar treffendste unter seinen Sentenzen: „Man hat dort die Freiheit getödtet, um die Einheit zu vergöttern", beruht auf einer einseitigen, durch die Geschichte Polens hinlänglich widerlegten Ansicht. Denn bei einem ohne lebenskräftigen bürgerlichen und gelehrten Mittelstand und ohne Ritterthum emporgewachsenen, fast zwiespaltigen Volke von Herren und Hörigen ist der Sieg der Autokratie für die politische Entwickelung und selbständige Machtentfaltung einer Nation immer noch vortheilhafter, als das Uebergewicht eines parteisüchtigen und eigennützigen Adels. Eine unleugbare Wahrheit liegt dagegen in dem fast all-

1) Erst späterhin sind die Werke von Kohl, Harthausen, Blasius und andern trefflichen Schriftstellern erschienen, die ich damals noch nicht benutzen konnte.

gemeinen Abscheu, welchen die habgierige, bestechliche, alles wahren Ehr- und Rechtlichkeitsgefühls baare Kaste der subalternen Classen des russischen Dienstpersonales, nicht nur bei den ihren Chicanen am meisten ausgesetzten Ausländern, sondern auch bei allen biedern, einsichtsvollen und vaterlandsliebenden Russen selbst erweckt. An diesem unreinen Kanal scheitert der beste Wille der Regierung und selbst des jetzigen, seinen fürstlichen Beruf so streng erfüllenden Kaisers Nikolaus, welcher, wohlbekannt mit den Unterschleifen und dem demoralisirenden Einfluß seiner Unterbeamten, sich bisher vergebens nach einem radicalen Heilmittel umgesehen hat.

Ich kann nicht umhin, noch einige aus Erfahrung geschöpfte Bemerkungen über die Deutschrussen hier niederzulegen. Denn wenngleich der Strom der kolossalen Auswanderung, welcher unser Zeitalter charakterisirt, weit mehr nach Westen, als nach Osten geht, so wird es doch nie an Deutschen fehlen, welche das Sprüchwort: „Ein Prophet gilt selten in seinem Vaterland" nicht nach Rußland führen sollte. Erstaunenswerth ist auch die glückliche Veränderung in der Haltung und in dem Charakter derjenigen nach Rußland, besonders nach Petersburg und Moskau eingewanderten und dort angestellten Deutschen, welche jugendliche Kraft und Empfänglichkeit für großartige Verhältnisse in die Lage setzt, die ihnen angeborenen Vorurtheile der Rechthaberei, der Pedanterie und der Mikrologie abzulegen, oder die mit dem edlen Kern ihrer Nationalität jenen kosmopolitischen Aufschwung verbinden, welchen die Beschränktheit deutscher Verhältnisse so oft in Fesseln legt.

Ganz anders entwickelt sich freilich der vereinzelte Deutsche in den kleinen russischen Provinzialstädten, oder auf den Gebieten der Gutsherren, wenn er als Hand-

werker, oder Fabrikant, oder Lehrer, ohne gehörige Vorbereitung, ohne Garantie einer festen oder öffentlichen Stellung, gänzlich unbekannt mit dem russischen Volkscharakter sein Glück in einem Lande sucht, wo es einer großen Gewandtheit bedarf, um so manche gefährliche Klippe zu umschiffen. So bereitwillig auch der Russe ist, der Ehrlichkeit und dem soliden Fleiß deutscher Techniker, sowie der Gründlichkeit und der wissenschaftlichen Superiorität deutscher Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so scharfsinnig ist er auch in der Auffindung und Benutzung ihrer Schwächen, ihrer häuslichen und vaterländischen Vorurtheile, ihrer Unbeholfenheit, ihres Mangels an Weltklugheit, selbst in der Misdeutung und Ausbeutung ihrer oft übergroßen Bescheidenheit. Während meines Aufenthalts in Rußland habe ich sonst sehr achtungswerthe und gebildete deutsche Techniker und Gelehrte getroffen, welche deshalb zu Grunde gingen, weil sie die Kunst nicht verstanden, sich geltend zu machen. Mit spanischen Luftschlössern im Kopfe, bald nach ihrer Ankunft enttäuscht, hintergangen, oder von der Suffisance und Charlatanerie anderer Ausländer überflügelt und in den Hintergrund geschoben, verfallen sie nur zu oft in eine hoffnungslose Apathie; durch ein falsches Schamgefühl verlieren sie die Kraft, sich aufzuraffen; die ihnen gestellte Alternative, entweder Hammer oder Ambos zu sein, schreckt sie ab, dahin zurückzukehren, wo der Pfennig gilt: da wo er geprägt ist. Andere, kühnere, vom Glücke begünstigte, ehrgeizige Naturen springen in die entgegengesetzte Richtung über. Zu ihnen gehört die zahlreiche Classe der russificirten und naturalisirten Deutschen, der ihr deutsches Vaterland, ihre Sitten und Sprache verleugnenden Renegaten, deren anfangs so glänzende Laufbahn nicht selten mit dem Fluche ihrer

alten und mit der Verachtung ihrer neuen Landsleute endigt.

Ich selbst, voll dankbarer Erinnerung an die in Rußland erfahrene gastfreundliche Aufnahme, und zur rechten Zeit glücklich in meinen Hafen zurückgekehrt, gestehe gern, zwei schätzbare Güter dort erworben zu haben: eine große Erweiterung meines Gesichtskreises und eine gesteigerte Anhänglichkeit an mein deutsches Vaterland.

Geschrieben im Jahre 1815.

IV.

1815–1816.

Ich hatte den Vorschlag eines in Petersburg verweilenden Engländers, den ungewöhnlich gelinden Winter, welcher eine baldige Unterbrechung der Schneebahn befürchten ließ, abzuwarten und erst nach dem Frühling mit ihm nach Deutschland zu reisen, nicht angenommen, und mußte dafür unterwegs durch nothgedrungenen Wechsel meines Fuhrwerkes (zuerst eines Schlittens, dann einer Britschka, dann wieder eines Schlittens u. s. w.) mir zum Nachtheil, den prellenden Postmeistern zum Vortheil, mehr als ein mal büßen. Hinter Narwa überfiel mich ein fürchterliches Schneegestöber, und ich gerieth gegen Abend in ein menschen-, fenster- und speisenleeres, durch einen kalten Zugwind durchströmtes Posthaus, wo ich, ohne die Gefälligkeit eines jungen, als Courier des Kaisers von Paris nach Petersburg reisenden Fürsten Gallizin, sehr verlassen gewesen wäre.

Er machte mir bei einem Glase selbstbereiteten Punsches einige interessante Mittheilungen über die neueste Wendung der europäischen Angelegenheiten. Im Gefolge des Kaisers hatte er in Paris Gelegenheit gehabt, den steigenden Einfluß des unvermeidlichen Talleyrand zu bemerken, welcher, als Unterhändler für Frankreich, nach Beseitigung Napoleon's, den hochherzigen, vielleicht auch durch französische Galanterie verführten Alexander beredete, jede Schuld der eroberungssüchtigen und übermüthigen Nation auf ihren despotischen Chef zu werfen, den für Deutschland so schmachvollen Pariser Frieden einzugehen und dieselbe Dynastie zurückzuführen, deren Misgriffe nachher die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba und die abermalige Störung des Weltfriedens bereiteten. Wir sprachen auch über die unkluge Maßregel der von Ludwig XVIII. unvorsichtiger Weise begehrten Entlassung aller in Rußland noch gefangenen Franzosen, größtentheils eingefleischter Bonapartisten und Imperialisten, welche bald nachher Napoleon's Streitkräfte bis zur Schlacht bei Waterloo verstärkten. Ich war infolge der, tiefer als ich anfangs geahnt hatte, erschütternden Trennung in einer trüben, von Zeit zu Zeit in das Stadium einer rückwärts gerichteten Sehnsucht übergehenden Gemüthsstimmung. Und die rauhe Jahreszeit, die Eilfertigkeit meiner Post- und Schlittenfahrt auf den Landstraßen und auf der Seeküste von Esthland, Liefland und Kurland machten mich zu jeder genauern Beobachtung über Land und Volk ganz unfähig. Aber so Manches, was ich hier sah und hörte, führte mich doch auf die Betrachtung des heillosen Einflusses, den die *gewaltsame* Einführung des Christenthums und die Zwingherrschaft der deutschen Ordensritter auf den Charakter der dortigen, von Natur lenksamen, nur durch

grausame Behandlung widerspenstig und tückisch gewordenen Ureinwohner gehabt haben muß, und ich söhnte mich jetzt mehr als je mit der weit sanftern und wegen der Gleichheit der Racen mehr patriarchalischen russischen Leibeigenschaft aus. Von einer wirklichen Emancipation der esth- und liefländischen Leibeigenen war damals noch keine Rede; aber auch, so viel ich weiß, keine Spur von den in neuester Zeit begonnenen politisch-kirchlichen Uebergriffen der sonst so toleranten griechisch-russischen Geistlichkeit. Ich weiß nicht, ob man die erstaunlichen Fortschritte dieses russischen Assimilationsprocesses mehr dem rohen Aberglauben und der Armuth dieser Küstenbewohner, oder der Nachlässigkeit der dortigen lutherischen Seelsorger zuschreiben soll. Ich traf wenigstens unter denselben einige treffliche, an geistiger Bildung wenigstens ihren adeligen Patronen weit überlegene Gottesgelehrte; wenngleich die gutsherrlichen Sorgen dieser geistlichen Patrizier sie oft mehr in Anspruch zu nehmen schienen, als der Volks- und Religionsunterricht.

Mir wurden damals noch grausame Dinge von der noch keineswegs ausgerotteten seeräuberischen Natur und von den strandrechtlichen Gelüsten der esthischen Küstenbewohner erzählt, welche auch in jeder nützlichen Arbeitsamkeit, sowie in der äußern Höflichkeit den slavischen Letten weit nachstehen, und ich selbst erhielt zwischen Narwa und Dorpat einen augenscheinlichen Beweis von der diebischen Gewandtheit eines Esthen, der mir auf offener Landstraße, während eines kurzen nächtlichen Schlummers in meinem wohlverwahrten Schlitten, ein ganzes Paquet kostbarer Pfeifenspitzen von Bernstein unter den Füßen wegstahl. Erfreulich ist jedoch die Erscheinung, daß Gesittung, Arbeitsamkeit und Wohlstand in dem Grade wachsen, je mehr man sich von Norden

nach Süden, in der Richtung von Kurland, der deutschen Grenze nähert.

Ich verweilte einige Wochen in Dorpat, wo ich mich wegen der Menge deutscher, mich freundlich empfangender Professoren (Parrot der Aeltere, Morgenstern, Ewers, Rambach, Hezel, Deutsch u. s. w.) fast ganz heimisch fühlte. Mehrere derselben, besonders Rambach und der in literarischer Thätigkeit und Dienstfertigkeit unermüdliche Hezel (früher Professor zu Gießen) wünschten, daß ich in Dorpat bleiben und dort die damals vacante Professur der allgemeinen Geschichte übernehmen sollte. Der Curator, General Klinger, und der Minister Graf Rasumowsky schrieben mir auch, daß, wenn die Universität vermöge ihres statutenmäßigen Wahlrechts mich vorschlüge, sie ihre Genehmigung nicht versagen würden. Ich stand aber davon ab, als mir der um die russische Geschichte sehr verdiente Professor Ewers mit lobenswerther Offenherzigkeit erklärte, daß er sich meiner Wahl widersetzen würde, weil er, neben der russischen, auch die allgemeine Historie hinreichend versehen könne. Dieser Zwischenfall störte unser gutes Einvernehmen keineswegs. Ich erneuerte in Dorpat die Bekanntschaft einiger mir von der Universität Göttingen her befreundeten liefländischen Adeligen, und des Herrn von Löwenstern, Schwiegervaters des Grafen du Bray, der mir, während eines in seinem Hause veranstalteten Maskenballs, die merkwürdigsten Aufschlüsse über den damals so viel Aufsehen erregenden Martinisten- oder Muckerclub gab. Die Regierung hatte deshalb eine officielle Untersuchung mit Zuziehung eines Arztes angeordnet. Bei dem plötzlichen Eintritt desselben schlug eine der fraternisirenden und nach langer Enthaltsamkeit fanatischen Damen das nächste Fenster ein, um dem domini-

renden Geist oder Dämon den Ausgang zu erleichtern. Man erzählte auch von einem Aderlaß junger unschuldiger Kinder, deren Blut diese Fanatiker einsogen, und von der Heirath eines vornehmen Fräuleins mit einem communistischen Handwerksgesellen.

Ich war gleich anfangs in Dorpat in ein abgelegenes Hôtel eingekehrt. Neben mir palamentirte, durch eine dünne Breterwand getrennt, ein russischer Fähndrich mit seiner aus Sachsen entführten Frau; ich vernahm deutlich ihre deutschen Klagen und seine kauderwelschen Tröstungen; bei seinem Abzug fehlte mir ein kostbarer metallener Waschnapf; die Verfolgung des vermuthlichen Diebes durch den berittenen Sohn meines Gastwirths zeigte mir wenigstens, welche Meinung man dort von den aus dem Auslande rückkehrenden Russen an den Tag legte. Desto angenehmer war mir die Herzlichkeit eines früher aus Kassel gewanderten Zimmermanns, der nun als Stadtbaumeister sich in Dorpat Vermögen, Ansehen und eine hübsche, gebildete, in einem lutherischen Stifte erzogene, liefländische Frau verschafft hatte. Er zog mich mit meiner ganzen Equipage in seine bequemliche Wohnung, und ruhte nicht eher, als bis ich an einigen von ihm veranstalteten städtischen und ländlichen Vergnügungen Theil nahm. Dazu gehörte ein städtischer Ball der Bürgerschaft, wo der vornehme Adel herkömmlich seinen Besuch abstattete, und eine ländliche Hochzeit auf einem benachbarten Dorfe, wo man ein junges, während der Trauung fast ohnmächtiges Mädchen, in Gegenwart des Predigers, fast mit Gewalt ihrem lahmen Bräutigam zuführte, dann aber ein Bacchanale bis in die tiefe Nacht feierte. Der dortige Landedelmann nahm mich zum Nachtlager in seine gastliche Wohnung, die mir jedoch des andern Morgens einiges

Grauen einflößte, als ich in einem benachbarten Zimmer eine ganze Heerde flachsspinnender leibeigener Mädchen mit wilden Haaren und in barfußem Zustande bei ihrer Flachsarbeit erblickte. Der nächste Weg führte mich in einer neu angekauften Britschka in die kurz vorher durch die Belagerung des Jahres 1812 und hierauf durch den starken, über die Düna eindringenden Eisgang stark mitgenommene Handelsstadt Riga. Ich fand dort bei einem Kaufmann, an welchem mich Baron Rall empfohlen hatte, Alles in Waaren, Kleidung und Sitten anglisirt, und eine so große Theuerung, daß ich die Einladung des schon oben erwähnten, mir von Kassel und Göttingen her wohlbekannten Freundes, Broße (Bruder eines talentvollen Schriftstellers, der Prediger zu Dünamünde war), keineswegs ausschlug. Er hatte nach mühseligem Dienste in den uralischen Bergwerken sich zum Grade eines Majors und zum Director einer Münzbehörde emporgeschwungen, unter deren Leitung so manches von den Kosaken den fliehenden Franzosen, besonders dem prachtvollen Murat abgenommene goldene und silberne Kleinod eingeschmolzen wurde. In Wilna hatte er unter den unglücklichen Flüchtlingen des napoleonischen Heeres, wie oben erwähnt, meinen Bruder, den jetzigen preußischen General, entdeckt und aufs herzlichste bewirthet. Wir unternahmen zusammen eine abendliche Schlittenfahrt nach Dünamünde, die uns beinahe das Leben gekostet hätte. Denn der unvorsichtige Kutscher fuhr uns auf der nicht ganz mit Eis bedeckten Düna, durch den Mondschein verführt, dicht an eine offene Uferstelle, und wir wären unfehlbar mit Schlitten und Pferden in den tiefen Strom hineingestürzt, wenn ich nicht, zur rechten Zeit wachsam und aufgeschreckt, das Signal zum Rückzuge gegeben hätte. Vor meiner

Abreise erfreute ich mich noch der Bekanntschaft eines trefflichen Gelehrten, des Generalsuperintendenten Sontag, der mir die an handschriftlichen Seltenheiten (besonders einem Manuscript über die Religion der Parsen) reiche Dombibliothek und eine seit der Belagerung Peter des Großen wohlbewahrte Bombe zeigte.

Mietau, die alte Residenz der Herzoge von Kurland (vom Hause Kettler), wo ich zwei Tage verweilte, interessirte mich wegen der nahen Beziehung, in welcher diese Fürsten sowol durch ihre reformirte Religion, als durch Heirathsverbindung mit Hessen-Kassel, wie mit Brandenburg, gestanden hatten.

Meine historische Wißbegierde wurde übrigens an Ort und Stelle schlecht befriedigt. Denn der mir empfohlene Lehrer des akademischen Gymnasiums unterhielt mich, bei einem sonst durch die Gegenwart seiner hochgebildeten Gattin recht angenehmen Thee, mit der Vorlesung seiner neuesten Uebersetzung des Sophokles! Von nun an durchfuhr ich auf der sandigen Meeresküste über Polangen, die russische Grenzstätte, bis Memel und Königsberg, die schon im hohen Alterthum berühmte Bernsteinküste. Aber es waren weder die Phönizier, das hochgebildete älteste Handelsvolk der Welt, noch das von ihnen so emsig gesuchte, zum Schmuck und zu Kunstwerken verwendete und dem Golde] gleich geschätzte Elektron, noch das sinnreiche Bild der griechischen Mythologie, wonach die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaeton, am Eridanus, vom Sonnengotte erwärmt, dieses kostbare Baumharz ausgeschwitzt und in das Meer getröpfelt haben, was jetzt meine Phantasie beschäftigte.

Das dumpfe Gebrause des tobenden Meeres, die von den Seemöven durchflatterten Felsenriffe, die damals

ganz gefährliche Strandfahrt über das kurische Haff, wo meine Britschka durch das oberste dünne Eis plötzlich auf einen zweiten festern Boden heruntersank, verleidete mir jede romantische Betrachtung, und die an der Küste von Polangen aufbewahrten Schiffswracke, worunter sich der kolossale, bunt gemalte hölzerne Kopf eines Steuerruders in Gestalt eines Götzenbildes auszeichnete, erinnerten mich abermals an die Gräuel jenes barbarischen, ehemals durch abergläubische Gebete und Menschenopfer ersehnten Strandrechts.

In Königsberg warf ich mich, zum ersten mal nach langer Entbehrung, in ein warmes Federbett, welches ein mit mir in demselben Gasthof eingekehrter Russe für das erste wahre Kennzeichen deutscher Grenze und Sitte erklärte.

Ich hatte zuerst dem berühmten August von Kotzebue einen Besuch abzustatten, der sich, als russischer Generalconsul, mit der größten Freundlichkeit zur Besorgung meiner noch rückständigen russischen Angelegenheiten erbot, und mir bei einer Tasse Chocolade seine frühern russischen Schicksale mittheilte. Er hatte nämlich seine erste Laufbahn in Petersburg dem oben erwähnten General Bauer, der ihn auch in seinem Testamente der Kaiserin Katharina empfahl, als dessen Secretär und Stellvertreter in der Aufsicht des deutschen Theaters, zu verdanken, und dort den Grundstein zu seinen dramatischen Werken und Liebhabereien gelegt. Ich begleitete ihn in das großartige königsberger Theater, dessen Zierde, eine feingebildete Schauspielerin (Madame Feddersen), der Gegenstand seiner persönlichen Verehrung war. Ich hatte damals noch keine Ahnung von der antiliberalen, inquisitorischen Rolle, welche ihn späterhin dem aufgeregten Deutschland zur Zielscheibe eines patriotisch-

fanatischen Meuchelmordes machte. Mein beständiger Cicerone unter den königsberger Professoren war der dienstfertige, sprachgelehrte Vater, Verfasser einer guten russischen Grammatik (wenn er gleich, von dem Großfürsten Michael in russischer Sprache angeredet, deshalb in große Verlegenheit gerieth) und, nach Adelung, Herausgeber eines alle Sprachsysteme der bewohnten Erde nach der Grundlage des Vaterunsers verzeichnenden polyglottischen Werkes. Er hatte im Jahre 1809 meine Völker des Kaukasus in sein ethnographisches Archiv aufgenommen, und ich theilte ihm meine neuesten, in der Nähe des schwarzen Meeres gesammelten Nachrichten mit, welche nunmehr wol seit den autoptischen Nachrichten Eichwald's, Koch's, Dubois de Montpereux', Bodenstedt's u. A. ziemlich werthlos geworden sind. Vater, der damals als Censor im europäischen Norden zu Dorpat einen Sohn, zu Petersburg einen Geist zu Collegen hatte, hegte noch große kosmopolitische und wissenschaftliche Hoffnungen von der Wirksamkeit der Universität Charkow und von meinem fortgesetzten Einfluß auf dieselbe; er ersuchte mich, dorthin den Orientalisten Freytag, sowie für die classische Philologie einen als Uebersetzer Nestor's, des ältesten russischen Annalisten, bekannten Dr. Müller, der mich im Jahre 1810 mit Dobrowsky in Prag besucht hatte, zu empfehlen. Ich theilte ihm aber die Briefe meiner in Charkow zurückgelassenen Collegen mit, aus denen hervorging, daß seit dem Aufschwung des russischen Nationalstolzes man dort einen ganz andern Weg der Selbstgenügsamkeit und der Verachtung deutscher Gelehrsamkeit eingeschlagen habe. Hierbei beruhigte sich auch Struve (Gymnasialdirector zu Königsberg, Bruder des berühmten Astronomen), der früher, zu gleicher Zeit mit Littrow in Kasan, den Ein-

fall gehabt hatte, nach Charkow überzusiedeln, und sich deshalb an mich wandte.

Die langweilige und sieben Tage und Nächte dauernde Postfahrt von Königsberg bis Berlin, in einem stets rasselnden, übervoll besetzten Kasten, über schauderhafte, wie man mir sagte, nach einem strategischen Dessin Friedrich's des Großen absichtlich schlecht unterhaltene Landstraßen war besonders für Reisende, die soeben Rußland durchflogen hatten, eine harte Geduldsprobe. Hierzu gesellte sich noch die unbarmherzige Gleichgiltigkeit, welche die mit den stark und warm speisenden Postillonen fraternisirenden Gastwirthe gegen die Bedürfnisse unseres Magens bewiesen.

Wir hatten auch gleich anfangs eine sehr gefährliche Ueberfahrt über die breite, gerade jetzt (gegen Ende des Monats März) aufthauende Weichsel zu bestehen, indem das breite Floß, worauf wir, unter Aufsicht eines berittenen Postmeisters, abgesetzt wurden, mehrere Stunden hindurch zwischen den der Ostsee zueilenden Eisschollen in äußerster Gefahr laviren mußte. Meine Reisegesellschaft bestand aus einer Menge junger, übermüthiger, frivole Lieder singender preußischer Officiere, welche voll patriotischen Ehrgeizes der Hauptstadt und ihren Standorten zueilten und mitunter nicht verhehlten, daß es ihr innigster Wunsch sei, in dem erneuten Kriege gegen Napoleon sich das von Allen ersehnte Eiserne Kreuz zu erwerben.

Ich hielt mich nur so lange in Berlin auf, um den russischen Gesandten Alopäus besuchen und meine Bekanntschaft mit dem großen Philologen Wolf erneuern zu können. Damals war von der nach Frankreich abgeführten, noch nicht zurückgekehrten Victoria des brandenburgischen Thores noch der eiserne Stachel übrig.

Wolf benutzte diese Pointe zur Aufreizung des preußischen Patriotismus in einem mir mitgetheilten lateinischen Epigramm, welches freilich von seiner frühern, nach dem Tilsiter Frieden schnell improvisirten Dedication seines Homer an Jerome Napoleon gewaltig abstach. Ich lernte auch den trefflichen scandinavischen Geschichtschreiber Rühs kennen, der mich in meinem Entschluß, zur Historie überzugehen, durch die aus eigener Erfahrung gezogene Bemerkung bestärkte, daß die Philologie die beste Basis aller historischen Wissenschaften sei.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Braunschweig und Göttingen, wo ich meines unvergeßlichen Lehrers Heyne Grabstätte besuchte, traf ich im Monat April in Kassel bei meinen lieben, mich herzlich empfangenden, aber über meine außerordentliche Magerkeit erstaunten Verwandten ein. Mein Vater war jetzt als Generalsuperintendent an der Spitze der hessischen Geistlichkeit, mein ältester Bruder als Geheimer Referendar des zurückgekehrten Kurfürsten in vollster Thätigkeit, und es war nicht schwer, schon unter dem 2. Juni eine Berufung als Professor der Geschichte an der Landesuniversität an Wachler's Stelle zu erhalten. Der Kurfürst erkundigte sich angelegentlich nach der Stimmung des russischen Adels für den Kaiser Alexander, den er bei seiner Durchreise durch Hanau persönlich hatte kennen lernen, und von dem er schon damals vermuthete, daß er durch seine Hinneigung zur französischen Bildung und durch seine allzu häufigen ausländischen Reisen die altrussische Nationalpartei gegen sich aufbringen würde. Er erzählte mir auch, wie er in Wien bei Metternich mit der Gemahlin desselben Fürsten Kallimachi zusammengetroffen sei, dessen ich oben als meines lateinischen Schülers während seiner Gefangenschaft erwähnt habe. Ich lud

jetzt meine in Petersburg bei ihrer Jugendfreundin, der Gräfin Lambert, lebende Frau noch einmal ein, mir nach Deutschland zu folgen; erhielt aber nachher von ihr die Erklärung, daß sie, wegen der Verschiedenheit unserer Charaktere und ihrer Anhänglichkeit an ihr Vaterland, zurückbleiben wolle, und eine förmliche russisch und deutsch abgefaßte Vollmacht zu einer gesetzlichen Ehescheidung ($\frac{16.}{28.}$ Nov. 1815). Dabei lag ein freundliches Abschiedsbillet, worin sie mich unter Anderm ersuchte, so oft mir auf dem mir mitgegebenen Präsentirteller (Podnoss) eine Tasse Kaffee überreicht würde, ihrer herzlich zu gedenken. Ein nach ihrem Vorschlag durch den Staatsrath Jacob, unsern Vermittler, gemachter Versuch, durch die russische höchste Synode geschieden zu werden, scheiterte an den bekannten unveränderlichen Grundsätzen der griechischen Kirche. Der Kurfürst übernahm es daher, „aus landesherrlicher Macht und oberstbischöflicher Gewalt" auf den Grund obiger Erklärung und in Betracht der Kinderlosigkeit dieser Ehe, mich zu scheiden (1816, 22. Juli). Ich erfuhr erst lange nachher, daß Margaretha Iwanowna, nach Empfang dieser Scheidungsakte, Petersburg verlassen, ein ganz pietistisches und klosterartiges Leben in ihrer Heimat geführt und im Jahre 1833 ihre Ruhestätte in Konstantinograd gefunden habe.

Im August 1815 empfing ich durch die Universität Charkow meinen Abschied aus dem russischen Staatsdienste mit dem Verzeichniß meiner geleisteten Dienste und, kraft Auftrags des Ministers, mit der Zusage einer Ehrenbelohnung. Rasumowsky fiel aber bald nachher in Ungnade, und sein mir unbekannter, von mir nicht sollicitirter Nachfolger, der Fürst Gallizin, den ich, nach fast zweijährigem Stillschweigen, endlich um Auskunft

bat, begnügte sich, mir zu melden, daß der Kaiser, weil ich zu kurze Zeit in russischen Diensten gestanden habe (nicht völlig fünf Jahre), den Antrag seines Vorgängers nicht genehmigt habe. Bald nachher sandte mir Graf Nesselrode, im Auftrage des Kaisers, einen kostbaren Brillantring, dem hessischen Gesandten, General von Ochs, schreibend: à cause des bons sentimens qu'il a témoigné pendant son séjour en Russie.

Miscellen.

1. Jakob Andreä.

Als Jakob Andreä (geb. zu Waiblingen 1528), der als Kanzler zu Tübingen starb (7. Jan. 1590) und bekanntlich zu den Mitverfassern der Concordienformel gehörte, noch als Diakonus zu Tübingen in dürftigen Umständen lebte, wurde er mit seiner Frau und einigen Kindern von einer damals grassirenden Seuche befallen. Der berühmte tübinger Arzt Leonhard Fuchs [1]) besuchte sie und fand die dürftige und jammernde Schaar auf Bänken und dem Boden verstreut, überall die Zeichen des äußersten Mangels bietend. Sofort brach er in einen Strom von mit den heftigsten Gebehrden begleiteten Flüchen und Verwünschungen aus. Andreä zitterte und bat ihn, sich doch einer Familie zu erbarmen, die seine Hilfe und nicht sein Zanken bedürfe. „Darum also", entgegnete Fuchs, „fürchten sich die Schurken und schelmischen Mönche und Pfaffen so sehr vor dem Heirathen und pflegen der Wollust ohne Gefahr, damit sie nicht nöthig haben, sich dieser harten Kreuzübung eines Christen zu unterwerfen! Aber es soll sie dieser und jener! Euch Unglückliche aber rette und erhalte Christus, der unter Euch ist,

1) Geb. 1501 zu Wemdingen in Schwaben, wo er anfangs Schullehrer war, 1521 Professor der Medicin in Ingolstadt, wo er, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Ansbach, bis 1535 blieb, dann in Tübingen, Vertreter der hippokratischen Methode, Botaniker, von Karl V. geadelt, † 1565.

lebt, regiert, wohnt! Ja dieses ist Gottes Haus, das er so heimsucht, und würdig, daß alle Rechtschaffene herbeieilen und helfen." Darauf wendete er sich zu den Kranken, pflegte sie liebevoll, verschaffte ihnen Unterstützung und stellte sie her.

Derselbe Jakob Andreä predigte einmal, in viel spätern Jahren, als er längst zu hohen Würden gelangt war, zu Jebenhausen, wo er den Sauerbrunnen trank, vor der dasigen Gemeinde, ohne sich auf die Predigt, zu der man ihn durch Bitten bewogen hatte, vorbereitet zu haben. Sein Sohn Johann (geb. 2. Mai 1554, † 9. Aug. 1601), Pfarrer zu Herrenberg, war zugegen, ward vom Vater gefragt, was er von der Predigt halte, und antwortete lobend. Der Alte aber zürnte und sprach: „Schämst du dich nicht, so zu reden? Hast du meine Angst, meine Unentschlossenheit nicht bemerkt? nicht, wie ich fast von der Kanzel stürzen wollte? Ich, so viele Jahre lang Doctor, der ich so vielen Conventen und Collegien beiwohnte, vor so vielen vornehmen Männern mich hören ließ, mich so unzählige Male in der Gesellschaft von Gelehrten und Standespersonen befunden habe, bin einer Ohnmacht und Betäubung nie näher gewesen, als hier bei diesen Bäuerchen. So sehr hat mich die göttliche Gnade verlassen, daß ich diesen gemeinen Haufen verachtete, als bedürfe es bei ihm keiner besondern Vorbereitung! Du, mein Sohn! hüte dich, und werde durch mein Beispiel klug; predige nie vor dem Volke Christi ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet, sondern verrichte mit Achtung vor dem Haupte und den Gliedern ängstlich und vorsichtig dein Amt. Sonst wirst du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beinahe ergangen wäre."

Als junger Geistlicher wurde Jakob Andreä einmal zu einem Uebelthäter, der wegen vieler Mordthaten zum Tode verdammt war, als geistlicher Trost berufen und an einem Seile in das tiefe Gefängniß hinuntergelassen. Nach mancherlei Gesprächen kam er auf die göttliche Vorsehung zu reden, nach deren Willen jener Mensch jetzt dem Tode ge-

weiht sei. Bei diesen Worten sah sich der Missethäter mit trotzigem Blicke in dem Kerker um und sagte drohend: „Wie wenn ich dir jetzt den Hals bräche, wäre das auch göttliche Vorsehung?" Andreä erschrak, faßte sich aber mit Gott und antwortete ruhig: „Wenn es geschehe, müßte man es der göttlichen Vorsehung zuschreiben; allein daß es geschieht, und daß Gott es dir erlauben wird, glaube ich keinesweges." In der That legte der Verurtheilte keine Hand an ihn.

---

2. Penn und die Falkensteine.

Auf der Quäkermissionsreise, welche William Penn, mit Fox, Barclay und Georg Keith um 1677 zunächst nach Holland machte, und die er mit dem Letztgenannten auch in die nächstgelegenen deutschen Lande ausdehnte, kam er auch nach Duisburg und erkundigte sich hier bei Dr. Mästricht, an den er empfohlen war, nach einer jungen Gräfin von Falkenstein und Broich, die ihm von der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz [1]), als er Letztere in Herford besuchte, als eine frommgesinnte Person geschildert worden war. Dr. Mästricht machte ihnen Hoffnung, daß sie dieselbe, da es Sonntag sei, im Hause eines Geistlichen in Mühlheim treffen würden. Vor dem Grafen aber möchten sie sich in Acht nehmen, da derselbe die religiöse Richtung seiner Tochter ungern vermerke. Als sie auf dem Wege nach Mühlheim von dem Schullehrer Heinrich Schmidt erfuhren, daß die Gräfin schon wieder zurück sei, übergaben sie diesem das ihnen von Dr. Mästricht mitgegebene Schreiben an die Gräfin und warteten am Gartenthore auf Antwort. Diese erfolgte nach einer Stunde dahin, daß die Gräfin sehr wünsche, sie

---

1) Geb. 26. Dec. 1618, Aebtissin zu Herford, † 11. Febr. 1680. Sie war eine Tochter Friedrich's V., des sogenannten Winterkönigs von Böhmen, und der Elisabeth Stuart.

zu sehen, aber von ihrem Vater streng bewacht werde. Das beste würde sein, wenn sie zu dem Geistlichen gingen. Sie verhandelten noch darüber, als der Graf mit Gefolge aus dem Schlosse trat, sie fragen ließ, wer sie seien, woher sie kämen und wohin sie wollten, und diese Fragen, bevor er die Antwort erhalten, selbst an sie richtete. Als Penn bei seiner Erwiderung den Hut aufbehielt, ward er deshalb von einem Begleiter des Grafen, wie sehr natürlich, heftig angelassen, und als er sich darauf berief, daß sie selbst vor ihrem Fürsten, der ein großer König sei, das Haupt nicht entblößten, sondern allein vor Gott, befahl ihnen der Graf, sofort sein Land zu verlassen und ließ sie mit militärischer Begleitung über die Grenze schaffen. Sie waren an einen großen Wald gebracht worden, verirrten sich, kamen zu spät nach Duisburg und mußten die Nacht auf offenem Felde zubringen. Mästricht wünschte ihnen Glück, daß sie nicht mit Hunden gehetzt oder durchgeprügelt worden seien. Penn schrieb an den Grafen einen höflichen, aber zurechtweisenden Brief, an die Gräfin, die ihnen durch einen Pagen eine mündliche Mittheilung zukommen ließ, eine tröstende Antwort und reiste nach Amsterdam zurück [1]). — Der Graf, mit dem ihm dieses Abenteuer begegnete, und der vielleicht weniger an dem Mangel an Ehrerbietung gegen ihn Anstoß genommen, als den Verdacht geschöpft hat, daß das eben solche Leute seien, vor deren Gemeinschaft er seine Tochter zu behüten wünschte, war der Th. IV, S. 256 ff. geschilderte Graf Wilhelm Wirich von Falkenstein, welcher bald darauf (1682), der letzte seines Geschlechts, hinüberging, und die frommgesinnte Gräfin, welche die Sonntage bei dem Geistlichen in Mühlheim zuzubringen liebte, wird wol dieselbe Charlotte Auguste gewesen sein, welche sich (a. a. O. S. 263) mit dem Prediger der reformirten Gemeinde zu Mühlheim, Arnold Sibel, verheirathete.

---

1) Bunsen, William Penn (Leipzig, 1854), S. 88—89.

Nachträge und Berichtigungen.

Als der Aufsatz über Keppler bereits gedruckt war, kamen uns, als literarische Neuigkeit, die „Streifzüge im Gebiete der Geschichte und Sage des Landes ob der Enns" von Dr. Franz Isidor Proschko (Leipzig 1854) zu Gesichte. Dieselben enthalten u. A. einen Aufsatz, welcher Keppler's Aufenthalt in Linz, nach Originalquellen aus dem ständischen und Museal-Archive in Linz, behandelt. Derselbe gibt einen flüchtigen und nicht in allen Punkten correcten Ueberblick über Keppler's Leben überhaupt, dann aber höchst schätzenswerthe Mittheilungen zahlreicher Eingaben Keppler's und ständischer Resolutionen darauf. Sie bestätigen die große Liberalität, mit welcher Keppler während seines Aufenthaltes in Linz behandelt worden, und die im Ganzen günstige Lage, deren er sich damals erfreute. Als neue, unsern Aufsatz ergänzende Data heben wir folgende hervor. Keppler bot am 10. Juni 1611 den Ständen des Landes ob der Enns seine Dienste in einem Gesuche an, das a. a. Orte S. 19 ff. vollständig mitgetheilt wird, und erhielt 100 Fl. zur Uebersiedelung. Die Stände übernahmen seine Buchhändlerschulden, im Betrag von 500 Fl., gegen Lieferung von Büchern. Die Frau von Starhemberg, welche seine zweite Gemahlin erzogen hatte, war Elisabeth geb. Ungnad Freiin zu Sonegg. Zur Hochzeit verehrten ihm die Stände ein Trinkgeschirr von 40—50 Fl. an Werth. Er hatte auch an den „Landmappen" zu arbeiten, welches Kartenwerk aber später, seinen Wünschen gemäß, einem Andern

übertragen ward. Seine Foderungen an den Kaiser waren auf die schlesischen Kammergefälle angewiesen, und er mußte dieselben auch in Breslau betreiben. Die Stände verwendeten sich fruchtlos für ihn.

S. 13 in der Anm. lies: Friedrich Ulrich statt: Anton Ulrich

S. 41 über Gronsfeld s. den „Rheinischen Antiquarius" II, IV, 398 ff.

S. 119 und an folg. Stellen lies: von Ilow statt: von Illow

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bülau, Friedrich, 1805-1859

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

Bd.: 5

Leipzig 1854